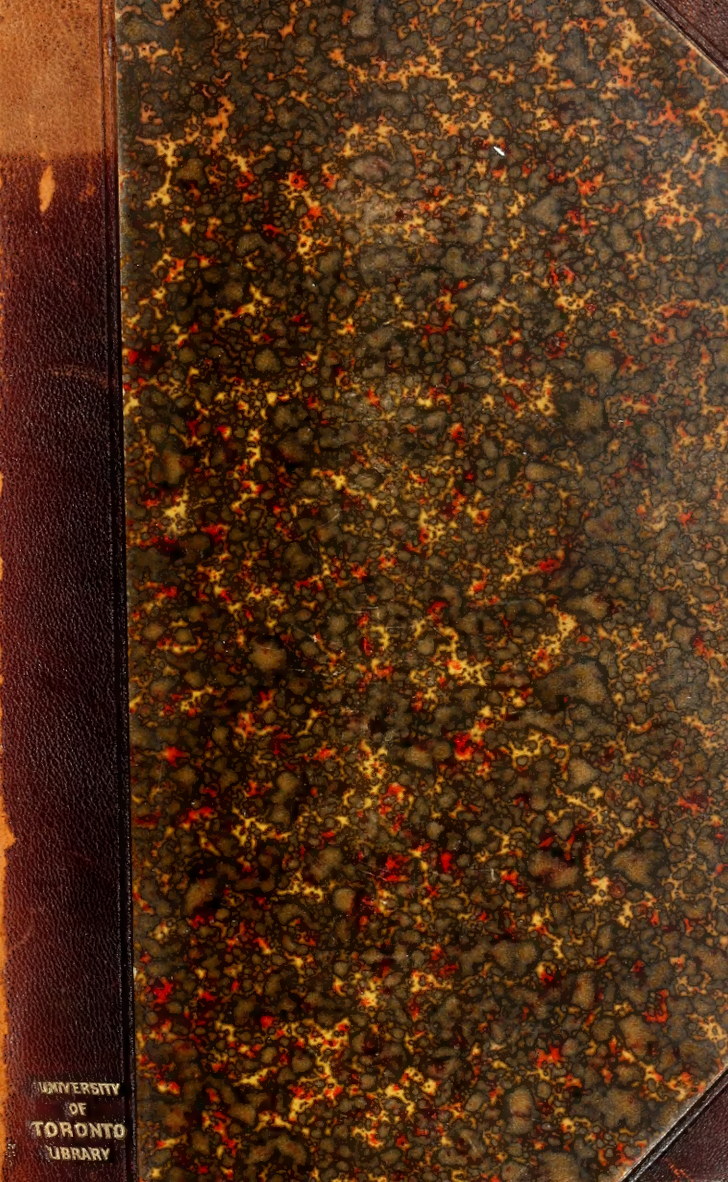

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Geschichte

der

Germanischen Philologie

vorzugsweise in Deutschland

von

Rudolf von Raumer.

AUF VERANLASSUNG
UND MIT
UNTERSTÜTZUNG
SEINER MAJESTÄT
DES KÖNIGS VON BAYERN
MAXIMILIAN II.



HERAUSGEGEBEN
DURCH DIE
HISTORISCHE COMMISSION
BEI DER
KÖNIGL. ACADEMIE DER
WISSENSCHAFTEN.

München, 1870.

R. Oldenbourg.

Vorwort.

Eine Geschichte der germanischen Philologie kann nicht beabsichtigen, nach Art eines Repertoriums alle auf diesem Gebiet erschienenen Schriften zu verzeichnen. Ihre Aufgabe wird vielmehr sein, aus der Masse des Vorhandenen die Erscheinungen hervorzuheben, welche den Entwicklungsgang der Wissenschaft erkennen lassen. Für die bibliographische Seite hat Heinrich Hoffmann's Deutsche Philologie (1836) einen guten Anfang gemacht, für die eigentlich historische Darstellung unsrer ganzen Wissenschaft aber ist noch wenig geschehen. Während ich mit der Ausarbeitung meines Werks beschäftigt war, erschien (1865) W. Scherer's Schrift über Jac. Grimm, und ich freue mich, mit diesem geistvollen Forscher in vielen Punkten übereinzustimmen.

Die Gränze, bis zu welcher ich meine Geschichte fortführe, bilden die älteren Schüler Lachmann's. Das letzte Kapitel, so wie Alles, was in den früheren über jene Gränze hinausgreift, bitte ich deshalb nur als eine unvermeidliche Dreingabe zu betrachten.

Ich würde außer Stande gewesen sein, dies Buch zu schreiben, wenn ich nicht von den Vorstehern einiger der größten Bibliotheken in freundlichster Weise unterstützt worden wäre. Ich sage hier vor allen meinen wärmsten Dank dem Herrn Director Halm, der mir in liberalster Weise die Benützung der königlichen Hof- und Staatsbibliothek in München ermöglichte. Ebenso bin ich den Herren Hofrath Hoeck und Professor Schweiger für die zuvorkommende Weise, in der sie mir den Gebrauch der Göttinger Bibliothek gestatteten, und dem Herrn Geh. Rath Pertz für die freundlichen Mittheilungen aus der königlichen Bibliothek zu Berlin dankbar verpflichtet. Die

Bibliothek des unter Essenwein's und Frommann's Leitung sich kräftig entwickelnden Germanischen Museums stand mir durch Frommann's bekannte Gefälligkeit zu Gebote.

Der Druck meines Werkes nahte seiner Vollendung, als plötzlich unsrem Vaterland von Frankreich der Krieg aufgedrungen wurde. Die herrlichen deutschen Siege, durch deutsche Einigkeit, Tapferkeit und Einsicht unter Gottes Beistand errungen, zeugen dafür, daß unser Volk noch in voller Kraft steht. Gott wolle unsre Waffen ferner segnen! Und möge dann in einem Friedensschluß, der den glänzenden Thaten unsres Heeres entspricht, das nachgeholt werden, was man 1814 und 1815 versäumt hat!

Erlangen am 22. August 1870.

Rudolf von Raumer.

Inhalt.

Verbesserungen.

S. 32, Z. 10 lies sah sich. — S. 133, Z. 30 l. Joscelin — S. 215, Z. 13 l. Im J. 1659 erschien dieser Nomenclator zum letzten mal. (Vgl. Lisch in den Jahrbb. des Vereins für meklenb. Gesch. 23, 139). — Eb. Z. 30 l. Johann. — S. 323, Z. 10 l. 1815. — S. 327, Z. 26 l. das Nibelungenlied. — S. 334 ist die Anm. zu streichen. — S. 118, Z. 8 l. selbst unsern — S. 589, Z. 26 l. bibliographischen.

Erstes Buch.

Die Anfänge der germanischen Philologie bis zum Jahre 1665.

Erstes Kapitel.

Einleitung.

Der Gegenstand dieses Werkes ist die Geschichte der germanischen Philologie. Das Wort Philologie wird aber in einer doppelten Bedeutung gebraucht, einer weiteren und einer engeren. Im weiteren Sinn ist die Philologie die Wissenschaft von den gesammten Lebensäußerungen eines Volkes; im engeren beschränkt sie sich auf die Erforschung der Sprache und Literatur. In diesem zweiten Sinn nehmen wir das Wort in unserer Geschichte der germanischen Philologie. Nicht als wollten wir den Philologen von der Kenntniß dessen ausschließen, was ein Volk auf allen übrigen Gebieten geleistet hat. Vielmehr fordert ein gründliches Studium der Sprache und der Literatur, daß der Philolog sich auch mit der politischen Geschichte, mit der Entwicklung der bildenden Künste und der Musik, mit der ganzen Kulturgeschichte des Volkes nach Kräften bekannt mache. Auch wir werden hin und wieder einen Blick auf diese benachbarten Gebiete werfen. Aber unsere eigentliche Aufgabe ist die Geschichte dessen, was die Deutschen für die Erforschung der germanischen Sprachen und Literaturen geleistet haben.

Bei dem engen Zusammenhang der ganzen europäischen Bildung und der ununterbrochenen Wechselwirkung, welche die wissenschaftlichen Leistungen des einen Volkes auf die des anderen ausüben, läßt sich die Entwicklung der Wissenschaft bei einem einzelnen Volke nicht darstellen, ohne auf das Rücksicht zu nehmen, was andere Völker auf demselben Gebiet hervorgebracht haben. Wir werden deshalb auch die Entwicklung der germanischen Philologie bei den Niederländern, Engländern und Skandinaviern in unseren Bereich ziehen, jedoch nicht, um eine vollständige Geschichte unserer Wissenschaft bei jenen Völkern zu geben, sondern nur zu dem Zweck, um darzustellen, welchen Einfluß die dort gewonnenen Ergebnisse auf den Gang der Wissenschaft in Deutschland gehabt haben.

Die Geschichte der germanischen Philologie in Deutschland scheidet sich in vier Perioden. Die erste beginnt mit dem Wiederaufleben der altklassischen Studien und erstreckt sich vom Ende des 15. bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts. Der Anfang der zweiten Periode ist bezeichnet durch die Herausgabe des Codex argenteus und die hiemit angebahnte Einführung des Gothischen in den Kreis der germanistischen Forschung. Die dritte Periode bildet die Hinwendung der Romantiker zur deutschen Vorzeit und die Umgestaltung der romantischen Bestrebungen durch die früheren Arbeiten der Brüder Grimm. Endlich die vierte Periode wird begründet durch das Erscheinen von Jakob Grimm's deutscher Grammatik und erstreckt sich bis auf die Gegenwart.

Die erste Periode, vom Ende des 15. Jahrhunderts bis zum Jahr 1665, ist eine Zeit der Anfänge, Vorbereitungen und Versuche. Ohne daß schon ein bestimmtes Ziel mit vollem Bewußtsein und klarer Einsicht in die Mittel verfolgt wird, sehen wir allmählich die deutsche Sprach- und Alterthumsforschung sich aus den älteren Zweigen der Wissenschaft herausbilden. Von sehr verschiedenen Punkten aus entspinnen sich die Anfänge der neuen Wissenschaft. Das Studium des klassischen Alterthums eröffnet zugleich den Blick in die ursprünglichen Zustände der germanischen Völker, wie sie den Römern zur Zeit des Cäsar und Tacitus entgegentraten. Von einer ganz anderen Seite her bahnt sich die Betrach-

tung der deutschen Sprache an. Die allmähliche Entstehung und Ausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache ruft das Bedürfniß grammatischer Festsetzungen hervor. Es entsteht eine Reihe praktischer Grammatiken der deutschen Sprache zum Gebrauch der Schulen und aller derer, die sich eines regelrechten deutschen Ausdrucks bedienen wollen. Schon früher treten wörterbuchartige Sammlungen hervor, zu sehr verschiedenen Zwecken unternommen. Auch auf die alten Quellen der deutschen Sprache richtet sich sehr bald das Augenmerk der Gelehrten. Manches davon wird bereits im 16. Jahrhundert durch den Druck veröffentlicht. Anfänglich sind es nicht deutsch-philologische Zwecke, die man dabei verfolgt, sondern überwiegend theologische. Aber schon vor dem Ablauf dieser ersten Periode werden wir auch die linguistisch-philologische Seite bei der Veröffentlichung altdeutscher Sprachdenkmäler hervortreten sehen. Endlich begegnen uns auch schon sehr früh Versuche, in die ältesten Sprachzustände der germanischen Völker einzudringen, anfangs freilich mit der Verwegenheit unternommen, die sich überall da findet, wo man noch keine Ahnung von der Schwierigkeit der Probleme hat und deswegen sein hoch gestecktes Ziel fast immer verfehlt. Aber je mehr sich die Kenntnisse vertiefen, um so richtiger lernt man seine Kräfte schätzen, und so werden wir auch in dieser ersten Periode schon manchen achtungswerthen Versuch kennen lernen, in den geschichtlichen Zusammenhang der sprachlichen Erscheinungen einzudringen. Aber so sehr wir dem redlichen Streben seine Ehre lassen wollen, so bleibt doch in dieser ersten Periode Alles nur tastender Versuch. Als Vorbereitung für die künftige Wissenschaft, als Ahnungen dessen, was später entdeckt und bewiesen werden sollte, sind die Arbeiten jener Zeit nicht ohne Interesse. Aber von einer sicheren Grundlage, auf welcher die Wissenschaft stätig hätte fortbauen können, ist noch kaum die Rede.

Zweites Kapitel.

Die Anfänge der deutschen Alterthumsforschung im Reformationszeitalter.

Unter den Ereignissen, welche den Beginn der neueren Zeit bezeichnen, sind es vorzugsweise drei, die in nächster Beziehung zu den Anfängen der germanischen Philologie stehen: Die Wiederbelebung des klassischen Alterthums, die Reformation der Kirche und die Erfindung der Buchdruckerkunst. Bei der großen Umwandlung, welche die deutsche Literatur am Ausgang des Mittelalters und im Beginn der neueren Zeit erfährt, ergreift die neu erfundene Kunst des Bücherdrucks auch noch einen Theil unserer mittelalterlichen deutschen Poesie. Wolfram's Parzival wird im Jahr 1477 gedruckt und um dieselbe Zeit auch der jüngere Titurel und das Heldenbuch. Aber Parzival und Titurel werden vergessen, und nur das deutsche Heldenbuch erhält sich und erlebt bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts noch fünf Ausgaben [1]. Und auch hier wieder ist es gewiß nicht zufällig, daß nicht die bei weitem edelsten und schönsten Dichtungen des deutschen Sagenkreises: Nibelungen und Gudrun, durch den Druck veröffentlicht und in der Gunst des Volkes erhalten werden, sondern der Wolfdietrich und die anderen Dichtungen des Heldenbuchs. Gerade die derbere, von ritterlicher Weise weniger berührte Art dieser Dichtungen stimmte mehr zu dem Ton des Volkslieds jener Zeit. Fragen wir, was sich außerdem von der mittelalterlichen Dichtung unmittelbar in die neuere Zeit hinübergerettet hat, so ist es das Spruchgedicht des Freidank und vor allen der Reineke Fuchs. Das erstere erlebt im Lauf des 16. Jahrhunderts acht Ausgaben [2], der letztere wird vom Jahr 1498 bis zum Jahr 1666 mehr als siebzehnmal in niederdeutscher [3],

1) Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung 1859, S. 83. — 2) Goedeke a. a. O. S. 142 fg. — 3) Ebend. S. 107.

sechzehnmal in hochdeutscher Sprache [1]) gedruckt. Alle diese Angaben bezeugen uns, daß ein Theil der mittelalterlichen deutschen Dichtung sich auch in die neuere Zeit fortpflanzte. Aber man würde irren, wenn man in diesen Ausgaben altdeutscher Dichtungen den Anfang der deutschen Philologie sehen wollte. Sie beweisen vielmehr nichts, als daß jene Dichtungen wirklich bis in die neuere Zeit hinein noch fortlebten. Denn nur das, was in den Kreis der damaligen Vorstellungen und Empfindungen noch paßte, eignete man sich auf diese Weise an, und weit entfernt, die alten Dichtungen als Zeugnisse einer vergangenen Zeit in ihrer ursprünglichen Form aufzubewahren, näherte man sie vielmehr möglichst der Sprache der Gegenwart an, so daß sie einen Theil der noch lebenden Literatur bilden. Die Anfänge der germanischen Philologie dagegen werden wir auf anderen Gebieten zu suchen haben.

Die Wiederbelebung des klassischen Alterthums und die deutsche Alterthumsforschung.

Schon oft hat man auf eine wesentliche Verschiedenheit zwischen der Wiederbelebung des klassischen Alterthums in Italien und in Deutschland hingewiesen. Man fand diese Verschiedenheit mit Recht darin, daß sich in Deutschland mit der Wiederbelebung des klassischen Alterthums die Richtung auf das vollere Verständniß und die unmittelbare Aneignung der Bibel und auf die Erneuerung der Kirche verband, während in Italien dies biblisch christliche Element den meisten Vertretern des Humanismus sehr fern liegt und nur in ganz vereinzelten Erscheinungen zu Tage tritt. Neben diesem schon oft besprochenen Unterschied aber gibt es einen zweiten, der bisher noch nicht genug hervorgehoben worden ist. Als die antiken Klassiker im 14. und 15. Jahrhundert in Italien ihre Auferstehung feierten, betrachteten sich die Italiener als die geraden Nachkommen der alten Römer. Sie sahen die Werke der großen Alten als einen Theil ihrer eigenen Literatur an, der nur durch die Ungunst der Zeiten in Vergessenheit gerathen war, und behandelten die Thaten

1) Ebend. S. 292.

der antiken Römer als die ruhmreichste Seite ihrer eigenen Geschichte. Italien mit seiner antiken römischen und seiner neuen humanistischen Bildung stand ihnen im Mittelpunkt der Welt; die anderen Völker, zumal die germanischen, galten für Barbaren. Selbst die Verehrung gegen die neu erwachten Griechen änderte an dieser Grundstimmung nichts. Hatte doch die Periode des alten Römerthums, an die man sich zunächst anschloß, die Zeit des Cicero und Cäsar, des Vergil und Horaz, bereits die griechischen Vorbilder in Saft und Blut aufgenommen. So erschienen sie als ein Bestandtheil der altrömischen Bildung und mußten mit dieser zugleich ihre Auferstehung feiern.

Gleich der erste und größte unter den Wiedererweckern des klassischen Alterthums in Italien, Francesco Petrarca, liefert uns die Züge zu diesem Bilde des italienischen Humanismus. Rom und Italien füllen sein ganzes Sinnen und Denken. Nicht fremde Vorbilder sind ihm die Alten, sondern die Größten unter seinen eigenen Landsleuten. Seine Begeisterung für die antiken Klassiker und sein italienischer Patriotismus fallen in Eins zusammen. Wie den alten Römern, so stehen auch den neuen die Barbaren als unwürdige Feinde gegenüber; und wo die Italiener seines Zeitalters hinter ihren Vätern, den Marius und Cäsar, zurückbleiben, da ist das eben nur beklagenswerthe Entartung. Daß dies Zusammenwerfen der neueren Italiener mit den antiken Römern zum guten Theil auf Irrthum beruht, haben wir hier nicht weiter auseinanderzusetzen. Genug, daß Petrarca und mit ihm die übrigen Häupter des italienischen Humanismus in den alten Römern ihre eigenen Väter und in deren Siegen und Großthaten den Ruhm ihres eigenen Volkes erblickten.

Ganz anders stehen die deutschen Humanisten dem antiken Römerthum gegenüber. Auch sie verehren in Cicero und Virgil, in Livius und Horaz die Muster des guten Geschmacks, auch ihnen ist die Kenntniß des Lateinischen und Griechischen die unerläßliche Grundlage der höheren Bildung; aber so sehr sie auch in die Bewunderung des klassischen Alterthums versunken sind, so kann ihnen doch nicht entgehen, daß sie selbst keine Römer sind. Und alle Vorspiegel-

ungen vom Römischen Reich Deutscher Nation, von den lateinischen Musen, die über die Alpen gewandert sind, halfen nicht über die klare Wirklichkeit hinweg, daß man nicht dem alten Römervolke, sondern vielmehr einem Volke angehörte, das einst der erbittertste und gefährlichste Feind der alten Römer war, ja dessen Angriffen zuletzt das römische Reich und scheinbar die ganze alte Kultur erlegen ist. Wir müssen den deutschen Humanisten zu ihrer Ehre nachsagen, daß nicht wenige von ihnen ihre vaterländisch deutsche Stellung dem Römerthum gegenüber richtig würdigten. So sehr sie auch mit Recht den hohen Geist und edlen Geschmack der Alten bewunderten, so eifrig sie trachteten, das Studium der Griechen und Römer nach Deutschland zu verpflanzen, so wenig sind sie geneigt, die Ehre des eigenen Volkes den Römern gegenüber Preis zu geben. Und obwohl ihre Ansichten noch öfters verworren, ihre Schritte unsicher und schwankend sind, so nehmen sie doch den wechselseitigen Beziehungen der Römer und Germanen gegenüber eine ganz andere Stellung ein, als ihre italienischen Fachgenossen. Wo diese nur Stoff zu Klagen über die Niederlagen der Römer oder Schmähungen über die germanischen Barbaren finden, da ergreift den deutschen Humanisten der Stolz auf die Großthaten der eigenen Landsleute. Es gehört aber zu den großartigsten Seiten der klassischen Studien, daß diese selbst den Stoff zu jener Verherrlichung des deutschen Volkes liefern. Nicht nur wird die Vaterlandsliebe durch das Studium der durch und durch patriotischen antiken Literatur genährt, sondern gerade die Erinnerung an die ruhmvolle Urzeit des deutschen Volkes, an seine Sitten und Einrichtungen, seine Helden und Großthaten verdankt man den Aufzeichnungen der Römer. Die Wiedererweckung der antiken Klassiker eröffnete dem deutschen Volke den Blick in eine Vergangenheit, die seit einer Reihe von Jahrhunderten so gut wie vergessen war. In Deutschland selbst hatte die Völkerwanderung des vierten bis sechsten Jahrhunderts die sagenhafte Erinnerung an die älteren Zustände und Thaten ausgelöscht. Ihr Andenken blieb nur durch die Berichte der römischen Gegner erhalten. Aber auch von diesen Berichten waren die wichtigsten seit mehr als einem halben Jahrtausend verschollen, als die

antiken Studien im 15. und 16. Jahrhundert in Deutschland auf blühten [1]. Es war vor allem Tacitus, an welchem sich die Kenntniß der alten Germanen entwickelte und die Bewunderung ihrer Sitten und Thaten entzündete. Und was wußte man am Beginn des 15. Jahrhunderts von Tacitus? Nicht eines seiner Werke war irgend einem der damaligen Gelehrten bekannt. Er konnte für vollständig verloren gelten. Da tauchte zuerst die Handschrift auf, welche in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts Poggius seinem Freunde Niccolo Niccoli nach Florenz heimbrachte. Sie hat uns das 11. bis 16. Buch der Annalen und nicht vollständig die fünf ersten Bücher der Historien erhalten. Erst nach der Mitte des 15. Jahrhunderts wird die Germania wieder entdeckt. Wahrscheinlich ist auch sie nur in einer einzigen Handschrift erhalten worden, die jetzt nicht mehr vorhanden ist, aus welcher aber alle Handschriften und Drucke der Germania mittelbar oder unmittelbar stammen. Kaum ist sie wieder entdeckt, so wird eine große Menge Abschriften von ihr genommen, und die neu erfundene Kunst des Bücherdrucks wird nicht müde, diesen libellus aureus, wie ihn die alten Drucker nennen, durch immer neue Ausgaben zu verbreiten. Um das Jahr 1470 erscheint die erste Ausgabe zu Venedig, durch den deutschen Buchdrucker Vindelinus de Spira besorgt, und bald darauf im Jahr 1473 zwei Ausgaben zu Nürnberg, die ersten dieses für unsre deutsche Alterthumsforschung unschätzbaren Buches in Deutschland [2]. Noch fehlten von dem, was wir jetzt von Tacitus besitzen, die sechs ersten Bücher der Annalen und mit ihnen das herrlichste Zeugniß über den größten Helden unsrer Urzeit, Arminius. Eine einzige Handschrift im deutschen Kloster Corvey hat sie erhalten. Sie ge-

1) Vgl. insbesondere über das Verschollensein von Tacitus Germania die weiter unten angeführte Ausgabe Maßmann's S. 163 fg., und im allgemeinen Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. Berlin 1858, S. 1. — 2) Ueber die Handschriften und Ausgaben der Germania vgl. Germania des C. Corn. Tacitus. Mit den Lesarten sämmtlicher Handschriften und geschichtlichen Untersuchungen über diese und das Buch selbst. Von H. F. Maßmann. Quedlinburg und Leipzig 1847.

langte unter Pabst Leo X nach Rom[1] und wurde durch Philipp Beroaldus im Jahr 1515 zu Rom zum erstenmal herausgegeben.

Die Schriften des Tacitus bilden den Mittelpunkt für das Studium, welches die Gründer des Humanismus in Deutschland unsrer Urzeit zuwenden. Daneben ist es bekanntlich eine ganze Reihe antiker Schriftsteller, die uns Kunde von den ältesten Zuständen und Thaten unsrer Vorfahren gibt. Wir können die Wiederauffindung und Veröffentlichung aller dieser Schriftsteller natürlich hier nicht im Einzelnen verfolgen. Aber versetzen wir uns einmal in die Zeit, in der jene Zeugnisse noch unbekannt waren, und wir werden leicht ermessen, welche Umgestaltung die Kenntniß von dem Urzustand des deutschen Volkes erfahren mußte, als im 15. und 16. Jahrhundert jener Reichthum geschichtlicher Werke zu Tage kam. Von dieser Seite wurde ein Theil unsrer ersten Humanisten zu Studien über das deutsche Alterthum angeregt, und diese Studien bilden die eine von den Wurzeln, aus denen mit der Zeit die Wissenschaft der deutschen Philologie erwachsen ist. In den folgenden Abschnitten werden wir das Gesagte an einer Reihe deutscher Humanisten und ihrer hierher gehörigen Schriften nachweisen.

Als die ersten Regungen einer Wiederbelebung des klassischen Alterthums in Deutschland sich zeigten, stand an der Spitze des Reichs ein Fürst, der für den Aufschwung neuer wissenschaftlicher Bestrebungen nur wenig Sinn hatte. Denn wenn sich auch Kaiser Friedrich III. hin und wieder zu einiger Berücksichtigung wissenschaftlicher Verdienste bestimmen ließ[2], so lag ihm doch ein wahrer Antheil an dem neu erwachten geistigen Leben fern[3]. Ganz anders gestalteten sich die Dinge unter seinem Nachfolger Maximilian I.

1) Vgl. das Schreiben Leo's X vom 1. Dec. 1517, das Bethmann im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1853 Sp. bekannt gemacht hat. — 2) So wurde er zur Dichterkrönung des Conrad Celtis durch Kurfürst Friedrich von Sachsen bestimmt. S. die Belege bei Engelbert Klüpfel, De vita et scriptis Conradi Celtis. P. I. p. 55. — 3) Vgl. Georg Voigt, die Wiederbelebung des classischen Alterthums. Berlin 1859. S. 377.

(1493—1519). Obschon dieser keine sehr sorgfältige Erziehung genossen hatte, machten ihn doch Talent und Neigung zum warmen Freund der Künste und Wissenschaften; und zwar sehen wir ihn einerseits das Aufblühen der klassischen Studien fördern, während er andrerseits der vaterländischen Geschichte mit Liebe zugethan ist. So sind es namentlich die Gelehrten, welche diese beiden Richtungen in ihren Studien verbinden, denen Maximilian seine Neigung und sein Vertrauen schenkt, Männer wie Conrad Celtis, Conrad Peutinger, Wilibald Pirkheimer. Auf der Grenzscheide zweier Zeitalter fördert Maximilian das neu erwachte Studium der antiken Klassiker und fühlt sich zugleich hingezogen zu den ritterlichen Thaten des Mittelalters. Er stiftet an der Universität Wien ein Collegium poeticum ganz im Sinn des neuen Humanismus. Horaz und Cicero, Terenz und Livius werden nun an der Wiener Hochschule behandelt wie früher dort noch nie. Derselbe Kaiser aber ließ mit großem Eifer die Denkmale der deutschen Geschichte, Sprache und Literatur [1]) aufsuchen. Für ihn wurde in den Jahren 1504 bis 1517 [2]) die unschätzbare Handschrift geschrieben, die uns unter Anderem eine der schönsten Perlen mittelhochdeutscher Dichtung: die Gudrun, erhalten hat.

Die deutschen Humanisten zeigen uns gleich von Anfang an die antik klassischen Studien in Verbindung mit der wärmsten Begeisterung für das eigene vaterländische Alterthum. Wir nennen hier zunächst zwei Gelehrte, die sich nicht sowohl durch bedeutende wissenschaftliche Leistungen, als durch ihren rastlosen Eifer für die Ausbreitung der klassischen Studien hervorgethan haben: Jakob Wimpheling und Heinrich Bebel. J a k o b W i m p h e l i n g, geboren zu Schlettstadt im J. 1450, gestorben ebendaselbst 1528, war während seines langen Lebens in den Städten des Elsaß und der benachbarten Gebiete durch Lehre und Schriften für die Förderung

1) Vgl. u. A. Beatus Rhenanus, Rerum Germanicarum libri tres. Basil. 1531, p. 107. — 2) Vgl. Pfeiffer's Germania IX (1864) S. 381—384.

der klassischen Studien thätig[1]). Zugleich aber war er erfüllt von dem regsten Eifer für die Ehre des deutschen Vaterlands. In diesem Sinn bewog er den Sebastian Murro, eine kurze Geschichte der deutschen Großthaten zu schreiben, und als Murro über dieser Arbeit starb, nahm Wimpheling sie selbst in die Hand und vollendete sie (1502[2]) in seiner Epitoma Germanicarum rerum. Er faßt darin Alles zusammen, was an kriegerischen Großthaten, an Tüchtigkeit der Sitte, an Leistungen auf dem Gebiet der Künste und Wissenschaften zum Ruhm des deutschen Volkes gereicht, und gelangt zu dem Ergebniß, daß kein Volk der Erde sich mit dem deutschen messen könne. Hier bieten ihm nun die neu aufgeschlossenen antiken Quellen für die älteste deutsche Geschichte die trefflichste Hülfe. Namentlich dient ihm die Germania des Tacitus[3]), um die unüberwindliche Tapferkeit und die reine Sitte unsrer Vorfahren zu erweisen. Zugleich aber sehen wir an Wimpheling's Schrift, wie die Kenntniß unserer ältesten Geschichte an das allmähliche Bekanntwerden der antiken Schriftsteller gebunden ist. Mehrmals kommt nämlich Wimpheling mit Bewunderung auf den glänzenden Sieg der Germanen über Varus zurück, aber ohne dabei den Namen des Arminius zu nennen[4]). Sicherlich würde er dies nicht unterlassen haben, wenn ihm schon die berühmte Stelle in den Annalen des Tacitus über die Größe des Arminius[5]) bekannt gewesen wäre. Aber diese Stelle findet sich im sechsten Buch der Annalen und wurde mithin erst im Jahre 1515 durch den Druck zugänglich gemacht[6]). Wie die älteste, so behandelt dann Wimphe-

---

1) Vgl. Melch. Adam. Vitae Theologorum (3) 1706, p. 11. K. Hagen, Deutschlands literar. und relig. Verhältnisse im Reformationszeitalter, B. I., 1841, S. 249 fg. — 2) S. die Widmung an Thomas Wolf vom 24. Sept. 1502 in Wimpheling's Epitoma bei Schard (1574) p. 350. — 3) Vgl. Wimpheling's Epitoma c. 1 (p. 353 bei Schard), c. 71 (p. 399 bei Schard). — 4) Vgl. ebend. c. 1 (p. 353 Schard), c. 69 (p. 398 Schard). — 5) Annal. II. 88. 6) Die ersten sechs Bücher von Tacitus Annalen zuerst herausgegeben von Phil. Beroaldus 1515. Dieselbe Beobachtung läßt sich an den weiter unten besprochenen Schriften des Heinr. Bebel vom J. 1501

ling auch die folgende Zeit als einen Spiegel deutschen Ruhmes, und nicht ohne Wehmuth lesen wir, wie er vor allen die Vorzüge seines gesegneten Elsaß preist [1]) und dessen echte und uralte Deutschheit Frankreich gegenüber hervorhebt [2]). Was Wimpheling für den Elsaß, das war für das württembergische Schwaben Heinrich Bebel. Geboren zu Justingen auf der rauhen Alb um 1472 wurde er 1497 Lehrer der Beredsamkeit und Poesie zu Tübingen und wirkte dort bis zu seinem Tod (1516) mit großem Beifall für die Ausbreitung der klassischen Studien [3]). Aber so sehr er die Alten und ihren Geschmack als Muster pries, so innig hieng er an seinem deutschen und besonders wieder an seinem schwäbischen Vaterland. Das Erstere zeigt er in seiner 1501 gehaltenen Oratio ad regem Maximilianum de ejus atque Germaniae laudibus [4]), das Zweite in seiner 1504 geschriebenen Epitoma laudum Suevorum [5]). Auch er gründet sein Lob der alten Germanen auf die Zeugnisse der antiken Schriftsteller [6]), meint jedoch, wenn wir die Thaten unserer Vorfahren aus deutschen Berichten erfahren könnten, so würden sie noch weit glänzender erscheinen [7]). Hätten die Deutschen in den Jahrhunderten seit Karl dem Großen solche Ge-

---

und 1504 machen. Auch hier wird die Niederlage des Varus mehrfach hervorgehoben, aber immer ohne Nennung des Arminius. Dagegen erfüllt der Name des Arminius bald nach dem J. 1515 die Schriften der deutschen Patrioten. S. Ulrich von Hutten: In ducem Wirtenpergensem oratio tertia §. 19 (Opera ed. Böcking V. 15) vom J. 1517, verglichen mit Tac. ann. II. 88, und Hutten's Arminius (Böcking IV. 407 sq.) vom J. 1520. — 1) C. 72 (p. 399 sq. Schard.) Auch den Straßburger Münster (c. 67, p. 397) und Martin Schön's Gemälde (c. 68, p. 397) erhebt Wimpheling mit gerechtem Stolze. — 2) S. 349 fg. bei Schard. — 3) Vgl. den Artikel Bebel von Conz in der Allgem. Encyclop. von Ersch und Gruber Thl. 8 (1822) S. 274 fg. — 4) Gedruckt mit mehreren anderen Schriften Bebel's Phorce 1504. — 5) In Goldast's Suevicarum rerum scriptores aliquot, Francof. 1605, p. 28 sq. — 6) Vergl. Laudum Suev. Epit. p. 29 (bei Goldast 1605). Oratio de laud. Germ. Bl. 8b. — 7) Laudum Suev. Epit. p. 29.

schichtschreiber gehabt, wie die Griechen und Römer, so würden die großen Männer unserer eigenen Vorzeit den gerühmten Griechen und Römern noch voranstehen[4]). Vor allen aber preist Bebel seine großen schwäbischen Kaiser, die Staufer Friedrich den Ersten und Friedrich den Zweiten[5]).

Die Verbindung, welche die klassischen Studien in Deutschland mit der Erforschung des deutschen Alterthums eingiengen, tritt uns besonders deutlich entgegen an einigen der Gelehrten, welche zu Kaiser Maximilian I. in näherer Beziehung standen[6]). Conrad Celtis, geboren zu Wipfeld unweit Schweinfurt in Franken am 1. Februar 1459, als Sohn eines unbemittelten Weinbauern, machte seine Studien zu Köln, Leipzig, Erfurt und Heidelberg. Einer der thätigsten Begründer der klassischen Studien in Deutschland zeichnete sich Celtis besonders durch seine Geschicklichkeit in Verfertigung lateinischer Verse aus, und diese Eigenschaft brachte ihm die hohe Ehre, daß ihn Kaiser Friedrich III. im Jahr 1487 auf der Burg zu Nürnberg feierlich zum Dichter krönte. Celtis gehörte zu den Gelehrten, die auch, nachdem sie die Jahre der Jugend hinter sich haben, es nicht lange an einem und demselben Orte aushalten. Bald nach seiner Dichterkrönung tritt er eine Reise nach Italien an. Er lernt die dortigen Humanisten kennen, besucht zu Rom die Akademie des Pomponius Laetus, findet sich aber in Italien wenig befriedigt, da ihn der Hochmuth verletzt, mit welchem die Italiener auf die deutschen Gelehrten herabblicken. Aus Italien zurückgekehrt, hält er sich bald in Nürnberg, bald in Ingolstadt, bald in Heidelberg und Mainz auf. Hier stiftet er die rheinische Gelehrten-Gesellschaft für die Beförderung der klassischen Literatur und die Erforschung vaterländischer Geschichte. Endlich folgt er einem Ruf an die Universität Wien, den Kaiser Maximilian im Jahr 1497 an ihn ergehen läßt. Aber auch sein dortiger

---

4) Or. de laud. Germ. Bl. 5. — 5) Or. de laud. Germ. Bl. 13b fg. Laudum Suev. Epit. p. 38 sq. — 6) Auch Wimpheling und Bebel lassen Maximilian's Lob ertönen, und der Letztere dankte ihm für ein Wappenzeichen (Görz a. a. O. 278).

Aufenthalt ist unterbrochen durch mannigfache Reisen, namentlich durch eine im Jahr 1498 und 99 unternommene, die sich bis in den skandinavischen Norden und nach Lappland und Livland erstreckte. Alle diese Reisen stehen in nächster Beziehung zu dem Lebensplan des Celtis. Mit seinen eifrigen Bemühungen für die Förderung der klassischen Studien verband nämlich Celtis den Plan, ein großes Werk über Deutschland und die Deutschen zu schreiben, dem er den Titel Germania illustrata geben wollte. Auf seinen Reisen spürte er den Quellen des deutschen Alterthums nach und suchte Land und Leute aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Auf der Universität zu Wien las er nicht nur über Horaz, Terenz und andere Gegenstände der ausschließlich klassischen Philologie, sondern auch über allgemeine Geschichte, über Geographie nach Ptolemaeus und über die Urgeschichte Deutschlands mit Zugrundelegung des Tacitus. Er veranstaltete eine Ausgabe von Tacitus Germania, entdeckte die antike Landkarte, die unter dem Namen der Tabula Peutingeriana bekannt ist, und war der erste, der die Stücke der Gandersheimer Nonne Hroswitha veröffentlichte. Das Heldengedicht Ligurinus, das die Thaten des Kaisers Friedrich Barbarossa feiert, wollte Celtis im Kloster Eberach gefunden haben. Er übergab es seinem Freund Conrad Peutinger, der es 1507 zu Augsburg herausgab. Die neuere Kritik hat die Unechtheit dieses Werkes erwiesen. Ist es von Conrad Celtis selbst gemacht, so beweist es, „wie gut es ihm gelungen war, eine lebendige Anschauung der mittelalterlichen Zustände sich zu erwerben“ [1]). Das große Lebenswerk, das Celtis sich vorgesetzt, die Germania illustrata, kam nicht zur Ausführung. Mitten in seinen Sammlungen und Vorarbeiten traf ihn am 4. Februar 1508 der Tod. Das Gedicht de situ et moribus Germaniae, das sich unter den Schriften des Celtis findet, gibt zwar keine Vorstellung von dem, was er in jenem umfassenden Werk zu leisten vorhatte [2]), aber doch läßt es ebenso, wie die an-

1) Worte Wattenbach's, Deutschlands Geschichtsquellen, Berlin 1858, S. 3. Vgl. aber auch die zweite Aufl., 1866, S. 3. — 2) Ueber Conrad

deren Schriften des Celtis sehr zweifelhaft erscheinen, ob die großen Erwartungen, die man von seinem Werke hegte, in Erfüllung gegangen sein würden.

Eine der eigenthümlichsten Erscheinungen in der Geschichte des deutschen Humanismus ist der Abt Johannes Trithemius. Geboren im J. 1462 in dem Dorfe Trittenheim bei Trier, warf er sich nach harten Jugendschicksalen zu Heidelberg auf das Studium der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache. Conrad Celtis war sein Lehrer im Griechischen. Später wurde er durch Johann Reuchlin im Griechischen und Hebräischen weiter gefördert. Im J. 1482 in das Benedictiner Kloster zu Sponheim an der Nahe eingetreten, wurde er 1483 Abt dieses Klosters. Als solcher förderte er mit größtem Eifer gelehrte Studien und sammelte eine Bibliothek, die zu den berühmtesten jener Zeit gehörte. Im J. 1506 wurde er Abt des Schottenklosters St. Jakob in Würzburg. Hier starb er am 13. December 1516 [1]). Trithemius galt seinen Zeitgenossen für ein Wunder der Gelehrsamkeit. Er war nicht nur mit den drei alten Sprachen: dem Lateinischen, Griechischen und Hebräischen, bekannt, sondern er hatte sich zugleich umfassende Kenntnisse auf dem Gebiet der Theologie und Geschichte erworben: und seine Beschäftigung mit der Geheimschrift, die er in wunderliche kabbalistische Formen kleidete, brachte ihn sogar in den Ruf der Zauberei. Als Geschichtschreiber hat Trithemius lange Zeit in hohem Ansehen gestanden. Je mehr aber die genauere Kenntniß der Geschichte wuchs, um so tiefer ist die Achtung vor den Angaben des Trithemius gesunken. Insbesondere ist dies der Fall mit der älteren deutschen Geschichte, auf deren Darstellung sich Trithemius in mehreren seiner Werke eingelassen hat. Hier nämlich schöpft er

Celtis vgl. De vita et scriptis Conradi Celtis Protucii — opus posthumum B. Engelberti Klüpfelii, Friburgi Brisgoviae 1827. — Artikel Celtes in der Allgem. Encyclop. von Ersch und Gruber, Theil 21, S. 135—140. — Stephan Endlicher in Hormayr's Archiv für Geschichte, Statistik u. s. f. 1821. 1825. — 1) Die obigen Angaben sind entnommen aus Dr. Silbernagel, Johannes Trithemius, Landshut 1868.

aus Quellen, von deren Dasein sonst niemand etwas weiß. So aus einem alten fränkischen Chronographen Hunibald, der zur Zeit des Chlodwig gelebt haben und seinerseits wieder den Sicamber Wasthald benutzt haben soll [1]. Daß hier eine Fälschung vorliege, vermutheten schon schärfer blickende Zeitgenossen des Trithemius, die Folgezeit aber hat nicht nur diesen groben Betrug vollständig nachgewiesen, sondern auch zu einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit gebracht, daß Trithemius selbst der Fälscher war [2]. Unter solchen Umständen könnte es scheinen, als wenn Trithemius kaum der Berücksichtigung werth sei. Aber so sehr auch Trithemius durch seine Fälschungen seinem Ruf geschadet hat, so war er doch nach manchen Seiten hin ein sehr verdienter Gelehrter. Namentlich trugen seine literargeschichtlichen Arbeiten zur Ausbreitung mannigfacher Kenntnisse bei, und diese sind es, welche auch uns hier zunächst angehen. Im J. 1494 vollendete Trithemius ein Werk De scriptoribus ecclesiasticis [3]. Aufgefordert von Jakob Wimpheling [4], dem patriotischen Humanisten zu Schlettstadt, ließ er im J. 1495 darauf folgen einen Catalogus illustrium virorum Germaniam suis ingeniis et lucubrationibus omnifariam exornantium [5]. In diesen beiden Werken findet sich die erste Erwähnung des Otfried von Weißenburg und seines Evangelienbuchs [6], als dessen Titel Trithemius Gratia theotisce [7] bezeichnet. Die verworrenen Angaben des Trithemius zeigen ebenso deutlich, daß ihm wirklich eine Handschrift von Otfried's Evangelienbuch vorgelegen hat, wie daß er dieselbe nur obenhin durchblättert haben kann [8].

---

1) S. des Trithemius De origine gentis Francorum compendium in (Schard's) Historicum opus, Tom. I., Basileae (1574) p. 301 sq. — 2) S. das oben angeführte Werk von Silbernagel S. 189—195. — 3) Ueber eine frühere und eine spätere Bearbeitung s. Silbernagel a. a. O. S. 66. — 4) Vgl. die Epistola des Trithemius an Wimpheling vor dem Catalogus. — 5) Auch hier eine doppelte Ausarbeitung. Silbernagel S. 66. — 6) De scriptoribus ecclesiasticis, Paris. 1512, fol. 68b. Cathalogus (sic) etc. s. l. et a fol. 7b. — 7) Cathal. fol. 8. — 8) Vgl. Otfrids Evangelienbuch, von Joh. Kelle, Einl. S. 24.

Wenn er übrigens von Otfrid's Dichtungen sagt: „Quae nemo facile nostra aetate legere et intelligere potest, quantumcunque sermonis nostri peritus“ [1]), so zeigt er sich hierin einsichtsvoller, als manche Spätere. Freilich sollte er nicht in seiner übertreibenden Weise hinzufügen: „quippe cum sermo ille regulatus nostro plus differat quam ethruscus a latino“ [2]). Wobei nicht nur in dem etruscus a latino eine starke Uebertreibung, sondern auch noch in dem regulatus die irrige Meinung liegt, als kämen Otfrid's volle und dem 15. Jahrhundert unverständliche Formen daher, daß Otfrid seine deutsche Sprache geregelt habe, und zwar, wie Trithemius annimmt, nach der Grammatik, die Karl der Große gemacht habe [3]). Mit dieser Grammatik setzt Trithemius den Otfrid auch noch in einem anderen Werk in Beziehung, nämlich in seiner 1508 [4]) vollendeten und 1518 im Druck erschienenen Polygraphia [5]). Diese, sowie die übrigen Nachrichten, die Trithemius über Otfrid gibt, würden natürlich einen bedeutend höheren Werth haben, wenn ihr Verfasser ein zuverlässigerer Mann wäre. In eben jener Polygraphia findet sich übrigens noch eine andere unsrem Gebiet angehörende Merkwürdigkeit, nämlich die Mittheilung eines von Trithemius den französischen Normannen zugeschriebenen Runenalphabets [6]).

Wie Conrad Celtis, so verband sein Freund **Conrad Peutinger** das Studium des klassischen mit dem des deutschen Alterthums. Einer angesehenen Familie Augsburgs entsprossen, wurde Conrad Peutinger am 15. Oktober 1465 in dieser Stadt geboren. Seine humanistische, so wie seine juristische Bildung erwarb er sich durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Italien, wo er in Padua, Bologna, Florenz und Rom die angesehensten Vertreter des italienischen Humanismus persönlich kennen lernte. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, trat er im Jahr 1490 in deren Dienst, wurde 1497

1) Cathal. l. l. — 2) Cathal. l. l. — 3) Ebend. — 4) S. die Polygraphiae libri sex, 1518, Bl. 11. — 5) Ebend. l. VI., Bl. 1. — 6) Auf dem zweiten Bl. des 6. Buchs der Polygraphia (1518). Vgl. W. Grimm, Ueber deutsche Runen, 1821. S. 116 fg.

Stadtschreiber auf Lebenszeit und vertrat die Interessen Augsburgs bei den wichtigsten Angelegenheiten. Diese Thätigkeit brachte Peutinger in nahe Berührung mit Kaiser Maximilian I., der ihm den Titel eines kaiserlichen Rathes verlieh und ihn nicht nur als Staatsmann und Rechtskundigen, sondern eben so sehr als Gelehrten und Kunstverständigen hochschätzte. Die letzten Jahre seines Lebens brachte Peutinger in stiller Zurückgezogenheit zu, nachdem er im Jahr 1534 seinen Abschied aus den Diensten der Stadt genommen hatte, weil er die entschiedene Durchführung der kirchlichen Reformation nicht billigte. In hohem Alter und in den glücklichsten Familienverhältnissen starb er am 28. December 1547. Peutinger stand in Verbindung mit den angesehensten Humanisten seiner Zeit. Sein stattliches Haus bildete einen Mittelpunkt der Gastfreiheit für ihren Verkehr. Die reichsten Sammlungen von Büchern, Inschriften und Münzen standen ihnen dort in liberalster Weise zur Benutzung offen. Wie bedeutend diese wissenschaftlichen Schätze waren, ersieht man aus den bewundernden Zeugnissen der Zeitgenossen [1]. Knüpft sich doch bis auf den heutigen Tag Peutinger's Name an einen der merkwürdigsten Reste des römischen Alterthums, an jene mittelalterliche Copie einer Reichscharte aus der römischen Kaiserzeit, die Conrad Celtis auffand und seinem Freund Peutinger vermachte, und die dann nach mannigfachen Schicksalen in die Bibliothek des Prinzen Eugen und mit dieser in die kaiserliche Bibliothek in Wien kam. Für Peutinger selbst bildete die eigenthümliche Stellung, welche das uralte Augsburg schon in der Römerzeit einnimmt, gewissermaßen das Bindeglied für die klassisch antike und die deutsch geschichtliche Forschung. Die römischen Inschriften, welche der Boden Augsburgs und seiner Umgebung in reicher Anzahl liefert, veranlaßten Peutinger im Jahr 1508 zur Herausgabe seiner Romanae vetustatis fragmenta in Augusta Vindelicorum et eius dioecesi. Zugleich aber gaben ihm die

1) S. d. Epistola nuncupatoria des Beatus Rhenanus vor der (lateinischen) Ausg. des Procop. de rebus Gothorum etc. Basil. 1531. — Lotter-Veith p. 54 sq. — Herberger S. 37 fg.

alten Zustände des linken Rheinufers Gelegenheit, mit dem Aufgebot einer seltenen Belesenheit in den antiken Autoren den Beweis zu führen, daß jene Gegenden schon in und vor der Zeit des Julius Cäsar von Germanen besetzt worden sind. Er that dies in der Schrift, die im Jahr 1506 zu Straßburg unter dem Titel erschien Sermones convivales, in quibus multa de mirandis Germaniae antiquitatibus referuntur. Peutinger's Thätigkeit beschränkte sich aber nicht auf jene ältesten germanisch-römischen Verhältnisse. Er erwarb sich vielmehr auch um die Geschichte der Völkerwanderung und der mittelalterlichen Zeit große Verdienste durch Herausgabe wichtiger Quellen. Den Jornandes De rebus Geticis veröffentlichte er, Augsburg 1515, zuerst, und den ihm verangeschickten Paulus Warnefridi zwar nicht, wie er glaubte, zuerst, aber doch weit besser als im vorangehenden Jahre Ascensius zu Paris [1]. In demselben Jahr 1515 edierte Peutinger die Chronik des Abtes von Ursperg, eine der wichtigsten Quellen der Stauferzeit; und wenn er, gleichfalls im Jahr 1515, die Fabeleien seines Freundes Trithemius über die Urgeschichte der Franken zum Druck beförderte, so durchschaute sein kritischer Blick doch ganz klar die Unwahrheit dieses Machwerks [2].

Was Conrad Celtis im Sinne gehabt, eine Germania illustrata, das suchte sein Schüler Johann Turmair zur Ausführung zu bringen. Geboren im Jahr 1477 zu Abensberg in Niederbayern, nannte er sich von diesem seinem Geburtsort Aventinus. Auf der Universität Ingolstadt widmete er sich vom Jahr 1495 bis 99 dem Studium der antiken Literatur. Unter seinen Lehrern war Conrad Celtis, und als dieser im J. 1497 nach Wien

1) Vgl. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. S. 3. — 2) S. die handschriftliche Randbemerkung Peutinger's in Historia vitae atque meritorum Conradi Peutingeri. Post Jo. Ge. Lotterum ed. Franc. Anton. Veith, Augustae Vindel. 1783, p. 87. — Außer dem eben angeführten Werk vgl. über Peutinger: Conrad Peutinger in seinem Verhältnisse zum Kaiser Maximilian I. Von Theodor Herberger. Augsburg 1851.

übersiedelte, folgte ihm 1499 Aventinus nach und lebte dort im vertrauten Umgang mit seinem berühmten Lehrer [1]). Nach mannigfachen Wanderungen kehrte Aventin (1507) in sein Vaterland zurück und wurde im darauf folgenden Jahre von Herzog Wilhelm IV. von Bayern zum Erzieher von dessen jüngeren Brüdern Ludwig und Ernst berufen. Zu diesem Posten war Aventin wie geschaffen. Denn mit einem tüchtigen Charakter vereinigte er nicht bloß eine gründliche klassische Bildung, sondern auch die wärmste Liebe zur vaterländischen Geschichte, und auf den Unterricht in dieser letzteren wurde von dem bayerischen Fürsten ein besonderes Gewicht gelegt. Als Aventin im J. 1517 seine Aufgabe als Erzieher der beiden Prinzen gelöst hatte, zog er sich in das Privatleben zurück und widmete sich nun mit Unterstützung der bayerischen Herzoge ganz der Erforschung und Darstellung der deutschen und insbesondere der bayerischen Geschichte. Seinen Aufenthalt nahm er zuerst in seiner Vaterstadt Abensberg, später in Regensburg und Ingolstadt. Aber einen großen Theil seines Lebens brachte er auf Reisen zu in unermüdlicher Durchforschung der bayerischen klösterlichen und städtischen Archive und Bibliotheken. Am 9. Januar 1534 ist er zu Regensburg gestorben [2]). Unter den Schriften des Aventin kommen außer einigen grammatischen, von denen in einem späteren Abschnitt die Rede sein wird, insbesondere seine drei vorzüglichsten Werke für unseren Zweck in Betracht: Seine Chronik der alten Deutschen, seine Annales und seine bayerische Chronik. Seine „Chronica von vrsprung, herkomen, vnd thaten der vhralten Teutschen," die erst im J. 1541 zu Nürnberg im Druck erschien, war der Anfang einer Germania illustrata, zu welcher Aventin im Anhang zu seinem Abacus (1532) den Entwurf mit

---

1) Wiedemann (s. u.) S. 9, nach Aventin's Hauskalender (Verhandlungen des histor. Vereins für den Regenkreis, Jahrgang III.) S. 10. Vgl. auch (Bayer.) Chronica 1566 Bl 5a. — 2) Die obigen Angaben über Aventin's Leben sind entnommen aus Theodor Wiedemann, Johann Turmair, genannt Aventinus, Geschichtschreiber des bayerischen Volkes, Freising 1858.

getheilt hatte [1]. Zunächst mit Bayern, zugleich aber auch mit der deutschen Geschichte überhaupt beschäftigen sich Aventin's Annalium Boiorum libri septem (verstümmelt gedruckt zu Ingelstadt 1554 und vollständig zu Basel 1580) [2] und deren deutsche Umarbeitung. Diese letztere, Aventin's Hauptwerk, schrieb er in den Jahren 1526 bis 1533, aber erst lange nach Aventin's Tode im J. 1566 erschien sie zu Frankfurt im Druck. Aventin ist ein Geschichtschreiber von sittlich tüchtigem Charakter und echt deutscher Gesinnung. Seine deutschen Schriften sind in Sprache und Darstellung vorzüglich. Er sucht, die Geschichte auf Urkunden und Denkmäler zu gründen. Auch fehlt es ihm nicht an gesunden kritischen Blicken. Im Ganzen aber überwiegt bei ihm die Phantasie das kritische Urtheil, und so begegnet es ihm z. B., den untergeschobenen Berosus des Annius von Viterbo als eine echte Quelle zu benützen [3]. Aber eben diese an einem Historiker keineswegs lobenswerthe Eigenschaft kommt ihm gerade auf unserem besonderen Gebiet zu statten, indem er nicht nur die Urkunden und Historiker, sondern auch die Lieder und Sagen des deutschen Volkes unter seine Quellen aufnimmt [4]. Auch Cornelius Tacitus, sagt er, „brauche sich diser vorgedachten alten lieder gezeugnus." „Darumb will ich auch in disem werck vnserer alten vorfordern gesang, lieder vnd geschicht schreiber zimlicher weis vnd mit höchstem vrtheil vnd vnterscheid gebrauchen." Danach verfährt Aventin auch in seinen anderen geschichtlichen Werken. Er kennt und benutzt die deutsche Heldenpoesie und die noch fortlebende Volksdichtung. „Von diesen dingen vnd sachen allen", sagt er einmal in seiner Bayerischen Chronik, „seind noch viel alte Teutsche Reimen und Meistergesang vorhanden in vnsern Stifften vnd Klöstern, denn solche Lieder allein seind die alte Teutsche Chronica, wie denn bey vns noch der Landsknecht brauch ist, die allweg von ihren Schlachten ein Lied machen." [5] Aventin beruft sich dann auch ausdrücklich auf einzelne Theile unserer alten Heldendichtung. So sagt

1) Wiedemann a. a. O. S. 248 fg. — 2) Ebend. S. 276. — 3) Vgl. (Bayer.) Chronica 1580 Bl. 3a. 4a. — 4) Chronica von vrsprung, herkomen vnd thaten der vhralten Teutschen, Bl. 20b. — 5) Johannis Aventini Chronica, Franckfurt 1566, Bl. 302b.

er in der bayerischen Chronik: „König Laryn, von welchem wir noch viel singen vnd sagen, seyn alte Reimen ein gantz Buch voll von jm noch verhanden, doch auff Poetisch art gesetzt.“ [1]) „Vnser Leut“, heißt es an einer anderen Stelle von Dietrich von Bern, „singen vnd sagen noch viel von jm, man findet nit bald ein alten König, der dem gemeinen Mann bey vns so bekannt sey, von dem sie so viel wissen zu sagen.“ [2]) Aventin kennt den lateinischen Waltharius [3]) und benutzt die altdeutschen Dichtungen über Karl den Großen. [4]) Aber Aventin zieht nicht bloß die deutsche Sage, sondern auch die deutsche Sprache in den Bereich seiner geschichtlichen Forschung. Im Anschluß an Johann von Dalburg, Trittenheim und Conrad Celtis, „etwan“ seinen „Lehrmeister“, [5]) sammelt er Wörter, „so den Griechen vnd Teutschen ein Ding heissen“, [6]) wollte auch ein „Büchel“ darüber herausgeben. [7]) Denn „fürwar“ sagt er, „die Teutsch Sprach, vnd vorauß die Sächsisch vnd Niderländisch, vergleicht sich fast in allen dingen Griechischer zungen, gehet fast auff die Griechischen art.“ [8]) Besonders aber hat Aventin sein Absehen gerichtet auf die etymologische Erklärung der deutschen Namen. Denn auf die Namen hätten unsere Vorfahren einen großen Werth gelegt. [9]) Daß Aventin bei dem damaligen Stand der Kenntnisse noch nichts Haltbares für die Erklärung der deutschen Eigennamen leisten konnte, versteht sich von selbst. Merkwürdig aber ist es, wie er trotz aller Mißgriffe doch bereits in manchen Dingen die richtigen Wege ahnt. So sieht er, daß die Römer und Griechen die deutschen Namen öfters verändert haben, weil ihre Aussprache von der deutschen verschieden war. [10]) Von besonderem Werth aber ist für unseren Zweck, was Aventin bei dieser Gelegenheit über die Verschiedenheiten der

---

1) (Bayerische) Chronica 1580, Bl. 36 a. — 2) Ebend. Bl. 259 a. — 3) Annal. Boj. 1580, p. 165. Vgl. W. Grimm, Deutsche Heldensage (2) S. 305. — 4) Aventini Annalium Boiorum libri VII, Basil 1580, p. 217. 238. 5) (Bayerische) Chronica 1566 Bl. 5a. — 6) Ebend. Bl. 25 a. Vgl. Aventin's Chronica von vrsprung der vhralten Teutschen, Nürnberg 1541, Bl. 35. — 7) Bayer Chron. 1566, Bl. 5a. (Vgl. Chronica von vrsprung — der vhralten Teutschen, 1541, Bl. 40 fg.) — 8) Ebend.

deutschen Mundarten beibringt. So sagt er unter Anderem: „Ph sprechen die Hochteutschen grob auß, als wers pf. Die Sachsen wie die Griechen recht, als denn seyn sol. Niderländer brauchens p allein, wo das Oberland pf hat, Paltz, Pfaltz, Pferdt, Perdt, Pfaff, Paff." [1]) Und ferner: „T haben die Sachsen wo die andern Teutschen ſ haben, nach dem Griechischen brauch, Wittenberg, Weissenberg, Watter, Wasser." [2])

Eine der bedeutendsten Stellen unter den deutschen Humanisten, welche ihre klassische Gelehrsamkeit der Erforschung des germanischen Alterthums zu gute kommen ließen, nimmt Beatus Rhenanus ein. Sein eigentlicher Familienname war Bilde, aber schon sein Vater hatte, als er von Rheinau nach Schlettstadt zog, hier den Namen Rhenanus erhalten. In Schlettstadt wurde im J. 1485 Beatus Rhenanus geboren. Auf der dortigen Schule vorgebildet, gieng er nach Paris und widmete sich dem Studium der griechischen und römischen Literatur. Nach Deutschland zurückgekehrt, lebte er zu Straßburg, Basel und Schlettstadt ein fleißiges, stilles Gelehrtenleben. Allem Streit in religiösen wie in wissenschaftlichen Dingen abgeneigt, wird er vorzüglich wegen seiner Friedensliebe gepriesen. Mit vielen namhaften Humanisten seiner Zeit stand er in persönlichem und brieflichem Verkehr. So mit Conrad Peutinger, in dessen gastfreiem Hause er sich während des Reichstags zu Augsburg im Jahr 1530 aufhielt. Nach einer vieljährigen geräuschlosen, aber ununterbrochenen und sehr verdienten gelehrten Thätigkeit starb er im Jahr 1547 zu Straßburg [3]). Unter den klassisch-philologischen Leistungen des Beatus Rhenanus stehen die namhaftesten in Beziehung zum deutschen Alterthum. Er war es, der den römischen Geschichtschreiber Vellejus Paterculus, den Hauptzeugen über die Varusschlacht, entdeckte und aus der einzigen damals noch vorhandenen und seitdem verlorenen Handschrift zuerst herausgab. Ihm

1) Ebend. Bl. 8 b. — 2) Ebend. — 3) Ueber das Leben des Beatus Rhenanus s. die Vita Beati Rhenani a Joanne Sturmio eleganter conscripta vor der zweiten Ausgabe von Beati Rhenani rerum Germanicarum libri tres, Basileae 1551.

verdankt man eine Ausgabe des Tacitus, in welcher namentlich die Textbehandlung der Germania epochemachend war.[1]) Denn wenn auch später eine gründlichere Kenntniß so manche Emendation des Rhenanus wieder über Bord geworfen hat, so bleibt ihm doch das Verdienst, tiefer in den Sinn der Germania eingedrungen zu sein, als irgend einer seiner Zeitgenossen[2]). Weit wichtiger noch war das eigentliche Hauptwerk des Beatus Rhenanus, nämlich seine Rerum Germanicarum libri tres, die im Jahr 1531 zu Basel erschienen. Es sind eingehende, auf umfassendes Quellenstudium gegründete Untersuchungen über die Geographie und Ethnographie des alten Germaniens. Eine Menge bis dahin noch landläufiger Irrthümer wird hier beseitigt und der Grund zu einer wissenschaftlichen Behandlung des Gegenstandes gelegt, so weit er aus den lateinischen und griechischen Quellen zu gewinnen ist. Ja auch von der Benutzung des Elements, das erst in der neueren Wissenschaft zu seiner vollen Bedeutung gelangt ist, nämlich der alten Sprache, findet sich in diesem Werk des Beatus Rhenanus bereits ein, wenn auch noch geringer Anfang. So sagt er, wo er von der Volksthümlichkeit der Franken redet, daß die Sprache der Franken die deutsche gewesen sei, ergebe sich aus unzähligen Beweisgründen, vor allem aber bezeuge es das ausgezeichnete in's Fränkische, das heißt, Deutsche übertragene Evangelienbuch. Während des Augsburger Reichstags im Jahr 1530, erzählt er, habe er einen Abstecher nach Freising gemacht, um dort in der Bibliothek des heiligen Corbinian nach den Dekaden des Livius zu suchen. Da sei er auf eine Handschrift gestoßen, die den Titel führe: Liber Euangeliorum in Teodiscam linguam uersus. Das Werk bestehe ganz aus Rhythmen, und sein hohes Alter ergebe sich daraus, daß am Ende stehe: Waldo me fieri iussit. Die Handschrift sei also ungefähr sechshundert

1) Die erste Ausgabe erschien zu Basel 1519, die zweite eigentlich epochemachende ebend. 1533. — 2) Vier Jahre nach dem Tode des Beatus Rhenanus erschien eine zweite verbesserte Ausgabe: Beati Rhenani Selestadiensis rerum Germanicarum libri tres, ab ipso autore diligenter reuisi et emendati, Basileae 1551.

Jahre alt. Und nun theilt er einige Proben aus dem Buch mit, in denen wir die ersten gedruckten Zeilen aus der Dichtung des Otfrid von Weißenburg vor uns haben. Beatus Rhenanus hat aber noch keine Ahnung von dem Ursprung und dem Verfasser des Werks. Er glaubt, es stamme aus der Zeit, als die Franken sich zum Christenthum bekehrten; das wäre also etwa aus dem Ende des fünften Jahrhunderts. Mit der von Trithemius gegebenen Notiz über Otfrid bringt er es in keine Beziehung. [1])

Die gelehrte Erforschung des deutschen Alterthums war dem Beatus Rhenanus nicht bloß ein zufällig ergriffener Theil der Erudition. Vielmehr geht durch alle seine Arbeiten ein Zug vaterländischer Freude an der Größe des deutschen Volkes. Wir sollten uns nicht immer bloß mit den Geschichten fremder Völker beschäftigen, sagt er in seiner Ausgabe des Prokop, während wir doch zu Hause haben, was unsre Bewunderung verdient, und was nicht bloß der Kenntniß, sondern auch der Nachahmung werth scheinen könnte. Denn unser, sagt er, sind die Triumphe der Gothen, Vandalen und Franken. Uns gehört der Ruhm der Reiche, welche jene in den herrlichsten Provinzen der Römer, ja in Italien und in Rom selbst, der Königin aller Städte, gegründet haben. [2])

Die von Beatus Rhenanus begonnene Untersuchung der alten Völkerverhältnisse setzte einige Jahrzehnte später **Wolfgang Lazius** fort. Geboren zu Wien im Jahr 1514 machte Wolfgang Lazius seine Studien auf der dortigen Universität. Seinen Lebensberuf fand er in der Arzneikunde, zugleich aber widmete er sich mit Vorliebe philologischen und historischen Studien. Er wurde ein angesehener Arzt in seiner Vaterstadt, daneben aber übernahm er an der Universität erst eine Professur der artes liberales, später eine der Medicin. König Ferdinand ernannte ihn zu seinem Rath und Geschichtschreiber. Hochgeehrt starb Lazius im Jahr 1565 zu Wien. [3]) Lazius war ein ungemein thätiger und fruchtbarer Ge-

---

1) In der ersten Ausgabe (1531) p. 107. — 2) Hinter der Ausgabe des Procop. Basil. 1531, p. 513. — 3) Melchior Adam, vitae Germa-

lehrter auf verschiedenen Gebieten. Das Werk, das uns hier zunächst angeht, sind seine im Jahre 1557 zu Basel erschienenen De gentium aliquot migrationibus, sedibus fixis, reliquiis linguarumque initiis et immutationibus ac dialectis libri XII. Als seine Vorgänger betrachtet er den Aventinus und den Beatus Rhenanus,[1]) indem er, wie diese, die germanischen Völker in ihren Wanderungen und Reichsgründungen verfolgt. Er hat es dabei, wie schon der Titel seines Werks besagt, neben den politischen ganz besonders auch auf die sprachlichen Verhältnisse der Völker abgesehen. Aus den Wanderungen und Mischungen der Völker sollen wir erkennen, woher so viele und so mannigfaltige Dialekte der deutschen Sprache entstanden sind,[2]) und wie es andrerseits zugegangen ist, daß so manche Völker, die jetzt keine deutsche Sprache sprechen, z. B. die Spanier, die Franzosen, die Italiener, dennoch deutschen Ursprungs sind.[3]) Wir müssen den eigentlich geschichtlichen Inhalt des umfangreichen und gelehrten Werks hier bei Seite lassen und uns auf dessen Beziehungen zur deutschen Sprache und Literatur beschränken. Hier ist ohne Frage das Werk des Lazius eins der interessantesten des ganzen 16. Jahrhunderts. So macht z. B. Lazius den Versuch, den Unterschied der Oestreicher und der Schwaben auch an ihren Mundarten nachzuweisen. Wo die Schwaben den Vocal u haben, bemerkt er, da setzen die Oestreicher und „die übrigen von den Marcomanen und Bojen abstammenden Völker" den Diphthong au, z. B. „mul, buch, maul, bauch." Außer einigen anderen lautlichen Unterschieden führt Lazius eine Reihe von Begriffen auf, welche der Oestreicher mit einem anderen Wort bezeichnet, als der Schwabe. Wo der Schwabe sagt Gelten, da sagt der Oestreicher Schaff, den judex nennt der Oestreicher Richter, der Schwabe Schulthays u. s. w.[4]) Nach Anführung einer Anzahl eigenthümlicher Ausdrücke der östreichischen Mundart bemerkt

---

norum medicorum (3) 1706, p. 60 sq. Ejusd. vitae philosophorum (3) 1706, p. 111 sq. Lambecii comment. de bibl. Vindobonensi I, 1665, p. 37 sq. — 1) Praef. p. 1. 2) Ebend. p. 5. 10. — 3) Ebend. p. 4 sq. p. 7 sq. — 4) Lazius de gentium migrationibus p. 627.

dann Lazius, daß in neuerer Zeit der große Verkehr und der zahlreiche Zuzug aus Schwaben und Franken die Eigenthümlichkeiten der östreichischen Mundart in Wien und den anderen größeren Städten mehr und mehr verwische. Auf dem Lande dagegen und in den kleineren Städten habe sich jene alte, von den übrigen Deutschen sehr verschiedene Mundart noch erhalten.[1] An einer andern Stelle beruft sich Lazius auf die Mundart der Gotscheer in Krain als einen Rest des alten Schwäbischen, und macht bei dieser Gelegenheit einige merkwürdige Mittheilungen aus dieser Mundart.[2] Aber Lazius begnügt sich nicht mit der Beobachtung der Sprache der Gegenwart, sondern er sucht in den Bibliotheken der Klöster, die er für seine Zwecke unermüdlich durchforscht, nach Denkmälern der alten deutschen Sprache. So theilt er zuerst die althochdeutsche gereimte Bearbeitung des 138 (139) Psalms[3] mit, und ebenso ein Stück aus dem althochdeutschen Physiologus[4]. An einer andern Stelle gibt er Proben althochdeutscher Glossen aus einer Handschrift der Canones[5]. Das Meiste, was er mittheilt, ist freilich so fehlerhaft, daß man sieht, er hat nur wenig davon verstanden. Aber schon die Veröffentlichung selbst gehört zu den bemerkenswerthesten Anfängen unsrer Wissenschaft. Ebenso die Mittheilung marcomannischer Runen aus einer „uralten Membrane."[6] Aber bei weitem das Wichtigste, dessen erste Veröffentlichung Lazius vergönnt war, sind die Bruchstücke aus unseren Nibelungen. Er führt sie an als geschichtliche Zeugnisse[7], von ihrem dichterischen Werth hat er keine Ahnung, bezeichnet vielmehr ihren Verfasser gelegentlich als „poetaster ille Gothicus."[8] Aber bei dem allen

1) Ebend. S. 628. — 2) Ebend. S. 451. — 3) Ebend. S. 81. (Aus der jetzigen Hs. 1609 der Hofbibliothek zu Wien. Nr. XIII in Müllenhoff's und Scherer's Denkmälern.) — 4) Ebend. S. 81. (Aus der jetzigen Hs. Nr. 223 der Hofbibliothek zu Wien. Nr. LXXXI bei Müllenhoff und Scherer.) — 5) Ebend. S. 71 fg. (Aus der Hs. 10 jur. can. der Wiener Hofbibliothek. Gedruckt in Graff's Diutiska III, 321–337). — 6) Ebend. S. 644 fg. (Vgl. W. Grimm, Ueber deutsche Runen, 1821, S. 79. 80.) — 7) Ebend. S. 353. 680. 683. 707. 757. — 8) Ebend. S. 682.

sind diese Anführungen des Lazius (im J. 1557) eben doch die ersten gedruckten Zeilen aus unsrem größten deutschen Epos [1]. Endlich will ich noch bemerken, daß Lazius auch darin auf dem richtigen Wege war, daß er einen Theil der französischen Wörter aus dem Deutschen ableitet, wenn er sich auch im Einzelnen stark vergreift [2]. Eine Zusammenstellung der Wörter, welche die Deutschen theils aus dem Griechischen, theils aus dem Lateinischen entlehnt haben sollen, mischt, wie sich erwarten läßt, Entlehntes und Urverwandtes bunt durcheinander [3]. Wie fern überhaupt dem Lazius noch eine wissenschaftliche Kenntniß der älteren deutschen Sprache lag, zeigt sich schon darin, daß er die vollen Endungen des Althochdeutschen für Nachahmungen des Lateinischen hält [4]. Von dem Zustand der damaligen Etymologie aber wird man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß Lazius meint, die deutsche Betheurung: „auff mein traw", komme „forte a Druidibus, sacerdotibus ac vatibus Germanorum" [5]. In dem allen aber steht Lazius nur auf der Entwicklungsstufe seiner Zeit, und wir dürfen uns dadurch nicht hindern lassen, den der Wissenschaft höchst förderlichen Eifer, die umfassende Gelehrsamkeit und den lebendigen Sinn, den Lazius als Forscher zeigt, rühmend anzuerkennen.

Wir können nicht alle Humanisten, die mit dem deutschen Alterthum in Berührung kamen, im Einzelnen besprechen, sondern müssen uns auf die bedeutendsten derartigen Erscheinungen beschränken. Aber noch einige von den Männern, die das Studium des klassischen und des vaterländischen Alterthums mit einander verbanden, wollen wir schließlich kurz berühren. Zuvörderst bemerken wir hier, daß auch der bedeutendste deutsche Geograph jener Zeit, Sebastian Münster, einen Beitrag zur Kenntniß des Altdeutschen liefert. Sebastian Münster, geboren zu Ingelheim im J. 1489,

---

1) Schon 1553 findet sich zwar bei Gasp. Brusch (de Laureaco, Basil. 1553, p. 119) die Andeutung einer Nibelungenhandschrift, aber ohne Mittheilung einer Stelle. — 2) Lazius de gentium migr. p. 57. 76 fg. — 3) Ebend. S. 25 fg. — 4) Ebend. S. 72. — 5) Ebend. S. 78.

wurde 1529 Professor der hebräischen Sprache an der Universität Basel und starb daselbst im J. 1552 [1]. Seine Cosmographei ist das angesehenste geographische Werk, das während des 16. Jahrhunderts in deutscher Sprache geschrieben worden ist. Obwohl Sprachforscher von Beruf, — er war bekanntlich einer der ersten Semitisten seiner Zeit —, nimmt Münster in seiner Cosmographei im Ganzen doch auffallend wenig Rücksicht auf die Sprachen der Völker. Aber gerade bei den Deutschen fühlt er sich bewogen, aus einer alten Handschrift eine „Offne Altfrenckische Beicht“, ein althochdeutsches Denkmal aus dem Ende des 10. Jahrhunderts, mitzutheilen [2]. Ueberhaupt finden wir in der Schweiz schon in jener Zeit eine vorzügliche Neigung, den Denkmälern der altdeutschen Sprache seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. So bei Joachim von Watt (Vadianus). Geboren im J. 1484 zu St. Gallen, macht Vadianus seine Studien zu Wien, wird dort 1518 Doctor der Medicin und in seine Vaterstadt zurückgekehrt 1526 deren Bürgermeister. Als solcher fördert er mit aller Kraft die Reformation der Kirche. Er starb im J. 1551 [3]. Unter seinen zahlreichen Schriften findet sich auch eine de collegiis et monasteriis Germaniae veteribus, und hier gibt er die erste Kunde von Notker's althochdeutscher Uebersetzung der Psalmen. Er irrt zwar noch im Verfasser, indem er dem Notker Balbulus das Werk zuschreibt. Aber seine Mittheilung war um so werthvoller, als er zur Probe das Vater unser und das apostolische Glaubensbekenntniß in althochdeutscher Sprache aus derselben Handschrift aushob. Zum Druck befördert wurde zwar dies Werk erst (1606) durch Goldast [4].

1) Vergl. Melch. Adam. Vitae Germanorum philosophorum (3) p. 66 sq. — 2) Seb. Münster's Cosmographei, in der Ausgabe von 1578, S. 465. Verbessert gedruckt in Maßmann's Deutschen Abschwörungsformeln 1839. S. 131 fg. und in den Denkm. von Müllenhoff u. Scherer 1864, S. 187. Vgl. eb. S. 492. — 3) Vgl. Alamannicarum rerum scriptores, Tom. III., ex bibliotheca Goldasti, 1730, p. 1 sq. — 4) Im dritten Theil der Alamannicarum rerum scriptores 1606. Die obige Stelle über Notker findet sich in dieser Ausg. S. 47 (in der Senckenberg'schen S. 37). Das Vater Unser zuletzt bei Müllenhoff und Scherer Nr. LXXVIII.

Aber schon viel früher erhielt jenes altdeutsche Vaterunser **Johannes Stumpf** von Vadianus. Dieser (geboren zu Bruchsal im J. 1500, 1522 Pfarrer zu Bubikon im Zürcher Gebiet und Anhänger Zwingli's, gestorben 1566 zu Zürich)[1]) theilte es 1547 in seiner Schweizer Chronik mit, und von ihm wieder entnahm es Conrad Geßner für seinen Mithridates [2]). Wie Stumpf, so war auch sein berühmterer Zeitgenosse **Aegidius Tschudi**, der größte Schweizerische Geschichtsforscher des 16. Jahrhunderts, der Beschäftigung mit den Denkmälern der altdeutschen Sprache zugethan. Geboren 1505 in der Kirchmatt widmete er sich zu Basel unter der Leitung des Heinrich Glareanus klassischen und historischen Studien. Er blieb zeitlebens der römischen Kirche anhänglich, aber von maßvoller Denkungsart. 1558 wurde er Landammann von Glarus und starb im J. 1572 [3]). Mit unermüdlichem Fleiß durchforschte er die Urkunden und Geschichtschreiber der Schweiz, und dies führte ihn auch zu den Denkmälern unsrer alten Sprache. Er erwähnt „ein alt bermentin Euangelibuch" „vor sechßhundert jaren geschriben", das sich in dem Kloster St. Gallen befinde, „aber", sagt er, „vnder fünff worten merckt einer kum einß, wo nit das latin darnebend stůnd" [5]). Es ist die althochdeutsche Uebersetzung von der Evangelienharmonie des Ammonius, die hier zum erstenmal erwähnt wird. Tschudi selbst war im Besitz einer ausgezeichneten Bibliothek. Aus seinem Nachlaß ist die berühmte Handschrift der Nibelungen in die Bibliothek zu St. Gallen gekommen [6]).

---

1) Vgl. H. J. Leu, Allgemeines Schweitzerisches Lexicon, Thl. XVII., Zürich 1762, S. 717 fg. — 2) Vgl. Bartholomäus Schobinger's Additiones zu der obigen Schrift des Vadianus in Senckenberg's Ausgabe von Goldast's Rerum Alamannicarum Scriptores, III, p. 107 sq. — 3) Vgl. die Vorrede Joh. Rudolf Iselin's zu seiner Ausgabe von Tschudi's Chronik, Erster Thl., Basel 1734. — 4) Vgl. die vralt warhafftig Alpisch Rhetia — durch — Gilg Tschudi, Basel 1538. P. ij. — 5) Ebend. — 6) F. H. v. der Hagen, Literar. Grundriß 1812, S. 80.

Die Reformation der Kirche und die deutsche Philologie. Erste Ausgabe des Otfrid.

Die kirchliche Reformation mußte in den mannigfaltigsten Beziehungen einen höchst bedeutenden Einfluß auf die Gründung und Entwicklung der deutschen Philologie üben. Der Kampf gegen Rom weckte in den Deutschen zugleich das Gefühl von dem Werth des eigenen Volkes und erinnerte an die alten Kämpfe, in denen unsere Vorfahren das römische Joch abgeschüttelt und die römische Weltherrschaft gestürzt hatten. In diesem Sinn faßte vor allen Ulrich von Hutten die Befreiung des deutschen Volkes vom päbstlichen Joche auf. Der Kampf gegen Rom geht bei ihm Hand in Hand mit der begeisterten Verherrlichung des alten Arminius. Die Knechtschaft Deutschlands abzuschütteln, ist sein hauptsächlichstes Ziel [1]). Auch bei Luther klingt diese Saite bisweilen an. So in der gewaltigen Schrift an den Christlichen Adel Deutscher Nation (1520). Aber es würde wenig Verständniß von Luther's Wesen verrathen, wollte man hierin sein eigentliches und hauptsächlichstes Streben suchen. Sein Ziel war vielmehr ein streng religiöses. Den reinen christlichen Glauben wieder herzustellen, dazu fühlte er sich von Gott berufen. Aber gerade dies Bestreben, getragen von einer so grunddeutschen Natur, kam auch in hohem Maß der Förderung des deutschen Wesens zu gute. Indem Luther die Scheidewand zwischen Klerus und Laien niederriß und alle Christen durch die Taufe zu Priestern berufen erklärte, mußte er zugleich darauf bedacht sein, der ganzen Gemeinde das Wort Gottes als die Richtschnur ihres Glaubens und Wandels zugänglich zu machen. So entstand (1522—1534) Luther's Bibelübersetzung. Sie vor allem wurde neben den anderen deutschen Schriften Luther's die Grundlage unserer neueren schriftsprachlichen Entwicklung, und wir werden

1) Vgl. z. B. Hutten's unvollendeten Dialog Arminius in Böcking's Ausgabe von Hutten's Werken Bd. IV., S. 407 fg., und Ranke's Schilderung Hutten's in der Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation Bd. I. (1839), S. 415 fg.

in einem späteren Abschnitt sehen, wie hieran wieder vorzugsweise die Entstehung und Ausbildung der deutschen Grammatik sich angeknüpft hat. Aber auch der älteren deutschen Sprache und Literatur gegenüber enthielt die kirchliche Reformation neue Antriebe der Forschung [1]). Zwar mußte unläugbar der Sinn für die romantische Dichtung des Mittelalters durch die Reformation ebenso, wie andrerseits durch das Wiederaufleben des klassischen Alterthums, zunächst beeinträchtigt werden. Aber nach einer anderen Seite hin wurde gerade die kirchliche Reformation Anlaß zu tieferer Erforschung unserer älteren Literatur. Die kirchliche Reformation hat sich

1) Nicht wegen einer besondern Beziehung auf die Reformation, sondern wegen des Zusammenhangs, in den man es mit dem Namen des großen Reformators gebracht hat, wollen wir hier eines Büchleins gedenken, das den Literatoren nicht wenig zu schaffen gemacht hat. Im J. 1537 erschien zu Wittenberg ohne Nennung des Verfassers: Aliquot nomina propria Germanorum ad priscam etymologiam restituta. Eine spätere Ausgabe vom J. 1551 (sie befindet sich auf der Erlanger Universitätsbibliothek) fügt hinzu: Autore reverendo D. Martino Luthero, und unter diesem Namen ist die Schrift dann im 16. bis 18. Jahrhundert noch oftmals gedruckt worden. Ob Luther wirklich der Verfasser sei, ist streitig. (Vgl. u. A. V. E. Loescheri Literator Celta, curante J. A. Egenolf, wo der S. 104 mitgetheilte Brief des Erasmus den Streit für Luther's Autorschaft entscheiden würde, wenn nicht gerade die auf unser Büchlein bezüglichen Worte in den Ausgaben der Briefe des Erasmus, — in der Londoner von 1642, Ep. 1515 —, fehlten. — S. auch J. G. Eccard. Hist. studii etymologici linguae Germanicae, 1711, p. 41 sq. F. J. Beyschlag, Sylloge variorum opusculorum, Tom. I., Halae Svevorum 1729, p. 455 sq. E. C. Reichard, Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst, Hamburg 1747, S. 17 fg.). Der innere Werth des Büchleins lohnt die viele Mühe nicht. Es ist nicht schlechter, aber auch nicht besser, als die anderen mißglückten Versuche jener Zeit, mit gänzlich ungenügenden Mitteln die deutschen Namen etymologisch erklären zu wollen. Deutungen, wie „Oswalt, rectius Huswalt, gubernator domus“, „Leupold, Hoc proprie dici debet, Liebholt, nomine composito, sicut Rathülff etc. Quasi dicas, Lieb vnd hold, amabilis et dilectus“ und viele andere der Art zeigen uns, wie jene Zeit von deutscher Etymologie noch keine Ahnung hatte

nämlich darauf hingewiesen, durch eine eindringende Untersuchung der geschichtlichen Vergangenheit ihre Stellung zu rechtfertigen. Die Anhänger der protestantischen Lehre thaten dies mit einem Eifer und einem Erfolg, der nicht nur in ihrem eigenen Lager, sondern auch in dem ihrer Gegner eine neue Epoche der Kirchengeschichte begründet hat. Der bedeutendste Vertreter dieser kirchengeschichtlichen Forschung war auf lutherischer Seite Matthias Flacius Illyricus. Geboren im J. 1520 zu Albona auf der istrischen Halbinsel, ging Matthias Vlacich als neunzehnjähriger Jüngling über die Alpen in die Länder der deutschen Protestanten, machte seine Studien in Basel, Tübingen und Wittenberg und wurde einer der eifrigsten und streitbarsten Theologen der lutherischen Kirche. Wir können seinem sehr unruhigen Lebensgang hier nicht weiter folgen und bemerken nur, daß er zu Frankfurt am Main am 11. März 1575 gestorben ist. Unter seinen Arbeiten nehmen die kirchengeschichtlichen die erste Stelle ein. Das Streben, die Ueberzeugungen der Reformation auch in früheren Jahrhunderten nachzuweisen, veranlaßte ihn zur Sammlung und Herausgabe seines Catalogus testium veritatis. Einen solchen Zeugen der Wahrheit nun glaubte Flacius auch in Otfrid von Weißenburg und seinem Evangelienbuch gefunden zu haben. In der ersten Ausgabe seines Catalogus, die im Jahr 1556 zu Basel erschien, erwähnt er ihn noch nicht, aber in der zweiten, die er am 1. Februar 1562 herausgab, führt er ihn auf. Er betrieb nun mit dem ihm eigenthümlichen Eifer die Herausgabe des Werks. In diesem Streben kam ihm der angesehne Augsburger Arzt Achilles Pirminius Gassar entgegen. Dieser (geboren zu Lindau im J. 1505, † 1577) war ein sehr vielseitig gebildeter Mann, wie das Verzeichniß seiner Schriften darthut, unter denen sich neben den medicinischen auch mannigfache historische finden. Mit Flacius führte ihn die gleiche religiöse Ueberzeugung zusammen [1]. In welcher Weise die Handschrift, nach welcher die erste Ausgabe von Otfrid's Evangelienbuch

---

1) Vgl. Brucker de vita et scriptis A. P. Gasseri in (Schelhorn's) Amoenitates literariae Tom. X., Francof. et Lips. 1729, p. 1007 sq.

gemacht wurde, aufgefunden worden ist, wird uns nicht berichtet. Es war, wie sich aus der Vergleichung der Texte ergibt, die Handschrift, die sich jetzt auf der Heidelberger Bibliothek befindet. Dorthin ist sie mit den übrigen Schätzen der Büchersammlung des Ulrich Fugger durch dessen Vermächtniß gekommen. In Fugger's Bibliothek zu Augsburg wurde sie aufgefunden und im Jahr 1560 von Gassar abgeschrieben [1]), der eifrigen Antheil nahm an der Förderung des großen kirchengeschichtlichen Werks der Magdeburger Centurien, das unter der Leitung seines Freundes Flacius erschien. Gassar suchte nun einen Verleger für die Herausgabe des Otfrid und briefwechselte darüber mit Conrad Geßner in Zürich [2]). Aber seine Bemühungen waren vergeblich. Da nahm Flacius die Sache selbst in die Hand und erreichte im Jahr 1571 sein Ziel [3]). In diesem Jahr erschien zu Basel die erste Ausgabe von Otfrid's Evangelienbuch unter dem Titel: „Otfridi evangeliorum liber: ueterum Germanorum grammaticae, poeseos, theologiae, praeclarum monimentum. Euangelien Buch, in altfrenckischen reimen, durch Otfriden von Weissenburg, Münch zu S. Gallen, vor sibenhundert jaren beschriben: Jetz aber mit gunst deß gestrengen ehrenuesten herrn Adolphen Herman Riedesel, Erbmarschalck zu Hessen, der alten Teutschen spraach vnd gottsforcht zuerlernen, in truck verfertiget. Basileae MDLXXI." Flacius schickt dem Gedicht eine lateinische und deutsche Vorrede voraus, in denen er die Gründe, die ihn zu seinem Unternehmen bewogen, darlegt. Seine ersten und hauptsächlichsten Gründe sind, wie sich denken läßt, religiöse. Was Otfrid selbst als den Beweggrund seiner Dichtung angibt, die Menschen vom Singen und Lesen unnützer oder schädlicher Lieder und Schriften zum heilsamen Lesen und Singen des Evange-

1) Gassar's Abschrift ist noch vorhanden im Schottenkloster zu Wien. S. Kelle's Einleitung zum Otfrid, S. 124. — 2) Epistolarum medicinalium Conradi Gesneri libri III, Tiguri 1577, Bl. 23b. 24. 26b. 28. — 3) Vgl. über diese erste Ausgabe die Einleitung Kelle's zu seiner Ausgabe des Otfrid, Bd. I. (Regensburg 1856) S. 100 fg., und dazu, was Preger, Flacius Illyricus II., 470 fg. sagt.

liums einzuladen, das wolle auch er. Wenn man alles Alterthümliche schon um seines Alterthums willen bewundere, wie viel mehr müßten Alle dies uralte Denkmal hochhalten, das überdies die heilige Lehre darbiete. Hier habe man für den jetzt heftig entbrannten Streit, ob die Menge die heilige Schrift in der Volkssprache lesen dürfe, eine leuchtende Entscheidung, daß in der Zeit der Karolinger es nicht nur für recht und der Religion entsprechend gegolten habe, daß das Volk die heilige Schrift in Händen habe, sondern auch, daß es dieselbe in volksthümlichen Weisen überall singe und feiere.

In dem Inhalt des Otfrid'schen Evangelienbuchs glaubt Flacius den Beweis zu finden, daß der Verfasser die protestantische Lehre von der Gnade gehabt habe. Der eine von seinen Beweisgründen ist freilich sonderbar genug. Flacius mißversteht nämlich die Ueberschrift des Ersten Buchs: „Incipit liber evangeliorum domini gratia Theotisce conscriptus", dahin, daß er domini gratia für den Nominativ und den Titel des Werks nimmt. Das Buch sei „Gratia dei, die gnad Gottes genant worden." Mehr Gewicht läßt sich auf seinen anderen Beweisgrund, auf die von ihm angeführte Stelle aus dem ersten Buch [1]) legen. Aber wenn auch für Flacius die religiösen Gründe obenan stehen, so entgehen ihm doch auch die übrigen nicht. „Wiewol wann gleich kein andere vrsach were," sagt er in der zweiten Vorrede, „warumb die freie vnd ehrliebende Teutschen solten diß Buch lieb haben vnd hochachten, so ist diese wichtig vnd groß genug, das nach dem alle menschen gern von jhren eltern vnd vorfarn viel wissen wöllen, auch alles so bei jnen gewonlich vnd gebreuchlich, hochhalten, weil auch alle menschen gern etwas beides von den vralten, vnd von frembden spraachen wissen: so muß jhe gar ein stock, vnd so zureden, kein rechter Teutscher sein, der nit auch gern etwas wissen wolt von der alten spraach seiner vorfarn vnd eltern, welches man dann auffs best vnd leichtest auß diesem Buch haben vnd vernemmen kan." Und was er hier

---

1) I, 2, 43—46. Vgl. jedoch Kelle in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Otfrid. S. 107.

in derben Worten den ehrliebenden Deutschen an's Herz legt, das führt er in der lateinischen Vorrede in mehr wissenschaftlicher Weise aus. Die Kenntniß dieses Buches und seiner Sprache werde sehr viel beitragen zur Erforschung der Etymologieen und Ursprünge der deutschen Wörter und überhaupt zur volleren Erkenntniß dieser Sprache. Denn die Verzweigungen der verschiedenen Wörter würden aus jenen ersten Thematibus oder (wie die hebräischen Grammatiker sich ausdrückten) Wurzeln abgeleitet, und aus jenem alten Gebrauch der Wörter könne ihre gegenwärtige Bedeutung und ihr Gebrauch und Mißbrauch gründlicher erkannt werden. Kurz, man könne ohne alles Bedenken sagen, daß ohne diese Art von Etymologicum dieser Sprache Niemand sie völlig und gründlich erforschen könne. — Man erkennt an diesen treffenden Bemerkungen den umfassenden Linguisten, der Flacius war. Aber man würde sich täuschen, wenn man nun von der Anwendung seiner Grundsätze sowohl in Bezug auf seine Etymologieen, als auf seine Ausgabe des Otfrid zu viel erwartete. Die Aufgabe war zu neu und die Kenntniß der alten Sprache noch viel zu ungenügend, als daß etwas Anderes als ein nur mangelhafter Text zu Stande kommen konnte. Einen nicht geringen Theil des Verdienstes, daß die Ausgabe doch wenigstens so wurde, wie sie ist, hat ohne Zweifel Pirminius Gassar in Anspruch zu nehmen. Die „Erklerung der alten Teutschen worten", die dem Gedicht vorausgeschickt wird und die von Gassar herrührt, beweist trotz aller Verstöße, daß er sich in das Lexikalische der Sprache hineinzuleben suchte. Einen wesentlichen Fortschritt in der Beurtheilung des Ganzen zeigen Gassar und Flacius darin, daß sie, auf den Angaben des Trithemius fußend, Otfrid von Weißenburg als den Verfasser erkennen. Und unter allen Umständen hatte man den Herausgebern für ihre Ausgabe Dank zu wissen, da sie über anderhalb Jahrhunderte, bis zum Jahr 1726, die einzige blieb. [1])

---

1) Ein weiteres Eingehen auf diese Editio princeps des Otfrid und die daran sich knüpfenden Fragen gestattet hier der Raum nicht. Ich verweise auf Kelle's Einleitung zu seiner Ausgabe des Otfrid (B. I, Regensburg 1856), und über Flacius überhaupt auf: Wilhelm Preger, Matthias Flacius Illyricus und seine Zeit. Erlangen I. 1859; II. 1861.

Die Anfänge der vergleichenden Sprachforschung und die germanische Philologie.

Die germanische Philologie hat in ihrer ganzen Entwicklung in enger Wechselbeziehung zur vergleichenden Sprachforschung gestanden. Wir werden dies Verhältniß in seiner tiefsten Bedeutung kennen lernen, wenn wir den großartigen Aufschwung zu schildern haben, den die germanische Philologie in neuerer Zeit genommen hat. Aber schon in ihren Anfängen wachsen beide Wissenschaften gemeinsam empor. Wenn es auch nicht an einzelnen vorangehenden Versuchen fehlt, so war doch der eigentliche Gründer der neueren Linguistik Conrad Geßner, jener reich begabte Gelehrte, den die verschiedensten Gebiete der Wissenschaft als Bahnbrecher verehren. Conrad Geßner, oder, wie er sich in seinen lateinischen Werken schreibt, Gesnerus wurde geboren zu Zürich den 26. März 1516. Sein Vater, ein unbemittelter Kürschner, vermochte die zahlreiche Familie kaum zu ernähren. So hatte der junge Geßner eine sehr harte Jugend zu durchleben. Aber es wurde ihm ein guter klassischer Schulunterricht zu Theil, und auch zur Beobachtung der Natur legte der Aufenthalt des Knaben bei seinem Großoheim, dem Caplan Frick, der ein Freund der Pflanzenkunde war, den ersten Grund. Als sein Vater in dem Treffen am Zugerberge im Jahr 1531 gefallen war, wurde Geßner auf Empfehlung des Myconius Famulus bei Capito in Straßburg, wo er sich besonders im Hebräischen vervollkommnete. Entscheidend aber wurde für seine Entwicklung, daß ihm ein Züricher Stipendium die Möglichkeit verschaffte, seine Studien im Jahr 1533 in Bourges, 1534 in Paris fortzusetzen. In den reichen Bibliotheken von Paris legte er den Grund zu der umfassenden Kenntniß der alten und neuen Literatur, die ihm dann bei allen seinen Unternehmungen zu Statten kam. Im Jahr 1535 übernahm er eine Schulstelle in seiner Vaterstadt Zürich, die ihn nöthigte, für sehr geringe Besoldung die Elemente des Lateinischen und Griechischen zu lehren. In demselben Jahr heirathete er ein armes Mädchen. Nichtsdestoweniger trieb ihn seine unermüdliche Wißbegier im folgenden Jahr nach Basel zu gehen,

um dort Medicin zu studieren. Klassische und naturwissenschaftliche Studien giengen auch hier bei ihm Hand in Hand. Im September 1537 erhielt er die Professur der griechischen Sprache an der neu errichteten Akademie zu Lausanne. Zwei Stunden täglich erklärte er griechische Klassiker, für ihn eine leichte Aufgabe, so daß er Zeit genug behielt für seine literarischen Arbeiten und seine Neigung zur Botanik. Nach einem dreijährigen Aufenthalt in Lausanne erhielt er durch Vermittlung seiner Freunde in Zürich ein Stipendium zur Fortsetzung seiner medicinischen Studien. Er gieng nach Montpellier und bereicherte dort seine anatomischen und botanischen Kenntnisse. Nachdem er im Jahr 1541 zu Basel Doctor der Medicin geworden war, kehrte er in seine Vaterstadt Zürich zurück, wo er dann bald eine Professur der Physik und Naturgeschichte erhielt. Seine Lage blieb aber fortwährend eine äußerst dürftige. Denn auch seine Ernennung zum ersten Stadtarzte brachte ihm nur zwanzig Gulden Zulage. Erst nach langjährigem Warten und wiederholten Bittschriften erhielt er auf Betrieb seines Freundes, des Theologen Bullinger im Jahr 1558 ein anständiges Auskommen. Aber seine Gesundheit war durch die lange drückende Dürftigkeit bei riesenmäßigen Arbeiten gebrochen. Doch weder durch die Gichtschmerzen, gegen welche die warmen Bäder in Baden im Aargau nur vorübergehend Linderung gewährten, noch durch die Abnahme seiner Körperkräfte ließ sich Geßner an der unermüdlichen Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Arbeiten hindern. Bei der verheerenden Pest, die im Jahr 1564 und 65 Zürich heimsuchte, bot er mit größter Aufopferung, wo er es vermochte, ärztliche Hülfe; aber nachdem er so Manchem das Leben gerettet, wurde er selbst am 13. December 1565 von der schrecklichen Krankheit hingerafft.

Die wissenschaftliche Thätigkeit Conrad Geßner's ist wahrhaft Staunen erregend. Durch sein großes Werk über die Thiere wird er der Begründer der neueren Zoologie, durch seine botanischen Forschungen ein Mitbegründer der neueren Botanik; und derselbe Mann verfaßt ein gelehrtes griechisch-lateinisches Wörterbuch, gibt den Stobaeus in sehr verbessertem Text und mit einem Commentar heraus, der von seiner umfassenden Kenntniß der Griechen zeugt,

schreibt außerdem auf alle den genannten Gebieten und auf dem der Medicin eine Unzahl tüchtiger Schriften und wird durch seine im J. 1545 erschienene Bibliotheca universalis der Gründer der neueren Literaturwissenschaft.

Aus diesem Zusammenwirken der verschiedensten wissenschaftlichen Thätigkeiten entsprang auch die Richtung in Geßner's Studien, mit der wir es hier zu thun haben. Wenn wir sein großes Thierwerk durchblättern, sehen wir seine sprachvergleichenden Bestrebungen gleichsam vor unsern Augen entstehen. Er beginnt die Beschreibung jedes Thieres mit der Aufzählung der Namen, die es in den verschiedenen ihm irgend erreichbaren Sprachen hat, und schließt sie mit etymologischen, literarischen und culturgeschichtlichen Bemerkungen über die Beziehungen des geschilderten Thieres. Schon dieser Anschluß der mannigfachsten sprachlichen Bezeichnungen an die beobachteten Gegenstände selbst mußte dem Trieb der Sprachvergleichung Nahrung geben. Aber es war noch eine andere Seite, welche der vergleichenden Sprachforschung den Boden bereitete, nämlich das Studium der Bibel und ihre Uebertragung in die verschiedensten Sprachen der Völker. Verband sich mit dem Allen die klassisch-philologische Gründlichkeit und das universelle literarische Interesse, die Geßner auszeichnen, so waren die Bedingungen gegeben zur Entstehung der vergleichenden Sprachforschung.

Die Schrift, in welcher Geßner seine linguistischen Forschungen niederlegte, führt den Titel: Mithridates. De differentiis linguarum tum veterum tum quae hodie apud diversas nationes in toto orbe terrarum in usu sunt, Conradi Gesneri Tigurini observationes. Anno MDLV. Tiguri excudebat Froschoverus. In der Widmung des Buches an den Engländer Johannes Balaeus sagt Geßner: „Es gibt in der That eine große Mannigfaltigkeit der Sprachen und Mundarten, durch welche die Menschen die Gedanken des Geistes unter einander aussprechen und sich darüber verständigen. Es scheint aber nicht sowohl eine Sache der Neugierde, als der wissenschaftlichen Bildung zu sein, daß wir einsehen, welche Sprachen mehr oder weniger unter einander verwandt, welche gänzlich verschieden sind. Denn da allein

der Mensch unter den Thieren sowohl mit Vernunft, als mit Sprache begabt ist, so gehört es nach meiner Ueberzeugung zu den Studien eines gebildeten und philosophischen Geistes, die Verschiedenheiten der Rede und der Sprachen zu kennen. Ich veröffentliche deshalb das, was ich auf diesem Gebiet, wie es eben gehen wollte, beobachtet habe, nicht als etwas Vollendetes und nach Gebühr Ausgearbeitetes, sondern so viel ich eben gegenwärtig zu leisten vermochte, nur wie ein Merkzeichen, wodurch angeregt und vielleicht auch gefördert Andere nach mir Alles fleißiger und vollkommener behandeln mögen." In der Abhandlung selbst gibt Geßner erst seine allgemeinen Bemerkungen über die Verschiedenheiten der Sprachen. Er knüpft daran an, wie seine Zeit mit dem Studium der drei Sprachen: des Griechischen, des Lateinischen und des Hebräischen, das Evangelium habe erwachen sehen, und wie das Evangelium durch Bücher und Predigt auch unter die übrigen Völker verbreitet werde. Darauf stellt er die Nachrichten der Alten über die Zahl und Verschiedenheit der Sprachen zusammen. Die hebräische Sprache ist nach seiner eigenen Ansicht die erste und älteste von allen und die einzige reine und unvermischte. Nach einigen zum Theil treffenden, zum Theil natürlich noch sehr unvollkommenen Bemerkungen über die Mischung der Sprachen, den Ursprung der Wörter u. s. w. geht er dann zu einer alphabetischen Aufzählung der Sprachen über, indem er unter jeder das einträgt, was ihm darüber bekannt geworden. Man findet hier nicht Weniges, was man in einem Werk aus der Mitte des 16. Jahrhunderts kaum erwartet, und freut sich der rastlosen, überallhin gerichteten Beobachtung des unermüdlichen Gelehrten. Andererseits geben uns die Ansichten des größten Linguisten seiner Zeit einen Maßstab dafür an die Hand, welche großartigen Fortschritte die Sprachforschung in den folgenden drei Jahrhunderten gemacht hat. Ich will in dieser Beziehung zu dem, was oben über die hebräische Sprache ausgehoben worden ist, nur noch das Eine hinzufügen, daß Geßner die Sprachen so eintheilt, daß auf der einen Seite das Griechische und Lateinische, auf der anderen die barbarischen Sprachen stehen. Doch will er auch das Hebräische von den barbarischen Sprachen ausnehmen,

weil dasselbe einerseits die älteste und wie die Mutter der anderen, andrerseits die heilige und göttliche Sprache sei [1]). Die übrigen Sprachen aber scheidet er wieder in solche, die ganz und gar barbarisch sind, das heißt, mit der griechischen und lateinischen gar nichts gemein haben, wie unsere deutsche; und in fehlerhafte (soloecae), wie dem Latein gegenüber das Italienische, Spanische und Französische [2]). Doch entgehen ihm andererseits die vielfachen Berührungen der deutschen und der griechischen Sprache nicht, und mit Berufung auf Dalberg [3]), Aventin [4]), Andreas Althamer [5]) und Sigismund Gelenius [6]) weist er auf die vielen dem Griechischen und Deutschen gemeinsamen Wörter hin [7]).

Was uns hier vor allem angeht, sind Geßner's Ansichten über die germanischen Sprachen. Er hat sie in mehreren besonders eingehenden Abschnitten seines Mithridates niedergelegt und dann späterhin noch ergänzt in der Vorrede, die er zu Josua Maaler's im Jahr 1561 erschienenen Dictionarium Germanicolatinum schrieb. Da Geßner in bedeutendem Umfang kannte, was seine Vorgänger über den Gegenstand geschrieben hatten, auch selbst mit Vorliebe gerade die germanischen Sprachen behandelte, so bietet er uns ein Bild von dem Zustand der damaligen Kenntnisse: einerseits, wie weit sie bereits gelangt, und andrerseits, wie weit sie noch zurück waren. Suchen wir nach beiden Seiten eine richtige Vorstellung zu gewinnen. Vor allem berührt uns wohlthuend der

1) Mithridates Bl. 3. — 2) Pandectarum sive partitionum universalium Conradi Gesneri — libri XXI. Tiguri 1548, Bl. 34. — 3) Ueber Johannes Dalberg's Zusammenstellung griechischer und deutscher Wörter s. Trithemius' Polygraph. 1518. l. VI. Bl. 4. — 4) s. o. S. 22. — 5) Andreas Althamer, Scholia zur Germania des Tacitus bei Schard I (1574) p. 64 sq. — 6) Sigismund Gelenius in seinem Lexicon symphonum quo quatuor linguarum Europae familiarium, Graecae scilicet, Latinae, Germanicae ac Sclavinicae concordia consonantiaque indicatur. Basileae 1537, stellt viele Wörter jener Sprachen zusammen, doch nur nach scheinbarem Gleichklang, und ohne zwischen Urverwandtem und Entlehntem zu unterscheiden. — 7) Mithridates Bl. 34 b.

warme Eifer, mit dem Geßner seinen Gegenstand behandelt [1]). Er kennt so ziemlich die Ausbreitung der damaligen germanischen Sprachen. Außer dem Deutschen in seinen verschiedenen Mundarten gibt er vom Flandrischen und Friesischen Bescheid [2]). Er weiß, daß die skandinavischen Sprachen dem Deutschen nahe verwandt sind; unter dem Artikel De lingua Germanica theilt er im Mithridates auch in isländischer Sprache das Vaterunser mit [3]). In der Vorrede zum Maaler fügt er es dann auch in schwedischer Sprache hinzu, und bemerkt dabei, das Isländische, Norwegische, Gothische, Schwedische und Dänische seien unter sich ähnlich und stünden dem Sächsischen nicht allzufern [4]. Das Englische kennt er als eine Mischsprache, aber mit weit überwiegender germanischer Grundlage. Er hat gehört, daß noch vor wenig Jahren weit weniger französische und lateinische Wörter im Englischen gewesen seien, an denen es jetzt so überreich sei. Denn in der Unterhaltung haschten viele danach und in ihren Schriften mischten sie dieselben ein als Blumen und Schminke (veluti flosculos ac pigmenta), so daß das Volk ohne Uebersetzung sie nicht verstehen könne. Der größte Theil jedoch sei jetzt noch sächsisch. Bücher aber, die vor zwei oder dreihundert Jahren in England geschrieben seien, gehörten fast ganz der sächsischen Sprache an [5]). Innerhalb der deutschen Sprache geht Geßner den einzelnen Mundarten nach. Er verzeichnet die ihm bekannten Unterschiede zwischen der schweizerischen und schwäbischen Mundart, wie sie namentlich in der Vertretung des schweizerischen î durch ei, des û durch au und in so manchen anderen Punkten sich zeigen [6]). Aus Fabian Franck [7]) theilt er eine Reihe von Eigenthümlichkeiten anderer deutscher Mundarten mit [8]). Unter den deutschen Mundarten, sagt er, meinen Einige, sei die, deren sich die Oberdeutschen (superiores Germani)

1) Geßner's Beitr. zu Maaler's Dictionarium. Vgl. u. das 5. Kapitel unseres Buchs. — 2) Mithridates Bl. 39. — 3) Mithridates Bl. 40. — 4) — „similes inter se sunt aque Saxonica non alienae.“ Praef. zum Maaler Bl. 4 rw. — 5) Mithridates Bl. 8 rw. — 6) Mithrid. Bl. 38. — 7) S. u. — 8) Mithrid. Bl. 40 fg.

bedienen, die beste und vorzüglichste und am wenigsten verdorben. Manche ertheilen der Leipziger Gegend (wo auch Luther seine Bücher geschrieben habe) die erste Stelle in Bezug auf Feinheit der Sprache; Andere halten vielmehr die Sprache der Augsburger, noch Andere die der Basler in den meisten Stücken für richtig [1]). Die Sprache der Schweizer, das ist, wie Geßner sagt, die des oberen Deutschlands, bezeichnet er als gleichsam die deutsche Gemeinsprache (communis Germanica lingua) [2]). Auch über die deutsche Verskunst gibt Geßner anziehende Bemerkungen. Viele schrieben gereimte Verse; Gedichte aber, in denen die Quantität der Sylben beobachtet werde, Niemand. Er selbst habe sich einst, wenn auch mit wenig Glück, in deutschen Hexametern versucht. Und darauf theilt er einige merkwürdige Proben davon mit [3]). Geßner beschränkt sich endlich nicht auf die germanischen Sprachen der Gegenwart, er läßt sich auch auf das Altdeutsche ein. Im Mithridates theilt er eine althochdeutsche Uebersetzung des Vaterunser und des apostolischen Symbolums mit und fügt hinzu, er höre, daß auch der Psalter in ähnlicher Weise übersetzt im Kloster des heiligen Gallus vorhanden sei [4]) Zu der Vorrede zum Maaler führt er eine Strophe aus Otfrid's Evangelienbuch an [5]) und verbindet damit die Bemerkung: „Vor kurzem hat der berühmte Augsburger Arzt Achilles P. Gasserus versprochen, er werde die Evangelien dieses Otfrid, so wie sie von ihm übertragen worden sind, von seiner Hand sorgfältig abgeschrieben mir zur Herausgabe schicken.“ Das ist dann auch geschehen. Geßner wählte sich eine Probe für die zweite Ausgabe seines Mithridates aus, doch diese Ausgabe kam nicht zu Stande. Einen Verleger für den Otfrid konnte Geß-

---

1) Praef. zu Maaler Bl. 1 rw. — 2) Ebend. Daß Geßner an dieser Stelle unter nostra lingua die der Schweizer mit ihren î (= ei) und û (= au) versteht, ergibt sich aus dem Mithrid. Bl. 37 mitgetheilten Vaterunser „in lingua Germanica communi, uel Heluetica.“ — 3) Mithrid. Bl. 36 rw. — 4) Sowohl diese Nachricht, als die von Geßner mitgetheilten althochdeutschen Stücke stammen von Joachim Vadianus. S. o. S. 30. — 5) Praef. zu Maaler's Dictionarium Bl. 6b.

ner dem Gassar nicht verschaffen[1]), und so erschien der Otfrid erst sechs Jahr nach Geßners Tod durch die gemeinsamen Bemühungen des Gassar und des Flacius Illyricus. Auch auf die Grundlagen zu einer deutschen Literaturgeschichte richtete Geßner sein Augenmerk. Am Schluß der Vorrede zum Maaler spricht er den Wunsch aus, daß ein ähnliches Werk, wie er selbst es in seiner Bibliotheca universalis für die griechische, lateinische und hebräische Literatur geliefert hatte, über das Deutsche erscheinen möchte, und erbietet sich, dem, der ein solches unternehmen wolle, seine nicht geringen Sammlungen über die deutschen Bücher bereitwillig zu überlassen.

Wir sehen aus alle dem, wie der fleißige und universelle Gelehrte nach den verschiedensten Seiten hin die richtigen Wege betritt. Zu sehr Vielem, was in der späteren Entwicklung der Wissenschaft zur Entfaltung kam, erblicken wir die Keime schon bei Geßner. Wollte man aber aus diesen Andeutungen den Schluß ziehen, daß Geßner bereits den Entdeckungen und Erwerbungen nahe gewesen sei, die uns die Geschichte der germanischen Philologie in den folgenden drei Jahrhunderten vorführen wird, so würde man sich sehr täuschen. Aus dem Gesichtspunkt, den wir jetzt einnehmen, erscheinen uns vielmehr Geßner's Bestrebungen, so ehrenwerth sie für ihre Zeit sind, nur als die ersten schwachen Anfänge. Gleich die genauere Betrachtung der von Geßner mitgetheilten kurzen Sprachproben zeigt uns, daß er von dem Bau und Wesen der älteren, so wie der ihm ferner liegenden gleichzeitigen germanischen Sprachen keine Ahnung hatte[2]). Dasselbe tritt uns entgegen, wenn wir die Etymologieen, die er entweder selbst macht oder von Anderen ohne Mißbilligung entlehnt, in's Auge fassen. So meint er z. B. der Göttername Alcis bei Tacitus (Germ. 43) sei nichts Anderes als das schwäbische Halgen, id est sancti. Denn die Aspiration werde von den Lateinern oft weggelassen, und die Consonanten

---

1) S. die Auszüge aus den Epistol. medicinal. Conradi Gesneri in Kelle's Ausgabe des Otfrid I, S. 100 fg. — 2) Vgl. z. B. die Strophe, die er aus Otfrid anführt, so wie die übrigen in Geßner's Mithridates mitgetheilten Sprachproben.

c und g seien mit einander verwandt[1]. In Bezug auf die ältesten germanischen Völkerverhältnisse steht Geßner's Wissen, wie das seiner mitforschenden humanistischen Zeitgenossen, weit über Allem, was man ein Jahrhundert früher davon kannte. Denn Cäsar, Tacitus, Ammianus Marcellinus u. s. w.[2] stehen ihm zu Gebote, und er fußte auf den Forschungen seiner unmittelbaren Vorgänger, namentlich des Beatus Rhenanus und des Aventinus[3]. Aber von einer kritischen Sichtung der Quellen, wie sie uns jetzt zur zweiten Natur gehört, ist auch bei Geßner noch wenig die Rede. Die Fabeleien des untergeschobenen Berosus führt er ganz arglos als historische Quelle an[4]. Den Hunibald, das Machwerk des Trithemius, stellt er neben Gregor von Tours für die Geschichte der Franken[5]. Das Angeführte, das sich durch sehr viele ähnliche Züge erweitern ließe, wird hinreichen, um sich von Geßner's wirklichem Wissen eine richtige Vorstellung zu machen. Zum Schluß will ich noch einen Gegenstand berühren, der uns in die ersten Anfänge eines der wichtigsten Zweige der germanischen Philologie einen vorläufigen Blick thun läßt. Mit besonderem Eifer geht Geßner in seinem Mithridates den Spuren der alten Gothen nach. Die Eigennamen ihrer Fürsten bezeugen ihm ihre germanische Sprache. Aus Jakob Ziegler[6] und Josaphat Barbarus[7] sucht er das Fortleben der Gothen am Schwarzen Meer zu erweisen. Noch aber weiß er (1555) nichts davon, daß sich Reste jener uralten Sprache handschriftlich erhalten haben. Doch während er im letzten Jahrzehend seines Lebens für eine zweite erweiterte Ausgabe des Mithridates fortsammelt, erhält er (um 1563) von Johann Wilhelm Reyffenstein, der sich damals unweit Stolberg aufhielt und von Georg Cassander aus Köln einige Proben der alten gothischen Sprache selbst[8]. Er würde sie ebenso, wie den Otfrid, den ihm

1) Mithrid. Bl. 35. — 2) Vgl. Mithrid. Bl. 32. — 3) Mithrid. Bl. 25; 32. — 4) Mithrid. Bl. 31 rw.; Bl. 34, rw. — 5) S. u. A. Geßner's Pandectae (1548) Bl. 135 b. — 6) Mithrid. Bl. 27 b. — 7) Ebend. Bl. 13. — 8) S. Geßner's Brief an Cassar vom 22. April 1563 in Epistolarum medicinalium Conradi Gesneri — libri III. Tiguri 1577, Bl. 28.

sein gelehrter Freund Gassar in Augsburg mittheilte, für die zweite Ausgabe seines Mithridates benützt haben [1]). Aber bevor diese zu Stande kam, ereilte ihn der Tod.

Die deutschen Juristen und die germanische Philologie.

Die Rechtsverständigen stehen in einer zwiefachen Beziehung zur Gründung und Fortbildung der germanischen Philologie. Erstens haben sie einen wesentlichen Antheil an der Festsetzung der deutschen Schriftsprache; und zweitens werden sie durch das Studium der altdeutschen Rechtsquellen auch auf die Erforschung der altdeutschen Sprache und Literatur geführt. Die erstere Seite werden wir später noch berühren. Was aber die zweite betrifft, so werden wir in der Folgezeit das Feld der altdeutschen Philologie mit Vorliebe von Juristen angebaut finden. In dieser Periode aber, im Zeitalter der Reformation, begegnen wir nur den ersten schwachen Anfängen dieser Bestrebungen. Wir müssen uns nämlich erinnern, daß wir es hier nicht mit der Rechtsgelehrsamkeit als solcher zu thun haben, sondern nur mit der Erforschung der altdeutschen Sprache und Literatur, insofern dieselbe von Seite der Rechtsgelehrsamkeit gefördert wurde. Hier sind es vorzüglich zwei Gebiete, welche die Rechtsgelehrsamkeit mit der Sprachforschung in Verbindung setzen, nämlich erstens die alten germanischen Volksrechte, die sogenannten leges barbarorum, und zweitens die Rechtsbücher aus den späteren Jahrhunderten des Mittelalters. Was nun zuerst diese letzteren betrifft, so werden sie im Lauf des 15. und 16. Jahrhunderts in zahlreichen Ausgaben durch den Druck veröffentlicht. Aber diese Veröffentlichungen haben damals noch mit der deutschen Philologie wenig zu thun. Sie haben nicht den Zweck, die alten Rechtsbücher als Denkmäler einer vergangenen Zeit zu erforschen, sondern sie sollen dem praktischen Bedürfniß dienen, insofern jene Rechtsbücher noch als lebendes Recht galten [2]). So wichtig deshalb diese Be-

1) Ebend. — 2) Des Sachsenspiegels erster Theil, her. von Homeyer (3) 1861, S. 73.

strebungen für die deutsche Rechtsgeschichte sind, so fern liegen sie der deutschen Philologie. Anders verhält es sich mit den altgermanischen Volksrechten. Zu diesen führt ein geschichtlich wissenschaftliches Streben, und es ist aller Ehren werth, daß trotz der überwältigenden Herrschaft, die damals das römische Recht über die juristischen Köpfe ausübte, doch einzelne Gelehrte sich auch jenen Resten des alten deutschen Rechts zuwandten. So Johannes Sichard, geboren 1499 zu Bischofsheim an der Tauber, 1525 Professor der Rhetorik in Basel, 1530 in Freiburg Schüler des Ulrich Zasius im römischen Recht, 1535 bis zu seinem Tode 1552 Professor des Codex in Tübingen [1]). Im Jahr 1530 veröffentlichte Sichard zu Basel zum ersten Mal die Leges Ribuariorum, Bajuvariorum und Alamannorum. Ihm folgte Johannes Herold. Geboren zu Höchstädt an der Donau 1511, studierte er zu Basel Theologie und Geschichte, erhielt eine Landpfarrei im Baseler Gebiet, zog aber 1546 wieder nach Basel, um sich ganz literarischen Arbeiten zu widmen. Er lebte noch im J. 1566 [2]). Im Jahr 1557 gab er zu Basel eine Sammlung der germanischen Volksrechte heraus, die außer den von Sichard veröffentlichten auch noch die meisten übrigen in lateinischer Sprache aufgezeichneten enthielt. Diese Ausgaben der Volksrechte waren noch sehr unvollkommen [3]), und erst der Versuch, die in ihnen enthaltenen auch sprachlich germanischen Elemente zu erläutern [4]), wurde dann später der Anlaß zu altgermanischen Sprachstudien. Aber doch war es von nicht geringer Wichtigkeit, daß vorläufig nur irgend ein Text dieser unschätz-

1) Melchior Adam., Vitae Germanorum jureconsultorum (3) 1706, p. 40. Stintzing, Ulrich Zasius, 1857, S. 286 O. Stobbe, Geschichte der deutschen Rechtsquellen I, 1860, S. 8. II, 1864, S. 12. — 2) Bayle, Dictionnaire hist. et critique s. n. Escher in Ersch's und Gruber's Allgem Encyklop., Zweite Section, Thl. 6 (1829) S. 404—406. — 3) Vgl. Johannes Merkel's Einleitung zur Lex Alamannorum in seiner Ausgabe derselben bei Pertz, Monum., Leges, Tom. III, p. 28. 1. 29, 5. 4) Die von Herold versprochenen Erläuterungen sind nicht erschienen (Merkel l. l. p. 29, 2.)

baren Reste des altgermanischen Lebens den Forschern in die Hand gegeben war. Wenn wir Johannes Herold nicht seines Standes, sondern nur der eben besprochenen Arbeit wegen in diesem Abschnitt erwähnen, so können wir schließlich noch eines Juristen von Beruf gedenken, der uns zeigt, welchen Antheil die Rechtsgelehrten auch schon in unserer Periode an der Erforschung der germanischen Sprachen nahmen. Wolfgang Hunger, geb. zu Wasserburg um 1511, Professor des römischen Rechts an der Universität Ingolstadt, gest. 1555 zu Augsburg als Kanzler des Bischofs von Freising [1]), schrieb gegen den Franzosen Borillus eine Linguae Germanicae vindicatio, worin er einen Theil der französischen Wörter aus dem Deutschen abzuleiten suchte. Herausgegeben wurde dies Buch erst im Jahr 1586 zu Straßburg durch den Sohn des Verfassers.

Drittes Kapitel.

Die Thätigkeit auf dem Gebiete der älteren germanischen Sprachen vom Ausgang des 16ten Jahrhunderts bis zum J. 1665.

Schon bei den ersten Anfängen der germanischen Philologie haben wir neben den Humanisten und Theologen die Juristen betheiligt gesehen. Dieser Antheil der Juristen an der Förderung der altgermanischen Studien wächst in der nächstfolgenden Zeit in solchem Maß, daß vorzugsweise Juristen als Vertreter dieser Studien zu nennen sind: Männer, wie Friedrich Lindenbrog, Marquard Freher und Melchior Goldast; und auch der bedeutendste deutsche Grammatiker des 17ten Jahrhunderts, Justus Schottelius, war seinem Lebensberuf nach Jurist. Es ist dieselbe Zeit, in welcher das Stu

1) Jo. Nep. Mederer, Annales Ingolstadiensis academiae, P. I, Ingolstadii 1782, p. 175. 208. 211.

dium des deutschen Rechts in Verbindung mit dem der deutschen Geschichte und des deutschen Alterthums durch Hermann Conring (geb. 1606 zu Norden in Ostfriesland, 1632 Professor an der Universität Helmstädt, gestorben 1681) einen so bedeutenden Aufschwung nahm [1]).

Friedrich Lindenbrog wurde im J. 1573 zu Hamburg geboren. Sein Vater Erpold Lindenbrog lebte dort als kaiserlicher Notar und hat sich durch mannigfache Schriften über die ältere deutsche Geschichte, besonders aber durch seine Ausgabe des Adam von Bremen bekannt gemacht. Der Sohn bezog um das J. 1594 die Universität Leiden und widmete sich dort neben der Rechtswissenschaft philologischen und historischen Studien. Unter seinen Lehrern werden auch Bonaventura Vulcanius und Paulus Merula genannt, die wir als die Mitgründer der germanischen Philologie in den Niederlanden werden kennen lernen. Er durchreiste hierauf England, Frankreich und Italien und kehrte dann in seine Vaterstadt Hamburg zurück, wo er im J. 1648 als ein angesehener Rechtsgelehrter gestorben ist. Friedrich Lindenbrog verband auch als Schriftsteller die antik klassische Gelehrsamkeit mit den altgermanischen Studien. Er gab den Statius und den Terenz heraus und stand mit den Koryphäen der klassischen Philologie, mit Joseph Scaliger und Isaak Casaubonus, in regem Verkehr. Seine vorzüglichste Thätigkeit aber wendet er den Quellen der älteren deutschen Geschichte zu. Er gibt den Ammianus Marcellinus, den Jornandes, Paul Warnefridi und Anderes heraus. Sein Hauptwerk aber ist der im J. 1613 erschienene Codex legum antiquarum, eine neue Recension der lateinisch geschriebenen germanischen Volksrechte, welcher Lindenbrog ein Glossarium zur Erläuterung der dunkleren Wörter beifügte. Diese Arbeiten führten ihn immer mehr dem Studium der älteren germanischen Sprachen zu, und im

---

1) Conring's Leben vor Hermanni Conringii epistolarum syntagmata duo. Helmstadii 1694. Sein Hauptwerk de origine juris Germanici erscheint 1643. Ueber Conring's epochemachende Bedeutung siehe O. Stobbe's Geschichte der deutschen Rechtsquellen II (1864) S. 118 fg.

J. 1633 fand ihn Hugo Grotius mit der Ausarbeitung eines Lexikons der altdeutschen Sprache beschäftigt [1]). Lindenbrog kam zwar mit diesem Werk nicht zu Stande, aber schon der Versuch dazu blieb nicht ohne Nachwirkung. Unter Lindenbrog's Sammlungen, die er mit seiner übrigen Bibliothek seiner Vaterstadt Hamburg vermachte, fanden sich neben manchem Anderen auch die althochdeutschen Glossen, die dann im J. 1729 Eckhart veröffentlicht hat [2]). Von besonderer Bedeutung aber war es, daß Lindenbrog auf seinen wiederholten Reisen nach England mit den englischen Gelehrten in Verbindung trat, die sich die Erforschung des Angelsächsischen zur Aufgabe gemacht hatten, mit Heinrich Spelman und Wilhelm Camden. Unter Lindenbrog's nachgelassenen Papieren fand man Legum Anglicarum libri IV a Lindenbrogio latine versi [3]).

In Deutschland waren vorzüglich Marquard Freher und Melchior Goldast die Genossen Friedrich Lindenbrog's in Erforschung des deutschen Alterthums. Marquard Freher, der Sohn eines angesehenen Rechtsgelehrten, wurde geboren zu Augsburg im J. 1565. Er studierte zuerst in Altdorf, dann in Bourges die Rechte und wurde an letzterem Orte im J. 1585 durch den berühmten Cujacius zum Licenciatus juris gemacht. Er wurde darauf pfälzischer Rath und 1596 zum Professor Codicis in Heidelberg designiert. Im J. 1598 gab er diese Stellung auf, indem er vom Churfürsten Friedrich IV. von der Pfalz zu wichtigen diplomatischen Geschäften verwendet wurde. Er starb zu Heidelberg im J. 1614 [4]). Freher warf sich mit unermüdlichem Eifer auf die Erforschung des deut-

---

1) S. den Brief des Hugo Grotius an Johannes Cordesius vom 11. Apr. 1633 in Hugonis Grotii epistol. Amstel. 1687, p. 112. — 2) Commentarii de rebus Franciae orientalis II, 991 — 1002. — 3) Joann. Molleri Cimbria literata, Tom. III, p. 423. Moller's Werk bin ich auch in den obigen Angaben über Lindenbrog's Leben gefolgt, da sie einen zuverlässigeren Eindruck machen, als die zum Theil abweichenden des 1723 zu Hamburg erschienenen „Leben der Berühmten Lindenbrogiorum." — 4) Paul. Freher. Theatrum virorum eruditione clarorum, Noribergae 1688, p. 1002 sq.

schen Rechts und der deutschen Geschichte und nimmt durch seine Schriften auf beiden Gebieten eine geachtete Stellung ein. Diese Arbeiten führten ihn auch auf das Studium der alten germanischen Sprachdenkmäler, und einige der wichtigsten unter den kleineren derselben verdanken ihm ihre Herausgabe. So veröffentlichte er im J. 1609 zuerst eine der ältesten hochdeutschen Uebersetzungen des Vaterunsers und des apostolischen Glaubensbekenntnisses aus der Abschrift eines St. Galler Codex [1]); darauf im J. 1610 eine angelsächsische Uebersetzung des Dekalogs, des Vaterunsers und des apostolischen Symbolums. Im J. 1611 gab er von neuem die Eide der Könige und der Völker zu Straßburg vom J. 842 heraus, die zuerst P. Pithoeus in seiner Ausgabe des Nithard (1588) veröffentlicht hatte. In den Anmerkungen, die Freher diesen kleinen Denkmälern hinzufügt, zeigt er sich bekannt mit den damals schon veröffentlichten altdeutschen Schriften, mit Otfrid [2]), mit Notker's Vaterunser und apostolischem Symbolum, wie es Stumpf, Geßner und Badian (bei Goldast 1606) mittheilen [3]). Er kennt und fördert die wichtigen Veröffentlichungen Goldast's, mit denen wir uns im Folgenden beschäftigen werden, und berücksichtigt das gothische Vaterunser bei Bonaventura Vulcanius (1597) und Janus Gruter (1602) [4]). Ebenso sind ihm die angelsächsischen Veröffentlichungen der Engländer nicht unbekannt [5]). Aber Freher beschränkt sich nicht auf das Gedruckte. Er kennt auch die damals noch ungedruckten Psalmen Notker's [6]) und benutzt Kero's und Anderer althochdeutsche Glossen [7]). Die St. Galler Handschrift von Notker's Psalmen befand sich (1602) eine Zeit lang durch Schobinger's Vermittlung zu Heidelberg [8]), und Freher erzählt

---

1) Handschrift zu St. Gallen bei Müllenhoff und Scherer Nr. LVII. 2) Orationis dominicae et symboli apostolici Alamannica versio vetustissima. Marq. Freheri notis exposita 1609 Bl. 3. 6. — 3) Ebend. Bl. 3. — 4) Ebend. Bl. 4. — 5) Er führt Lambard's Ἀρχαιονομία (Lond. 1568) an in seiner Ausg. des agſ. Decalogus u. ſ. w. 1610, Bl. 5. — 6) Ebend. Bl. 7. — 7) Ebend. Bl. 6. — 8) Virorum Cll. ad Goldastum epistolae, Francof. 1688, p. 80.

selbst, daß er sie ganz durchgearbeitet habe, wünscht aber zu wiederholtem Studium eine Abschrift derselben [1]. — Freher wurde in der Kraft seiner Jahre hingerafft. Er trug sich mit einer Menge von Planen. Er bereitete eine neue Ausgabe des Williram und des Otfrid vor [2] und wollte ein Lexicon oder Etymologicum Alamannicum schreiben [3].

Sehr verschieden von Freher's ruhiger und geordneter Lebensbahn war die seines Freundes und Arbeitsgenossen Melchior Goldast. Geboren im J. 1576 [4] zu Bischofzell unweit St. Gallen von reformierten Eltern erhielt Melchior Haiminsfeld Goldast seine Jugendbildung in seiner Vaterstadt. Zum Jüngling herangereift gieng er zuerst nach Ingolstadt, dann (1595) nach Altdorf, um sich dem Studium des Rechts und der Philologie und Geschichte zu widmen. An Fleiß und Eifer läßt er es nicht fehlen, und bald zieht sein bedeutendes Talent die Aufmerksamkeit seiner Lehrer und Genossen auf sich. Aber drückende Armuth verfolgt ihn von Jugend an, und eine gewisse Unruhe seines Wesens treibt ihn von einer Lebenslage in die andere, ohne ihn jemals ein dauerndes Lebensglück erreichen zu lassen. Im J. 1598 in seine Heimath zurückgekehrt fand er in dem wohlhabenden Rechtsgelehrten Bartholomäus Schobinger zu St. Gallen einen Freund und freigebigen Gönner. (Geboren zu St. Gallen im J. 1566 [5])

1) Freher's Brief an Goldast vom 10. Aug. 1605. Ebend. S. 121. — 2) Die 1631 in Worms erschienene Ausgabe des Williram (Goedeke, Grundrisz zur Gesch. der deutschen Dichtung I. (1859) S. 13) und Freher's Emendationes et annotationes zum Otfrid, Worms 1639 (Otfr. v. Kelle I. Einl. S. 101) kenne ich nur aus zweiter Hand. Ich habe diese Bücher auf einer Anzahl der berühmtesten deutschen Bibliotheken vergeblich gesucht. — 3) Melch. Adam., Vitae Germanorum Jureconsultorum (3) 1706, p. 221. — 4) Oder 1578. S. Henr. Christian. Senckenberg, Melchioris Goldasti memoria, Francof. 1730 (vor Senckenberg's Ausg. von Goldast's Rer. Alam. scriptores) p. 2. — 5) S. die Angabe Marcus Welser's in seinem Brief an Goldast vom 8. Sept. 1604 in den Virorum Cll. ad Goldastum epistolae 1688, p. 119. Ueber Schobinger und seine Familie vgl. auch H. J. Leu, Allgem. Schweizerisches Lexicon, Thl. XVI, Zürich 1760, S. 425 fg.

theilte Schobinger Goldast's Eifer für die Erforschung des deutschen Alterthums, aber schon im J. 1604 wurde er ihm durch den Tod entrissen [1]. Von Schobinger unterstützt hielt sich Goldast eine Zeit lang in Bern, Genf und Lausanne auf, gieng dann im Gefolge des Herzogs von Bouillon nach Heidelberg und Frankfurt, wurde (1604) Hofmeister eines Barons von Hohensax zu Hohensax und Forsteck, hielt sich dann wieder abwechselnd in Zürich, Bischofzell und St. Gallen auf, bis er im J. 1606 nach Frankfurt übersiedelte, wo er sich durch Herausgeben und Corrigieren von Büchern nährte. Wir können hier Goldast nicht in allen seinen Versuchen, eine feste Stellung zu gewinnen, verfolgen. Im J. 1611 wurde er an den Weimar'schen Hof berufen, 1615 gieng er als Rath des Grafen von Schaumburg nach Bückeburg, 1625 kehrte er wieder nach Frankfurt zurück. Da er aber die Ueberführung seiner Bibliothek von Bückeburg nach Frankfurt in den damaligen kriegerischen Zeitläuften nicht für sicher hielt, so übergab er sie der Stadt Bremen zur Aufbewahrung. Im J. 1627 wurde er zum Rath des Kaisers und des Churfürsten von Trier ernannt. Zuletzt trat er in die Dienste des Landgrafen von Hessen-Darmstadt. Von seinem neuen Herrn nach Gießen berufen ist er im Anfang des Jahrs 1635 daselbst gestorben [2]. Man muß sich das unruhige und wechselvolle Leben Goldast's gegenwärtig halten, um seine bedeutenden wissenschaftlichen Verdienste richtig zu würdigen. Während eines von Armuth und mannigfacher Drangsal erfüllten Lebens ist er unermüdlich thätig in Veröffentlichung von Quellen der deutschen Geschichte und des deutschen Rechts und in Abfassung juristischer und historischer Schriften. Aber freilich hat er seinen Ruf als Sammler und Herausgeber dadurch befleckt, daß er sich nicht scheut, Gesetze u. s. f. zu erdichten und seine Fälschungen unter die echten Denkmale einzuschmuggeln [3]. Auf dem Gebiet der altdeutschen

1) Virorum Cll. ad Goldastum epist. p. 111. — 2) Die obigen Angaben über Goldast's Leben sind entnommen aus Senckenberg's Goldasti memoria 1730. Vgl. auch den Artikel Goldast bei Bayle. — 3) Vgl. Hermann Conring's, der sonst Goldast's Verdienste wohl zu würdigen weiß, scharfes Urtheil in seiner Schrift De origine juris Germanici. 1665. p. 27 sq.

Sprache und Literatur kommt diese üble Seite Goldast's weniger in Betracht, und wir dürfen hier seine Verdienste um so höher anschlagen. Goldast hat in mehreren seiner Werke zu Erweiterung unserer Kenntniß der altdeutschen Sprache und Literatur wesentlich beigetragen. In seinen Alamannicarum rerum scriptores aliquot vestuti, Francofurti 1606, veröffentlicht er zum erstenmal die althochdeutschen Glossen des Hrabanus Maurus de partibus corporis [1]) und die Schrift desselben de inventione linguarum [2]), worin sich u. A. ein Runenalphabet [3]) findet. Ebenso macht er zum erstenmal Mittheilungen aus der dem Kero zugeschriebenen althochdeutschen Uebersetzung der Benedictinerregel, indem er die lateinischen Wörter alphabetisch ordnet und jedesmal die althochdeutsche Uebersetzung hinzufügt [4]). Daß in eben diesem Werk die Schrift des Vadianus, worin sich die Stücke aus Notker finden, abgedruckt ist, haben wir früher schon erwähnt [5]). Ebenso gibt hier Goldast zwei bereits früher veröffentlichte althochdeutsche katechetische Denkmäler in besseren Texten [6]). Schon 1601 hatte er in seinen Anmerkungen zum Valerianus Cimelensis ein kleines Stück aus der St. Galler Handschrift von Notker's Psalmen mitgetheilt [7]).

Aber bei weitem wichtiger als alles dies waren Goldast's Veröffentlichungen aus der mittelhochdeutschen Lyrik. Die deutsche Lyrik des 12. und 13. Jahrhunderts war am Beginn der neueren Zeit fast ganz verschollen. Man hatte zwar in den Ueberlieferungen der Meistersänger eine dunkle und verworrene Kunde von dem Dasein jener früheren Dichter. Aber ihre Gedichte selbst waren im

---

1) Tom. II, p. 89. — 2) Ebend. p. 91. — 3) Einen Theil dieses Runenalphabets hatte schon Wolfgang Lazius veröffentlicht. S. o. S. 27. Vgl. W. Grimm, Ueber deutsche Runen 1821, S. 79. — 4) Tom. II, p. 64—122. — 5) S. o. S. 29. — 6) Tom. II, p. 173. 174. Zu dem Symbolum p. 173 vgl. Müllenhoff und Scherer Nr. XCIII. Zu der Beichte p. 174 vgl. die deutschen Abschwörungsformeln, her. von Maßmann, 1839, S. 42, Nr. 27. Müllenhoff u. Scherer Nr. LXXII. — 7) S. Valeriani Cimelensis episc. De bono disciplinae sermo. S. Isidori Hisp. episc. de praelatis fragmentum. Melior Hamenvelto Goldastus dedit cum collectaneis 1601, p. 82.

16. Jahrhundert vergessen. Wie weit die Kenntniß auch der gelehrtesten Forscher in dieser Beziehung reichte, ersehen wir aus einem Werk, das gegen den Schluß jenes Jahrhunderts geschrieben worden ist. Im J. 1598 nämlich verfaßte Cyriacus Spangenberg (geb. zu Nordhausen im J. 1528 [1]), gest. zu Straßburg 1604) [2]) ein Buch: „Von der edlen unnd hochberuembten Kunst der Musica unnd deren Ankunfft, Lob, Nutz unnd Wirkung, auch wie die Meistersenger aufffkhommenn vollkhommener Bericht" [3]), zu Ehren der löblichen und ehrsamen Gesellschaft der Meistersinger in der freien Reichsstadt Straßburg. Aus diesem Buch, das handschriftlich von den Meistersängern zu Straßburg aufbewahrt und in großen Ehren gehalten wurde, sehen wir, daß die letzten Ausläufer der mittelhochdeutschen Lyrik: Frauenlob [4]) und Regenboge [5]), so wie der Renner des Hugo von Trimberg [6]), in der Erinnerung noch fortlebten. Dagegen sind die Dichtungen der Blüthenzeit so unbekannt, daß Spangenberg selbst von Walther von der Vogelweide nur eine schwache Kunde aus zweiter Hand hat [7]). Dies Dunkel sollte sich nun mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts lichten. Die Freiherren von Hohensax, deren Stammschloß im Rheinthal oberhalb des Bodensees gelegen ist, waren im Besitz der kostbaren Liederhandschrift, die jetzt nach mannigfachen Schicksalen eine der größten Zierden der kaiserlichen Bibliothek in Paris bildet. Während des 16. Jahrhunderts findet sich nur bei dem schweizerischen Geschichtschreiber Johannes Stumpf eine kurze Erwähnung dieser Handschrift [8]). Aber da er keins ihrer Lieder mittheilt, gieng seine Anführung spurlos vorüber. Anders gestaltete sich die Sache, als gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Handschrift den drei Gelehrten bekannt

---

1) Joh. Gg. Leuckfeld, Historia Spangenbergensis, Quedlinburg 1712, S. 1 und S. 6, Anm. f. — 2) Ebend. S. 79. — 3) Herausgegeben durch Adelbert von Keller, Stuttgart 1861. Die großen Initialen rühren von mir her. — 4) Ebend. S. 131. — 5) Ebend. S. 132. — 6) Ebend. S. 127 fg. — 7) Ebend. S. 124. — 8) S. die Geschichte der Manessischen Handschrift vor (Bodmer's) Sammlung von Minnesingern, I., Zyrich 1757, S. XV.

wurde, die damals allen Anderen in der eifrigen Erforschung des deutschen Alterthums vorangiengen, nämlich Freher, Schobinger und Goldast. Freher, der die Handschrift auf dem Schlosse Forsteck bei ihrem Besitzer, dem Freiherrn Johann Philipp von Hohensax, gesehen und benutzt hatte [1]), betrieb nach dessen Tod auf das eifrigste die Erwerbung derselben für den Churfürsten Friedrich IV. von der Pfalz, Schobinger schrieb einen großen Theil derselben ab [2]), und Goldast war der erste, der Bruchstücke aus ihr durch den Druck bekannt machte. Er that dies zuerst im J. 1601 in seinen Collectaneen zu dem Bruchstück des Isidorus Hispalensis de Praelatis [3]). Drei Jahre darauf machte Goldast weitere und größere Mittheilungen, indem er in seiner Paraeneticorum veterum pars I., Insulae ad Lacum Acronium (d. i. Lindau) 1604 hinter einer Anzahl lateinischer Schriften den „Künig Tyro von Schotten", den Winsbeken und die Winsbekin abdrucken ließ. Allen dreien fügte er erläuternde Anmerkungen hinzu mit zahlreichen Auszügen aus den übrigen Theilen der großen Liederhandschrift. Bei allem Ungeschick, das dem ersten Anlauf nothwendig ankleben mußte, sehen wir Goldast in manchen Dingen auf dem rechten Wege. Er vermißt sich nicht, die alten Dichter durch bloßes Rathen verstehen zu wollen, sondern er sucht, die Bedeutung ihrer Ausdrücke durch zahlreiche Parallelstellen zu erklären [4]). Dies kommt dann neben-

1) Freher's Brief an Goldast vom 26. Sept. 1601, in Virorum Cll. ad Goldastum epistolae 1688, p. 58. — 2) Freher's Brief an Goldast vom 23. Jan. 1608, ebend. p. 226, und Goldast vor dem 3. Theil der Alam. rer. scriptores 1606, Bl. 6b. — 3) In der oben S. 51 angef. Ausg. S. 120. 153 fg. — 4) Vgl. z. B. Goldast's Bemerkungen über von schulden S. 355 fg., über wiht S. 390, über scham S. 415 fg., über Minne S. 451 fg. Am schwächsten sind natürlich Goldast's etymologische Versuche. (Vgl. z. B. 361 kurn. S. 362 Kürisser). Aber doch fällt ihm auch hier glücklich auf, daß das deutsche f das griechische und lateinische p vertritt und er sammelte dafür (S. 489) eine Menge von Belegen. Freilich stellt er dann ebenda den Uebergang des lat. p in deutsches pf mit dem von p in f auf Eine Linie, indem er zugleich auch für letzteren Uebergang eine große Anzahl von Belegen gibt.

bei der Sache um so mehr zu gut, als dem Leser eine Menge von Versen und ganzen Strophen aus den mittelhochdeutschen Lyrikern vorgeführt werden. So sind nun hier und in den Anmerkungen zum Valerianus Cimelensis neben vielem Anderen zum erstenmal Verse unseres größten alten Lyrikers, Walther's von der Vogelweide, durch den Druck veröffentlicht. „Optimus vitiorum censor ac morum castigator acerrimus" nennt ihn Goldast[1]). Was Männer wie Goldast und Freher unsern alten Dichtern zuführt, ist freilich zunächst der Gebrauch, der sich von ihnen machen läßt zur Erläuterung der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte. Niemand, sagt Goldast, kann die Gebräuche des Lebenswesens gehörig erläutern, niemand die mittelalterlichen Geschichtschreiber, niemand die Benennungen der Aemter und Würden verstehen ohne jene altdeutschen Schriften. Er selbst habe die Sitten und Einrichtungen unserer Vorfahren nicht verstanden, bis er ihre eigenen Schriften gelesen habe[2]). — Aber obwohl dies der Ausgangspunkt war, so findet sich doch ungesucht auch die Freude an den Dichtungen selbst ein. Wahrhaft naiv spricht dies der kaiserliche Rath Johann von Schellenberg aus, dem Goldast als einem großen Gönner der geschichtlichen Studien seine deutschen Paraenetiker gewidmet hatte. „Jucundum certe fuit, sagt er in einem Brief an Schobinger, antiquorum Germanorum vocabula et proverbia legere; nec satis mirari possum, nobiles etiam illo saeculo taliter, qualiter literis instructos, et martialia ingenia cantilenis istis amatoriis mansueta reddidisse"[3]). So haben auch Goldast[4]) und Freher[5]) ihre Freude an jenen Liedern selbst. Der gelehrte Marcus Welser in Augsburg ergötzt sich vor allem an König Tyrol und dem Winsbeken und wünscht dringend die Herausgabe der ganzen Liederhandschrift[6]), und Friedrich Taubmann, der witzige Herausgeber des Plautus, ist hingerissen von Goldast's Mittheil-

---

1) Ebend. S. 420. — 2) Ebend. S. 348. — 3) Ebend. S. 271. — 4) Paraenetici vet. p. 263. 266. 346. — 5) Freher an Goldast d. 26. Sept. 1609 in den Virorum Cll. ad Goldastum epist. 1688. p. 58. — 6) Welser an Goldast d. 8. Sept. 1604. Ebend. S. 120. —

ungen und empört, daß man diese Schätze echt deutscher Poesie so lange vernachlässigt habe [1]). Der Churfürst Friedrich IV. von der Pfalz hatte das größte Verlangen, die kostbare Liederhandschrift selbst zu besitzen. Er ruht nicht, bis er sie endlich (1607) durch Freher und Goldast für seinen Heidelberger Bücherschatz erworben hat [2]). Er vertraut sie dann noch einmal (1609) Goldast an, um die von Schobinger begonnene Abschrift zu vollenden, dringt aber auf baldige Zurückgabe [3]).

Wenn wir die Studien Goldast's überblicken, so erhalten wir eine Vorstellung von dem damaligen Umfang der altdeutschen Kenntnisse. Außer dem bereits oben bei Freher und bei Goldast selbst Erwähnten kennt er das deutsche Heldenbuch, Ecken Ausfahrt, den hörnen Siegfried und den Herzog Ernst [4]; dann den Wigalois des Wirnt von Gravenberg [5]), des Stricker's Karl [6]), die mittelhochdeutsche Paraphrase des Alten Testaments [7]), den Renner des Hugo von Trimberg [8]) und einiges Andere. Dagegen sind ihm die Nibelungen [9]), Wolfram's Parzival [10]) und Hartmann's Iwein [11]) unbekannt, wenigstens damals, als er die Paraenetiker herausgab. Sehen wir nun auch, wie gerade das Wichtigste Goldast noch abgieng, und sind die von ihm veröffentlichten Texte auch nichts weniger als kritisch, so war doch ein schöner Anfang gemacht zu weiterem Fortschreiten. Goldast hatte auch noch weit gehende

1) S. Taubmann's Praefatio zu seiner Ausgabe von Virgil's Culex, Wittebergae 1609. — 2) Virorum Cll. ad Goldastum epist. p. 176. 177. 180. 185. 186. 193. 205. — 3) Ebend. p. 327. — 4) Paraenet. vet. p. 346 sq. Vgl. »Anonymus in Ecken Vsfart« p. 364. — 5) Ebend. S. 368. 378. — 6) Ebend. S. 359. — 7) Ebend. S. 359. 367. 372. — 8) Virorum Cll. ad Goldastum epist. 1688, p. 249. 294. 298. — 9) Vgl. die Aufzählung in den Paraenet. p. 346 sq. — 10) Zu Tyrol 42 bemerkt Goldast Paraenet. p. 384: »Flenetnise etc. Amphartys. Fabula ignota nobis, quam qui indicauerit, ei praemium indicinae dabitur.« »Li Romans de Pareeual« citiert er p. 378. 400. 414. — 11) Zur Winsbekin 11 sagt Goldast Paraenet. p. 448: »Lunet Historiam non legimus«. Dann führt er Stellen aus Tanhuser und Wirnt's Wigalois an, in denen Lunete genannt wird.

Plane. Er wollte die ganze Heidelberger (jetzt Pariser) Liederhandschrift veröffentlichen [1]) und gieng mit einer Herausgabe von Notker's Psalmen um [2]). Aber von alle dem kam nichts zu Stande. Nur einige weitere Mittheilungen aus jener berühmten Liederhandschrift hat Goldast (1611) noch gemacht [3]). Die gewitterschwüle Zeit vor dem Ausbruch des großen Religionskrieges war umfassenden buchhändlerischen Unternehmungen der Art nicht günstig [4]), und als nun vollends der Krieg selbst entbrannte, war an die Ausführung solcher Plane nicht weiter zu denken. Die kostbaren Heidelberger Bücherschätze wurden geraubt (1623), Goldast's eigene Papiere wurden zum Theil (1625) nach Bremen geflüchtet, und erst mehr als ein Jahrhundert später kam allmählich das zur Ausführung, was schon Goldast und Freher im Sinne gehabt hatten. Aber ihre Arbeit war nicht verloren. Denn nicht nur blieb sie länger als ein Jahrhundert die Quelle, aus der alle Folgenden schöpften [5]), sondern wir werden später sehen, wie auch noch im 18., ja bis in den Beginn des 19. Jahrhunderts hinein der weitere Fortschritt der Wissenschaft mit ihr zusammenhängt [6]).

So sehr der schreckliche dreißigjährige Krieg allen wissenschaftlichen Unternehmungen in den Weg trat, so waren doch auch die Jahre von 1618 bis zum Schluß unsrer Periode (1665) für die Vermehrung des altdeutschen Quellenmaterials nicht ganz unfruchtbar. Der gelehrte Jesuit Christoph Brower (geb. zu Arnheim 1559, gest. zu Trier 1617) [7]) hatte schon in seinen Antiquitates Fuldenses (1612) eine bereits von Flacius und Gassar in ihrem Otfrid (1571) veröffentlichte althochdeutsche Beichtformel

---

1) Paraenet. p. 266. Freher an Goldast d. 10. Aug. 1605 in den Viror. Cll. epist 1688, p. 121. Ebend. (1607) p. 176. — 2) Freher an Goldast 10. Aug. 1605 a. a. O. S. 121. — 3) In seiner Replicatio pro Sac. Caesarea — majestate, Hanoviae 1611. p. 281 sq. — 4) Welser an Goldast 8. Sep. 1601, a. a. O. S. 119. — 5) Vgl. J. Grimm, Ueber den altdeutschen Meistergesang, 1811, S. 122. — 6) S. u. in unserem zweiten und dritten Buch. — 7) Vgl. Wettenbach in Ersch's u. Gruber's Allgem. Encykl. Thl. 13 (1821) S. 101. 102.

von neuem aus einer Fuldaer Handschrift mitgetheilt [1]). In den nach seinem Tod herausgegebenen Antiquitates annalium Trevirensium (1626) findet sich zuerst die merkwürdige altniederrheinische Interlinearversion eines Theiles eines Capitulars aus dem 9. Jahrhundert [2]). Ein anderes kleines, aber äußerst werthvolles Denkmal: das sächsische Taufgelöbniß aus dem 8. Jahrhundert, wurde veröffentlicht aus dem Nachlaß des vielseitigen und grundgelehrten Lucas Holstenius (geb. zu Hamburg 1596, um 1627 in Paris zur römischen Kirche übergetreten, gest. in Rom 1661) [3]) zu Straßburg 1664 in den Miscella antiquae lectionis des Buchhändlers Simon Paulli. Auch ein bedeutendes poetisches Denkmal wurde in jener Zeit zum erstenmal veröffentlicht. Im J. 1639, dem letzten seines Lebens, gab nämlich Martin Opiz, der berühmte Gründer der schlesischen Dichterschule, zu Danzig das Gedicht über den heiligen Anno heraus. So Vieles selbstverständlich Text und Anmerkungen zu wünschen lassen, so zeugen die letzteren doch von einem eifrigen und nicht erfolglosen Studium der bis dahin veröffentlichten altdeutschen Werke, und besonders anziehend ist es, zu sehen, welch bedeutenden Eindruck Goldast's Anführungen aus den mittelhochdeutschen Lyrikern auf den Anfänger der neueren deutschen Dichtung gemacht haben. Ihre „anmuthsvollen" Verse wecken in ihm das „sehnliche Verlangen" nach weiteren Mittheilungen, und als Goldast gestorben ist, ohne seinen wiederholten Mahnungen nachzukommen, hofft er, Lucas Holstenius werde nun den größtentheils nach Rom entführten Schatz alter Dichtungen zur Ehre Deutschlands heben [4]).

1) Brower, Fuldensium antiquitatum libri IIII, Antverpiae 1612, p. 158, 159. Es ist Nr. LXXII bei Müllenhoff und Scherer, und dieselbe, die wir oben S. 54 bei Goldast erwähnt haben. — 2) Die Stadtbibliothek zu Trier besitzt ein Exemplar jener äußerst seltenen Ausgabe von 1626. S. Wyttenbach a. a. O. Das Stück ist dann öfters wieder herausgegeben, aber immer auf Grundlage von Brower's Text, da die Handschrift noch nicht wieder aufgefunden ist. Müllenhoff und Scherer S. 477. — 3) Joh. Molleri Cimbria literata III, 321 sq. — 4) Incerti Poetae Teutonici Rhythmus de Sancto Annone. — Martinus Opitius primus ex membrana veteri edidit et Animadversionibus illustravit, Dantisci 1639, p. 30. Vgl. p. 15.

Viertes Kapitel.

Die grammatische Behandlung der deutschen Sprache bis zum Jahr 1665.

Die deutsche Grammatik im sechzehnten Jahrhundert.

Wie bei anderen Völkern, so ist auch bei den Deutschen nicht die wissenschaftliche Forschung, sondern das praktische Bedürfniß der erste Anlaß zur grammatischen Behandlung der eigenen Sprache geworden. Sobald man anfängt, eine Sprache zu schreiben, zeigt sich auch die Nothwendigkeit, gewisse, wenn auch noch so elementare grammatische Festsetzungen zu treffen. Und so sehen wir denn auch wirklich schon in der althochdeutschen Periode, zumal bei den St. Gallern, die ersten Anfänge davon. Zu einer eigentlichen deutschen Grammatik aber bringt es erst das Neuhochdeutsche. Bei deren Entstehung dürfen wir nicht außer Acht lassen, daß die grammatischen Kategorien nicht von den deutschen Grammatikern erst entdeckt werden sind; vielmehr sind sie ihnen von den Römern überliefert, und diese haben sie wieder von den eigentlichen Entdeckern, den Griechen, erhalten. So hängt die Entstehung der deutschen Grammatik auf das engste mit den Ueberlieferungen des klassischen Alterthums zusammen. In der That sehen wir auch, gleichsam als ein Vorspiel für das Hervortreten der deutschen Grammatik selbst, in der Zeit der wieder erwachenden klassischen Studien das Deutsche zunächst nur als ein Hülfsmittel zur Erleichterung des Lateinlernens benutzt. So in der lateinischen Grammatik, die der bayerische Geschichtschreiber Johannes Turmair, nach seinem Geburtsort Abensberg Aventinus genannt (geb. 1477, † 1534) [1]), im J. 1512 zu München unter dem Titel herausgab: Grammatica omnium vtilissima et brevissima. — Sunt vbique dictionum significata vernacula lingua addita. Preterea translatio casuum et temporum in nostram linguam

---

1) S. o. S. 19 fg.

Eorundemque formatio brevis et elegans etc. Eine deutsche Grammatik kann man das natürlich noch nicht nennen. Eine solche entsteht vielmehr und entwickelt sich mit der Entstehung und Ausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Und wie diese sich an die kaiserliche Kanzlei und dann an die Form anknüpft, welche die deutsche Gemeinsprache in Luther's Schriften angenommen hatte, so sehen wir diese beiden Elemente auch die Grundlage der deutschen Grammatik bilden. Der erste, von dem uns berichtet wird, daß er eine Grammatik der deutschen Sprache unternommen habe, war Hans Krachenberger, kaiserlicher Rath und Secretarius am Hofe Friedrich's III. und Maximilian's I. Das opus grammaticale de lingua Germanica certis adstricta legibus war seine letzte Arbeit. Er ist darüber hingestorben, ohne sie zu vollenden und zu veröffentlichen [1]).

Wie nahe die Entstehung der deutschen Grammatik mit dem Aufkommen der deutschen Schriftsprache zusammenhieng, zeigt sich auch an der Art, wie man allmählich zu einer vollständigen deutschen Grammatik gelangte. Das nächstliegende Bedürfniß nämlich, das zuerst Befriedigung erheischte, war die Kunst, richtig zu schreiben. Die Bemühungen um die deutsche Grammatik beginnen daher mit Anweisungen zur deutschen Orthographie. Diese Schriften haben es theils auf eine Anleitung zur Schreiberei abgesehen, theils fassen sie das Lesen- und Schreibenlernen des ganzen Volkes mit besonderer Rücksicht auf die religiöse Lektüre in's Auge. Der ersteren Gattung gehört ursprünglich ein vorzügliches kleines Buch an, das Magister Fabian Frangk, „Burger zum Buntzlaw," im Jahr 1531 unter dem Titel herausgab: „Teutscher Sprach Art vnd Eygenschafft. Orthographia, Gerecht Bůchstäbig Teutsch

---

1) S. Engelb. Klüpfel, De vita et scriptis Conradi Celtis, Friburgi Brisgoviae 1827, p. 179. Dies Unternehmen des Secretärs Kaiser Maximilian's stimmt merkwürdig zu Luther's Ausspruch: Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich haben im römischen Reich die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen. (Luther's Tischreden, Eisleben 1566, Bl. 578).

zuschreiben. New Cantzlei, ietz breuchiger, gerechter Practick, Formliche Missiuen vnd Schrifften an iede Personen rechtmessig zustellen, auffs kürtzst begriffen". Frangk war geboren zu „Aßlaw" (Assel im Regierungsbezirk Liegnitz), lebte, als er sein Buch zum erstenmal herausgab, zu Bunzlau und wurde später nach Frankfurt an der Oder berufen, um dort eine deutsche Schule zu gründen [1]). Hier arbeitete er seine Schrift um und gab sie sehr erweitert und mehr für die Zwecke der Schule eingerichtet im Jahr 1538 [2]) von neuem heraus. Wir finden den Verfasser (schon 1531) auf dem richtigen Wege, die gemeinsame deutsche Schriftsprache von den landschaftlichen Mundarten zu unterscheiden. Er hat sich unter den verschiedenen Mundarten Deutschlands umgesehen und die eigenthümliche Aussprache des Franken, Bayern, Schlesiers und „Meichßners", des Oberländers und Niederländers, belauscht. Aber er hat gefunden, daß nirgends das Schriftdeutsche gesprochen wird [3]). Vielmehr beantwortet er die Frage: „Warauß man recht vnd reyn Teutsch lerne" dahin: „Wer aber sölche mißbreuch meiden, vnd rechtförmig Teutsch schreiben, odder reden wil, der muß Teutscher sprachen auff eins Lands art vnd brauch allenthalben, nicht nachuolgen. Nützlich vnd gůt ists einem iedlichen, viler Lande sprachen mit iren mißbreuchen zewissen, damit man das vnrecht mőg meiden, Aber dz [4]) fürnemlichst ist so zů diser sach forderlich vnd dienstlich ist, das man gůter Exemplar warneme, das ist, gůtter Teutscher Bůcher vnd verbrieffungen, schrifftlich oder im Truck verfaßt vnd außgangen, die mit fleisse lese, vnd jnen in dem das anzunemen vnd recht ist, nachuolge. Vnder wölchenn mir etwan des tewren (hoch loblicher gedechtnuß) Keyser Maximilians Cantzlei,

---

1) Magister Fabian Franck, der erste deutsche Orthograph. Von Dr. Franz Weber. Separatabdruck aus der Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlesiens, Breslau 1863, S. 6 fg. Frangk schwankt in der Schreibung seines Namens zwischen Frangk und Franck. (Weber a. a. O. S. 6, Anm. 3). — 2) Am Schluß: „Gedruckt zu Wittemberg durch Hans Frischmut. M. D. XXXIX." (Weber a. a. O. S. 6). — 3) Bl. 9 der Ausgabe von 1531. — 4) = das.

vnnd diser zeit D. Luthers schreiben, vnd dz [1]) vnuerfälschet, die emendirtsten vnd reynsten zuhanden kommen sein" [2]). Die andere Gattung, die es auf das Lesen- und Schreibenlernen des ganzen Volkes absieht, — das Erstere hauptsächlich zu geistlichen Zwecken —, stellt uns das Büchlein dar, das Johann Kolroß, „Teutsch Lesermayster zů Basel", (wahrscheinlich im J. 1529) veröffentlichte: „Enchiridion. Das ist, handbůchlin teutscher Orthographi, Hochteutsche språch, artlich zeschreyben vnd lesen, sampt einem Registerlein über die gantze Bibel." Solcher Anleitungen zur deutschen Orthographie ist dann von jener Zeit an eine große Anzahl erschienen, und dahin gehört auch eigentlich das kleine Buch, das sich zuerst den Namen einer deutschen Grammatik beilegte. Im J. 1531 oder bald danach schrieb nämlich Valentin Ickelsamer, ein Anhänger Luther's und eine Zeit lang des Schwärmers Karlstadt, seine „Teutsche Grammatica Darauß ainer von jm selbs mag lesen lernen, mit allem dem, so zum Teutschen Lesen vnnd desselben Orthographian mangel vnd überfluß, auch anderm vil mehr, zů wissen gehört" [3]). Ickelsamer ist ein feuriger Kopf. Er nimmt einen Anlauf zu einer deutschen Grammatik, und es fehlt ihm nicht an eigenthümlichen Gedanken, aber in der Ausführung bringt er es trotz des vielversprechenden Titels doch nicht über eine Anleitung zum Lesenlernen und zur deutschen Orthographie hinaus.

Erst vierzig Jahre nach Ickelsamer kommt es zur Herausgabe einer wirklichen deutschen Grammatik, und merkwürdiger Weise treten nun plötzlich fast zu gleicher Zeit zwei deutsche Grammatiken in die Oeffentlichkeit, die das Zeichen der Zwillingsbrüderschaft unverkennbar an der Stirne tragen. Die Geschichte der wirklich ausgeführten und an die Oeffentlichkeit gelangten deutschen Grammatiken beginnt nämlich mit einem seltsamen literarischen Räthsel. In demselben Jahre, (1573), erschienen zwei deutsche Grammatiken, die eine von dem Straßburger öffentlichen Notar Albert

---

1) = das. — 2) Bl. 2 der Ausgabe von 1531. — 3) Ausgabe ohne Ort und Jahr, auf der k. Bibliothek zu Berlin. Neue Ausgabe, Nürnberg durch Johann Petreius 1537, auf der Universitätsbibliothek zu Göttingen.

Oelinger, die andere von dem Ostfranken Laurentius Albertus, und beide geben sich für den ersten Versuch einer deutschen Grammatik aus. So weit nun hätte die Sache noch nichts besonders Wunderbares. Denn warum sollten nicht Albert Oelinger, der in Straßburg lebt, und Laurentius Albertus, der seinen Aufenthalt in Würzburg hat [1]), beide in aufrichtigster Meinung glauben, sie hätten keinen Vorgänger in der Abfassung einer deutschen Grammatik? Sie brauchten ja, eben da ihre Bücher gleichzeitig erschienen, bei der Herausgabe derselben Nichts von einander zu wissen. Aber das Auffallende beginnt, wenn wir den Inhalt der Bücher selbst ansehen. Hier bleibt uns nämlich bald kein Zweifel, daß der Eine die Arbeit des Anderen gekannt haben muß. Nicht nur in der Behandlung des Stoffes, sondern auch in der Form des Ausdrucks finden wir öfters eine solche Uebereinstimmung, daß an ein zufälliges Zusammentreffen nicht zu denken ist. Eine nähere Untersuchung führt zu dem Ergebniß, daß Laurentius Albertus seine Grammatik zwar vor der des Oelinger veröffentlicht, daß er aber bei Ausarbeitung seines Werks Mittheilungen aus der Handschrift Oelinger's in unredlicher Weise benutzt hat [2]). Wir dürfen somit den Straßburger Notar Albert Oelinger als den Ersten bezeichnen, von dem wir eine eigentliche deutsche Grammatik besitzen. Sein Buch hat den Titel: Underricht der Hoch Teutschen Spraach: Grammatica Seu Institutio Verae Germanicae linguae, in qua Etymologia, Syntaxis et reliquae partes omnes suo ordine breviter tractantur. In usum iuventutis maxime Gallicae, ante annos aliquot conscripta, nunc autem quorundam instinctu in lucem edita, placrisque uicinis nationibus, non minus utilis quam necessaria. Cum D. Joan. Sturmij sententia, de cognitione et exercitatione linguarum nostri

1) Er unterzeichnet die Widmung seines Buchs: Wurzburgi, 20 Septemb: anno 72. — 2) Eine genaue Vergleichung beider Bücher bestätigt, was die lateinischen Gedichte, die Oelinger's Grammatik vorausgeschickt sind, ausdrücklich sagen, daß Oelinger seine Handschrift deshalb jetzt schon in Druck gab, weil ein Anderer ihn bestohlen habe.

saeculi. Alberto Oelingero Argent. Notario publico Auctore, Argentorati, excudebat Nicolaus Wyriot. M. D. LXXIIII. [1]). Diesem Titel und seinem klar ausgesprochenen Zweck entspricht der Inhalt des Buches. Es behandelt in lateinischer Sprache die deutsche Grammatik ganz nach dem Schema der antiken, bespricht zuerst die Buchstaben und deren Aussprache, dann den Artikel, das Nomen, das Pronomen, das Verbum, das Participium, das Adverbium, die Praeposition, die Conjunction und die Interjection, gibt dann eine ganz kurze Syntax und endlich eine noch kürzere Prosodie. Die Behandlung ist dem Zweck des Buchs entsprechend eine praktische. Die Kategorien liefert die antike Grammatik. Von einem tieferen Eindringen in den Bau der deutschen Sprache ist noch keine Rede; doch fehlt es nicht an einzelnen treffenden Bemerkungen. So gibt der Verfasser zuerst die deutschen, den lateinischen entsprechenden Tempora, umschriebene und nicht umschriebene, fährt dann aber fort: „Proprie vero Germani duo tantum habent tempora, nempe praesens, et praeteritum imperfectum: reliqua circumloquuntur, praeterita per verba auxiliaria, haben, vel sein, et futura per verba wöllen et werden" [2]). Auch verdient bemerkt zu werden, daß Oelinger die deutschen Verba nicht so eintheilt, daß er die schwachen als regelmäßige, die starken als unregelmäßige behandelt. Vielmehr macht er vier Conjugationen, unter deren drei erste er die ablautenden Zeitwörter vertheilt, während er aus den schwachen die vierte bildet.

Wir haben den Zwilling Oelinger's, Laurentius Albertus, von dem Vorwurf des Plagiats leider nicht freisprechen können. Aber trotz seiner Entlehnungen aus Oelinger bietet er doch vieles Eigene. Sein Buch führt den Titel: Teutsch Grammatick oder Sprach Kunst. Certissima ratio discendae, augendae, ornandae, propagandae, conseruandaeque linguae Alemanorum siue Germanorum, grammaticis regulis et exemplis comprehensa et conscripta: per Laurentium Albertum Ostro-

1) So auf dem Titel des Göttinger Exemplars. Am Schluß des Buches aber: Excudebat Nicolaus Wyriot. Anno M. D. LXXIII. — 2) p. 96.

francum. Cum gratia et privilegio Imperiali. Augustae Vindelicorum excudebat Michaël Manger. M. D. LXXIII. Der Verfasser nimmt nicht nur auf die örtlichen Mundarten, sondern bisweilen sogar auf die ältere deutsche Sprache Rücksicht. So bemerkt er, nachdem er die Bildung der Feminina auf in (König, Königin) dargestellt hat: „Nota quod in rithmis (lies: rhythmis) apud veteres foemininis in in, non raro litera e, tanquam iis propria adjiciatur: als fürstinne, Königinne, aut syllaba, gund als Künigund, quod deinde proprium nomen factum est“[1]. Beweist der Anfang dieser Stelle, daß Laurentius ältere deutsche Schriften kannte, so zeigt der Schluß, daß er von ihrer Sprache kein Verständniß hatte. — In anerkennenswerther Weise richtet Laurentius Albertus sein Augenmerk auf die Ableitung der Wörter. So stellt er z. B. die „terminationes“ zusammen, durch welche Verbalia von Verbis und deren Participiis gebildet werden, wie ung in Rechnung, er in Schreiber u. s. w. Aber wie sehr die deutsche Grammatik hier noch in den allerersten Anfängen steht, dafür genügt es anzuführen, daß unter jenen und ähnlichen Endsylben sich auch die Bemerkung findet: „9. Odt, als gebodt mandatum, gebietten, mandare“[2]. Ja sogar die Zurückführung des ganzen deutschen Sprachschatzes auf Wurzeln ist dem Albertus nicht fremd. „Alle primitiven Wurzeln unsrer deutschen Sprache, sagt er, sind einsylbig und treten in dieser Beziehung dem Hebräischen sehr nahe, eine Kürze, die sicherlich weder die Griechen, noch die Lateiner überall aufweisen können“[3]. Auch in dieser Stelle tritt uns neben einem aufleuchtenden richtigen Gedanken sofort die dunkle Finsterniß entgegen, die damals noch über der vergleichenden Sprachforschung lag. Aber vorausgesetzt, daß Albertus nicht auch in diesen Theilen seines Buchs Andere ausgeschrieben hat und wir nur seinen Vorlagen noch nicht auf die Spur gekommen sind, beweisen die angeführten Stellen und so manche andere, daß er ein strebsamer Gelehrter war. Dafür scheint auch zu sprechen, daß er an mehr als einer Stelle noch weitere linguistische Unternehmungen,

1) Bl. D. 5. w. — 2) Bl. F. 3. — 3) Bl. C 2 w.

die er im Sinn hat, ankündigt [1]), so namentlich die Ausarbeitung eines deutschen Wörterbuchs [2]).

Ein größeres und länger behauptetes Ansehen, als seine beiden Vorgänger, hat sich wenige Jahre nach ihnen Johannes Clajus erworben. Geboren zu Herzberg an der Schwarzen Elster studierte er zu Leipzig Theologie, wirkte dann als Schulmann zu Goldberg, Frankenstein in Schlesien und Nordhausen, bis er im J. 1573 Prediger zu Bendeleben in Thüringen wurde, woselbst er im J. 1592 starb [3]). In der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache wohlbewandert richtete er doch sein hauptsächlichstes Augenmerk auf die Herstellung einer deutschen Grammatik. Nachdem er mehr als zwanzig Jahre daran gearbeitet hatte, gab er die Frucht seiner Bemühungen im J. 1578 zu Leipzig unter dem Titel heraus: Grammatica Germanicae linguae M. Johannis Claij Hirtzbergensis: Ex Bibliis Lutheri Germanicis et aliis eius libris collecta. Ein begeisterter Anhänger Luther's legt Clajus dessen Sprache seiner Grammatik zu Grunde. Die einzelnen Theile derselben behandelt er in der Weise der damaligen lateinischen Grammatiken, nämlich 1) die Orthographie, 2) die Prosodie, 3) die Etymologie, 4) die Syntax. Darauf folgen noch zwei Abschnitte de ratione carminum veteri apud Germanos (d. h. von gereimten Gedichten) und de ratione carminum nova (d. h. von der Nachbildung antiker Metra im Deutschen). Fleiß, im Einzelnen öfters richtige Beobachtung und eine gewisse praktische Brauchbarkeit für seine Zeit wird man dem Buche des Clajus nicht absprechen; aber wie sehr die deutsche Grammatik noch in ihren ersten Anfängen stand, das zeigt sich darin aller Orten. Wie seine Vorgänger, so schließt sich auch Clajus in der Behandlung der deutschen Sprache eng an die gegebene Form der lateinischen Grammatik an, und zwar geht er hier in sklavischer Uebertragung der Methode bisweilen noch weiter als Oelinger und Laurentius Albertus. Alle drei behandeln sie z. B. erst das natürliche Geschlecht,

---

1) Bl. G 6. — 2) Bl. C 2 rw. — 3) Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten I. 302. Claji gramm. Germ. ling. Praef.

dann das durch die grammatische Form gegebene. Wenn nun auch das natürliche Geschlecht sich in ähnlicher Weise besprechen läßt wie in den antiken Sprachen, so ist mit den abgestumpften Flexionen des Neuhochdeutschen für das grammatische Geschlecht meist nicht viel auszurichten. Dennoch wollen diese ersten deutschen Grammatiker das Geschlecht der Wörter nach den Endungen bestimmen. Oelinger und Laurentius Albertus bedienen sich dazu der Endsylben. Dadurch betreten sie wenigstens in einigen Fällen den Weg, gewisse Ableitungssylben mit einem bestimmten Geschlecht in Verbindung zu bringen. Z. B. wenn Oelinger[1]) die „nomina finientia in umb" für Neutra erklärt, „ut das hertzogthumb, das heyligthumb, jrrthumb"; oder wenn Albertus sagt: „Verbalia in er masculina sunt, et formant foeminina in In, als der Schreiber, scriba, die schreiberin, Koch, köchin ꝛc." Aber meistens sind ihre Annahmen ohne alles Verständniß der Wortbildung. So lautet die ganze Regel Oelingers, welche das oben über umb Angeführte einschließt: „Item nomina finientia in et, es, echt, end, ment, och, bt, pt, umb, et quae formant pluralem a singulari additione er plaeraque neutra sunt." Und demgemäß heißt es dann z. B.: „In et, vt das bett, das brett, das pareth. Excipiuntur quaedam, vleuti (lies veluti) die bancquet, die kett, tromet, pastet." Laurentius Albertus, der in dieser Beziehung den Oelinger übertrifft, bringt aber doch neben der richtigen Beobachtung, daß die Wörter auf ung, ey, heit und keit generis feminini sind, die Regel, daß dies auch bei denen auf ag der Fall sei: „Ag, die zusag promissio, die klag, querela ꝛc." [2]). Wenn nun schon diese Beispiele zeigen, daß Oelinger und Albertus kaum die ersten Schritte zu einer richtigen Einsicht thun, so bleibt Clajus in diesem Punkt noch hinter ihnen zurück, indem er ganz roh die Wörter nach ihren Endbuchstaben durchnimmt und danach ihr Geschlecht bestimmen will. Er handelt einen Buchstaben nach dem anderen ab vom a bis zum z. Da werden denn z. B. [3]) unter t erst eine Menge Wörter aller Arten aufgezählt,

1) p. 45 sq. — 2) Bl. E. — 3) p. 48 sq.

von denen es heißt: „Desinentia in t. Masculina sunt: der Rath, Senatus, Consilium, Consiliarius. Der Grat, Spina piscium, et dorsi. Salat, Lactuca. Der Gott, Deus. Der Hut, Muth, Pileus, Animus. Der Abt, Abbas“ u. s. f. Dann: „Foeminina sunt: die That, Factum. Nat, Sutura. Die Not, Angustia. Die Stut, Equa. Brůt, exclusio ouorum“ u. s. w. Endlich: „Neutra sunt: das Riet, Pascuum. Das Bret, Lot, Panis, Drachma. Gut, Blut, Bonum, Sanguis“ u. s. w.

Ich habe diesen Gegenstand etwas ausführlicher besprochen, weil er uns ein recht deutliches Bild gibt von der noch überaus geringen Einsicht, welche jene ersten deutschen Grammatiker in das Wesen der deutschen Sprache hatten. In manchen anderen Theilen der Grammatik zeigen sie schon einen etwas helleren Blick. Doch läuft auch hier das Richtige und Verfehlte oft seltsam durcheinander. So gibt z. B. Clajus manche richtige allgemeine Bestimmung über die deutsche Conjugation [1]; dann aber hat er den sonderbaren Einfall, die Abwandlung der einzelnen deutschen Zeitwörter so zu behandeln, daß er die Zeitwerter nach ihren Endsylben ordnet und unter jeder Endsylbe die verschiedenartigsten Verba zusammenstellt. Auf diese Weise wird natürlich das Zusammengehörige fast durchweg auseinandergerissen und das Fremdartigste vereinigt. Auch hier waren Oelinger und Albertus schon auf dem richtigeren Wege. Aber andrerseits ist nicht zu verkennen, daß Clajus sie an Reichhaltigkeit und Sorgfalt in der Ausführung übertrifft.

Die deutsche Grammatik im siebzehnten Jahrhundert bis zum Jahr 1665.

Zwischen den deutschen Grammatiken des 16. Jahrhunderts und denen des 17. liegen wichtige Vorgänge, die der allgemeinen deutschen Literatur- und Kulturgeschichte angehören und die wir deshalb hier nur berühren dürfen. Die Poesie des Opitz (geb. 1597 † 1639) beginnt einen neuen Abschnitt in der Geschichte der deutschen Dichtung, unmittelbar aber greift er ein in einen wichtigen Theil der deutschen Grammatik: die deutsche Metrik, durch

1) p. 142 sq.

sein Buch „von der Deutschen Poeterey," das im J. 1624 zu Brieg gedruckt und zu Breslau verlegt wurde. Hier wird zuerst für die deutsche Poesie die Regel festgestellt, daß der Accent die Stelle der antiken Quantität zu vertreten habe[1]). Fast gleichzeitig mit Opitz war der merkwürdige Versuch, den Wolfgang Ratichius (geb. zu Wilster in Holstein 1571, † 1635) zur Umgestaltung des Schulwesens machte. Mit der allgemeinen Methode des Ratichius und den übertriebenen Erwartungen, die er daran knüpfte, haben wir es hier nicht zu thun. Für uns ist das Wichtige an seinem Versuch, daß er den Sprachunterricht mit der deutschen Grammatik beginnen und das Deutsche wenigstens theilweise zur Unterrichtssprache machen wollte. So vieles Seltsame und Verkehrte auch Ratichius in seine Unternehmungen mischte, so bleibt ihm doch das Verdienst, wesentlich dazu beigetragen zu haben, daß die Wissenschaft allmählich ihr lateinisches Gewand mit einem deutschen vertauschte. Gerade von dieser Seite fand er auch bei mehreren der bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit bleibende Anerkennung, so bei Joachim Jungius und Christophorus Helvicus. — Die dritte Erscheinung, die auch für die Entwicklung der deutschen Sprachwissenschaft von Bedeutung war, bildet die Gründung der deutschen Sprachgesellschaften. Nach dem Vorgang der Italiener wurden sie im Lauf des 17. Jahrhunderts gestiftet und trugen trotz aller Wunderlichkeiten und Geschmacklosigkeiten doch nicht wenig dazu bei, in einer jammervollen Zeit die Liebe zur deutschen Muttersprache wach zu erhalten. Die angesehenste unter diesen Gesellschaften: die „fruchtbringende", gestiftet im J. 1617, werden wir mit den bedeutendsten grammatischen Leistungen des 17. Jahrhunderts in nahem Zusammenhang sehen; und auch der Pegnesische Hirten- und Blumenorden hat sich nicht ausschließlich auf Spielereien beschränkt, vielmehr spricht sein Stifter G. Ph. Harsdörffer in seinem Specimen Philologiae Germanicae, (Norimbergae 1646)

1) Blatt G ij der Ersten Ausgabe, deren Titel noch nicht die Worte Prosodia Germanica der späteren Ausgaben enthält.

so manchen gesunden Gedanken über die Wichtigkeit der deutschen Sprache für die ganze deutsche Bildung aus.

Unter den deutschen Grammatiken des 17. Jahrhunderts erwähnen wir zuerst eine, die sich unmittelbar an die oben besprochene Neuerung des Ratichius anschließt. Es ist die „Deutsche Grammatica, Zum newen Methodo, der Jugend zum besten, zugerichtet. Für die Weymarische Schuel, Auff sonderbaren Fürstl. Gn. Befehl. Gedruckt Zu Weymar. — Im Jahr 1618 [1]." Ein zweiter Titel (mit der Jahrzahl 1619) nennt dann den M. Johannes Kromayer (geb. zu Döbeln 1576, Generalsuperintendent zu Weimar, † 1643) als Verfasser. Was den Stoff betrifft, so wird man von einem Elementarbüchlein nicht verlangen, daß es höher stehe, als die Gelehrten seiner Zeit. Doch zeigt sich der Verfasser als ein Mann von Einsicht [2]. Das Hauptgewicht aber legt er auf die didaktische Methode, und hier ist sein Buch in doppelter Beziehung merkwürdig, erstens, weil es die erste nicht in lateinischer, sondern in deutscher Sprache geschriebene deutsche Grammatik ist [3], und zweitens, weil es trotz der Wunderlichkeiten der Ratich'schen Methode doch einen achtungswerthen Anfang zur Herstellung einer wirklichen deutschen Elementargrammatik macht [4]. — Von den übrigen Grammatiken unseres Zeitraums wollen wir die Deutsche Sprachkunst des Tilemann Olearius, Halle 1630, den „Deutscher Sprachlehre Entwurf" von Christian Gueintz, Cöthen 1641, und „Die Deutsche Grammatica oder Sprachkunst" des Johannes Girbert, Mülhausen 1653, nur nennen, um etwas länger bei dem bedeutendsten deutschen Grammatiker des 17. Jahrhunderts, Schottelius, verweilen zu können. Justus Georgius Schottelius wurde geboren im Jahr 1612 zu Eimbeck, wo sein Vater Prediger war. Nachdem er die Schule zu

---

1) Auf der Bibliothek zu Göttingen. — 2) Vgl. z. B. seine Eintheilung der deutschen Conjugationen S. 27 fg., besonders S. 33, XXI. — 3) Ickelsamer's Büchlein nennt sich zwar eine deutsche Grammatik, ist aber keine. S. o. S. 64. — 4) Vgl. z. B. die praktische Unterscheidung der Substantiva und Adjectiva S. 8, IX u. X.

Hildesheim und das Gymnasium zu Hamburg besucht hatte, gieng er nach Holland und studierte von 1633 bis 1636 zu Leiden schöne Wissenschaften und Jurisprudenz. Leiden war damals nicht nur die erste Hochschule Europa's für klassische Philologie, sondern seine großen Gelehrten nahmen zugleich den wärmsten Antheil an dem Aufschwung des niederländischen Staats und der niederländischen Sprache; ja auch die Erforschung der älteren germanischen Sprachen hatte hier einen bemerkenswerthen Anfang genommen [1]. Es war deshalb für den Lebensgang des Schottelius nicht ohne Bedeutung, daß er seine Universitätsstudien in Leiden machte und daß hier gerade Daniel Heinsius, der große Philolog und geachtete holländische Dichter [2], sein hauptsächlichster Lehrer wurde. Im J. 1636 gieng Schottelius zur Fortsetzung seiner Studien nach Wittenberg, von wo ihn im J. 1638 die Stürme des dreißigjährigen Kriegs nach Hause trieben. In demselben Jahr noch berief ihn Herzog August von Braunschweig, der Gründer der berühmten Wolfenbütteler Bibliothek, zum Erzieher seines Sohnes Anton Ulrich. Schottelius blieb von da an im Dienst der braunschweigischen Fürsten und starb als Hof- Kanzley- und Kammerrath den 25. Oktober 1676 zu Wolfenbüttel [3].

Schottelius war einer der trefflichen Männer, die während der traurigsten Zeit innerer Zerrissenheit und ausländischer Einmischung nicht an der Zukunft ihres deutschen Vaterlands verzweifelten und nach Kräften an dessen Aufrichtung und innerer Stärkung arbeiteten. Aus diesem Gesichtspunkte haben wir seine langjährigen Bemühungen um die deutsche Sprache vor allem zu betrachten. Sie sind durchzogen von der tiefsten Trauer über den politischen Zustand Deutschlands und von der festesten Zuversicht auf dessen künftige Größe. Noch in einer seiner letzten Schriften

1) S. u. — 2) Schottelius rühmt ihn in der Ausführlichen Arbeit, 1663, S. 86 fg, S. 91, S. 1169 als Dichter. — 3) Vgl. Ch. Casp. Reichard, Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst, Hamburg 1717, S. 98 fg. — K. H. Jördens, Lexicon deutscher Dichter und Prosaisten, Bd. 4 Lpz. 1809, S. 614 fg.

heißt es: „Keine Heersmacht in der gantzen Welt wird der Teutschen Heerskraft Abbruch können thun, so fern die Teutschen unter einander eins und einander recht meinen, wozu billig die sonst angeborne Treu und Redlichkeit sie unzertreulich sollte veranlassen" [1]). Als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, in welcher er den bezeichnenden Namen des Suchenden führte, begnügte er sich nicht mit den wohlgemeinten Aeußerlichkeiten, sondern er strebte, der Gesellschaft und dem Vaterland durch rastlose Bearbeitung der deutschen Sprache Ehre und Vortheil zu bringen. Er kennt sehr wohl den engen Zusammenhang, in welchem das Gedeihen der Muttersprache mit dem Wohl des Staates steht [2]). Er ist deshalb entrüstet über die Verunstaltung der deutschen Sprache durch das Einmengen unzähliger französischer und anderer Fremdwörter, das gerade in seiner Zeit in so erschreckender Weise um sich griff, und sucht diesem Unheil nach Kräften zu steuern [3]). Doch ist er bei all seinem berechtigten Eifern gegen diese „Sprachverderberey" [4]) kein überspannter Sprachreiniger, wie manche seiner Zeitgenossen, sondern er vertheidigt die Beibehaltung gewisser Fremdwörter, wie Altar, Bischof und dergleichen [5]) gegen „die ekkelsucht und ausmusterung der jenigen, so kein Teutsch, als was ihren Ohren nur Teutsch klinget, zulassen" [6]). „Jedoch, fügt er hinzu, wird mit nichten das a la modo parliren und die eingeschobene almodo — Narrwörter oder das unnötig eingemengte Latein hierdurch verstanden" [6]).

Es war für Schottelius nicht gleichgültig, daß er seinem Lebensberuf nach Jurist war. Unter den Juristen haben wir in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts die bedeutendsten Förderer der altdeutschen Sprachstudien: Freher und Goldast, gefunden. Aber auch andere Rechtsgelehrte in nicht geringer Zahl wurden

1) Horrendum Bellum Grammaticale, Braunschweig 1673, S. 68. Vgl. ebend. S. 5. 8. 39. 43. 57. 59. 67. 68. 76. 91. — 2) Ausführliche Arbeit 1663, S. 1153. Vgl. S. 1013. 119 fg. — 3) Ebend. S. 1013. 1014. 1027 u. sonst oft. — 4) Ebend. S. 1013. — 5) Ebend. S. 455. — 6) Ebend. S. 1273. Vgl. auch S. 1245. 1248. 1250.

damals durch ihre Studien auf die Untersuchung altdeutscher Rechtsausdrücke geführt. So Paul Matthias Wehner[1] († 1612), Christoph Besold[2] († 1638), Joh. Gryphiander[3] († 1652), Joh. Jak. Speidel[4]) um 1640), Joh. Limnaeus[5]) († 1665). Wie diese, so beschäftigte sich auch Schottelius mit der Untersuchung eigenthümlicher deutscher Rechtsgebräuche, als deren Frucht er 1671 ein (deutsches) Werk De singularibus quibusdam et antiquis in Germania juribus et observatis herausgab. Diese Beschäftigung mit den alten deutschen Rechten brachte es von selbst mit sich, daß er sich auch um die Sprache, in welcher die alten Rechtsquellen abgefaßt waren, kümmern mußte, und so erhob sich schon dadurch seine Behandlung der deutschen Sprache über die Bemühungen so mancher Pedanten seiner Zeit.

Schottelius hat die Früchte seiner germanischen Studien in einer ganzen Reihe von Schriften niedergelegt, von denen wir hier natürlich nur die bedeutenderen nambaft machen können. Er begann mit einer „Teutschen Sprachkunst", die im J. 1641 zu Braunschweig erschien und im J. 1651 „zum anderen mahle" ebendaselbst herauskam. Auf Grundlage dieser Bücher gab er dann sein großes Hauptwerk heraus: Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubt Sprache, Braunschweig 1663. Das Werk zerfällt, abgesehen von einigen Beigaben, in fünf Bücher, von denen das erste zehn „Lobreden von der uhralten Teutschen HaubtSprache" enthält, das zweite die „Wortforschung der Teutschen Sprache", das dritte die „Wortfügung" (Syntaxis), das vierte die „Teutsche Verskunst", endlich das fünfte sieben verschiedene „Tractate", unter denen wir nur den von den „Sprichwörtern der Teutschen" und den von den „Stamm

1) Practicarum juris observationum liber singularis, neu her. von Joh. Schilter, Argentor. 1735. — 2) Thesaurus practicus. Tubing. 1629, neu her. von Christoph Ludw. Dietherr, Norimb. 1679. — 3) De Weichbildis Saxonicis, Francof. 1625. — 4) Speculum juridico-politico-philologico-historicarum observationum etc. Norimb. 1657. — 5) De jure publico imperii Romano Germanici tomi tres, Argentor. 1645.

wörtern der Teutschen Sprache nebst ihrer Erklärung" hervorheben wollen. Den Abschluß seiner grammatischen Thätigkeit machte Schottelius mit zwei ohne seinen Namen erschienenen kleineren Schriften. Die erste derselben ist eine eigenthümliche geistreich humoristische Dichtung, in welcher er seine politischen und grammatischen Gedanken miteinander verschmilzt und welcher er den Titel gab: „Horrendum Bellum Grammaticale Teutonum antiquissimorum Wunderbarer Ausführlicher Bericht, Welcher gestalt Vor länger als Zwey Tausend Jahren in dem alten Teutschlande das Sprach-Regiment gründlich verfasset gewesen: Hernach aber, Wie durch Mistrauen und Uneinigkeit der uhralten Teutschen Sprach-Regenten ein grausamer Krieg, samt vielem Unheil entstanden, daher guten Theils noch jetzo rühren Die, in unser Teutschen MutterSprache vorhandene Mundarten, Unarten, Wortmängel." Braunschweig 1673. Die letzte Schrift des Schottelius war ein kleiner Auszug aus seinem großen Hauptwerk, eine „Kurtze und gründliche Anleitung Zu der RechtSchreibung Und zu der Wort-Forschung In der Teutschen Sprache. Für die Jugend in den Schulen, und sonst überall nützlich und dienlich." Braunschweig 1676.

Bei der Beurtheilung von Schottel's Leistungen müssen wir zwei Gesichtspunkte wohl auseinanderhalten. Einerseits nämlich bilden die Arbeiten desselben ein wichtiges Glied in der Reihe der Grammatiker, welche unsere Schriftsprache festgestellt haben, und andrerseits befassen sie sich zugleich mit der gelehrten Untersuchung der Sprachgeschichte. In ersterer Beziehung setzt Schottelius die Bestrebungen des Oelinger, des Albertus, des Clajus fort. Er kennt deren deutsche Grammatiken [1]), aber er weiß auch, daß die Aufgabe, die er sich selbst stellt, eine viel umfassendere ist [2]). Er schließt sich nämlich mit klarem Bewußtsein dem antiken Begriff der Grammatik an, wie ihn Gerhard Vossius, „der Hochgelahrte Mann",

---

1) Oelinger, s. Schottelius Ausführl. Arbeit S. 4. Ostrofrank, ebend. S. 4. 1183. Clajus S. 4. 1204. Auch Ickelsamer kennt er, ebend. S. 4. 19. 59. — 2) Schottelius Ausführl. Arbeit S. 1183 fg.

in seinem Werk de arte grammatica entwickelt hatte [1]). Was die griechischen Grammatiker den Griechen, die lateinischen den Römern gewesen waren, das wollte er den Deutschen sein. Er kennt den Streit der antiken Grammatiker über Analogie und Anomalie und sucht, für sich selbst einen haltbaren Standpunkt in dieser Grundfrage zu gewinnen, indem er den „guten Gebrauch" von der „mißbräuchlichen Verfälschung" unterscheidet [2]). Ueberall aber setzt er sich die Feststellung der „Hochteutschen Sprache oder der rechten Hochteutschen Mundart" [3]) zum Ziel. „Die Hochteutsche Sprache, sagt er, davon wir handelen und worauff dieses Buch zielet, ist nicht ein Dialectus eigentlich, sondern Lingua ipsa Germanica, sicut viri docti, sapientes et periti eam tandem receperunt et usurpant" [4]). Diese lingua ipsa Germanica ist nun keineswegs ex usu zu erlernen [5]); vielmehr muß „die Muttersprache nicht in der alltäglichen ungewissen Gewonheit, sonderen in kunstmässigen Lehrsätzen und gründlicher Anleitung fest bestehen" [6]). „Wie ein fester ausgepfälter Grund ist der eintzige gewisse Aufenthalt eines Gebäues, also ist gleichfals die Grammatica die Seule und Grundfeste, worauf jeder Sprache Kunstgebäu beruhen und richtigen sicheren Aufenthalt haben muß: Hat sich auch keine Sprache eintziger kunstmässigen Gewisheit und völligen Vermögens zurühmen, noch höher zusteigen erkühnen können, es sey denn, daß sie durch untriegliche Staffelen der Grammatic den rechten Anfang und Grund angewiesen habe" [7]). So ist es mit dem Griechischen und Lateinischen gegangen, und so muß und wird es auch mit dem Deutschen gehen. Denn „die befreyete unacht und unbetrachtete Ungewißheit thut der Teutschen Sprache wol den grössesten Schaden und Widerstand, daß sie bishero zu keiner völligen, festen Ehrenstaffel, gleich anderen Haubtsprachen, hat gelangen mögen" [8]). Man wird das Richtige in diesen Ansichten nicht verkennen. Es galt, die deutsche Schriftsprache zu einer grammatisch fest abge-

1) Ebend. S. 141. 177. — 2) Ebend. S. 9 fg. — 3) Ebend. S. 174, 7. — 4) Ebend. S. 174, 8. — 5) Ebend. S. 1453. — 6) Ebend. S. 148. — 7) Ebend. S. 173. — 8) Ebend. S. 167.

gränzten zu erheben, wie dies bei allen völlig entwickelten Schriftsprachen der Fall gewesen ist. Längst vor Gottsched und Adelung hat Schottelius dies Ziel mit klarem Bewußtsein in's Auge gefaßt und nicht mit Unrecht ist er von der Wichtigkeit desselben durchdrungen. Aber man bemerkt auch leicht die Gefahr, welche diese Ansicht von der Sprache einseitig aufgefaßt mit sich führen mußte. Die unmittelbaren, schöpferischen Quellen der Sprache werden verkannt. Was nicht durch bewußte Thätigkeit „in kunstmässige Gewisheit gesetzt ist", wird mit wegwerfender Verachtung als „Pöbelgebrauch" bezeichnet [1]). Woher soll da die richtige Einsicht in die wahre Entwicklung der Sprache kommen? Schottelius war auch wirklich weit entfernt von einer solchen Einsicht, und wenn er nichtsdestoweniger sich mit Liebe den alten Sprachdenkmalen zuwendet, so geschieht es, weil sein von Natur gesunder Sinn jenen verkehrten Ansichten die Waage hält. Er freut sich innig an den „süssen Geheimnüssen der Sprachen" [2]). „Was ist nebenst andern Geheimnissen der Göttlichen Gaben, welche das Menschliche Gemüht besitzet, sagt er, wol herrlicher als die innerste Erkenntniß der Sprachen" [3]). „Die Rede als der allerköstlichste Schatz und höchstkünstliche Erklärerinn der Vernunft ist nur des Menschen Eigentuhm, und sie ist eine geordnete, sich fügende und deutende Stimm, darin, wie in einem Spiegel das Gesichte, also unser Gemüht und Hertz kan erkant werden" [4]). Mit besonderer Vorliebe sammelt und behandelt Schottelius die Sprüchwörter, „nachdenkliche, mit wenig viel Dinges in sich enthaltene Redarten" [1]), wie er sagt. Er rühmt „die gar alten Teutschen Schriften gleich dem alten Silber in einer Erbschaft, welches man deswegen nicht weg wirft, weil das Geschirr daraus gemacht uns unbräuchlich oder zum itzigen austrinken unbequem scheinet, sondern man verwahret solches alte Silber oder lesset daraus etwas neues, blankes, schönes und itziger Manier gemeßes verfertigen" [5]). Er sammelt alte

1) Ebend. S. 168. Vgl. S. 1453. — 2) Ebend. S. 74. — 3) Ebend. S. 1103. — 4) Ebend. S. 1102. — 5) Ebend. S. 1233.

deutsche Wörter aus den alten Gesetzen und sucht sie zu erklären [1]. Es ist, wie er sagt, in seinem Werk „nicht allein ein Anzahl vieler tausend schöner Wörter hervorgebracht, sondern auch so mannigfaltige Erklärung und Andeutung, so die gantze Sprache und das alte Teutsche Wesen angehet, geschehen, daß unschwer daher zu vernünfftigen, wie viel vornehme alte und neue Schrifften und Bücher haben müssen durchgelesen, und was hie nötig, gesamlet werden" [2]. Und wirklich hat er sich auch in den altdeutschen Schriften, so weit sie damals zugänglich waren, fleißig umgesehen. Er kennt nicht nur die alten Rechtsbücher, sondern auch die Dichter sind ihm nicht fremd. Er beruft sich auf das Heldenbuch [3], auf Goldast's Ausgabe des Königs Tirol [4] und des Wiesbeken und der Wiesbekin [5]. Er kennt den Otfrid und benutzt ihn in der Ausgabe von 1571 [6]. Er beruft sich auf Willeram [7] und kennt die Ausgabe von 1598 [8] und die Noten des Franciscus Junius zum Willeram [9]. Mit besonderer Vorliebe bezieht er sich auf das Niederdeutsche. „Die Niedersächsische oder Niederteutsche Sprache, meint er, als worin das Altertuhm gutenteihls unverendert geblieben, muß bei Erklärung (altdeutscher Wörter) gemeiniglich das beste tuhn, die ausgeschliffene Sigmatisirende Hochteutsche Mundart trit von der der alten Celtischen Ausrede weiter ab" [10]. „Otfridus, Willeramus und viele andere, als anfängere des alten Fränkischen (hernach per secula nach gerade ausgeschliffenen und genanten Hochteutschen) Dialecti, haben angefangen, sich des ʒʒ, tʒ, ß an stat des t oder d — zubedienen" [11]. Ja auch das Altnordische und die beginnende Forschung der skandinavischen Gelehrten läßt Schottelius nicht unbeachtet. Er bezieht sich auf Olaus Wor-

1) Ebend. S. 688 fg. — 2) Ebend. S. 178. Vgl. auch S. 5. — 3) Ebend. S. 1138. 1184. — 4) Ebend. S. 1196 fg. Vgl. S. 110. — 5) Ebend. S. 1021 fg. 1196. — 6) Ebend. Bl. 9. S. 12. 13. 98. 145. 152. 1194. — 7) Ebend. S. 43. 152. — 8) Ebend. S. 1170. — 9) Ebend. S. 1037. — 10) Ebend. S. 690. Vgl. 157 fg. — 11) Ebend. S. 152.

mius[1]), auf Arngrimus Jonas[2]) und Andere und theilt das Vaterunser in isländischer, schwedischer, dänischer und norwegischer Sprache mit[3]). Er erwähnt der Runen und gibt auf Grundlage seiner skandinavischen Gewährsmänner eine Abbildung derselben[4]). Eine wesentliche Lücke aber bildet bei Schottelius, daß ihm das Gothische noch so gut wie unbekannt ist. Zwar ist ihm das Wenige, was man im Jahr 1663, als er sein Hauptwerk herausgab, vom Gothischen wissen konnte, nicht entgangen. Er kennt die Schrift des Bonaventura Vulcanius de literis et lingua Gothorum[5]); aber das Licht, das diese kleine Schrift aufsteckte, war so gering, daß Schottelius noch sagt: Ulphilas, ein Gotischer Bischof, soll die Heilige Schrift in die Teutsche Sprache gebracht haben[6]), und daß er an einer anderen Stelle das Gothische und das Altnordische durcheinanderwirrt[7]).

Fragen wir nun, was Schottelius auf Grundlage dieser Kenntnisse für die Erforschung der deutschen Sprache geleistet hat, so wollen wir nicht läugnen, daß er manche ganz richtige Blicke gethan und seine Ansichten mit großem Fleiß ausgeführt habe. So ist z. B., was er über die deutsche Wortbildung, und insbesondere, was er im Anschluß an den holländischen Mathematiker Stevinus, über die große Fähigkeit der germanischen Sprachen, Composita zu bilden, sagt, aller Anerkennung werth[8]). Wie weit aber Schottelius noch entfernt war von einer richtigen Erkenntniß des deutschen Sprachbaus, dafür wollen wir nur zwei Umstände anführen. Was das Genus der deutschen Wörter betrifft, so begnügt er sich, einige wenige Regeln vorauszuschicken, und dann führt er die Wörter nach ihren Endbuchstaben auf[9]). Die deutschen Verba aber

1) Ebend. S. 53. 1024. 1162 fg. — 2) Ebend. S. 56. 1024. — 3) Ebend. S. 130. — 4) In der 2. Ausgabe der Teutschen Sprachkunst, Braunschweig 1651, S. 111; in der Ausführlichen Arbeit 1663 fehlt die Tafel. — 5) Ebend. S. 56. — 6) Ebend. S. 48. — 7) Ebend. S. 54. 8) Ebend. S. 72 fg. 398 fg. Stevin's Ansicht eb. S. 409. Auch außerdem bezieht sich Schottelius nicht selten auf jenen patriotischen holländischen Gelehrten. Vgl. z. B. S. 12. 41. 55. 61. 93. 1167. 1275. — 9) Ebend. S. 269 fg. Vgl. z. B. S. 281.

vertheilt er unter zwei Konjugationen: „die gleichfliessende (Regularis) und ungleichfliessende (Irregularis) oder „die ordentliche und unordentliche" [1]. Von den „ungleichfliessenden", d. h. starken Zeitwörtern aber sagt er, daß man ihre „Formirung nicht leichtlich in etzliche Lehrsätze fassen könne" [2], und begnügt sich dann, sie in alphabetischer Reihenfolge aufzuführen [3].

In Bezug auf die geschichtliche Erforschung der deutschen Sprache ist es schon sehr ehrenwerth, daß Schottelius sich mit nicht geringem Aufwand von Fleiß auf eine Geschichte der deutschen Sprache einläßt [4]. Er theilt sie in fünf „Denkzeiten oder Epochas." Die erste derselben beginnt mit der „anfänglichen Bildung der Teutschen Wörter", die zweite mit Karl dem Großen, die dritte mit Rudolf von Habsburg, die vierte mit Luther, endlich die fünfte und letzte Denkzeit „möchte auf die Jahre einfallen, darin das ausländische verderbende Lapp- und Flikwesen künte von der Teutschen Sprache abgekehret, und sie in ihrem reinlichen angebornen Schmukke und Keuschheit erhalten, auch darin zugleich die rechten durchgehende Gründe und Kunstwege also künten gelegt und beliebet, auch ein völliges Wörterbuch verfertiget werden, daß man gemählich die Künste und Wissenschaften in der Muttersprache lesen, verstehen und hören möchte" [5]. Auch zeigt Schottelius eine anerkennenswerthe Einsicht in das Hervorwachsen des deutschen Wortschatzes aus den Stammwörtern der Sprache [6], und es gereicht ihm zum Lobe, daß er den Versuch macht, die Stammwörter der deutschen Sprache zu sammeln [7]. Aber auf welcher Stufe seine ganze Sprachforschung noch stand und wie völlig fremd ihm die richtige Erkennt-

---

1) Ebend. S. 519. Vgl. S. 160. — 2) Ebend. S. 569. — 3) Ebend. S. 578 fg. Merkwürdigerweise bedient sich Schottelius einmal für die starken Verba des Ausdrucks „ungleichfliessend und ablautend" (Bellum grammaticale 1673, S. 45). Aber in derselben Schrift ist S. 90 die Rede von „Ungewisheit des Ablaut", und ebenda heißt es mit scharfem Tadel: „daß man so unartig, ablautend und übel sprechen und ausreden müssen." Beides nicht mit Beziehung auf die starken Verba, aber der von diesen gebrauchte Ausdruck findet dadurch seine Erläuterung. — 4) Ausführliche Arbeit 1663, S. 27. — 5) Ebend. S. 49. — 6) Ebend. S. 68. — 7) Ebend. S. 1269 fg.

niß der deutschen Sprachentwicklung war, das wird sich aus dem Folgenden zur Genüge ergeben. „Die uhralte Celtische oder Teutsche" Sprache[1]) ist das, wovon der Verfasser bei seinen geschichtlichen Erörterungen überall ausgeht. Diese „Celtische oder alte Teutsche Sprache", sagt er, „hat vielerlei Mundarten, so haubtsachlich geteihlet werden in Abstimmige, darin zwar die Teutschen Geschlechtwörter, Hülfwörter, Stammwörter und also die Teutsche Eigenschaft befindlich, dennoch aber wegen der Ausrede, Verstümmelung und unkentlich Machung der Teutschen und Einmengung der frömden Wörter fast abstimmig von jetziger Teutschen Sprache scheinen, wiewol doch Ankunft, Grund und Wesen Teutsch annoch ist und bleibet, als da sind die Isländische, Norwegische, Dänische, Schwedische, Englische, Schottische, Wallische, Altgotische, so annoch in Taurica Chersoneso verhanden[2]), Und Zustimmige", nämlich „Hochteutsche", d. i. oesterreichische, bayerische u. s. f., und Niederteutsche, d. i. niederländische, friesische, holsteinische u. s. f.[3]). Man erkennt an diesem Stammbaum leicht, wie weit die Einsicht des Schottelius reichte, und wie unrichtig und verworren seine Vorstellungen über die älteren und über die außerdeutschen Sprachen waren. Das, worauf es ihm nun weiter vor allem ankommt, ist, zu zeigen, daß „unsere itzige Teutsche Sprache eben dieselbe uhralte weltweite Teutsche Sprache ist, ob sie schon durch mildesten Segen des Himmels zu einer mehr prächtigen Zier und Vollkommenheit gerahten ist"[4]). Wenn er dies in Bezug auf althochdeutsche und altniederdeutsche Wörter geltend macht[5]), so hat er ja, die Sache richtig verstanden, nicht Unrecht. Aber wie denkt sich Schottelius die Sache? Er weiß recht wohl, daß die deutschen Wörter, namentlich in Bezug auf ihre Endungen, zur Zeit Karl's des Großen sehr anders ausgesehen haben als im 17. Jahrhundert[6]). Er findet dort on und an statt en und dergleichen

---

1) Ebend. S. 31. 54. 56. 140. 151. 152. 153. — 2) Schottelius kennt die Nachricht des Busbequius. S. Ausführliche Arbeit 1663, S. 132. — 3) Ebend. S. 151. — 4) Ebend. S. 18. — 5) Ebend. S. 17. — 6) Ebend. S. 43. 152.

mehr. Da nimmt er nun alles Ernstes an, daß die verkümmerten neuhochdeutschen Formen die uralten regelrechten seien, von denen man sich nur aus Ungeschick, aus Unachtsamkeit und Geschmacklosigkeit [1]), zum Theil auch aus Nachahmung des Lateinischen [2]) entfernt habe. „In den alterältesten Geschriften und Reimereien", sagt er, „nimt man dieses war, daß nach Belieben und Einfällen die Wörter sind geendigt" [3]). In seinem Bellum grammaticale führt er dies weiter aus. Da theilt er zum Beleg vier Zeilen aus Otfried mit und fährt dann fort: „Dieses ist ja klar und unstreitig Teutsch, aber durch Unart und Unacht der Mundarten bestäubert und erfrömdet, Dan Allo ziti thio tho zin heisset recht und nunmehr wieder alle Zeit die da sein" [4]). Und dies Letzte schrieb Schottelius, als bereits durch die Wiederauffindung und Herausgabe des gothischen Codex argenteus eine neue Epoche für die Erforschung der deutschen Sprache angebrochen war. Aber er hatte damals bereits mit seinen Ansichten abgeschlossen, und versunken in anderweitige, namentlich theologische Studien hat er, wie es scheint, von jener epochemachenden Entdeckung keine Einwirkung mehr erfahren. Wir sagen dies Alles nicht, um den trefflichen Mann herabzusetzen, sondern um recht einleuchtend zu zeigen, wie mit Franciscus Junius und der Herausgabe des Ulfilas ein neuer Zeitraum für die germanische Sprachforschung beginnt.

Fünftes Kapitel.

Die lexikalische Bearbeitung der deutschen Sprache bis zum Jahr 1665.

Schon in der althochdeutschen Periode gab es zahlreiche lateinisch-deutsche Wörterbücher, die einen Theil der sogenannten Glossen bilden, und diese lexikographische Thätigkeit setzt sich fort durch

1) Ebend. S. 13. 152. 2) Ebend. S. 13. 3) Ebend. S. 175. — 4) Horrendum bellum grammaticale 1673, S. 88.

das ganze Mittelalter bis in den Anfang der neueren Zeit. Nach Erfindung der Buchdruckerkunst erscheinen in der zweiten Hälfte des 15. und am Anfang des 16. Jahrhunderts eine Menge solcher Vocabularien im Druck [1]). Ja auch deutsch-lateinische Wörterbücher der Art gab es damals schon in ziemlicher Anzahl. Dahin gehört z. B. der 1482 zu Nürnberg erschienene Vocabularius theutonicus in quo vulgares dictiones ordine alphabetico preponuntur et latini termini ipsas directe significantes sequuntur [2]). Aber alle diese Bücher haben im Grunde mit der deutschen Philologie nichts zu thun. Sie können dem Germanisten sehr reichhaltige Aufschlüsse geben; aber ihre Verfasser hatten nicht die Absicht, den deutschen Sprachschatz zu verzeichnen, sondern ihr ganzes Streben gieng nur dahin, ein Hülfsmittel zum Verständniß des Lateinischen zu bieten. Wir müssen diese beiden Seiten wohl unterscheiden, wenn wir eine richtige Einsicht in die Entwicklung der deutschen Lexikographie bekommen wollen. Der nächste Schritt, der in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gemacht wurde, hat es nämlich gleichfalls noch nicht auf ein Wörterbuch der deutschen Sprache abgesehen. Es soll vielmehr nur an die Stelle des barbarischen Lateins der bisherigen Vocabularien echtes antik klassisches Latein gesetzt werden, so daß der Benutzer mit Hülfe des lateinisch-deutschen Wörterbuchs die alten Klassiker verstehen, mit Hülfe des deutsch-lateinischen sich selbst einen guten lateinischen Ausdruck aneignen kann. Zu diese Klasse von Büchern gehört das Dictionarium Latinogermanicum und das dazu gehörige Dictionarium Germanicolatinum, welches der im J. 1559 verstorbene Lehrer des Griechischen zu Straßburg [3]) Petrus Dasypodius im J. 1536 herausgab. Daß er es in beiden Theilen auf das Lateinische abgesehen hat, ergibt sich aus der Vorrede des Verfassers zur Genüge. Dagegen macht den entscheidenden Fortschritt zu einem wirklichen

1) Vgl. Laur. Diefenbach, Glossarium Latino-Germanicum mediae et infimae aetatis, Francof. 1857, p. XVI sq. 2) Auf der Münchener Hof- und Staatsbibliothek in mehreren Exemplaren vorhanden. — 3) G. Matth. König, Bibliotheca vetus et nova, Altdorfi 1678, I, 236.

Wörterbuch der deutschen Sprache der Züricher Josua Maaler (Pictorius) in seinem Werk: Die Teütsch spraach. Alle wörter, namen, vn arten zů reden in Hochteütscher spraach, dem A B C nach ordentlich gestellt, vnnd mit gůtem Latein gantz fleissig vnnd eigentlich vertolmetscht, dergleychen bißhär nie gesähen. Durch Josua Maaler burger zů Zürich. Dictionarium Germanicolatinum novum. Hoc est, Linguae Teutonicae, superioris praesertim, thesaurus, — Tigri 1561. Der Verfasser, Pfarrer zu Elgau[1]) im Züricher Gebiet, wurde von Conrad Gesner veranlaßt, das 1556 zu Zürich erschienene lateinisch-deutsche Dictionarium des Joh. Frisius zu einem alphabetisch geordneten deutschen Sprachschatz umzuarbeiten. Das beigefügte Latein sollte freilich auch hier zugleich dem Lateinschreibenden eine gute Uebersetzung der deutschen Redeweisen an die Hand geben; die eigentliche Absicht aber gieng auf eine Sammlung des deutschen Wortschatzes. In der gehaltreichen Vorrede, die Conrad Gesner dem Werke hinzufügte, sagt er, in einem Gespräch zwischen ihm und Frisius, dem auch Pictorius beiwohnte, sei die Rede auf die lebenden Sprachen Europa's gekommen, und da hätten die Unterredenden bemerkt, wie viel die den Deutschen benachbarten Völker: die Franzosen, Italiener und Engländer, für Verschönerung und Bereicherung ihrer Sprachen thäten, und daß sie reichhaltige Wörterbücher derselben besäßen, in denen wohl geordnet die einzelnen Ausdrücke, ihre Anwendung und Bedeutung, und ebenso die Redensarten erklärt würden. „Da empfanden wir es schmerzlich", fährt Gesner fort, „daß unsrem Deutschland ein Mann fehle, der dasselbe für unsere Sprache leistete." So veranlaßten sie den Pictorius, sich dieser Arbeit zu unterziehen. Wie sehr dabei das Deutsche im Vordergrund stand, sieht man unter Anderem auch daraus, daß der Verfasser nicht bloß der einheimischen Jugend, sondern auch den Fremden: Franzosen, Italienern und Engländern, zur Erlernung der deutschen Sprache behülflich sein wollte[2]). Um sich zu überzeugen, daß Maaler's

1) Elgovium, Maaler's Widmung, und Gesner's Praef. 2) S. die Widmung Maaler's.

Unternehmen wirklich ein neues war, „dergleichen bisher nie gesehen," braucht man es nur mit dem vorangehenden deutsch-lateinischen Wörterbuch des Dasypodius zu vergleichen [1]. — Was Josua Maaler begonnen hatte, das suchte ein halbes Jahrhundert später **Georg Henisch** in viel größerem Umfang auszuführen. Geboren zu Bartfelden [2]) in Ungarn im J. 1549, wurde Henisch 1576 zu Basel Doctor der Medicin und in demselben Jahr Professor der Logik und Mathematik am Gymnasium zu Augsburg. Hier wirkte er bis zu seinem am 31. Mai 1618 erfolgten Tod als Lehrer, Vorstand des Gymnasiums und Mitglied des medicinischen Collegiums [3]). Henisch gab eine große Zahl klassisch-philologischer und mathematisch-astronomischer Schriften heraus. Was aber seinem Namen vor allem einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Gelehrsamkeit sichert, ist sein umfangreiches Werk: Teütsche Sprach vnd Weißheit. Thesaurus linguae et sapientiae Germanicae. — Pars prima. Augustae Vindelicorum 1616. Mit Recht kann Henisch in der lateinisch geschriebenen Widmung an die Stände von Ober- und Niederoesterreich sagen, daß sein Buch kein gewöhnliches Dictionarium sei, woraus man nur die Bedeutung der einzelnen Wörter entnehmen könne, sondern ein Werk reicher und vollkommener als alle übrigen Lexika. Denn es enthalte nicht bloß die gewöhnlichen Wörter, sondern auch die seltenen und seltensten, die in anderen ähnlichen Büchern vermißt würden. Ueberdies lehre es, die Wörter auf die Dinge selbst anwenden, so daß die Dinge in Worte übergiengen. Auch sei das Buch nach einer solchen Methode geschrieben, daß noch niemand es in dieser Folge versucht habe. Denn die einzelnen Wörter hätten neben sich ihre Synonyma, Derivata, Epitheta, Phrases, Sprüchwörter und geistreiche Aussprüche weiser Deutscher sowohl aus der Vergangenheit, als aus

1) Man vgl. z. B. den reichhaltigen Artikel Burger und dessen Ableitungen bei Maaler mit denselben Wörtern bei Dasypodius. — 2) Bartphae in Hungaria, sagt Henisch selbst auf der letzten Seite seiner Dedication. — 3) Zedler. Vgl. die Nachrichten, die Henisch selbst am Schluß seiner Widmung über sein Leben gibt.

der Gegenwart. Und was der Verfasser hier verspricht, das hält er redlich in der Ausführung. Sein Werk ist neben allem Anderen ein wahrer Schatz von Sprüchwörtern und sprüchwörtlichen Redensarten[1]). Daß er in dem eigentlich Sprachwissenschaftlichen, zumal in der Etymologie auf dem noch sehr unvollkommenen Standpunkt seiner Zeit steht, wird man ihm nicht zum Vorwurf machen. Leider ist sein reichhaltiges Werk unvollendet geblieben. Der allein erschienene erste Theil, ein Folioband von 1875 Spalten, umfaßt nur die Buchstaben A bis G. Zwei Jahr nach dessen Erscheinen, am 31. Mai 1618, starb der Verfasser, und in demselben Jahr brach der verwüstende dreißigjährige Krieg aus, der auf lange hin derartigen Unternehmungen ein Ende machte.

Einerseits mit der Lexikographie, andrerseits mit der Grammatik in nächster Beziehung stehen die Schriften, die sich mit der Etymologie der deutschen Sprache beschäftigen. Wir haben in diesem und den vorangehenden Abschnitten schon öfter der gelegentlichen Bemühungen um die Ableitung der deutschen Wörter gedacht, und wollen hier nur noch einige Schriften erwähnen, die sich ausschließlich mit der deutschen Etymologie beschäftigen[2]). Die erste: Origines dictionum germanicarum, erschienen 1620, rührte her von dem Mecklenburger Andreas Helwig († 1643) und suchte auf die damalige Weise die deutschen Wörter aus dem Lateinischen, Griechischen und Hebräischen abzuleiten[3]). Die andere: Ars etymologica Teutonum e philosophiae fontibus derivata, erschienen zu Duisburg 1663, hatte zum Verfasser den scharfsinnigen Cartesianer Johannes Clauberg (geb. 1622 zu Solingen, gest. als Prof. der Philosophie und Theologie zu Duisburg 1665)[4]).

1) Vgl. z. B. das Wort „arm" Sp. 108—118, oder das Wort „Gott" Sp. 1683—1716. — 2) Wegen einer Menge anderweitiger Schriften mag man Eckhart's Historia studii etymologici etc. nachsehen. — 3) Vgl. Clauberg's Ars etymologica in Leibniz' Collectanea etymologica, Hanoverae 1717, p. 210 sq. — 4) Vgl. die Auszüge aus Clauberg's Leben von Hermannus bei Reichard, Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst, Hamburg 1747, S. 241 fg.

Clauberg war nicht nur ein geübter Denker, sondern er hatte sich auch mit wahrem Verständniß auf das Studium der deutschen Sprache geworfen, und so enthält seine kleine Schrift neben manchem Verfehlten eine Reihe gesunder Gedanken und Ausführungen über deutsche Etymologie [1]).

Sechstes Kapitel.

Die Anfänge der germanischen Philologie in den Niederlanden, in England und in Skandinavien.

1. Die Anfänge der germanischen Philologie in den Niederlanden bis auf Franciscus Junius.

Bevor wir die Geschichte der germanischen Philologie innerhalb Deutschlands weiterführen, müssen wir einen Blick werfen auf das, was unter den übrigen germanischen Völkern bis gegen das Jahr 1665 für unsre Wissenschaft geleistet worden ist. Wir beginnen mit den Niederlanden. Man wird vielleicht fragen, warum wir nicht die Leistungen der Niederländer gerade so, wie die der Schweizer, den Arbeiten der Deutschen beizählen. Aber das Verhältniß ist in der That ein ganz verschiedenes. Die Schweizer stehen mit den übrigen Deutschen auf dem Boden einer und derselben Schriftsprache, dagegen haben die Niederländer sich auf Grundlage ihrer Mundarten eine besondere Schriftsprache gebildet. So sind sie, obwohl die nächsten Verwandten der Deutschen, doch ein von diesen verschiedenes Volk. Dies tritt uns gerade bei unserem Gegenstand recht klar entgegen. Die Entwicklung der niederländischen Schriftsprache geht ihren besonderen Gang. Sie hat ihre eigenen Grammatiker und Lexikographen, so wie die deutsche die ihrigen. Nun werden wir zwar in diesem Werk die Ausbildung der außerdeutschen Schriftsprachen nicht weiter verfolgen.

1) Die Schrift ist wieder abgedruckt in den von Eckhart herausgegebenen Collectanea etymologica des Leibniz, Hanov. 1717. Vgl. dort besonders das S. 191 über die Ableitung des Wortes Vernunft Gesagte.

Aber auch auf die Erforschung der älteren Sprache äußert die Rücksicht auf die eigene Muttersprache den wesentlichsten Einfluß, wie wir dies ganz klar bei den Engländern und Skandinaviern, aber auch deutlich genug bei den Niederländern wahrnehmen. Die germanische Sprachforschung beginnt bei den Niederländern in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts [1], und zwar sehen wir sie anfänglich ebenso in den südlichen wie in den nördlichen Niederlanden ihren Sitz aufschlagen. Ihr ältester Vertreter: Johannes Goropius Becanus, war freilich einer der seltsamsten Käuze, die sich je mit Sprachforschung abgegeben haben. Geboren im J. 1518 in dem Dorfe Gorp studierte er Medicin, gab dann aber eine glänzende medicinische Praxis auf, um sich ganz der Erforschung der vaterländischen Sprache und des vaterländischen Alterthums zu widmen. Er lebte meist zu Antwerpen und starb 1572 zu Maastricht. Seine vermeintlichen Entdeckungen legte er in einigen umfangreichen Werken, den Origines Antwerpianae (Antwerpen 1569), Hermathena [2] und anderen nieder. Goropius war nicht ohne ausgebreitete Gelehrsamkeit, aber kritiklos und phantastisch. Unter seinen vielen Wunderlichkeiten will ich nur die eine hervorheben, daß er das Niederländische für die Ursprache der Menschheit hält und diese Ansicht in einer Weise begründet, die noch viel sonderbarer ist, als die Behauptung selbst [3]. Doch wie zum Lohn für seinen patriotischen Eifer wurde diesem Sonderling die Ehre zu Theil, daß eins seiner Werke, die Origines Antwerpianae, zum erstenmal (1569) ein kleines Bruchstück der gothischen Sprache: das

1) Wir verfolgen in diesem Werk, wie oben schon bemerkt, bei den außerdeutschen Völkern nur die gelehrte Erforschung der germanischen Sprachen. Außerdem hätten wir hier, wie in Deutschland, mit den niederländisch-lateinischen Wörterbüchern zu beginnen und hier zugleich den 1477 zu Köln erschienenen Teuthonista des Gherard van der Schueren aus Xanten im Herzogthum Kleve zu erwähnen. Vgl. über ihn und sein Werk Clignett's Vorrede zur neuen Ausgabe des Teuthonista (Leyden 1804). Ebend. S. LXXVII fg. ein Verzeichniß lateinisch-niederländischer Vocabularien. — 2) Herausgeg. nach Goropius Tode zu Antwerpen 1580. 3) Origines Antwerpianae p. 534. 629. Hermathena p. 27. 204.

Vaterunser, veröffentlicht [1]. Aber das ganze Verfahren des Goropius war so grundverkehrt, seine Schriften wimmeln dermaßen von verrückten Einfällen und tollen Etymologieen, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn Joseph Scaliger ihn auf das heftigste angriff. Sollte die Erforschung der germanischen Sprachen sich den Rang einer Wissenschaft erwerben, so waren andere Wege einzuschlagen, und gerade um die Auffindung und Verfolgung dieser richtigen Wege haben sich die Niederlande unsterbliche Verdienste erworben. Noch vor dem Schluß des 16. Jahrhunderts (1571) gab Cornelis Kiel (Cornelius Kilianus, geb. zu Duffel in Brabant, gest. zu Antwerpen, wo er viele Jahre als Corrector der Plantin'schen Druckerei lebte, im J. 1607) [2]) zu Antwerpen, ein für seine Zeit vorzügliches niederländisch lateinisches Wörterbuch heraus, dessen dritte Ausgabe (1599) den Titel erhielt: Etymologicum Teutonicae linguae [3]). Obwohl er den Goropius Becanus unter seinen Quellen nennt [4]), ihn auch öfters benutzt [5]), ist er doch so verständig, von der Angabe der Etymologieen meist ganz abzusehen, sich neben den germanischen Sprachen auf die gelegentliche Vergleichung des Griechischen und Lateinischen zu beschränken und, wie er sagt, die Ergründung der ganzen babylonischen Sprachverwirrung Anderen zu überlassen [6]). Das Werk des Kilian zeigt uns, welche Bedeutung auch die südlichen Niederlande für die Erforschung der vaterländischen Sprache hätten gewinnen können. Aber dies Werk ist für langehin das letzte Lebenszeichen, das Brabant und Flandern und die übrigen Provinzen, die unter das spanische Joch fielen, auf dem Gebiet der heimischen Sprachforschung gegeben haben. Desto bedeutender aber erwuchsen diese Studien auf dem frei gewordenen Boden der nördlichen Niederlande. Mit dem ruhmvollen Kampf um die religiöse und bürgerliche Freiheit gieng hier

---

1) Origines Antwerpianae, 1569, lib. VII, p. 739 sq. — 2) Bayle, s. v. Kilianus. — Van Kampen, Geschied. I, 216. — 3) H. Hoffmann von Fallersleben, Horae Belgicae, P. VII. (2). p. XXI. — 4) Ed. 3. (1599) Bl. 7. — 5) Vgl. z. B. herd, focus S. 186; hert, cor S. 187. — 6) Bl. 3.

das edelste Streben nach höherer Geistesbildung Hand in Hand. Schon bald nach Beginn des Krieges (1575) wurde die Universität zu Leiden gegründet, die in kurzer Zeit zur angesehensten Hochschule Europa's erwuchs, und nicht wenige Städte der nördlichen Niederlande wetteiferten mit Leiden in der Pflege der antik klassischen Studien. Denn diese waren es vor allem, denen man seine Sorgfalt zuwandte. So wurden die Niederlande und an ihrer Spitze die Universität Leiden für eine Reihe von Menschenaltern der Hauptsitz der klassischen Philologie. Aber wie wir es bei den Deutschen gesehen haben, so nehmen auch die niederländischen Vertreter der klassischen Philologie eine ganz andere Stellung zum klassischen Alterthum ein, als ihre italienischen Vorgänger. In Italien glaubte man, in den alten Römern die eigenen Vorfahren zu ehren, und und in dem stolzen Gefühl, Virgil und Cicero unter die eigenen Landsleute zu zählen, blickte man auf alles Außerklassische mit Geringschätzung herab. Anders bei den Niederländern. Man war zwar durchdrungen von der hohen Vortrefflichkeit der antiken Klassiker, man widmete der lateinischen und griechischen Sprache ein eingehendes Studium, man suchte mit antiquarischer Gelehrsamkeit in das Leben der alten Griechen und Römer einzudringen, aber man blieb sich bewußt, einem anderen und zwar gleichfalls thatenreichen und hochbegabten Volksstamm anzugehören. Dazu kam bei den niederländischen Philologen noch ein Zweites, was ihren Horizont über den der Italiener hinaus erweiterte. Die reformierte Kirchenlehre gründete sich auf das Studium der Bibel. Um diese im Grundtext zu erforschen, bedurfte es außer den beiden klassischen Sprachen auch des Hebräischen. Diese vom Griechischen und Lateinischen so verschiedene Sprache führte dann weiter zur Erforschung ihrer eigenen Schwestersprachen, insbesondere des Arabischen. So wird Leiden der Mittelpunkt der orientalischen Sprachstudien, und so ist auch von dieser Seite die Ausbreitung der linguistischen Studien weit über die Gränzen des Lateinischen und Griechischen hinaus angebahnt. Daß aber gerade auch die Muttersprache in den Kreis der linguistischen Forschung gezogen wurde, das lag nicht nur in der Universalität der sprachlichen Studien, sondern es ergab sich

von selbst aus dem großartigen Aufschwung, den damals die nördlichen Niederlande in Staat und Literatur nahmen. Die großen Philologen begleiteten diesen Aufschwung mit dem wärmsten Antheil, und wir sind berechtigt, nicht nur was geborene Niederländer auf unserem Gebiete leisteten, den Niederlanden zuzurechnen, sondern in gewissem Sinn auch das, was Auswärtige durch das wissenschaftliche Zusammenwirken der verschiedensten Kräfte auf niederländischem Boden zu Stande brachten, und ebenso das, was auswärts entstanden erst durch niederländische Gelehrte der Oeffentlichkeit übergeben wurde.

Den Begriff der vaterländischen Sprache faßte man, so sehr man auch am Niederländischen hieng, doch so weit, daß man alle germanischen Sprachen in seinen Bereich zog. So wurden die Niederlande die Geburtsstätte der gothischen Studien. Bonaventura Vulcanius (ursprünglich de Smet), geb. zu Brügge 1538, 1578 Professor des Griechischen zu Leiden, gest. 1615 [1]), gab im J. 1597 zu Leiden die kleine Schrift De Literis et Lingua Getarum Sive Gothorum heraus, worin außer dem Vaterunser zum erstenmal noch einige weitere kleine Proben aus der gothischen Bibelübersetzung mitgetheilt werden. Vulcanius war nicht Verfasser, sondern nur Herausgeber der Abhandlung, in welcher sich diese Mittheilungen finden. Der ungenannte Verfasser war vielmehr Arnold Mercator, (geb. 1537 zu Löwen, gest. 1587, ein Sohn des berühmten Geographen Gerhard Mercator), der auf seinen geographischen und antiquarischen Untersuchungsreisen in dem westfälischen Kloster Werden den Codex argenteus der gothischen Evangelien auffand und einige Proben daraus abzeichnete. Aus ihm ist geschöpft, was Goropius Becanus (1569) [2]), Vulcanius (1597) und etwas später (1602) Janus Gruter in seinem Inschriftenwerk [3]) an Gothicis mittheilen [4]). Aber auch der

1) Jo. Franc. Foppens, Bibliotheca Belgica, T. I, Bruxellis 1739. p. 142. — 2) S. o. S. 89. — 3) I, CXLVI. — 4) Ich folge in Bezug auf das von Vulcanius herausgegebene Werk den gelehrten Erörterungen Maßmann's in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum I (1841) S. 306 fg. Vgl. bes. S. 322. 331—337.

übrige Inhalt von Vulcanius kleinem Buch war für seine Zeit (1597) von großem Werth. Wir finden hier unter Anderem mehrere nordische Runenalphabete und Runeninschriften, die Nachrichten des Busbequius über Gothen in der Krim, Proben aus dem althochdeutschen Ammonius und aus Willeram's Paraphrase des Hohen Lieds, den Anfang des Annoliedes und Alfred's angelsächsische Vorrede zu Gregor's Cura pastoralis. — Nicht zu vergleichen an Wichtigkeit mit dem Büchlein des Vulcanius, aber ein weiterer Beweis für die vielseitigen Studien der niederländischen Philologen ist die Herausgabe von Willeram's althochdeutscher Paraphrase des Hohen Lieds durch Paulus Merula. Paulus Merula, geb. zu Dordrecht 1558, 1592 Professor der Geschichte zu Leiden, gest. 1607 zu Rostock [1]), gab jenes für die Sprachgeschichte wichtige Werk im J. 1598 zu Leiden heraus mit einer niederländischen Uebersetzung und spracherklärenden Anmerkungen, die beide von dem gelehrten Juristen Pancratius Castricomius (geb. zu Alkmaar, gest. zu Amsterdam 1619) herrühren [2]). Bedenken wir, daß wir hier noch in den ersten Anfängen der germanischen Philologie stehen, so werden wir diesen Versuchen trotz vieler Mißgriffe unsre Anerkennung nicht versagen. Der Verfasser der Anmerkungen macht unter Anderem die Beobachtung, daß in der Sprache des Willeram das th dem niederländischen d (thicco = dicke), das z dem t (suoze = soete) entspricht [3]). Wie die bisher genannten, so liefern auch andere niederländische Philologen und Historiker jener Zeit gelegentliche Beiträge zur Vermehrung des altgermanischen Quellenvorraths. So gibt Justus Lipsius in einem Briefe vom Jahr 1599 (gedruckt 1605) [4]) eine Sammlung von Wörtern, die er einer altniederdeutschen Psalmenübersetzung entnommen hat; und Abraham Vander Milius theilt

1) Foppens, Bibl. Belg. II, 942. — 2) S. die ausführliche Erörterung des F. van Lelyveld in der 2. Ausg. von Huydecoper's Proeve van Taal-en Dichtkunde, Thl. 2 (Leyden 1784) S. 551–568. — 3) S. 4 — 4) Justi Lipsi epistolarum selectarum centuria tertia ad Belgas, Antverp. 1605, epist. XLIV, p. 43 sq.

in seinem Buche „Lingua Belgica" (Leiden 1612) den ganzen 19. Psalm aus dieser Uebersetzung mit [1]. Joh. Isaak Pontanus (geb. 1571 zu Helsingör von niederländischen Eltern, gest. zu Harderwijk 1640) [2]) veröffentlicht in seinen Originum Francicarum libri VI (Harderviei 1616) einige Kapitel der althochdeutschen Uebersetzung der Evangelienharmonie des Ammonius (oder Tatianus) [3]). Marcus Zuerius Boxhorn (geb. 1602 zu Bergen op Zoom, Prof. der Geschichte zu Leiden, gest. 1653) [4]) gab in seinen Prima religionis christianae rudimenta antiquissima Saxonum et Alemanorum lingua scripta (Leiden 1650) auf Grundlage Freher's und Anderer eine kleine Sammlung solcher angelsächsischen und althochdeutschen Denkmäler heraus und veröffentlichte in seiner Historia universalis (Leiden 1652) [5]) eine alte niederdeutsche Umschreibung des Apostolicums zum erstenmal [5]).

Man begnügte sich aber nicht, bloß den Schatz der altgermanischen Quellen zu vermehren, sondern man versuchte sich auch in etymologischen Combinationen über die Gränzen des Germanischen hinaus. Im Anschluß an die deutschen Vorgänger verglich man germanische Wörter mit lateinischen und griechischen, aber ohne wissenschaftliche Methode und indem man Entlehntes und Urverwandtes harmlos durcheinander mengte [6]). Eine bestimmtere Vorstellung von der Urverwandschaft beginnt aufzudämmern in der freilich irrigen Annahme, daß Griechen und Germanen von den Scythen stammen, wie wir sie bei Boxhorn [7]) finden. Auch zeigt sich bereits eine Vorahnung von dem Zusammenhang der Germa-

1) Abrah. Vander-Milii Lingua Belgica, Lugd. Bat. 1612, p. 152 sq. Der Gelehrtenname des Verfassers hat die obige seltsame niederländisch lateinische Form. — 2) Westphalen, Monum. med. rer. Germ. T. II (1740), Praef. p. 18 sq. — 3) p. 589 sq. — 4) A. J. van der Aa, Biogr. Woordenboek der Nederlanden II, 3 (Haarlem 1855) p. 1122 fg. — 5) p. 102. Zu Müllenhoff's und Scherer's Denkmälern Nr. XCVIII. — 6) Vgl. z. B. Merula's Ausgabe des Willeram S. 35 fg. — 7) Vgl. z. B. dessen Originum Gallicarum liber. Amstelod. 1654, p. 110.

nen mit ihren asiatischen Stammverwandten. Das Persische bietet dazu die Handhabe. Schon Franciscus Raphelengius (geb. zu Lanoi 1539, gest. zu Leiden 1597) theilt dem Bonaventura Vulcanius (1597) eine Anzahl persischer Wörter mit, die mit deutschen übereinstimmen[1], und Justus Lipsius stellt (1599. 1605) nicht nur persische und niederländische Wörter zusammen, sondern er bemerkt auch, daß die Flexionen der Zeitwörter in jenen beiden Sprachen nicht allzuverschieden seien[2]. Am tiefsten aber sah bereits in dieser Beziehung der Schlesier Johannes Elichmann, der als Arzt in Leiden lebte und sich zugleich mit größtem Eifer und Erfolg den dort herrschenden linguistischen Studien hingab[3]. Leider ereilte ihn der Tod (1639), bevor er die wichtigsten seiner Arbeiten vollendet hatte.

Von besonderer Bedeutung aber ist es, wie tief die germanistischen Studien in den Niederlanden damals schon in den ganzen Betrieb der Wissenschaften eingreifen. Hervorragende Gelehrte der verschiedensten Fächer nehmen ein lebhaftes Interesse an ihnen. Joseph Scaliger[4] und Justus Lipsius[5], die großen Philologen, Simon Stevin, der berühmte Mathematiker[6], und Hugo Grotius[7], sie alle haben sich an den Anfängen der germanistischen Studien in den Niederlanden betheiligt.

1) Bonav. Vulcanius, de Literis et Lingua Getarum, Lugd. Bat. 1597, p. 87. — 2) Justi Lipsi epist. centuria tertia ad Belgas, Antverp. 1605, epist. XLIV, p. 56. — 3) Salmasii praefatio zu Elichmann's Ausgabe der Tabula Cebetis. Lugd. Bat. 1640, Bl. 3. — 4) Jos. Justi Scaligeri opuscula varia. Paris 1610, p. 119 sq. Bernays Scaliger S. 298. Vgl. auch Scaliger's Zuschrift an Bonav. Vulcanius vor dessen De lit. et lingua Getarum. — 5) S. o. S. 93. — 6) S. die Uytspraeck vande weerdicheyt der duytsche tael und die Sammlung einsylbiger niederländischer Wörter vor Simon Stevin's Beghinselen der Weeghconst. tot Leyden. 1586. — 7) S. Nomina appellativa et verba Gotthica, Vandalica et Langobardica quae in hoc volumine reperiuntur, cum explicatione, in Historia Gotthorum, Vandalorum, et Langobardorum: Ab Hugone Grotio partim versa, partim in ordinem digesta, Amstelod. 1655, p. 574 sq.

2. Die Anfänge der germanischen Philologie in England bis auf Franciscus Junius.

In England waren es natürlich zunächst die angelsächsischen Schriften, welche die Augen der Alterthumsforscher auf sich zogen, und wie in Deutschland, so sind es auch in England zuerst nicht philologische, sondern theologische Zwecke, die man bei der Untersuchung und Herausgabe angelsächsischer Denkmäler verfolgt. Bald aber trat in England ein weiteres Interesse hinzu, nämlich das historisch juristische. Auch in Deutschland fehlte dies zwar nicht, aber in England führte es unmittelbarer zum Studium der alten Sprache, weil die angelsächsischen Gesetze und auch ein Theil der geschichtlichen Aufzeichnungen sich der einheimischen Sprache bedienten, während in Deutschland die älteren schriftlichen Abfassungen der Gesetze und Geschichtsquellen in lateinischer Sprache stattfanden. Was die theologischen Anfänge der angelsächsischen Studien betrifft, so glaubten die Anhänger der kirchlichen Reformation, in den angelsächsischen Quellen Beweise ihrer Ansichten zu finden, und dies trieb sie zu deren Sammlung und Erforschung. Vor allem ergab sich aus dem Umstand, daß man so mannigfache Uebertragungen der Heiligen Schrift in die angelsächsische Sprache fand, die Gewißheit, daß man in jener älteren Zeit die Bibel in die Volkssprache übersetzt und nicht bloß dem Lateinverstehenden vorbehalten habe. In diesem Sinn äußert sich bereits Erzbischof Cranmer in der Vorrede zu der englischen Foliobibel, die im Jahr 1539 oder 40 von Grafton gedruckt wurde [1]. — Besonders eifrig in Sammlung angelsächsischer Handschriften war der erste wirklich protestantische Erzbischof von Canterbury Matthäus Parker (geb. 1504, gest. 1575). In der Vorrede zu der englischen Folio-Bibel vom Jahr 1572 führte er den von seinem Vorgänger Cranmer angetretenen Beweis mit bessern Hülfsmitteln ausgerüstet noch weiter aus [2]). Zugleich aber benützte er seine Kenntniß der angel

1) An historical Sketch of the Progress and present State of Anglo-Saxon Literature in England. By John Petheram. London 1840, p. 28. — 2) Petheram l. l. p, 28.

sächsischen Quellen für seine Vertheidigung der Priesterehe. In seinem 1562 anonym erschienenen Werk A Defence of Priests' Marriages finden sich mehrere Citate in angelsächsischer Sprache, und dies sind die ersten gedruckten Proben des Angelsächsischen, die man kennt [1]). Wie für die Priesterehe, so suchte man für die antikatholische Ansicht vom Abendmahl Belege in den kirchlichen Schriften der Angelsachsen. Zu diesem Behuf wurde bereits im Jahr 1567 durch Parker's Secretär John Joscelin eine angelsächsische Osterpredigt des Aelfric nebst einigen anderen Stücken herausgegeben [2]). Den Druck besorgte der namhafte Buchhändler John Day zu London, den Parker veranlaßt hatte, angelsächsische Typen schneiden zu lassen, die ersten, die es gab [3]). Mit rastlosem Eifer sammelte Erzbischof Parker angelsächsische Handschriften. So weit irgend sein Einfluß reichte, ließ er sich Mittheilung machen von allem, was sich Derartiges vorfand [4]). In seiner Ausgabe des Asser (1574) veröffentlichte er König Aelfred's angelsächsische Vorrede zu Gregor's Schrift de cura pastorali. Eine andere Frucht dieser Bestrebungen war die Herausgabe der angelsächsischen Uebersetzung der vier Evangelien durch Johannes Fox, die auf Parker's Kosten im Jahr 1571 zu London erfolgte [5]).

Neben Erzbischof Parker sind die bereits erwähnten Joscelin und Fox und außer ihnen Lawrence Nowel und William Lambarde unter den Gründern des angelsächsischen Studiums zu nennen. Von Joscelin hat sich ein handschriftliches angelsächsisch-lateinisches Wörterbuch erhalten [6]); und auch eine angelsächsische Grammatik war von ihm handschriftlich vorhanden, aber schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nicht mehr auf-

---

1) Petheram l. l. p. 32, nach Strype's Life of Parker (505). — 2) S. den Anhang, den Hickes seiner Ausgabe von Runolphus Jonas Grammaticae Islandicae Rudimenta, Oxon. 1688, hinzugefügt hat, p. 134, und Petheram l. l. p. 32. 37. — 3) Petheram p. 36. — 4) Wanley, Catalogus p. 153. — Petheram p. 34 sq. — 5) Petheram l. l. p. 40. — 6) Ms. Cotton. Titus A. XV. Petheram l. l. p. 38.

zufinden [1]). Lawrence Nowel hatte bereits vor dem Jahr 1567 ein angelsächsisch englisches Wörterbuch angelegt, das sich unter den Handschriften der Bodley'schen Bibliothek in Oxford sowohl im Original, als in einer Abschrift des Franciscus Junius erhalten hat [2]. Während seines Aufenthalts in Lincoln's Inn unterrichtete Nowel seinen Schüler William Lambarde im Angelsächsischen und schenkte ihm eine Abschrift, die er von der zu Rochester aufbewahrten Handschrift der angelsächsischen Gesetze gemacht hatte, nebst seinem Vocabularium Saxonicum. Auch unterstützte er Lambarde ferner bei der Herausgabe der Archaionomia oder der ersten gedruckten Sammlung der angelsächsischen Gesetze, die von einer lateinischen Uebersetzung Lambarde's begleitet im Jahr 1568 zu London erschien [3]).

Auf dieses rasche Aufblühen der angelsächsischen Studien folgte eine längere Pause. William Camden, der berühmte englische Geschichtsforscher, ließ 1603 in seiner Sammlung der Geschichtsschreiber Englands die angelsächsische Vorrede König Aelfred's zu Gregor's Cura postoralis aus Parker's Asser wieder abdrucken. In seinen Remaines concerning Britaine äußert er sich mit Begeisterung über die angelsächsische Sprache [4]) und sucht durch eine chronologische Reihenfolge von Uebersetzungen des Vaterunser einen Begriff von der Geschichte der englischen Sprache zu geben [5]). Aber das Alles blieb zunächst ohne nachhaltige Wirkung. Im J. 1623 gab William L'Isle († 1637) Aelfric's angelsächsischen Tractat über das Alte und Neue Testament nebst einigen anderen religiösen Stücken heraus. In der Vorrede dazu beschreibt uns L'Isle den mühsamen Weg, den er damals noch entblößt von allen Hülfsmitteln zur Erlernung des Angelsächsischen nehmen mußte. Er begann mit dem Lesen der älteren englischen Bücher und suchte sich

---

1) Hickes, Institutiones grammaticae Anglo-Saxonicae Oxon. 1689, praef. Bl. 1. — 2) Petheram l. l. p. 39. — 3) S. die der *'Αρχαιονομία* vorangedruckte Epistola des Lambarde an Gulielmus Cordellus. — 4) Remaines concerning Britaine. Written by Will. Camden, Esquire (5) Lond. 1636, p. 19 sq. — 5) Ebend. S. 23 fg.

so allmählich bis zum Angelsächsischen hinaufzuarbeiten [1]). Von den anderen Unternehmungen L'Isle's kam nichts zu Stande, aber seine Bemühungen belebten die angelsächsischen Studien auf's neue. Der berühmte engliche Alterthumsforscher Henry Spelman (geb. 1562, gest. 1641) lernte noch in reiferen Jahren Angelsächsisch, weil er wohl einsah, daß ihm dies für seine Arbeiten unentbehrlich sei. Er wollte im Jahr 1639 eine Lehrstelle für das Angelsächsische an der Universität Cambridge stiften, indem er Abraham Wheloc zehn Pfund Sterling des Jahrs aussetzte. Seine Absicht, diese Stelle für immer zu gründen, wurde jedoch durch seinen Tod und die ausbrechenden Bürgerkriege vereitelt [2]). In seinen eignen Werken: dem Archaeologus (1626) und der Sammlung der englischen Concilien und kirchlichen Satzungen (1639), machte Spelman von seiner Kenntniß des Angelsächsischen einen fruchtbaren Gebrauch. Sein Sohn John Spelman vermehrte durch Herausgabe der angelsächsischen Psalmenübersetzung (London 1640) mit beigefügter lateinischer Interlinearversion den kleinen Vorrath der damals vorhandenen angelsächsischen Drucke [3]). Abraham Wheloc, dem Henry Spelman sein Cambridger Stipendium zugewandt hatte, gab im Jahr 1643 zu Cambridge Beda's Historia ecclesiastica gentis Anglorum mit König Aelfred's angelsächsischer Paraphrase heraus und fügte ihr die angelsächsische Chronik mit einer von ihm angefertigten lateinischen Uebersetzung bei. Im folgenden Jahr ließ er, gleichfalls zu Cambridge, eine verbesserte und vermehrte Ausgabe von Lambard's Sammlung der angelsächsischen Gesetze erscheinen. Den Zusammenhang des Angelsächsischen mit den klassischen Sprachen, insbesondere aber auch mit dem Hebräischen suchte Mericus Casaubonus, der Sohn des berühmten Isaak Casaubonus, in seiner unvollendet gebliebenen Schrift De quatuor linguis, Lond. 1650, nachzuweisen. Aber bei dem damaligen Zustand der etymologischen Kennt-

1) A Saxon Treatise concerning the Old and New Testament. Written — by Aelfricus. — Now first published in print — by William L'isle. Lond. 1623. To the Readers, Bl. 18 sq. — 2) Biographia Britannica VI, 1 (1763) p. 3786. — 3) Petheram p. 57.

nisse konnten seine Vermuthungen der wissenschaftlichen Forschung nur geringen Gewinn abwerfen.

Wir sind hiemit bereits an die Gränze der Zeit gelangt, in welcher Franciscus Junius sowohl für England als für Deutschland eine neue Epoche der germanischen Philologie begründete. Im Jahr 1655 erschienen seine Observationen zum Willeram und in demselben Jahr seine Ausgabe des Caedmon. Wir werden im folgenden Buch ausführlicher von diesen Arbeiten handeln. Weil aber der eigentlich Epoche machende Abschnitt in der Wirksamkeit des Junius erst durch die Herausgabe des Codex argenteus im Jahr 1665 bezeichnet wird, so besprechen wir hier noch einen Gelehrten, dessen Hauptwerk schon vor jenes eingreifende Ereigniß fällt. William Somner (geb. 1606 zu Canterbury, gest. ebendaselbst 1669, während seines ganzen Lebens ein treuer Anhänger der königlichen Sache, wurde durch sein Studium der englischen Alterthümer auf das Angelsächsische geführt [1]) und machte darin so bedeutende Fortschritte, daß er in seiner Zeit neben Franciscus Junius als der bedeutendste Kenner dieser Sprache bezeichnet werden muß. Die reifste Frucht seines Fleißes war sein angelsächsisch-lateinisches Wörterbuch, das im Jahr 1659 zu Oxford erschien und lange Zeit das wichtigste Hülfsmittel für das Studium des Angelsächsischen bildete.

3. Die Anfänge der germanischen Philologie bei den skandinavischen Völkern bis zum Jahr 1665.

Die Entwicklung der alten nordgermanischen Literatur war eine ganz andere als die der deutschen, und dem entsprechend zeigt auch die germanische Philologie in Skandinavien Züge, die sie wesentlich von dem unterscheiden, was uns in Deutschland entgegengetreten ist. In Deutschland gehören die ältesten Denkmäler der Sprache und Literatur fast ausnahmslos dem Christenthum an, die Ueberreste der heidnischen Zeit sind nur gering. Dagegen fehlt den Nordgermanen, die erst um das Jahr 1000 zum Christenthum übertraten, eine so alte christliche Literatur, wie wir sie im

1) S. über ihn die Biographia Britannica VI, 1 (1763) p. 3757 fg.

Althochdeutschen besitzen; dafür aber haben sich im Norden die werthvollsten Reste des germanischen Heidenthums erhalten. In Deutschland sind die Quellen für die älteren Perioden der politischen Geschichte durchweg lateinisch. Dagegen besitzt der Norden über seine frühere Geschichte sehr reiche Denkmäler in seiner einheimischen Sprache, sowohl Geschichtswerke, als Inschriften. Aber noch ein anderer ganz eigenthümlicher Umstand zeichnet den Norden aus. Wir finden nämlich unter den Sprachen, die sich dort entwickelt haben, eine — die isländische —, die in ihren Formen um viele Jahrhunderte älter ist, als die beiden anderen: das Schwedische und Dänische. So haben die Dänen am Isländischen im Wesentlichen noch heute die Sprachformen vor sich, die ihre eigene Sprache vor mehr als einem halben Jahrtausend besessen hat.

Die geschilderten Umstände erklären uns, warum bei aller allgemeinen Verwandtschaft die Anfänge der germanischen Philologie doch einen sehr verschiedenen Charakter in Skandinavien zeigen, als in Deutschland. Das unmittelbar christlich theologische Interesse an der alten einheimischen Literatur, das wir in Deutschland und England so lebendig gefunden haben, tritt in Skandinavien mehr zurück. Zwar fehlt es auch der altnordischen Literatur nicht an Werken christlichen Inhalts, aber die eigentlichen Anfänge der germanisch skandinavischen Philologie liegen auf einem anderen Boden, nämlich auf dem der Erforschung des skandinavischen Alterthums. Schon im Jahr 1594 hatte Jens Mortensen, veranlaßt durch den dänischen Reichskanzler Arild Hwitfeld, einen dänischen Auszug aus der Heimskringla veröffentlicht, im J. 1591 der königliche Historiograph Anders Sörensen Vedel (geb. zu Veile 1542, gest. 1616) dänische Volkslieder herausgegeben. Aber die eigentlichen Gründer der nordgermanischen Philologie waren die dänischen und isländischen Gelehrten, die sich in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zur Erforschung des skandinavischen Alterthums vereinigten. Die nordgermanische Philologie geht dabei Hand in Hand mit der eigentlichen Geschichtsforschung, wie sie Stephanus Johannis Stephanius (geb. zu Kopenhagen 1599, † 1650) in seiner Ausgabe des Saxo Grammaticus

(1644. 45) übte. Den Mittelpunkt dieser Bestrebungen bildete der treffliche Ole Worm. Geboren zu Aarhus am 13. Mai 1588, erhielt er seine Vorbildung auf dem Gymnasium zu Lüneburg und widmete sich dann im Jahr 1605 philologischen und theologischen Studien auf den Universitäten Marburg und Gießen. Da es ihn aber mehr zur Medicin, als zur Theologie hinzog, warf er sich vom Jahr 1607 an erst zu Straßburg und dann zu Basel mit größtem Eifer und Erfolg auf medicinische und naturwissenschaftliche Studien. Nachdem er auch noch Italien und Frankreich zu seiner weiteren Ausbildung durchzogen und einige Zeit an der Universität zu Kopenhagen studiert hatte, wurde er 1611 zu Basel Doctor der Medicin und besuchte dann noch die Niederlande und England. Als er im Jahr 1613 nach Kopenhagen zurückkehrte, wurde ihm sofort die Professur der literae humaniores übertragen. Im Jahr 1615 erhielt er die Professur der griechischen Sprache und endlich im Jahr 1624 eine Professur der Medicin. In dieser Stellung lebte er zu Kopenhagen hochgeehrt als Lehrer, Arzt und Alterthumsforscher bis zu seinem am 31. August 1654 erfolgten Tod [1]). Seine freien Stunden widmete Worm seit seiner Rückkehr nach Dänemark der Erforschung des skandinavischen Alterthums. Unter seinen gelehrten Leistungen auf diesem Gebiet nennen wir seine Runer seu Danica Literatura antiquissima (1636), seine Danicorum monumentorum libri VI (1643), seine Fasti Danici (1643) und seine Schrift über das 1639 entdeckte goldene Horn (1641) [2]). Zum Behuf seiner Alterthumsforschung setzte sich Worm in Verbindung mit gelehrten Isländern, unter denen damals ein neuer Eifer für das Studium ihrer alten Literatur erwachte. So bildete sich die schöne Vereinigung dänischer und isländischer Gelehrten, welche der Wissenschaft bis auf den heutigen Tag so reiche Früchte getragen hat. Wir nennen unter den isländischen

1) S. die Vita Olai Wormii ex programmate academico et oratione funebri Thomae Bartholini vor Olai Wormii epistolae, Havniae 1751. — 2) Vgl. über Ole Worm die Abhandlung E. C. Werlauff's in Nordisk Tidsskrift for Oldkyndighed I (1832) S. 283 fg.

Mitgründern der altskandinavischen Forschung den damals schon hochbetagten Arngrim Jonsson (geb. 1568, gest. 1648)[1], dessen Schriften[2]) zuerst eine richtigere Kenntniß der Insel Island in Europa verbreiteten; dann den gelehrten Magnus Olafsson (Olavius oder Olai geb. 1573, † 1636)[3]), dem wir die ersten Anfänge der altnordischen Lexikographie[4]), so wie die erste gedruckte Darstellung der isländischen Poesie[5]) und die lateinische Uebersetzung eines Theils der jüngeren Edda verdanken[6]); den Bischof von Holum auf Island Thorlakr Skulason (geb. 1597, † 1656)[7]); den Bischof von Skalholt Brynjulfr Sveinsson (Svenonius, geb. 1605, † 1675)[8]), der die berühmte Sammlung altnordischer Götter- und Heldenlieder entdeckte und ihr (1643) den Namen Edda Saemundi multiscii beilegte[9]); den Gudmund Andreae († 1654)[10]), von dem das erste eigentlich isländische Lexikon herrührt und auf dessen Arbeiten wir später noch einmal zurückkommen werden. Wenn wir den Isländer Runolf Jonsson, der einen Theil seines Lebens in Kopenhagen zubrachte und im Jahr 1654 starb, erst jetzt nennen, so geschieht es, weil wir auf seine Arbeiten etwas näher eingehen wollen. Runolf Jonsson oder mit seinem latinisierten Namen Runolphus Jonas[11]) war der Erste, der eine isländische Grammatik herausgab. Sie

1) Almindeligt Litteraturlexicon for Danmark, Norge, og Island, ved Nyerup og J. E. Kraft. Ueber Jonssons Verkehr mit Worm s. Olai Wormii et ad eum — epistolae, Havniae 1751 I, p. 293 sq. — 2) Brevis commentarius de Islandia, Hafniae 1593. — Crymogaea, Hamburgi 1610. — Specimen Islandiae historicum, Amstel. 1643. — 3) Nyerup a. a. O. Sein Verkehr mit Worm in dessen angeführten Epist. I, p. 351 sq. — 4) Specimen lexici runici — collectum a Magno Olavio, in ordinem redactum auctum et locupletatum ab Olao Wormio, Hafniae 1650. — 5) In Worm's Danica literatura antiquissima, Hafn. 1636, p. 190 sq. In der ed. 2. Hafn. 1651, p. 177 sq. — 6) S. u. Buch II, Kap. 1, 2. — 7) Nyerup a. a. O. Sein Verkehr mit Worm in dessen Epist. I, p. 95 sq. — 8) Nyerup a. a. O. Sein Verkehr mit Worm in dessen Epist. II, p. 1036 sq. — 9) Vgl. Möbius, Catal. p. 67. — 10) Nyerup a. a. O. — 11) Er unterzeichnet die Dedication (1651), die Hickes weggelassen hat: Runolphus Jonas.

erschien unter dem Titel: Recentissima antiquissimae linguae septentrionalis incunabula, id est Grammaticae Islandicae Rudimenta Nunc primum adornari coepta et edita Per Runolphum Jonam Islandum, Hafniae 1651 [1]). Wie alle ersten Anfänge einer Wissenschaft, so ist uns auch dies Buch von besonderem Interesse. Runolphus Jonas erzählt uns in der Vorrede, wie er als Lehrer des Lateinischen und Griechischen an seiner heimathlichen Lehranstalt bei der Uebersetzung der antiken Klassiker darauf aufmerksam geworden sei, welch genaue und regelmäßige Flexionen seine isländische Muttersprache besitze. Er habe sich deshalb entschlossen, das, was nicht nur im Hebräischen, Griechischen und Lateinischen, sondern neuerdings auch im Deutschen, Italienischen, Französischen, Englischen u. s. f. geschehen sei, auch an seiner Muttersprache zu versuchen. So habe er diese schon auf Island begonnene Grammatik, ermuntert von Olaus Worm, während seines Aufenthalts in Kopenhagen vollendet. — Wir sehen also, das Werk des Runolphus Jonas ist nicht die grammatische Bearbeitung einer nicht mehr lebenden altgermanischen Sprache, sondern es gehört vielmehr in die Reihe der Grammatiken neuerer lebender Sprachen, wie sie die Deutschen schon ein Jahrhundert vor Jonas durch Oelinger, Clajus u. s. f. besaßen. Aber durch den Umstand, daß das Isländische die alten Formen des Nordgermanischen so treu bewahrt hat, kam den skandinavischen Sprachforschern das Buch des Jonas fast ebenso zu Statten, als wenn er absichtlich eine altnordische Grammatik geschrieben hätte. Diese Bedeutung des Isländischen hatte schon im J. 1636 Olaus Worm ausdrücklich hervorgehoben [2]). Das, was Runolf Jonsson wirklich bietet, ist allerdings noch weit entfernt von dem, was wir jetzt von einer isländischen Grammatik erwarten, aber es ist doch ein ganz achtungswerther Anfang, der auf mehr als hundert Jahre hin den grammatischen Leitfaden zur Erlernung des Isländischen geboten hat. Die Lautlehre behandelt Jonsson nur sehr kurz; ausführlicher ist seine Darstellung der Flexionen. Eine Syntax gibt er nicht, sondern statt-

1) Die Göttinger Bibliothek besitzt diesen ersten Druck von 1651 und die Wiederholung durch Hickes, Oxford 1689. — 2) Ol. Worm. Danica Literatura antiquissima, Hafn. 1636, p. 149.

dessen auf nur drei Seiten eine Zusammenstellung der isländischen Conjunctionen und Präpositionen.

In Schweden knüpfte sich das Interesse an der alten Sprache und Literatur zunächst an die Erforschung der Runen. Schon in der 1554 zu Rom erschienenen Historia Gothorum Suionumque des Erzbischofs von Upsala Johannes Magnus findet sich ein Runenalphabet, und ebenso in der Schrift seines Bruders Olaus Magnus De gentium septentrionalium variis conditionibus (Romae 1555)[1]. Aber der eigentliche Gründer des heimischen Alterthumsstudiums in Schweden war Johannes Bureus. Geboren zu Åkerby im Jahr 1568 warf sich Bureus schon früh auf das Studium der nordischen Alterthümer, wurde des jungen Gustav Adolf Lehrer und später Reichsarchivar und Aufseher der Antiquitäten und der königlichen Bibliothek. Er starb in hohem Alter im Jahr 1652[2]. Bureus war ein sehr eigenthümlicher Mann. Er erwarb sich Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten und setzte seine Runenforschung mit kabbalistischen Träumereien in Beziehung. Aber er hat das unbestreitbare Verdienst, zuerst (1599) Runensteine gesammelt und mit lobenswerther Genauigkeit veröffentlicht zu haben. Auch ist er vielleicht als der Erste zu nennen, der (1636) den Versuch gemacht hat, eine altgermanische Sprache grammatisch zu behandeln[3].

1) Uno von Troil, De runarum in Suecia antiquitate, 1769, Upsal., p. 6. — 2) Biographiskt Lexicon, III, Upsala 1837, p. 105–111. — 3) Es steht mir leider nur ein sehr unvollkommenes Material für Bureus zu Gebote. Meine Kenntniß desselben beruht auf dem eben angeführten schwedischen biogr. Lexikon; C. G. Wellauer's Abhandlung über Worm in Nordisk Tidsskrift for Oldkyndighed, I (Kbhn. 1832), S. 319 fg.; Joannis Schefferi Svecia literata, Hamburg. 1698, p. 19 sq.; J. G. Liljegren's Run-Lära, Stockholm 1832. Die von Scheffer a. a. O. p. 51 angeführte Schrift des Bureus: Specimen primariae lingvae Scantzianae, continens declinationes nominum adjectivorum et substantivorum, ut et syntaxin eorum in tabula. Holmiae 1636, ist auch in Schweden nicht mehr aufzufinden, wie ich durch Theodor Möbius' gütige Vermittlung vom k. Bibliothekariat in Stockholm erfahren habe.

Zweites Buch.

Die germanische Philologie von der Herausgabe des Codex argenteus bis zum Auftreten der Romantiker. 1665 bis 1797.

Erstes Kapitel.

Die germanische Philologie in den Niederlanden, in England und in Skandinavien von 1665 bis 1748.

1. Die germanische Philologie in den Niederlanden und in England von 1665 bis 1748. Franciscus Junius. George Hickes. Lambert ten Kate.

Wir haben im vorangehenden Abschnitt gesehen, wie in den Niederlanden schon seit den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts ein weit verbreiteter Eifer sich der Erforschung der germanischen Sprachen zuwandte. In andrer Weise wieder hatte in England bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Veröffentlichung angelsächsischer Quellen schon einen ziemlichen Umfang gewonnen. Dort in den Niederlanden und in England war deshalb vorzugsweise der Boden bereitet zu einer neuen Epoche der germanistischen Studien. Diese Epoche wurde hauptsächlich begründet durch einen Mann französischer Abkunft, der in Heidelberg geboren die Jahre, in denen sich die muttersprachliche Bildung zu entscheiden pflegt, in den Niederlanden zubrachte, während ein nicht geringer Theil seines Lebens England angehörte. Es war Franciscus Junius. Durch eine günstige Schickung wurde ihm, dem größten Kenner der germanischen Sprachen während des 17. Jahrhunderts,

die Aufgabe zu Theil, das Gothische für immer in den Kreis der Sprachforschung einzuführen. Nächst ihm sind es vorzüglich zwei Gelehrte, die man als Mitbegründer der germanischen Studien nennen muß: Der Engländer George Hickes und der Niederländer Lambert ten Kate. Die nähere Darstellung wird uns zeigen, wie bedeutend der Fortschritt ist, den die Arbeiten dieser Männer allen früheren Leistungen gegenüber bezeichnen.

1. Franciscus Junius. Das Leben des Franciscus Junius.

Franciscus Junius der Jüngere, mit dem wir uns hier beschäftigen, war der Sohn des älteren Franciscus Junius, der in der Geschichte der reformierten Theologie eine geachtete Stelle einnimmt [1]). Geboren zu Bourges und gebildet zu Genf, hatte der ältere François Du Jon, oder, wie er sich als Gelehrter nannte, Franciscus Junius nach wechselvollen Schicksalen im J. 1583 bereits zum drittenmal eine Stellung an der Universität Heidelberg erhalten. Hier wurde ihm von seiner Gattin Johanna L'Hermite, Tochter des Simon L'Hermite, Schöppen der Stadt Antwerpen, im J. 1589 [2]) ein Sohn geboren, der wie sein Vater den Namen Franciscus erhielt. Aber nur die allerersten Lebensjahre brachte das Kind im oberen Deutschland zu. Denn schon im J. 1592 folgte der Vater einem Ruf als Professor der Theologie an der Universität Leiden, und so wurden die Niederlande die eigentliche Heimath des jüngeren Franciscus Junius. So viel er auch später wandert und so viele Jahre er in anderen Ländern zubringt, betrachtet er doch die Niederlande als seine Heimath, und was die Hauptsache ist, das Niederländische wird seine Muttersprache [3]). Schon vor dem Abzug der

1) Ueber das Leben des älteren Franciscus Junius s. den betr. Artikel in Bayle's Dictionnaire, und La France protestante par Eug. et Em. Haag, T. IV. (Paris 1853), p. 382 sq. — Ueber beide Junius: Jo. Guil. de Crane oratio de Vossiorum Juniorumque familia, habita Franequerae d. VI. Nov. 1820. — 2) S. die Anmerkung am Schluß von Graevius' Vita Francisci F. F. Junii, die dem Werke des Junius De pictura veterum, Roterod. 1694 vorausgeschickt ist. — 3) Vgl. den Brief

Familie von Heidelberg war im J. 1591 die Mutter des Knaben gestorben, und auch eine Stiefmutter gieng ihrem Mann im Tode voran. So hinterließ der ältere Franciscus Junius, als er am 13. Oktober 1602 starb, seinen Sohn als Doppelwaise. Am 2. Febr. desselben Jahres hatte Gerhard Vossius, der große Philolog, damals Rector des Gymnasiums in Dordrecht, die Nichte des älteren Franciscus Junius [1]) geheirathet, und als diese im J. 1607 starb, ehelichte er noch im Lauf desselben Jahres eine Tochter des älteren Franciscus Junius. Der junge Franciscus wurde dem neuen Verwandten zur Erziehung anvertraut [2]), und er konnte in keine besseren Hände kommen, als in die jenes ausgezeichneten Philologen und Pädagogen. Die erste jugendliche Neigung des heranwachsenden Jünglings gieng auf Mathematik und Kriegswissenschaften. Er wollte unter der ruhmvollen Führung des Prinzen Moritz von Oranien für die Freiheit der Niederlande kämpfen. Als aber zuerst die Friedensunterhandlungen, dann der Abschluß des zwölfjährigen Waffenstillstands die Aussicht auf weitere Krigsthaten abschnitt, gab Junius seinen Plan auf und wandte sich mit ganzer Kraft dem Studium der alten Sprachen und der Theologie zu [3]). Im Jahr 1608 finden wir ihn auf der Univer-

---

des Fr. Junius an Gerh. Vossius aus London vom 22. Mai (a. St.) 1635, wo er von der Uebersetzung seines Werks de pictura veterum in's Niederländische sagt: Primo per otium in vernaculam nostram linguam ea quae Latine dedi transfero. (Ger. Jo. Vossii — epistolae, Lond. 1690, II. p. 153). In der Widmung der Observationes in Willerami Paraphrasin, Amstel. 1655, Bl. 3, nennt Junius das Holländische »Teutonicam nostram« und »vernaculam nostram.« — 1) Elisabeth Corput, die Tochter des Heinrich Corput, der ein Bruder der zweiten Frau des älteren Fr. Junius war. Der jüngere Fr. Junius war ein Sohn der dritten Frau des älteren. — 2) Crane l. l. p. 57. — Junius nennt den Vossius ausdrücklich seinen Lehrer. (Ger. Vossii epist. II, p. 2). In seinen Observationes in Willerami Paraphrasin (1655) p. 176 sagt er: Gerardus Joh. Vossius affinis quondam mihi conjunctissimus et praeceptor optime semper de me meritus. — 3) S. Graevius in der Vita des Junius.

sität zu Leiden, von wo er dem Gerhard Vossius über seine klassischen und theologischen Studien berichtet. Mit besonderem Eifer warf er sich unter tüchtiger Leitung auf das Studium der Griechen [1]). Nach Vollendung seiner Universitätsstudien, hielt er sich eine Zeit lang bei dem frommen und gelehrten Theologen Teelinghius zu Middelburg auf [2]), um sich auch praktisch für das geistliche Amt vorzubereiten. Im J. 1617 erreichte er dies Ziel, indem er auf Empfehlung des Hugo Grotius zum Pfarrer in Hillegonsberg berufen wurde [3]). Die reformierte Kirche der Niederlande war damals durch die erbitterten Streitigkeiten zwischen den Anhängern des Gomarus und des Arminius zerrissen. Junius hielt sich von einer Einmischung in diese nicht bloß mit geistigen Waffen geführten Streitigkeiten fern. Aber sein milder, einfach frommer Sinn zog ihn mehr zu Hugo Grotius und den anderen Remonstranten, als zu den Vertheidigern der unbedingten Prädestination [4]). In derselben Zeit, in der sich die Synode zu Dordrecht für die Lehre des Gomarus entschied, erfuhr auch Junius einen kränkenden Angriff auf seine amtliche Stellung. Die Synode zu Delft erklärte im Februar 1619 seine Berufung zum Pfarramt für ungültig und wollte ihn nur als Vicar und auf Kündigung, bis er sich besser ausgewiesen haben würde, in seiner Stellung belassen. Junius, der sich keiner Schuld bewußt war, fühlte sich durch diese unwürdigen Zumuthungen tief gekränkt und zog es vor, dem geistlichen Amt gänzlich zu entsagen [5]). Er ist auch nie wieder zu demselben zurückgekehrt; und obwohl er auch fernerhin die Schick=

1) Ger. Vossii epist. II, p. 2. — 2) Ib. II. p. 12. — 3) Gerh. Vossius empfiehlt seinem Freund Hugo Grotius den Junius für die Stelle in Hillegonsberg in einem Brief vom letzten Jan. 1617, der gedruckt ist in Centum Epist. Clarorum Virorum ex Museo Brantii p. 18. Die zustimmende Antwort des Grotius findet sich in Nr. 94 und ein weiterer hieher bezüglicher Brief desselben ebend. Nr. 95. — 4) Man sieht dies u. A. aus dem Gespräch, das Junius im Sept. 1620 mit Tilenus in Paris hatte. S. darüber den Brief des Junius an Gerh. Vossius in Ger. Vossii epist. II, p. 23. — 5) Crane p. 59, o.

sale seiner Kirche mit warmer Theilnahme verfolgte, wandte er sich jetzt anderen als den theologischen Studien zu.

Im Sommer des Jahres 1620 reiste er nach Paris, besuchte dort seine Verwandten und gieng dann im nächsten Jahr nach England hinüber. Hier machte er die Bekanntschaft des reichen, Kunst und Wissenschaft liebenden Tomas Howard Grafen von Arundel. Der Graf fand solches Wohlgefallen an Junius, daß er ihn bat, bei ihm zu bleiben [1]), und ihm die Erziehung seines Sohnes anvertraute. Hier lebt nun Junius viele Jahre, umgeben von den Schätzen der Kunst und der Wissenschaft, im Verkehr mit Gelehrten und Künstlern und mit den englischen Großen in Staat und Kirche. Seine Zeit ist getheilt zwischen den Pflichten, die er als Erzieher des jungen Grafen treulich erfüllt [2]), wissenschaftlichen Beschäftigungen und den Vergnügungen des vornehmen Weltlebens [3]). Bald finden wir ihn in dem Arundel'schen Palast in London, den der Graf mit den berühmten antiken Marmorwerken ausstattete, bald auf den Landsitzen der Großen, wo er mit seinem Zögling an Jagden und anderem Zeitvertreib theilnimmt [4]). Immer ist er in Eile, so zu sagen immer auf dem Sprung. „Raptim" ist die gewöhnliche Unterschrift seiner Briefe an Gerhard Vossius. Aber bald sollte sich zeigen, daß dies scheinbar zerstreute Leben ihn nicht hinderte, die gründlichsten und umfassendsten wissenschaftlichen Studien zu machen. Auf den Wunsch des Grafen Arundel [5]) begann er nämlich ein Verzeichniß der antiken Künstler anzulegen, und aus den Prolegomenis zu dieser Arbeit [6]) wurde die in dem antiquarischen Theil der alten Kunstgeschichte Epoche machende Schrift De

1) S. den Brief des Junius an Gerh. Vossius vom 1. Dec. (a. St.) 1621, in Ger. Vossii — epist. II, 29. — 2) S. Ger. Vossii epist. I, 179. — 3) Die ganze Schilderung ist entworfen nach den Andeutungen, die sich in den Briefen des Junius an Gerhard Vossius finden. Vgl. bes. den Brief des Junius vom 22. Mai (a. St.) 1635 in Vossii epist. II, 143. — 4) Junius an Gerh. Vossius 19. Apr. (a. St.) 1628 in Ger. Vossii epist. II, 59. — 5) Junius an Gerh. Voss. d. 19. Apr. (a. St.) 1628, in Ger. Vossii epist. II, 59. — 6) Junius an Gerh. Voss. 1634 in Ger. Vossii epist. II, 134.

pictura veterum. Sie wurde im Jahr 1637 unter der Obhut des Gerhard Vossius zu Amsterdam herausgegeben und erwarb dem Verfasser die Lobsprüche der berühmtesten Gelehrten seiner Zeit [1]).

Wir wissen nicht, wie sich das Verhältniß des Junius zur Familie des Grafen von Arundel geendet hat; aber aus einem Brief des Gerhard Vossius vom 1. December 1641 erfahren wir, daß Junius damals Erzieher eines Grafen von Oxford war [2]). Im folgenden Jahr begleitete er seinen Zögling in die Niederlande [3]), und auch im Jahr 1644 finden wir ihn dort mit dem jungen Grafen von Oxford, der im niederländischen Heer Dienste genommen hatte. Bis zum Jahr 1646 [4]) weilte Junius in den Niederlanden; dann kehrte er nach England zurück und blieb dort, bis er im Jahr 1651 für eine längere Reihe von Jahren seinen Aufenhalt in der niederländischen Heimath nahm.

Während seines fast dreißigjährigen Aufenthalts in England war Junius im regsten Verkehr mit seinen niederländischen Verwandten geblieben. Wenn er auch kein sehr fleißiger Briefschreiber ist [5]), so nimmt er doch an Allem, was seinen Schwager Gerhard Vossius und dessen Haus betrifft, den wärmsten Antheil [6]). Dies nahe Verhältniß zu Gerhard Vossius ist von nicht geringer Bedeutung für den Gang, den die Studien des Junius nahmen. Nicht als sollte das selbständige Verdienst des Junius geschmälert werden, das er sich durch die epochemachenden Arbeiten auf dem Gebiet der germanischen Philologie erwarb. Aber daß Junius diese Richtung einschlug, daß er sie so gut ausgerüstet und mit

1) S. die Briefe des Hugo Grotius, die der Schrift des Junius De pictura veterum vorgedruckt sind; den Brief des Gerhard Vossius an Junius in Ger. Vossii epist. I, 253. — Der Catalogus Artificum wurde erst nach Junius Tod im Anschluß an die zweite Ausgabe des Werks De pictura veterum, Roterodami 1694 veröffentlicht. — 2) Ger. Vossii epist. I, 388. — 3) Ib. II, 397. — 4) Ger. Vossii epist. I, 438. — 5) Ger. Vossii epist. I, 148. — 6) Vgl. die Briefe des Junius an Gerh. Vossius in Ger. Vossii epist. II, 31; 63 u. s. f.

solcher Gründlichkeit verfolgte, das erklärt sich nicht zum geringsten Theil aus seinem Verhältniß zu dem größten unter den damals lebenden klassischen Philologen. Denn was wir in einem früheren Abschnitt über die niederländischen Philologen gesagt haben, das zeigt sich am glänzendsten in der Familie des Gerhard Vossius. Sie stellt uns den ausgebreiteten Umfang der damaligen Philologie dar. Er selbst greift, wie wir sehen werden, weit über die Grenzen des antik Klassischen hinaus. Seine talentvollen Söhne Dionysius und Isaak beschränkten ihre Studien nicht auf das Griechische und Lateinische, sondern sie erwerben sich zugleich unter der Leitung des Golius die Kenntniß der semitischen Sprachen [1]). Und derselbe Dionysius Vossius, dessen semitistische Gelehrsamkeit sich in der Herausgabe des Moses Maimonides de Idololatria ein Denkmal setzte, übertrug die niederländischen Annalen des Everard van Reyd in klassisches Latein [2]). Ein dritter Sohn des Vossius, Matthäus, schrieb ein selbständiges Werk über die Geschichte Hollands und Seelands von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts [3]). An dem allen nahm der Vater den lebendigsten Antheil. Er erzählt uns selbst, wie sein Haus viele Jahre hindurch erfüllt war von Gesprächen über die alten niederländischen Geschichten [4]). In Bezug auf seine Sprachstudien aber war Gerhard Vossius, obwohl einer der ersten Kenner und Meister des klassischen Lateins, doch keineswegs so beschränkt, das, was über das klassische Latein hinauslag, verächtlich bei Seite zu lassen. Er richtete sein Augenmerk auf die Ursprünge der lateinischen Wörter, und schon dies führte ihn weit über den Bereich der bloßen Latinisten hinaus. Ist auch Vieles in seinem großen Werk über die lateinische Etymologie jetzt längst veraltet, so erweckt doch die Gelehrsamkeit und der Scharfsinn, die der große Sprachforscher entfaltet, noch heute unsere Bewunderung. Gerhard Vossius erklärte sich aber auch ausdrücklich dagegen, seine Studien auf das klassische

1) Crane l. l. p. 16 sq.; p. 21. — 2) ib. p. 17. — 3) ib. p. 23; 53. — 4) Gerh. Voss. Brief an Johann. Brunaeus vom J. 1616 in Ger. Vossii epist. I, 444.

Latein zu beschränken. Er hält es für unumgänglich, auch in die späteren Zeiten hinabzusteigen[1]. Er selbst that dies in seinem gelehrten Werk De vitiis sermonis et glossematis Latino-barbaris. Er handelt hier ausführlich von den Wörtern, die dem klassischen Latein fremd sind. Natürlich thut er dies zunächst aus dem Gesichtspunkt, daß der Gebrauch dieser Wörter von dem, der gutes Latein schreiben will, als fehlerhaft zu meiden sei. In welchem Geist er aber nichts destoweniger den ganzen Gegenstand behandelt, das zeigt sich in den Worten, mit denen er den genannten Abschnitt einleitet. Ac ordiar ab iis, sagt er, quae ortu ipso barbariem prodant: ut quae genus suum ducunt ab illis, quos Romani Graecique pro fastu suo barbaros dixere: praecipue ab incolis magnae matris nostrae Germaniae[2]. Und nun geht er neben anderen eine große Menge germanischer Wörter durch, die sich bei den mittelalterlichen Lateinern finden. Man wird billigerweise nicht erwarten, daß der klassische Philolog hier vor mehr als zweihundert Jahren und vor dem Beginn einer wirklich wissenschaftlichen germanischen Sprachforschung überall das Rechte getroffen habe. Man wird sich vielmehr freuen, zu sehen, wie der große Latinist sich der altgermanischen Quellen zu bemächtigen sucht, wie er nicht nur die mittelalterlichen Lateiner, sondern auch die altdeutschen Sprachdenkmäler für seine Zwecke benutzt. Er citiert den Otfrid[3], den althochdeutschen Tatian[4], den Kero[5], den Willeram. Den letzten führt er nach der Ausgabe des Merula an und fügt dann orthographische Varianten aus einer Handschrift bei, die er vetustus noster Manuscriptus nennt[6]. Er schöpft aus althochdeutschen und aus angelsächsischen Glossen[7]. Er kennt die wenigen kleinen Bruchstücke, die damals von der gothischen Bibelübersetzung veröffentlicht waren[8]. Er will überhaupt nicht nur

1) Ger. Vossii de vitiis sermonis et glossematis Latino-barbaris libri quatuor. Francof. 1666. Praef. (p. 18 sq.) — 2) Ib. p. 175. — 3) Ib. p. 336. — 4) Ib. p. 285. — 5) Ib. p. 203; 339. — 6) Ib. p. 227; 339; 240. — 7) Ib. p. 184; 206; 336; 339. — 8) Ib. p. 7 führt er das gothische Vaterunser an; p. 285 die gothische Uebersetzung des Canticum Simeonis. Beide waren in der Schrift des Bonaventura Vul-

unter die Teutonas, sondern auch unter die φιλοτεύτονας gerechnet sein [1]).

So sehen wir Gerhard Vossius, den großen klassischen Philologen, als unentbehrliches Nebenstudium die altgermanischen Sprachquellen für seine Zwecke ausbeuten. Wir erblicken ihn gewissermaßen schon auf dem Wege, der dann seinen Schwager Franciscus Junius zur Pflege der germanischen Philologie als einer besonderen Wissenschaft führte. Franciscus Junius theilte die Neigung seines Schwagers Gerhard Vossius zu etymologischer Forschung. Er ist hoch erfreut, als er im Jahr 1634 des Vulcanius Glossarium von Gerhard Vossius zugesendet erhält, und ist ganz zufrieden, daß auch das Lexikon des Hesychius sich bei dieser Sendung befindet, obschon er es bereits früher erworben hat. Denn gute Bücher, meint er, besitze er gern zweimal, um sie sowohl in London als auf dem Land, wo er den Sommer zubringt, zur Hand zu haben [2]). Ganz besonders aber war es die niederländische Muttersprache, welche Franciscus Junius mit Liebe pflegte. Er schrieb sie auch nach langer Abwesenheit mit Meisterschaft, wie dies seine Uebersetzung der Schrift De pictura veterum bewies [3]), und ihre Erforschung war es vorzüglich, was ihn mehr und mehr ausschließlich germanischen Sprachstudien zuführte. Während seines langjährigen Aufenthalts in England wurde er bekannt mit dem reichen Schatz angelsächsischer Handschriften, welche die englischen Bibliotheken aufbewahren, und es entgieng ihm nicht, wie viele neue Aufschlüsse die Durchforschung dieser alten Sprachdenkmäler auch für die Erläuterung der neueren germanischen Sprachen: des Niederländischen, des Englischen und des Deutschen, gewähren [4]). Er warf sich mit ganzem Eifer auf das Studium des Angelsächsi-

---

canius De Literis et Lingua Getarum Sive Gothorum, Lugduni Batavorum 1597, mitgetheilt. — 1) Ib. p. 8. — 2) Franc. Junius an Gerhard Vossius in Ger. Vossii epist. II, p. 133 sq. — 3) Der Anonym. Bat. (d. i. Adrian Verwer) Praef. Ideae Linguae Belgicae erklärt sie für ein Muster der niederländischen Sprache. S. Crane l. l. p. 29. — 4) S. d. Vita Fr. Junii vor der durch Graevius besorgten Ausgabe des Werks De pictura veterum.

schen. Dies führte ihn immer tiefer in die Erforschung auch der anderen altgermanischen Sprachen, namentlich des Althochdeutschen, hinein.

Als sein Schwager Gerhard Vossius im Jahr 1649 gestorben war, kehrte Franciscus Junius nach den Niederlanden zurück und lebte längere Zeit mit seiner Schwester, der Wittwe des Vossius, erst in Amsterdam, dann im Haag [1]). Aus dem Nachlaß seines Schwagers gab er dessen Harmonia Evangelica heraus [2]). Seine hauptsächlichste Beschäftigung aber bildete das unermüdliche Studium der germanischen Sprachen. Als ihm mitgetheilt wurde, im westlichen Friesland gebe es eine Gegend, in welcher die Bewohner die alte friesische Sprache in ihrer ursprünglichen Gestalt bewahrt hätten, entschloß er sich, diese Sprache an Ort und Stelle zu lernen, und hielt sich zu diesem Behuf zwei Jahre lang in den kleinen Orten Staveren, Moltweren, Hindelopen, Workum und Bolsward auf [3]). Um unerkannt und durch keine Rücksicht gebunden mit den Leuten verkehren zu können, vertauschte er seinen Namen mit dessen hebräischer Uebersetzung Nadab Agmon [4]). Nach Verlauf von zwei Jahren kehrte er ausgerüstet mit einer gründlichen Kenntniß der friesischen Sprache nach Amsterdam zurück. Hier übergab er nun die erste Frucht seiner germanistischen Studien der Oeffentlichkeit. Es waren die Observationes in Willerami Abbatis Francicam Paraphrasin Cantici canticorum, die mit den Lettern und auf Kosten des Verfassers im Jahr 1655 zu Amsterdam erschienen. Daß er sich zuerst an diesem eigenthümlichen althochdeutschen Erzeugniß des elften Jahrhunderts versuchte, wird seinen Grund darin gehabt haben, daß dies Werk durch Paulus Merula im Jahr 1598 zu Leiden herausgegeben worden war. Die Observationes des Junius machen den Eindruck einer rasch niedergeschriebenen Arbeit, aber einer Arbeit, die auf den umfassendsten

1) Crane l. l. p. 33. — 2) Im Jahr 1656. Vgl. Crane l. l. p. 33. — 3) S. d. Vita Fr. Junii vor Graevius Ausg. der Schrift De pict. vett. und Crane p. 33 u. 79. — 4) Crane p. 34.

Vorstudien ruht. Sie theilen mit leichter, sicherer Hand aus den Schätzen mit, an denen Junius damals schon seit Jahren gesammelt hatte. Denn bereits im Jahr 1651 schreibt Johann Friedrich Gronov an Nicolaus Heinsius: „Neulich war ich zu Amsterdam mit Franciscus Junius zusammen. Er hat ein Lexikon der Origines unsrer Muttersprache fertig, worin viel Treffliches aus den alten Sprachdenkmälern der Angelsachsen" [1]. Im Lauf des Jahres 1655 gab Junius auch noch eins der wichtigsten Denkmäler der angelsächsischen Poesie zum erstenmal heraus, nämlich die metrische Paraphrase der biblischen Geschichte, die unter dem Namen des Caedmon bekannt ist [2]. Die Handschrift, welche der Erzbischof von Armagh, Jacob Usser, dem Junius mittheilte [3], nennt keinen Verfasser. Junius aber schrieb [4] das Werk dem alten Dichter Caedmon zu, von welchem Beda in seiner Kirchengeschichte erzählt. Die Ausgabe des Junius enthält außer dem sauber mit angelsächsischen Lettern gedruckten Text nur ein kurzes Vorwort und eine Inhaltsangabe der Kapitel. Alles Andere, was Junius dem Text nachfolgen lassen wollte [5], ist ungedruckt unter seinem handschriftlichen Nachlaß aufbewahrt.

In dieselbe Zeit, in welcher Junius die ersten Proben seiner germanistischen Studien in Druck gab, fällt ein Ereigniß, das für Junius und durch ihn für die ganze Entwicklung der germanischen Sprachstudien epochemachend wurde. Wir haben in einem früheren Abschnitt gesehen, wie in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die Kunde von der gothischen Evangelienhandschrift auftaucht, wie aber nur wenige kleine Bruchstücke derselben veröffent-

1) Sylloge Epistolarum, herausgegeben von Peter Burmann, Tom. III, p. 286. — 2) Caedmonis monachi Paraphrasis poetica Genesios ac praecipuarum Sacrae paginae Historiarum, abhinc annos MLXX. Anglo-Saxonice conscripta, et nunc primum edita à Francisco Junio F. F. Amstelodami, Apud Christophorum Cunradi. Typis et sumptibus Editoris. CIↃIↃCLV. Prostant Hagae-Comitum apud Adrianum Vlacq. (Klein Quarto). — 3) Fr. Junius Ad lectorem vor dem Text des Caedmon. — 4) Observationes in Willerami Paraphrasin, p. 248. — 5) Vgl. Fr. Junius Ad lectorem vor dem Text des Caedmon s. f.

licht werden, und die Handschrift dann wieder aus dem Gesichtskreis der Gelehrten verschwindet [1]). Sie war in den Schatz des eifrigen Sammlers, Kaiser Rudolf II., auf dem Hradschin gekommen [2]). Hier fanden sie nach Erstürmung der Kleinseite von Prag im Jahr 1648 die Schweden und entführten sie mit anderen literarischen Kostbarkeiten nach Stockholm. Unter den Gelehrten, welche die Königin Christine von Schweden an ihrem Hofe versammelte, befand sich auch Isaak Vossius, der Sohn des Gerhard Vossius und Neffe des Franciscus Junius. Die Königin, erst übertrieben freigebig für gelehrte Zwecke, konnte dann später nach Erschöpfung ihrer Mittel den früher übernommenen Verpflichtungen nicht überall nachkommen. Sie konnte dies um so weniger, nachdem sie im Juni des Jahres 1654 die schwedische Königskrone niedergelegt hatte. Sie gestattete daher einzelnen Gelehrten, sich für das, was sie ihnen schulde, durch Bücher aus ihrer kostbaren Bibliothek zu entschädigen. Eine solche Erlaubniß erhielt Isaak Vossius, der nach mannigfachen Schicksalen und Zerwürfnissen im Frühling des Jahres 1654 aus Schweden nach den Niederlanden zurückkehrte. Man hat ihm vorgeworfen, er habe sich unerlaubter Weise an dem Eigenthum der Königin vergriffen. Isaak Vossius war durchaus nicht der edle, reine Charakter, wie sein Vater; man beschuldigt ihn nicht mit Unrecht der Habsucht und anderer schlimmer Dinge. Aber mit der obigen Erlaubniß der Königin, sich Bücher aus ihrer Bibliothek auszusuchen, scheint es seine Richtigkeit zu haben [3]). Unter den Büchern, die Isaak Vossius sich aneignete, befand sich auch der gothische Evangeliencodex, und so kam diese kostbare Handschrift in die Hände seines Oheims, des Franciscus Junius. Man kann sich denken, von welcher Freude der greise Forscher ergriffen wurde, als sich ihm diese älteste und ursprüng-

---

1) S. o. S. 92. — 2) Maßmann in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum. Bd. I (Leipzig 1841) S. 316 fg. — 3) Die hier gegebene Darstellung folgt hauptsächlich der sorgfältigen Untersuchung Chaufepie's in dessen Nouveau dictionnaire historique et critique, Tom. IV. (Amsterdam 1756) p. 621 sq.

lichste Quelle der germanischen Sprachen erschloß. Schon den kleinen von Bonaventura Vulcanius veröffentlichten Bruchstücken hatte er richtig abgemerkt, daß uns hier ein Zustand der germanischen Sprachen entgegentritt, der weit auch hinter den ältesten Denkmälern des Angelsächsischen zurückliegt [1]). Und nun hielt er diese älteste Urkunde, diese Grundlage der ganzen germanischen Sprachforschung in Händen! Er sieht darin eine Schickung des Himmels. Durch eine Fügung des ewigen Gottes sei dieser Codex in seine Hände gekommen [2]). Von nun an geht sein eifrigstes Bemühen auf die Herausgabe der gothischen Sprachreste. Er arbeitet sich mit unermüdlichem Fleiß in die Sprache hinein, läßt auf seine Kosten gothische Lettern schneiden und gelangt so endlich dahin, daß er im Jahr 1665 die erste Ausgabe des Codex argenteus zu Dordrecht erscheinen lassen kann [3]). Er verband sich dazu mit dem Engländer Thomas Mareschall. Dieser fügte dem gothischen Text die alte angelsächsische Uebersetzung der Evangelien bei, welche im Jahr 1571 zum erstenmal erschienen war und zu deren verbesserter Herausgabe ihm Junius die Collation von vier Handschriften überließ [4]). Mareschall steuerte außerdem sehr achtungswerthe Observationes de Versione Gothica und in Versionem Anglosaxonicam bei. Junius selbst aber ließ der Ausgabe des Textes ein Gothicum Glossarium folgen, das erste lexikalische Hülfsmittel für das Studium des Gothischen.

1) Vgl. die Widmung des Franciscus Junius an den Kanzler De la Gardie vor seiner Ausgabe des Codex argenteus. — 2) Ebend. — 3) Quatuor D. N. Jesu Christi Euangeliorum Versiones perantiquae duae, Gothica scil. et Anglo-Saxonica: Quarum illam ex celeberrimo Codice Argenteo nunc primum depromsit Franciscus Junius F. F. Hanc autem ex Codicibus mss. collatis emendatiùs recudi curavit Thomas Mareschallus, Anglus: Cujus etiam Observationes in utramque Versionem subnectuntur. Accessit et Glossarium Gothicum: cui praemittitur Alphabetum Gothicum, Runicum etc. operâ ejusdem Francisci Junii. Dordrechti. Typis et sumptibus Junianis. Excudebant Henricus et Joannes Essaei, Urbis Typographi Ordinarii. CIↃIↃCLXV. — 4) Vgl. Thomae Mareschalli (sic), Angli, observationes in versionem Anglo-Saxon. p. 490.

So lebte Junius eine lange Reihe von Jahren in den Niederlanden der Erforschung der germanischen Sprachen hingegeben. Seine äußere Lage hatte sich günstiger gestaltet, nachdem er einen langwierigen und verdrießlichen Proceß gegen den Viscount Stafford, den Sohn des Grafen Thomas Arundel, gewonnen hatte [1]. Aber das Erworbene diente ihm nur, um ungestört und ununterbrochen an den großen Sammlungen fortarbeiten zu können, die er für die Erforschung der germanischen Sprachen angelegt hatte. Obwohl jetzt in hohem Greisenalter, genoß er einer wunderbar festen und ungetrübten Gesundheit. Jeden Morgen, Winter und Sommer, erhob er sich um vier Uhr von seinem Lager und stand dann bis zur Essenszeit, um Ein Uhr, vor seinen Arbeitspulten. Auf diesen Pulten lagen fünf Wörterbücher, die er sich für die altgermanischen Sprachen angelegt hatte, und seine Commentare zu altgermanischen Schriftwerken. In diese trug er Alles ein, was ihm beim Lesen der Aufzeichnung werth dünkte. Um Ein Uhr aß er zu Mittag. Dann machte er sich zwei Stunden lang Bewegung mit Spazierengehen, Springen und Laufen im Freien, wenn es die Jahreszeit duldete; war das Wetter gar zu schlecht, so stieg er seiner Gesundheit zu Liebe die Treppen im Hause auf und ab. Um drei Uhr zog er sich wieder in sein Zimmer zurück und arbeitete ununterbrochen fort bis Abends acht Uhr. In dieser Abgeschiedenheit und Arbeitsamkeit aber war der rüstige Greis nichts weniger als mürrisch oder menschenfeindlich. Obwohl er sich ungern von seiner Arbeit abziehen ließ, war er doch äußerst freundlich und liebenswürdig, wenn er Besuch erhielt. Er konnte dann Stunden lang durch sein lehrreiches und unterhaltendes Gespräch fesseln. Sein Charakter war von einer seltenen Reinheit und über sein ganzes Wesen war die Scheu vor jedem Unedlen und Unreinen

1) In der Vorrede zu seinen Observationes zum Willeram spielt Junius auf diesen verdrießlichen Rechtshandel an. Aus einem Brief des Janus Vlitius an Nicolaus Heinsius vom Jahr 1662 (in Burmann's Sylloge T. III, p. 769) erfahren wir, daß Junius den Proceß gewonnen hat. S. Crane l. l. p. 77.

ausgebreitet. Von Allen, die ihn kannten, geliebt und verehrt, erschien er wie ein Ueberrest aus einer bessern Zeit. Weder Hoffnung auf Gewinn, noch Durst nach Ruhm trieb ihn zu seiner Arbeit, sondern allein die reine Liebe zur Wissenschaft, zum Vaterland und zu den Mitmenschen. So schildert ihn ein jüngerer Zeitgenosse [1], und sowohl durch die Berichte Anderer, die ihn gekannt [2], als durch die Schriften des Junius selbst [3]) wird uns die Treue dieser Schilderung bestätigt. Erst nachdem er das achtzigste Lebensjahr längst überschritten hatte, begannen die Beschwerden des Alters sich bei ihm einzustellen. Im Anfang des Jahres 1674 wurde er von einer schweren Krankheit befallen, aber trotz seines hohen Alters überstand er sie glücklich [4]). Doch begannen nun bald seine Körperkräfte abzunehmen, sein früher sehr sicheres Gedächtniß schwächer zu werden [5]). In seinem siebenundachzigsten Lebensjahr faßte er den Entschluß, noch einmal seinen Wohnsitz zu verändern. Im Herbst des Jahres 1675 verließ er den Haag, wo er bis dahin gelebt hatte, und schiffte nach England hinüber. Schon im Jahr 1670 war ihm sein Neffe Isaak Vossius vorausgegangen, der von König Karl II. im Jahr 1673 ein Canonicat zu Windsor erhielt. In der Nähe dieser Stadt lebte er auf einem Landgut im Besitz eines bedeutenden Vermögens [6]). Franciscus Junius brachte den größten Theil seiner Zeit in Oxford zu. Im August 1677 besuchte er seinen Neffen Isaak Vossius auf dessen Landgut bei Windsor. Hier, im Hause seines Neffen, ist er am 19. November des Jahres 1677 nach einer Krankheit von nur wenigen Tagen gestorben. Sein Leichnam wurde in der St.

---

1) Graevius in der Vita Junii vor dessen Schrift De pictura veterum. — 2) Vgl. Pauli Colomesii Opera, Hamburgi 1709, p. 323. — 3) Vgl. u. A. die liebenswürdig selbstlosen Aeußerungen des Junius in der Vorrede zu den Observationes zum Willeram. — 4) Graevius an Nic. Heinsius d. 13. Febr. 1674, in Burmann's Sylloge Epistolarum T. IV, p. 226. — 5) Nic. Heinsius an Graevius d. 8. Juli 1675, in Burmann's Sylloge Epist. T. IV, p. 355. — 6) Chauffepié, Nouveau Dictionnaire historique et critique Tom. IV (Amsterdam 1756) p. 627 sq.

Georgskirche zu Windsor beigesetzt [1]). Seinen reichen literarischen Nachlaß vermachte er der Universität Oxford.

Die Leistungen des Franciscus Junius.

Bei Beantwortung der Frage, welche Fortschritte die Erforschung der germanischen Sprachen dem Franciscus Junius verdankt, befinden wir uns in einer eigenthümlichen Lage. Bei den meisten Gelehrten richtet sich unser Urtheil nach den Schriften, die sie während ihrer Lebzeiten in Druck gegeben haben; oder sehen wir uns bei einigen genöthigt, auch auf ihren handschriftlichen Nachlaß Rücksicht zu nehmen, so ist doch dieser Nachlaß in der Regel bald nach ihrem Tode veröffentlicht worden, und sein anerkanntes Eingreifen in den Gang der Wissenschaft liegt nahe beisammen mit den Werken, welche jene Gelehrten noch selbst herausgegeben haben. Anders bei Franciscus Junius. Wir haben seine äußerst wichtigen, doch nicht sehr zahlreichen Veröffentlichungen im vorigen Abschnitt kennen lernen. Aber außer diesen gedruckten Werken hinterließ Franciscus Junius einen sehr umfangreichen handschriftlichen Nachlaß. Dieser Nachlaß, den er der Bodley'schen Bibliothek in Oxford vermachte, enthält unter Anderem in einer ansehnlichen Reihe von Bänden die Wörterbücher, die sich Franciscus Junius zu etymologischen Zwecken aus verschiedenen germanischen Sprachen anlegte. Andere Convolute dieses Nachlasses geben umfangreiche Zusätze und Verbesserungen zu den von Junius veröffentlichten Schriften, so zum Caedmon und zum Willeram. Wieder andere enthalten vollständige Werke des Junius, an denen er viele Jahre seines Lebens gearbeitet hat, ohne sich doch völlig genug zu thun, und die er deshalb ungedruckt, aber druckreif hinterlassen hat. So verzeichnet der Katalog, den Graevius [2]) als Anhang zum Leben des Junius über dessen handschriftlichen, auf der Bodley'schen Bibliothek aufbewahrten Nachlaß gibt: „Tatiani Monotessaron cum

---

1) Bayle, Dictionnaire, s. v. Junius, aus Athenae Oxonienses. — 2) Vor der Ausg. der Schrift des Junius De pictura veterum, Roterod. 1694.

praefatione Victoris Episcopi Capuae, cum annotationibus amplissimis Junii, in quibus comparantur cum Francisca Gothica et Anglosaxonica;" und außerdem „Auctarium notarum in Tatianum, justum volumen in 4." Auf diese Anmerkungen zur althochdeutschen, gothischen und angelsächsischen Evangelienübersetzung legte Junius ein besonderes Gewicht. Schon zwölf Jahr vor seinem Tod war er im Begriff, sie in Druck zu geben. Unter den Schriften, die er in der Vorrede zu seinem Gothicum Glossarium (Dordrechti 1665) als darin öfters citierte verzeichnet, führt er sie mit den Worten auf: „Tatiani harmonia evangelica Latino-Francica cum nostris ad eam Annotatis, Deo vitam viresque largiente, propediem praelo subjicietur." Er citiert sie dann im Verlauf des Werkes so, als lägen sie dem Publicum bereits vor. Außerdem finden sich im Nachlaß des Junius eine Menge von Abschriften angelsächsischer, althochdeutscher, friesischer Sprachquellen, die er zum Theil mit der bestimmten Absicht der Herausgabe genommen hatte. So heißt es z. B. in dem angeführten Verzeichniß des Graevius: „Otfridi Euangeliorum liber, nitidissime scriptus cum indice Capitulorum a Junio parante novam editionem." Endlich umfaßt das Vermächtniß eine Anzahl gedruckter Werke mit zahlreichen handschriftlichen Bemerkungen des Junius, so die Historia ecclesiastica des Beda, Chaucer's Dichtungen und Anderes. Dieser handschriftliche Nachlaß des Junius ist nun nicht bloß für seine nächsten Nachfolger und Schüler, sondern weit über deren Leben hinaus, ja bis in die neuste Zeit hinein eine Fundgrube der Belehrung gewesen. George Hickes, der Verfasser des großen Thesaurus linguarum veterum septentrionalium, schöpfte vorzugsweise aus den Handschriften des Junius. Christoph Rawlinson gab die angelsächsische Uebersetzung von Boethius Consolationes philosophiae im Jahr 1698 nach der Abschrift des Junius zu Oxford heraus. Die Sammlung althochdeutscher und niederdeutscher Glossen, die Junius sich angelegt hatte, fand im Jahr 1787 an Nyerup zu Kopenhagen einen Herausgeber. Ja noch nach der Gründung der neueren deutschen Sprachforschung durch Jacob Grimm blieben die Papiere des

Junius nach manchen Seiten hin von großem Werth für die Wissenschaft. Jacob Grimm selbst gab im Jahr 1830 nach der Abschrift des Junius die althochdeutsche Uebersetzung der 26 lateinischen Kirchenhymnen heraus und begleitete sie mit einem Vorwort, das der Leistungen des Junius mit hohem Lobe gedenkt [1]. Von dem größten Einfluß aber unter den Arbeiten, die aus dem Nachlaß des Junius veröffentlicht worden sind, war das etymologische Wörterbuch der englischen Sprache, das Edward Lye im J. 1743 zu Oxford herausgab [2]. Lye hat die von ihm hinzugefügten Vermehrungen in Klammern eingeschlossen und uns so ein Urtheil über die Arbeit des Junius möglich gemacht. Junius geht in diesem Werk die Wörter der englischen Sprache, sowohl die von angelsächsischem, als die von französischem oder anderweitigem Ursprung, der alphabetischen Reihenfolge nach durch und bemerkt bei jedem, was er über dessen Etymologie zu sagen weiß. Bis auf den neuen großartigen Aufschwung der germanischen Sprachforschung blieb dies Werk des Junius die hauptsächlichste Fundgrube für die Etymologie der germanischen Sprachen.

Sehen wir so die Arbeiten des Franciscus Junius den umfassendsten Einfluß auf die Entwicklung der Wissenschaft üben, so bleibt uns noch die Frage nach dem wissenschaftlichen Werth dieser Arbeiten zu beantworten. Wenn irgendwo, so tritt uns hier die Forderung nahe, die Leistungen unserer Vorgänger nicht ungerechter Weise herabzusetzen, indem wir den Maßstab der fortgeschrittenen Wissenschaft an sie legen und sie mit diesem gemessen für sehr ungenügend erklären. Vielmehr haben wir sie mit den Leistungen ihrer eigenen Zeit zu vergleichen und zu prüfen, welchen Fortschritt und Zuwachs der Wissenschaft sie ihren Vorgängern gegenüber

---

1) Vgl. über die Einwirkung des Junius auf den Gang der Wissenschaft J. Grimm in der oben angeführten Einleitung zu den Hymnen und in der Ersten Ausgabe des Ersten Bandes der Grammatik S. LXXIII u. LXI. — 2) Francisci Junii Francisci filii Etymologicum Anglicanum. Ex autographo descripsit et accessionibus permultis auctum edidit Edwardus Lye. Oxonii 1743. fol.

bieten. Nach dieser allein zulässigen Weise der geschichtlichen Beurtheilung werden wir nicht anstehen, die Bewunderung zu theilen, die der größte Meister unseres Faches, Jacob Grimm, den Arbeiten des Junius zollt [1]. Was zuerst die Behandlung der altgermanischen Texte betrifft, durch deren Herausgabe Junius die Wissenschaft bereichert hat, so kam es vor allem darauf an, die Handschriften möglichst treu durch den Druck zu vervielfältigen und sie so den Forschern aller Länder zugänglich zu machen. Konnten nun auch in dieser Beziehung die Ausgaben des Junius noch nicht den Forderungen genügen, die man jetzt mit Recht stellt, so wird man doch den Fleiß und die Ausdauer des Junius weit mehr bewundern, als daß man ihn wegen der allerdings großen und vielfältigen Mängel seiner Texte herabsetzen wird. Denn zum richtigen Lesen der Handschriften, zumal wo dieselben verblichen oder verderben sind, gehört eine genaue grammatische und lexikalische Kenntniß ihrer Sprache. Eine solche aber konnte Junius noch nicht besitzen, vielmehr hat er sie durch seine Arbeiten erst anbahnen helfen. Bedenken wir, daß er im Angelsächsischen nur wenige, im Gothischen eigentlich gar keinen Vorgänger hatte. Seine Ausgabe des Caedmon, obwohl nicht frei von mannigfachen Mißgriffen, gewährt doch einen ziemlich richtigen Text [2]. Weit mehr Schwierigkeiten bot ihm der gothische Codex argenteus. Wo dessen Blätter gut erhalten sind, gibt er sie mit ziemlicher Treue wieder. Wo dagegen die Züge der alten Handschrift gelitten haben, da ist sein Text voll von Mißgriffen, und es zeigt sich da recht, daß man, um richtig zu lesen, schon wissen muß, was den Gesetzen der Sprache nach dastehen kann. Man vergleiche z. B. das sechste

1) In der angeführten Einleitung zu den XXVI Hymn. — 2) Das strenge Urtheil Thorpe's in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Caedmon (London 1832, p. XIII) ist berechtigt vom Standpunkt eines neuen Herausgebers, der sich gegen das Vorurtheil sichern muß, als habe der alte Herausgeber bereits Alles geleistet. Es steht deshalb mit der obigen Charakteristik, welche die Arbeit des Junius im Zusammenhang mit den Vorbedingungen seines Jahrhunderts faßt, nicht im Widerspruch.

Kapitel des Evangeliums Matthaei mit Lucas 8, 33 fg. Das erstere, dessen Schriftzüge im Codex argenteus gut erhalten sind, gibt Junius mit einer nur mäßigen Anzahl von Fehlern. Dagegen ist die angeführte Partie des Lucas, bei welcher die Handschrift sehr gelitten hat, bei Junius durch eine Unmasse von Unrichtigkeiten entstellt. Wir können hier recht deutlich sehen, welchen Gang die Wissenschaft nimmt. Erst müssen ihr die Quellen der Sprache überhaupt zugänglich gemacht werden. Dann entwickelt sie aus den klaren und sicheren Theilen die Gesetze der Sprache, und darauf dringt sie mit geschärftem Blick auch in die erloschneren und verstümmelten Theile der Handschriften ein.

Wie es nun ein unvergängliches Verdienst des Junius ist, der germanischen Sprachforschung neue Quellen von unschätzbarem Werth eröffnet zu haben, so ist es andrerseits fast zu verwundern, wie wenig er trotz seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit in den grammatischen Bau der germanischen Sprachen eingedrungen ist. Natürlich richtet er, gründlich geschult in den beiden klassischen Sprachen, sein Augenmerk auch auf die Grammaticalien des Gothischen, Angelsächsischen, Althochdeutschen u. s. w., und es fehlt nicht an einer Reihe richtiger Beobachtungen, die er in seinen Anmerkungen zum Willeram, in seiner Ausgabe der gothischen Evangelien und dem dazu gehörigen gothischen Glossarium niederlegt. Aber zu dem Gedanken, daß die grammatischen Beugungen der altgermanischen Sprachen einem festen Gesetz folgen, und daß man vor allen Dingen diesem Gesetz auf die Spur kommen muß, wenn an eine sichere Auslegung der Sprachdenkmäler gedacht werden soll, ist er nicht vorgedrungen. Oder wenn er ihm einmal aufgetaucht ist, so war er wenigstens weit davon entfernt, ihn zur Ausführung zu bringen. Dies beweisen unzählige Stellen nicht nur seiner Textausgaben, sondern auch seiner sprachlichen Bemerkungen [1].

---

1) Vgl. z. B. kun in Junius Alphabetum Gothicum p. 5. und im Gloss. Goth. p. 223. — hvait, Alph. Goth. p. 8 und Gloss. Goth. p. 274. — vik (zu in vikon Luc. I, 8) im Gloss. Goth. s. v. — Die Vermischung von gateihan u. gatiuhan im Gloss. Goth. p. 125. u. s. f.

Weit mehr als auf die Grammatik ist das Augenmerk des Junius auf die Sammlung und etymologische Erklärung des Wortschatzes der alten germanischen Sprachen gerichtet. Hier müssen wir vor allem seinen unermüdlichen, eisernen Fleiß und seine umfassende Gelehrsamkeit bewundern; an vielen Stellen aber erfreuen wir uns auch an dem Scharfsinn und der Feinheit seiner Combinationen. Schon in den 1655 herausgegebenen Observationes zum Willeram ist es vorzugsweise die lexikalische Seite der Sprache, die Junius beschäftigt. In größerem Umfang und mit erweitertem Gesichtskreis setzt er dann später seine Bemühungen im Glossarium Gothicum und im Etymologicum Anglicanum fort. Und allen diesen Arbeiten liegen die großen lexikalischen Sammlungen zu Grunde, die er für die verschiedenen altgermanischen Sprachen bis in's höchste Greisenalter zu vervollständigen fortfuhr. Er hat die angelsächsischen Sprachdenkmäler in weitem Umfang durchgearbeitet, ebenso einen Theil der althochdeutschen. Das Friesische kennt er aus erster Hand. Für das Altnordische, das ihm noch wenig zugänglich ist, benutzt er die Schriften des Olaus Wormius [1]), des Arngrimus Jonas, des Stephanius [2]). Dazu kommt dann auch in weiterem Umfang das Gothische, seit ihm der Codex argenteus durch ein günstiges Geschick zugeführt worden ist. Diese ältesten germanischen Sprachen aber sind ihm mit denen der Gegenwart vermittelt durch die Denkmäler des späteren Mittelalters. Namentlich auf dem Gebiet des Englischen verfolgt er diesen Weg. In seinem Etymologicum Anglicanum benutzt und erklärt er die älteren englischen und schottisch-englischen Schriften: den Chaucer, Gawin Douglas Uebersetzung von Virgils Aeneide und Anderes. Er begnügt sich aber nicht damit, die germanischen Sprachen unter sich zu vergleichen, sondern sein Hauptaugenmerk hat er, wie schon Viele seiner Vorgänger, darauf gerichtet, die germanischen Wörter etymologisch mit den griechischen und lateinischen in

1) S. das Alphabetum Runicum vor dem Glossarium Gothicum des Junius p. 17. — 2) S. die Widmung der Observationes zum Willeram Bl. 3.

Verbindung zu bringen. Auch das Hebräische zieht er herbei, und die keltischen Sprachen sind ihm nicht unbekannt. Natürlich ist das Etymologisieren des Junius großentheils noch ein blindes Tasten. Der müßte den damaligen Zustand der vergleichenden Sprachwissenschaft wenig kennen, der etwas Anderes bei Junius erwartete. So manche seiner Etymologien nöthigt uns jetzt ein Lächeln ab. Dennoch aber sehen wir ihn an mehr als einer Stelle seiner Schriften nicht nur im Einzelnen, sondern auch in den Grundsätzen seines Verfahrens auf dem richtigen Wege. Eins der merkwürdigsten Beispiele der Art findet sich im Etymologicum Anglicanum unter dem Wort „Lean (inniti, incumbere, recumbere)." Dies bringt nämlich Junius durch Vermittlung des angelsächsischen „hlinan, hleonon" in Verbindung mit *κλίνειν*, Clinare, declinare, inclinare, reclinare, und dann fährt er fort: „Initiale vero *κ* saepissime transire in aspiratam, evincunt haenep a *κάνναβις*, Cannabis. healm a *κάλαμος*, Calamus, culmus. hydan a *κεύθειν*, Abscondere, occultare. hlidan, gehlidan a *κλειδοῦν*, Claudere clavi. hlud a *κλυτός*, Vocalis, argutus. hund a *κυνίδιον*, Catellus. hora a *κόρυζα*, Gravedo, pituita. Goth. hliftus [1]) a *κλέπτης*, Fur. hramjan a *κρεμᾶν*, Crucifigere. etc." [2]) Man sieht, hier ist ein Stück von den Analogien des Lautwandels gefunden, welche die Grundlage von Grimm's Gesetz der Lautverschiebung bilden. So ehrenvoll aber auch solche Blicke für den Scharfsinn und richtigen Takt des Junius sind, so würde man sich doch irren, wenn man glaubte, die Etymologie desselben werde bereits durch derartige gesunde Grundsätze beherrscht. Im Ganzen steht sie vielmehr, wie die seiner Zeitgenossen, auf dem Standpunkt des willkürlichen Rathens. Aus unzähligen Beispielen greife ich das Wort Hahn heraus, das Junius von dem griechischen *ἄνα* ableitet, wobei er die Wahl läßt, ob man *ἄνα* als Vocativ von *ἄναξ* oder als Apokope von *ἀνάστα* (surge) nehmen will [3]).

---

1) Durch einen Druckfehler steht haiftus. — 2) Vgl. auch das Gothicum glossarium des Junius, Dordrecht 1665, p. 182. 190. 201. 236. — 3) S. den betreffenden Artikel im Glossarium Gothicum und im Etymo-

Solche Proben, die keineswegs nur vereinzelte Mißgriffe sind, beweisen uns, daß auch die Etymologie des Junius noch sehr in den Anfängen stand. Aber gerade darin zeigt sich Junius als wahrhaft großer Forscher, daß er trotz der eminenten Ueberlegenheit, die er in seinem Fache über alle seine Zeitgenossen besaß, sehr wohl weiß, daß seine Arbeiten nur Anfänge und Versuche sind. An mehr als einer Stelle seiner Schriften spricht er Dies mit liebenswürdiger Bescheidenheit aus. So schließt er in seinem Etymologicum Anglicanum den für seine Zeit trefflichen Artikel Ambassadour mit den Worten: Caeterum in hac mea qualicunque conjectura quemadmodum et in reliquis id genus conatibus, non est quod quemquam praejudicio meo velim adstringi, quum libera hominum judicia mihi magis exspectanda, immo expetenda esse videantur.

Fassen wir zum Schluß noch einmal zusammen, worin die epochemachende Bedeutung des Franciscus Junius für die Entwicklung der germanischen Sprachstudien bestand. Es war nicht nur die überlegene Gelehrsamkeit in den einzelnen altgermanischen Sprachen, die dem Junius diese Bedeutung gab, sondern es war noch mehr der Umstand, daß er zuerst die verschiedenen Zweige der germanischen Studien, die bis dahin nach den einzelnen Ländern getrennt getrieben worden waren, in sich vereinigte. Er selbst hat von dieser seiner Stellung ein klares Bewußtsein. In der Widmung seiner Observationen zum Willeram spricht er sich darüber aus. Gelehrte Männer in Skandinavien hätten sich um das Nordische, Engländer um das Angelsächsische, Deutsche um das Fränkische große Verdienste erworben. Mehrere unter ihnen hätten sehr wohl eingesehen, welche Vortheile eine Vergleichung dieser Sprachen bieten werde. Aber sie hätten es mehr bei dem Wunsch bewenden lassen, daß einmal einer kommen möchte, der jene drei Sprachen in Verbindung brächte, als daß sie selbst Hand an's Werk gelegt hätten. Sein Wille und seine Meinung aber, fügt er

---

logicum Anglicanum des Junius. Das richtige Etymon von Hahn hat sich im lat. canere erhalten. Der Hahn ist ursprünglich der Singer.

bescheiden hinzu, seien immer die gewesen, daß lieber einer von denen, die geschickt dazu seien, dies unternehmen möchte, als er, aber lieber er als gar Niemand [1]). Nichts kam ihm in diesem Streben so zu statten, wie die Entdeckung der gothischen Sprachreste. Schon die kleine Probe bei Bonaventura Vulcanius hatte ihn zu der Ueberzeugung geführt, daß das Gothische eben so weit hinter dem Angelsächsischen zurückliege, wie dies hinter dem ältesten Hochdeutschen. Er glaubte im Gothischen die Quelle der altgermanischen Sprachen zu erkennen; das Gothische aber schien ihm gleichen Ursprungs mit dem Griechischen, da es sich nur durch den Dialekt vom Altgriechischen unterscheide [2]). Aber erst die Wiederauffindung und Herausgabe des Codex argenteus durch Franciscus Junius führte das Gothische wirklich in den Kreis der germanischen Sprachforschung ein, und erst dadurch erhielt dieselbe ihren Zusammenhang und ihre tiefere Grundlage.

2. George Hickes. Das Leben des George Hickes.

Die von Franciscus Junius begonnene Arbeit führte in mehr als einer Beziehung der Engländer George Hickes [3]) weiter. Geboren am 20. Juni 1642 in Yorkshire, bezog George Hickes im Jahr 1659 die Universität Oxford, wo er sich dem Studium der Theologie widmete. Im Jahr 1666 wurde er zum anglicanischen Priester ordiniert. In den Jahren 1673 und 74 bereiste er als Begleiter Sir George Wheeler's Frankreich. Nach England zurückgekehrt erhielt er im Jahr 1676 die Stelle eines Capellans bei dem Herzog von Lauderdale. Im Jahr 1679 machte ihn die Universität Oxford zum Doctor der Theologie, und im Jahr 1683 ernannte ihn König Karl II. zum Dechant von Worcester. Bei

1) Observationes in Willerami Paraphrasin. Bl. 3. — 2) S. die Widmung von Junius Ausgabe der gothischen Evangelien an den Canzler de la Gardie. — 3) Ueber Hickes' Leben s. Chalmers, General biographical Dictionary. Vol. XVII. Lond. 1814. p. 150 fg. — Biogr. Brit. Vol. VII, Suppl.

der Staatsumwälzung des Jahres 1688, welche Jakob dem Zweiten den Thron kostete, hielt Hickes mit einem Theil der anglicanischen Geistlichkeit an dem Recht des vertriebenen Monarchen fest und weigerte sich, König Wilhelm dem Dritten und der Königin Marie den Eid der Treue zu leisten. Er verlor darüber seine geistlichen Pfründen, im Jahr 1689 wurde er suspendiert und im darauf folgenden Jahr abgesetzt. Er ließ sich jedoch dadurch in seiner Gesinnung nicht irre machen. Vielmehr unternahm er im Jahr 1693 eine Reise nach Frankreich, suchte den abgesetzten König Jakob II. in St. Germain auf und brachte dessen Zustimmung zu dem Plan mit, die Succession des anglicanischen Episkopats dadurch zu erhalten, daß man eidweigernde Geistliche zu Bischöfen weihte. Hickes selbst wurde zum Suffragan-Bischof von Thetford geweiht und übernahm so eine Rolle bei dem unglücklichen Versuch, der großen Masse der anglicanischen Kirche, die sich den neuen Staatszuständen fügte, eine vermeintlich allein berechtigte Kirche gegenüberzustellen. Hickes betheiligte sich an diesen kirchlichen Kämpfen mit dem Eifer des entschiedensten Parteimanns. Aber so beschränkt uns sein starres Festhalten an einer verkommenen Dynastie erscheinen mag, er handelte nicht aus unlauteren Beweggründen, sondern aus Ueberzeugung [1]).

Wir mußten hier mit einigen Worten dieser kirchlich religiösen Seite von Hickes' Leben gedenken, theils weil sie mit seinen angelsächsischen Studien nicht außer Zusammenhang steht, theils weil sie uns erklärt, durch welche ihm selbst höher stehende Beschäftigungen Hickes verhindert wurde, seinen Leistungen auf altgermanischem Gebiet eine größere Vollendung zu geben. Einerseits nämlich ist es auch bei Hickes noch das Bestreben, in die Zustände der alten angelsächsischen Kirche einzudringen, was ihm das Studium der angelsächsischen Sprache und Literatur besonders werthvoll macht, und andrerseits kann er sich seinem Lieblingsstudium doch nur mit

1) Vgl. Macaulay, The History of England, Vol. V., Leipzig 1855, p. 124.

großen Unterbrechungen widmen, da die theologische Parteischriftstellerei einen bedeutenden Theil seiner Zeit und seiner Kräfte in Anspruch nimmt. Seiner Neigung zum Studium der altgermanischen Sprachen boten die Verhältnisse von früh an reiche Gelegenheit. Seine jüngeren Jahre fallen zusammen mit den letzten fünfunddreißig Lebensjahren des Franciscus Junius, und wir haben gesehen, in wie naher Beziehung dieser ausgezeichnete Gelehrte zur Universität Oxford stand, auf welcher Hickes seine Studien machte. Seinem Beispiel eifert Hickes vor allen nach. Die Art, wie Junius das Studium sämmtlicher altgermanischen Sprachen mit einander verband, dient ihm zum Vorbild. Thomas Mareschall, der gelehrte Freund und Mitarbeiter des Junius, stand nicht nur durch seine altgermanischen Studien, sondern auch durch seine kirchlich politische Gesinnung in naher Beziehung zu Hickes. Den letzten Theil seines Lebens verbrachte Hickes zu London. Hier ist er am 15. December 1715 nach mehrjährigen schweren Leiden gestorben.

Die Leistungen des George Hickes.

Die Leistungen des George Hickes sind niedergelegt in zwei Werken. Das erste derselben sind die Institutiones grammaticae Anglo-Saxonicae et Moeso-gothicae. Auctore Georgio Hickesio, Ecclesiae Anglicanae Presbytero. — Oxoniae, e Theatro Sheldoniano, 1689. Typis Junianis. Das zweite ist der große Linguarum Vett. Septentrionalium Thesaurus grammatico-criticus et archaeologicus. Auctore Georgio Hickesio. Oxoniae. E Theatro Sheldoniano; An. Dom. 1705. Die Bändezahl des Werks läßt sich eigentlich nicht bezeichnen. Das Werk besteht nämlich aus einer Anzahl von Abhandlungen mit immer von neuem beginnender Paginierung und findet sich deshalb bald in zwei, bald in drei Bände gebunden. Den Anfang macht eine Dedication an den Prinzen Georg von Dänemark, den Gemahl der Königin Anna von Großbritannien. Darauf folgt eine ausführliche Praefatio des ganzen Werks, worin der Verfasser über sein Unternehmen Rechenschaft gibt. Die dann folgende

Pars prima des Thesaurus mit besonderem Titel und der Jahrzahl 1703 bilden die Institutiones Grammaticae Anglo-Saxonicae et Moeso-Gothicae von Hickes. Die Pars secunda, mit besonderem Titel und der Jahrzahl 1703, sind die Institutiones Grammaticae Franco-Theotiscae von Hickes. Die Pars tertia, ebenfalls 1703, bilden die Grammaticae Islandicae Rudimenta per Runolphum Jonam Islandum, cum Georgii Hickesii additamentis aucta et illustrata. Dann folgt, mit der Jahrzahl 1703, Georgii Hickesii de antiquae litteraturae septentrionalis utilitate, sive de Linguarum Veterum Septentrionalium Usu Dissertatio epistolaris, ad Bartholomaeum Showere etc. Hierauf: Numismata Anglo-Saxonica et Anglo-Danica breviter illustrata ab Andrea Fountaine, Eq. Aur. et Aedis Christi Oxon. Alumno. 1705. Am Schluß dieser Schrift finden sich die Worte: Voluminis Primi Finis. Auf dies Volumen primum folgt dann: Antiquae Literaturae Septentrionalis Liber Alter. Seu Humphredi Wanleii Librorum Vett. Septentrionalium, qui in Angliae Bibliothecis extant, nec non multorum Vett. Codd. Septentrionalium alibi extantium Catalogus Historico-Criticus, cum totius Thesauri Linguarum Septentrionalium sex Indicibus. 1705. Das ganze Werk ist nicht nur sehr splendid gedruckt, sondern auch mit einer großen Menge von Kupfertafeln ausgestattet, auf denen Proben von Handschriften, Münzen u. s. w. abgebildet werden. Ich mußte den Inhalt des Werkes etwas genauer angeben, weil dadurch zugleich seine Entstehung und seine Beschaffenheit charakterisiert wird. Es ist nicht das Erzeugniß ununterbrochener, streng zusammenhängender Arbeit eines Einzelnen, sondern es sind allmählich entstandene und dann zu Einem Ganzen zusammengeschobene Arbeiten Verschiedener. Und auch die Theile, die von Hickes selbst herrühren, tragen das Gepräge der Mühseligkeiten und Hindernisse, unter denen sie entstanden sind. Hickes nämlich war damals, als er sein großes Lebenswerk: den Thesaurus linguarum veterum septentrionalium, unternahm, nicht mehr der glückliche Inhaber reicher Pfründen, wie früher, sondern, um seiner Eidweigerung willen abgesetzt,

lebte er in sehr bescheidenen Verhältnissen [1]. Er war deshalb bei der kostspieligen Herausgabe seines Werks auf die Unterstützungen und Subscriptionen Anderer angewiesen. Diese wurden ihm zwar in unerwartet reichlicher Weise zu Theil, aber dennoch hatte er viele finanzielle und technische Schwierigkeiten zu überwinden. So verzögerte sich die Vollendung des Werks eine längere Reihe von Jahren. Ein besonderes Glück für Hickes war, daß er in Edward Thwaites und Humphred Wanley tüchtige Mitarbeiter fand. Der Erstere übernahm eine sorgfältige Durchsicht sowohl der Handschrift, als des Druckes und der dazu gehörigen Kupferplatten; und Humphred Wanley bereiste die englischen Bibliotheken, um deren angelsächsische Handschriften in dem Catalogus zu verzeichnen, der als letzter Theil von Hickes' Thesaurus ein heute noch unentbehrliches literarisches Hülfsmittel bildet. Unter den Bestandtheilen die von Hickes selbst herrühren, trug die Dissertatio epistolaris de linguarum veterum septentrionalium usu nicht wenig zur Ausbreitung der angelsächsischen Studien bei, indem sie in eindringlichster Weise und durch zahlreiche Beispiele den Werth darthat, den die Kenntniß der altgermanischen Sprachen, und insbesondere des Angelsächsischen für den Alterthumsforscher, den Juristen und den Theologen hat. Für die Entwicklung der Wissenschaft aber waren die Grammatiken des Gothischen, Angelsächsischen und Altdeutschen, die Hickes schrieb, von besonderer Wichtigkeit.

Hickes ist nämlich der erste, der eine Grammatik altgermanischer Sprachen nicht nur geschrieben, sondern auch veröffentlicht hat. Denn die schon früher (1651) veröffentlichten Grammaticae Islandicae Rudimenta des Isländers Runolphus Jonas sind eine Grammatik des damaligen Isländischen und gehören also nicht hieher [2]. Von der handschriftlichen angelsächsischen Gramatik des Johannes Jocelin hatte sich nur ein doppelter alphabetischer Index

1) Vgl. über das Folgende J. Petheram, Anglo-Saxon Literature in England p. 78 fg. — 2) S. o. S. 104. Ob auch der Schwede Johannes Bureus hier zu nennen ist, vermag ich nicht zu entscheiden. (S. o. S. 105).

erhalten [1]); und Thomas Mareschall, der treffliche Freund und Mitarbeiter des Franciscus Junius, hatte zwar die Absicht, das fünfsprachige Lexikon des Franciscus Junius herauszugeben und ihm eine angelsächsische und gothische Grammatik vorauszuschicken, er hat jedoch seine Absicht nicht zur Ausführung gebracht [2]). Hickes sah sich deshalb, als er im Jahr 1689 seine Institutiones Grammaticae Anglo-Saxonicae herausgab, fast ganz auf seine eigenen Kräfte angewiesen. Nur vereinzelte grammatische Bemerkungen in Somner's Dictionarium und in Mareschall's Observationes de versione Gothica und in versionem Anglo-Saxonicam konnte er benutzen [3]). Einen eigentlichen Vorgänger hatte er nicht [3]). Unter solchen Umständen ist es einerseits von nicht geringem Interesse, zu sehen, wie Hickes seine Sache angreift, und andrerseits wird man die allerdings zahlreichen Mißgriffe billiger beurtheilen. In seiner ersten Arbeit vom Jahr 1689 behandelt Hickes bloß das Gothische und das Angelsächsische und verbindet damit für das Nordische die Rudimenta Grammaticae Islandicae des Runolphus Jonas. Im Thesaurus gibt er dann seine frühere Behandlung des Gothischen und Angelsächsischen mannigfach bereichert, den Runolphus Jonas mit Zusätzen versehen; und diesem allen fügt er Institutiones Grammaticae Franco-Theotiscae bei, das heißt eine Grammatik des Althochdeutschen und Altsächsischen, da Hickes diese beiden Sprachen noch nicht unterscheidet [4]). Wir fassen in unserer Charakteristik diese sämmtlichen grammatischen Arbeiten des Hickes zusammen. Im Anschluß an Junius hält Hickes das Gothische für die Mutter der übrigen germanischen Sprachen. Das Gothische hat nach ihm drei Töchter, nämlich das Angelsächsische, Fränkische (d. i. nach Grimm's Bezeichnung das Althochdeutsche

1) S. Wanley's Catalogus (in Hickes' Thesaurus) p. 101. — 2) Hickes, Institutiones Grammaticae Anglo-Saxonicae etc. Oxon. 1689, Praef. Bl. 1. — Nur einige Blätter grammatischen Inhalts von Mareschall's Hand finden sich auf der Bodley'schen Bibliothek in Oxford. S. Wanley's Catal. p. 102. — 3) Hickes, Institutiones 1689, Praef. Bl. 8. — 4) Vgl. Hickes, Dissertatio epistolaris p. 122.

und Altsächsische) und Cimbrische (d. i. Altnordische). Vom Angelsächsischen stammt dann weiter das Belgische (Niederländische), Friesische, Englische und Schottische; vom Fränkischen das Deutsche; vom Cimbrischen das Isländische, Norwegische, Schwedische und Dänische [1]). Wir wissen jetzt freilich, daß das Gothische nicht die Mutter aller dieser Sprachen ist, auch leiten wir nicht das Niederländische und Friesische vom Angelsächsischen ab; aber trotzdem wird man nicht läugnen, daß Hickes auf den Schultern des Junius schon eine ziemlich richtige Eintheilung der germanischen Sprachzweige gibt. Seltsamer Weise aber wird er später an der richtigen Ansicht, daß wir im Codex argenteus das Werk des Gothen Ulfilas besitzen, wieder irre und möchte lieber „Teutonem aliquem Ulphilae sive aequalem, sive illo forsan superiorem" als dessen Verfasser annehmen [2]). In Bezug auf sein Quellenmaterial ist Hickes natürlich am besten versehen für das Angelsächsische. Für das Gothische steht ihm die Ausgabe des Codex argenteus von Franciscus Junius mit dessen und Mareschall's Bemerkungen und des Ersteren Glossarium Gothicum zu Gebote. Unrichtige Lesungen des Junius führen ihn öfters irre. Er macht zwar den Versuch, mit Hülfe seiner grammatischen Einsicht den gothischen Text des Junius zu berichtigen, und bisweilen gelingt ihm dies auch, aber oft ist das, was er an die Stelle des Junius'schen Textes setzen will, grammatisch fehlerhaft [3]). Für das „Fränkisch Deutsche" stehen ihm die bis dahin gedruckten althochdeutschen Texte und die in Oxford aufbewahrten Papiere des Franciscus Junius zu Gebote. Er hebt unter seinen Quellen [4]) den Willeram, den Otfrid und Tatian's Evangelienharmonie hervor und außerdem den Codex Cottonianus des Heliand.

1) Hickes, Institutiones, 1689, Praef. Bl. 8. — 2) Hickes, Thesaur. pars I, Oxon. 1703, Widmung an Patinten Bl. 5b. — 3) Hickes, Gramm. Anglo-Sax. et Moeso-Goth. im Thesaurus p. 81. Oefters aber helfen dem Hickes seine grammatischen Kenntnisse zu richtigen Verbesserungen. So wenn er Luc. 10, 1 statt antharana des Junius liest antharans, oder Luc. 9, 48 (statt in allan) in allaim, u. s. f. — 4) Hickes, Dissert. epistol. (im Thesaur.) p. 122.

Unter den verschiedenen Theilen der Grammatik behandelt Hickes die Lehre von den Flexionen mit besonderer Ausführlichkeit, während er die übrigen Gegenstände nur kurz abthut. Erinnern wir uns, wie es noch wenige Jahre vor Hickes, z. B. bei Schottelius, mit der Grammatik der altgermanischen Sprachen stand, so werden wir schon darin einen bedeutenden Fortschritt erblicken, daß Hickes erkannte, daß die altgermanischen Sprachen bestimmte, in ihren Bedeutungen unterschiedene Flexionen haben. „Die Nomina", sagt er, „haben bei den Angelsachsen verschiedene Casus, wie im Griechischen und Lateinischen [1]". Auch ist ein großer Theil dessen, was er nun über die Flexionen der Declination und der Conjugation zusammenstellt, richtig; und man kann sich denken, welche bedeutende Hülfe dadurch dem Studium der altgermanischen Sprachen geboten wurde, wenn man sich erinnert, daß man bis dahin noch gar kein derartiges grammatisches Hülfsmittel besessen hatte. Fragt man aber einerseits nach der Auffassung des ganzen Sprachbaus und andrerseits nach der Richtigkeit im Einzelnen, so kann man nicht läugnen, daß bei aller achtungswerthen Gelehrsamkeit des Hickes doch dieser erste Versuch noch ziemlich unvollkommen ausgefallen ist. Was uns aber am meisten wundernimmt, ist folgender Umstand. Hickes zeigt sich überall auf das lebhafteste ergriffen von der ihm entgegentretenden Aehnlichkeit der verschiedenen altgermanischen Sprachen. „Wenn jemand", sagt er, „die nahe Verwandtschaft, die zwischen dem Angelsächsischen und Mösogothischen stattfindet, bedenkt, so kann es ihm nicht zweifelhaft sein, daß wie in jener, so auch in dieser Sprache die Substantiva durch sechs Casus und in verschiedenen Flexionen abgebeugt werden [2]." Aber nichts destoweniger kommt es Hickes nicht in den Sinn, die Declinationen und Conjugationen des Gothischen, Angelsächsischen, Althochdeutschen und Altnordischen als ein zusammengehöriges Ganzes zu fassen und sie demgemäß in den verschiedenen Sprachen gleichmäßig zu behandeln. Vielmehr geht er in jeder seiner Gramma-

1) Hickes, Gramm. Anglo-Saxon. etc. im Thesaurus p. 10. — 2) Hickes, Gramm. Anglo-Sax. etc. im Thesaur. p. 11.

tiken seinen besonderen Weg[1]). Ja das Seltsamste ist, daß Hickes in einem besonderen Kapitel seiner angelsächsischen und mösogothischen Grammatik einen Anlauf nimmt zu einer im Einzelnen durchgeführten Vergleichung der von ihm behandelten altgermanischen Sprachen, und daß er sich dann doch begnügt, die Aehnlichkeit an einer mäßigen Anzahl einzelner Fälle nachzuweisen, im Uebrigen aber die ganz auseinandergehende Auffassung in seinen verschiedenen Grammatiken beim Alten läßt. Und zwar ist ihm diese Aehnlichkeit schon damals aufgefallen, als er seine im Jahr 1689 herausgegebenen Institutiones grammaticae Anglo-Saxonicae et Moeso-gothicae verfaßte. Dort trägt das Schlußkapitel die Ueberschrift: „Caput XVIII. In quo, institutis quibusdam parallelismis, lingua Anglosaxonica et Moeso-Gothica cum Islandica, sive Scandia-Gothica conferuntur" [2]), und der Verfasser erzählt uns dann, daß er hier am Schluß, eben im Begriff sein Werk zu enden, zu seiner Freude die isländische Grammatik des Runolphus Jonas erhalten habe. Er habe sie mit Begierde durchgelesen und viele köstliche Aehnlichkeiten des Angelsächsischen und Möso-Gothischen mit dem Cimbro-Gothischen gefunden, und er könne nicht umhin, dieselben seinen Lesern schließlich noch vor Augen zu legen. — Jedermann wird erwarten, daß diese Entdeckung den durchgreifendsten Einfluß auf die vierzehn Jahre später (1703) erschienenen Grammatiken des Hickes gehabt haben werde. Aber darin sehen wir uns getäuscht. Vielmehr finden wir dies ganze Kapitel mit seinem vor vierzehn Jahren zutreffenden Eingang in der angelsächsischen Grammatik des Thesaurus[3]) wieder abgedruckt. Wenn nun auch im Ganzen und im Einzelnen[4]) Vieles auszusetzen ist an dem Werk des Hickes, so

1) Vgl. z. B. die Declinationen des Angelsächsischen in Hickes' Gramm. Anglo-Sax. etc. (Thesaur. p. 10 fg.) mit denen des Gothischen (ebend. p. 14 fg.), denen des Althochdeutschen (Gramm. Franco-Theotisca, im Thesaur., p. 14 fg.) und denen des Isländischen (Runolph. Jonas, im Thesaur. p. 9 fg.). — 2) Hickes, Institutiones etc., Oxon 1689, p. 104. — 3) p. 82. — 4) So gibt Hickes z. B. in seiner Aufstellung der gothischen Declinationen (Gramm. Anglo-Saxon. etc. im Thesaur.

nimmt dasselbe doch eine sehr bedeutende Stelle in der Geschichte der germanischen Philologie ein. Es hat nicht nur in England dem Studium des Angelsächsischen einen neuen Antrieb gegeben, sondern den, wenn auch noch mangelhaften Anfang zur grammatischen Behandlung der altgermanischen Sprachen gemacht; und was eine Hauptsache war, es theilte eine Menge von Sprachproben mit, die für langehin den Forschern aller germanischen Länder ein werthvolles Material boten. Um nur Einiges anzuführen, so finden wir hier außer vielen angelsächsischen Stücken mehrere von den in's Althochdeutsche übersetzten Hymnen aus der Abschrift des Junius zuerst veröffentlicht [1]) und desgleichen die ersten Mittheilungen aus dem altsächsischen Heliand [2]).

Wir haben etwas ausführlicher über Hickes berichtet, weil seine Arbeiten für lange Zeit zu den hauptsächlichsten Grundlagen der germanischen Studien gehören. In Bezug auf seine Zeitgenossen und nächsten Nachfolger müssen wir uns mit einigen gedrängten Angaben begnügen. Das Studium des Angelsächsischen nahm gegen Ende des 17. und in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts in England einen sehr erfreulichen Aufschwung, und insbesondere wurde dasselbe zu Oxford mit Eifer betrieben. So wurde in jener Zeit einerseits der angelsächsische Quellenvorrath durch erste oder verbesserte Ausgaben angelsächsischer Schriften wesentlich vermehrt, andrerseits das Studium durch neue Hülfsmittel gefördert. In ersterer Beziehung erwähnen wir nur die Heraus-

p. 14 fg.) himinans als Nomin. Plur. von himins (statt himinôs); managai als Nomin. Plur. von managei (statt manageins), u. dgl. m. Daß ihm der Grundbau der germanischen Sprachen verborgen blieb, ersieht man schon daraus, daß er jede derselben anders behandelt. Daß es ihm aber nicht an grammatischem Sinn gebrach, zeigt z. B. seine Darstellung des hochdeutschen Verbums (Gramm. Francotheot. im Thesaur. p. 71) trotz all ihrer Mängel. Ja in der Gramm. Anglo-Saxon. (im Thesaur. p. 40) erkennt er vitan (scire) als ein »praeteritum, quod praesentis significationem habet«, aber freilich als das »unicum«, und wenige Zeilen vorher widerspricht er sich selbst. — 1) Hickes, Gramm. Franco-Theotisca im Thesaur. p. 64. 100. 110. — 2) Ebend. p. 101—105.

gabe des angelsächsischen Heptateuchus nebst Hiob und dem Fragment der Judith durch Edward Thwaites (Oxford 1698) und des angelsächsischen Boethius durch Christoph Rawlinson (Oxford 1698), so wie die neuen verbesserten Ausgaben der angelsächsischen Gesetze durch David Wilkins (London 1721) und des angelsächsischen Beda durch Joh. Smith (Cambridge 1722). Unter den neuen Hülfsmitteln zum Studium der altgermanischen Sprachen aber nennen wir Thomas Benson's Vocabularium Anglo-Saxonicum (London 1701) und Stephan Skinner's Etymologicon Linguae Anglicanae (London 1671).

3. Lambert ten Kate.

Unter den Gründern der germanischen Sprachforschung ist neben Franciscus Junius und George Hickes als dritter zu nennen der scharfsinnige holländische Gelehrte Lambert ten Kate. Er wurde geboren zu Amsterdam den 23. Januar 1674. Schon in früher Jugend fühlte er sich zum Studium seiner Muttersprache hingezogen. Er beschränkte sich aber nicht auf deren Kreis, sondern erlernte außer dem Lateinischen und Griechischen auch das Englische, Französische und Italienische. Neben der Sprachforschung hegte er eine warme Liebe zu den bildenden Künsten. Er stand mit den Malern seines Vaterlands, insbesondere mit Jan van Huisum, dem berühmtem Blumen- und Früchtemaler, in nahem Verkehr und erwarb sich einen geachteten Namen als Kunstkenner. Sein Leben floß ohne besondere Ereignisse ruhig dahin. Er blieb unverheirathet und lebte nach seines Vaters Tod mit seiner Mutter in Amsterdam. Unterrichtsstunden, die er in den angesehensten Häusern im Schreiben, Rechnen, Buchhalten und besonders in Geometrie und Algebra gab, sicherten ihm nicht nur den nöthigen Lebensunterhalt, sondern verschafften ihm auch die Mittel, sich eine ansehnliche Sammlung von Büchern und Kunstwerken zu erwerben. Er starb zu Amsterdam den 14. December 1731.

Unter Ten Kate's Schriften finden sich außer den linguistischen auch einige religiöse; und eine ästhetische über das ideale Schöne der Maler, Bildhauer und Dichter ist in französischer Uebersetzung

dem Traité de la Peinture et de la Sculpture von Richardson, Amsterdam 1728, vorausgeschickt. Als Sprachforscher gab er zuerst ohne Nennung seines Namens eine Schrift heraus: Gemeenschap tussen de Gottische Spraeke en de Nederduytsche, Amsterdam 1710 (Verwandtschaft der gothischen und niederländischen Sprache) 1). Ihr ließ er dreizehn Jahre später sein großes Hauptwerk folgen: Aenleiding tot de Kennisse van het verhevene Deel der Nederduitsche Sprake. 2 Bände, Amsterdam 1723. (Anleitung zur Kenntniß des höheren 2) Theils der niederländischen Sprache). Außer seinen gedruckten Werken hinterließ Ten Kate vier geschriebene Foliobände unedierter Schriften, die sich auf der Schulbibliothek zu Amsterdam befinden. Darunter Verhandeling over de klankkunde in twee deelen 3) (Abhandlung über die Lautlehre in zwei Theilen).

Ten Kate's Leistungen ruhen auf der Herausgabe der gothischen Sprachquellen durch Franciscus Junius. Man ist ihm ewigen Dank schuldig, sagt Ten Kate, dafür, daß er diesen ältesten Ueberrest des Theutonischen Sprachstamms herausgegeben hat 4). Darüber aber, sagt er an einer anderen Stelle, darf man sich nicht wundern, daß dieser hochgelehrte Mann, der das gothische Evangelium erst in seinem Greisenalter fand und auf sein Glossarium keine geringe Arbeit verwendet hat, keine Zeit mehr hatte, um auch die gothische Grammatik zu erforschen 5). Die Untersuchung des gothischen Sprachbaues und seines Verhältnisses zu dem der übrigen germanischen Sprachen war es nun vor allem, was Ten Kate

1) Ueber Lambert ten Kate's Leben und Schriften s. den betreffenden Artikel in A. J. van der Aa, K. J. R. van Harderwijk en Dr. G. D. J. Schotel Biographisch Woordenboek der Nederlanden, Tiende Deel, Haarlem 1862, p. 71 sq. — 2) Was Ten Kate unter verhevene Deel versteht, darüber gibt er in der Vorrede zum Ersten Theil seines Werkes Bl. 10 Auskunft. Vgl. auch Thl. I, S. 2 und 334. — 3) S. den oben erwähnten Artikel in van der Aa, Woordenboek p. 76. — 4) Aenleiding I, S. 56. Vgl. S. 358. 546. — 5) Gemeenschap tussen de Gottische Spraeke etc. S. 12.

sich zur Aufgabe setzte. Als er eben seine gothische Grammatik in der Handschrift vollendet hatte, kam ihm der Thesaurus linguarum veterum septentrionalium von Hickes zur Hand. Er freute sich des tüchtigen Mitarbeiters, fand aber doch, daß seine eigenen Ergebnisse so bedeutend von denen des Hickes abwichen, daß er sich über seine aufgewandte Mühe nicht zu beklagen habe [1]). Er gab deshalb zuerst die oben genannte kleine Schrift über die Verwandtschaft der gothischen und niederländischen Sprache heraus, worin er zugleich so manche grammatische Mißgriffe des Junius berichtigte [2]) und seine eigene gothische Grammatik aufstellte. Er vermeidet darin mehrere Fehler des Hickes [3]); was ihn aber am meisten vor Hickes auszeichnet, ist, daß er mit dem Nachweis der Gemeinsamkeit des grammatischen Baues bei allen germanischen Sprachen wirklich Ernst macht, und hier führt ihn seine Forschung auf eins der folgenreichsten Ergebnisse, nämlich darauf, daß die bis dahin für unregelmäßig gehaltenen Verba gleichfalls regelmäßigen Wandlungen des Stammvocals folgen und zwar bei allen germanischen Sprachen, nach bestimmten Gesetzen der etymologischen Lautvertretung, denselben Vocalwandlungen. Diese Entdeckung, die er schon in seinem ersten kleineren Werk (1710) mittheilt, führt er dann in seinem Hauptwerk, der Aenleiding, (1723) mit großem Scharfsinn und für seine Zeit sehr achtungswerther Belesenheit weiter aus. Die ersten Anfänge, auch die starken Verba in gewisse Gruppen zu sondern, finden wir zwar schon im 16. Jahrhundert [4]), und Hickes faßt sie bereits als „Conjugatio secunda" zusammen

---

1) Ebend. S. 12 fg. — 2) So führt z. B. Junius in seinem Gothicum Glossarium (1665, p. 236) auf: „litha, artus, membra." Ten Kate (Gemeenschap S. 33) gibt richtig: „Lithus, masc. artus." Anderes s. u. — 3) Dem unrichtigen Nominat. Plur. himinans bei Hickes (Thes., Gramm. anglo-sax. et moeso-goth. p. 11) gegenüber gibt Ten Kate (Gemeenschap S. 50) das richtige dagos. Statt des unrichtigen Nominat. Sing. fan bei Hickes (a. a. O. S. 15) hat Ten Kate (S. 50) richtig atta und unter den Beispielen zu dieser Declination „franja, Herr." — 4) S. o. S. 66.

gegenüber den schwachen, die er als Conjugatio prima bezeichnet [1]). Aber von diesem ersten Auftauchen einer richtigeren Einsicht bis zu der Erkenntniß, daß die starken Verba den identischen Grundbau aller germanischen Sprachen bilden, ist noch ein weiter Schritt, und diesen Schritt hat Ten Kate gethan. Die Durchführung dieser Entdeckung bildet den wichtigsten Theil seiner Aenleiding, deren erster Band in vierzehn Gesprächen die Hauptfragen der niederländischen Grammatik behandelt und darauf in einem besonderen Abschnitt die Regelmäßigkeit und Ordnung der germanischen Verba darlegt, während der zweite auf Grundlage der ablautenden Verba zwei umfangreiche Proben eines wissenschaftlich geregelten Etymologicums der germanischen Sprachen gibt. Der Raum verbietet uns, hier in eine nähere Darstellung der Art einzugehen, wie Ten Kate die starken Verba in Klassen ordnet: die Hauptsache ist, daß es ihm trotz so mancher Mißgriffe gelingt, die Uebereinstimmung der Ablaute in allen germanischen Sprachen darzuthun. Er ist durchdrungen von der Wichtigkeit dieser Entdeckung. Schon in seiner ersten Schrift hat er sie angebahnt, in der Aenleiding führt er sie in gesonderten Abschnitten durch [2], für das Niederländische, das Gothische, das „Frank-Deutsche“ (Althochdeutsche), Angelsächsische, Hochdeutsche (Neuhochdeutsche), und, was ihm am meisten Freude macht [3]), auch für das Isländische. Von dieser Erkenntniß aus, deren Aufspürung er den besten Theil seines Lebens widmet, gelangt Ten Kate zu gesunderen Ansichten über den Bau der germanischen Sprachen und über die Erfordernisse einer wissenschaftlichen Etymologie, als sie irgendeiner der germanistischen Sprachforscher bis dahin besessen hatte. Die ablautenden Verba bilden ihm die Grundlage einer geregelten Wortableitung, die bis jetzt noch gefehlt hatte [4]). Er erkennt, daß wir, wenn wir nicht in

1) Hickes, Thes. I, Grammatica anglo-saxon. etc. p. 55. 56. — Thes. II, Grammatica franco-theotisca p. 71. Vgl. darüber Ten Kate, Aenleiding Thl. I, S. 541. — 2) Ten Kate, Aenleiding I, p. 541—596. — 3) Ebend. I, S. 541. Vgl. I, S. 676. I, S. 21. — 4) Aenleiding, I, Voorreden (unpaginiert) Bl. 8.

Bezug auf den Vocalwechsel und dessen mundartliche Verschiedenheit in willkürliche Verirrungen gerathen wollen, den ablautenden Verbis von Glied zu Glied nachgehen müssen: denn wir dürfen durchaus nicht von der einen Klasse derselben auf die andere hinüber schließen [1]). Solche Mißgriffe, wie sie selbst einem Franciscus Junius noch begegnet waren, wenn er das gothische gataihun (narraverunt), gateihith (renunciate) unter gatiuhan aufführt [2]), waren fortan unmöglich [3]). Die Etymologie muß überhaupt aufhören, ein bloßes willkürliches Rathen zu sein [4]). Denn dies ist nichts als eine Zeitvergeudung, die sich für Menschen von Urtheil nicht geziemt [5]). „Ich binde mich in meinen Ableitungen," sagt Ten Kate, „an ein so strenges Gesetz, daß ich keinen einzigen Buchstaben zu verändern, zu versetzen, noch hinzu oder hinwegzuthun suche, außer in Kraft einer durchgeführten Ordnung oder Regel" [6]). Demgemäß gibt er bereits eine Uebersicht, welche Vocale im Isländischen, Altdeutschen, Angelsächsischen und Niederländischen den einzelnen gothischen Vocalen etymologisch entsprechen [7]), und eine ähnliche Vergleichung stellt er zwischen den Consonanten an [8]). Auch sonst ist er in der Methode seines Etymologisierens auf dem richtigen Weg. „Ueberall," sagt er, „sollen wir, um mehr Licht und Sicherheit zu erhalten, mit dem Alterthum und den verwandten Sprachen zu Rathe gehen, um die Wörter um so näher an ihrem Ursprung und in ihrer einfacheren und durch die Zeit am wenigsten in Verfall gerathenen Gestalt zu betrachten" [9]). Auch auf die physiologische Natur der Laute richtet Ten Kate sein Augenmerk [10]).

---

1) Ebend. II, S. 35. — 2) Goth. Glossarium 1665, p. 125. — 3) S. Ten Kate, Gemeenschap 1710, S. 13. — 4) Aenleiding I, Voorreden, Bl. 12. Vgl. II, S. 3. — 5) Ebend. II, S. 4. — 6) »dan uit kragte van een' streekhoudende (eigentl.: strichhaltende) Rooi of Regel.« Aenleiding I, S. 175. Vgl. II, S. 6 fg. II, S. 20. — 7) Aenleiding I, S. 165. II, S. 19. — 8) Ebend. II, S. 19. — 9) Aenleiding II, S. 7. Vgl. I, S. 2. — 10) Ebend. I, S. 111 fg. Ten Kate kennt die »Grammatica van den Wijdvermaerden Wiskonstenaer Wallis,« Aenleiding I, S. 630.

und andererseits spürt er den Wegen nach, welche die Umwandlungen der Bedeutungen eingeschlagen haben [1]). Insbesondere aber fesselt ihn die Untersuchung, wie das Genus der Wörter entstanden und bisweilen verändert worden sei [2]). Und das Alles mit eben so feinem, als nüchternem Sinn. Denn überall „sucht er seine Grundregel fest im Auge zu behalten, daß man die Gesetze der Sprache finden und nicht machen muß“ [3]). In der Anwendung seiner Grundsätze, die er im zweiten Bande seines großen Werkes gibt, legt er die ablautenden Verba zu Grunde, und zwar stellt er in der ersten Probe der geregelten Ableitung die „ungleichfließenden Thatwörter,“ die im Holländischen noch vorhanden sind, und die von ihnen abgeleiteten Wörter zusammen, in der zweiten aber die im Holländischen zwar verlorenen, jedoch aus den verwandten Sprachen hergestellten [4]). Er findet die Zahl der letzteren nur wenig geringer, als die im Holländischen erhaltenen [5]). Er will zwar kein vollständiges etymologisches Wörterbuch geben, sondern nur eine Probe [6]). Aber zu dieser Probe wählt er den für die Etymologie wichtigsten Theil der Sprache. Denn die ungleichfließenden Verba sind die allerältesten Erstlinge des altdeutschen Stammbaums und die höchste Spitze der Ableitung [7]). Sie haben dem Verfasser das vorzüglichste Licht für die Etymologie gegeben [8]). Sie sind echte primitive Wurzelstämme. [9]).

Ich bedauere, daß ich hier nicht ausführlicher in das Einzelne eingehen darf; ich würde sonst eine große Anzahl feiner Beobachtungen Ten Kate's aus allen Theilen seines Werkes beibringen können. Aber das Gesagte wird hinreichen, um zu zeigen, daß Ten Kate in mehr als einer Hinsicht Bahnen eingeschlagen hat, die denen unseres großen Meisters Jacob Grimm nahe verwandt waren. Daß er noch weit entfernt von den Zielen blieb, die dann

---

1) Ebend. II, S. 25 fg. — 2) Ebend. I, S. 396 fg. — 3) Aenleiding I, S. 365. Vgl. I, Voorreden Bl. 13. Dann auch I, S. 13. 14. 398. — 4) Ebend. II, S. 31. — 5) Ebend. II, S. 581 fg. — 6) Ebend. II, S. 5. — 7) Ebend. II, S. 13. — 8) Ebend. I, 546. — 9) Ebend. II, S. 16.

hundert Jahre nach ihm Jacob Grimm erreicht hat, liegt in der Natur der Sache. Abgesehen von allem Uebrigen würde schon die Dürftigkeit seiner Hülfsmittel 1) ihm deren Erreichung unmöglich gemacht haben. Wie groß aber auch sonst noch der Abstand Ten Kate's von der Sprachforschung unseres Jahrhunderts war, davon wird uns die Anführung eines einzigen Umstandes überzeugen.

1) Ich will hier die hauptsächlichsten Hülfsmittel des Ten Kate, die uns den Umfang seiner Studien bezeichnen, namhaft machen. Für das Niederländische rühmt er Kiliaen's Etymologicum von 1599, Aenleiding I, 161. 17, Moonen's Nederd. Spraekkonst eb. S. 400. Hoogstraten's Aenmerkingen over de Geslagten 1710 und manches Andere. Von älteren Niederländern führt er besonders an Melis Stoke I, 41. 58. 356. 572, und die altholländische Bibel, Delft 1477 (I, 58). Für das Neuhochdeutsche nennt er Schottelius als einen berühmten Grammatiker I, 359, er benutzt aber an den wichtigsten Stellen seines Werkes nur dessen Gründliche Anweisung zur Rechtschreibung, Braunschweig 1676, zijnde een kort Uittreksel van Schottelii Opus de lingua Germanica I, 547. Vgl. I. 653. Ferner Bödiker's Grundsätze der deutschen Sprache, Berlin 1701, Aenl. I, 547. 653. Er bemerkt dessen Unterschiede von Schottelius I, 663. 672. Endlich das Dictionarium regium Francs. 1709. I, 400. Für das Althochdeutsche benutzt er den Tatian von Palthen 1706 (I. 33. Vgl. 546) und den daran gefügten Isidor (I, 57), den Willeram (I, 33. 171. 500), den Otfrid (I, 57), Eccard. Catech. Theot. 1713 (I, 330. 372. 395). Für die spätere hochdeutsche Sprache nennt er Opitzens Ausgabe des Annoliedes 1639 (I, 57) und Goldast's Paraenetici veteres (I, 327. II, 29). Daß ihm für das Angelsächsische Hickes' Thesaurus zu Gebote stand, ist oben bemerkt. Er bezieht sich außerdem auf das Evang. Anglos. in Junius Ev. Goth. (I, 57. 165. 546. 632), auf Benson's Vocab. Ags. (I. 171. 546), auf Thwaites' Ausgabe des ags. Heptateuchus 1698 (I, 546. 632) und weiß, daß eine große Anzahl ags. Handschriften in den englischen Bibliotheken liegt (I, 652). Für das Isländische benutzt er vor allem die Grammatik des Runolphus Jonas (I, 171. 362. 376. 400. 547), Olai Wormii Liter. Danica (I, 51), aus der er die Ragnars drápa mittheilt (I, 79) und erwähnt die »Edda Islandorum« (I, 398). Sein Verhältniß zu der Herausgabe des Ulfilas durch Junius ist oben erörtert. Für das Friesische nennt er Japix und Andere (I, 50. 358).

Bei der Untersuchung der gothischen Verba entgeht ihm natürlich nicht, daß die Gothen Verba besitzen, die ihr Praeteritum durch Reduplication bilden. Diese Beugung, meint er, sei ganz verschieden von allen anderen deutschen und kimbrischen (d. i. nordischen) Zweigen. Und wie erklärt er sich nun diese Erscheinung? Als die Gothen in Moesien wohnten, hätten sie diese reduplicierten Praeterita von den benachbarten Griechen, mit denen sie umgiengen, angenommen [1]). Und eben daher komme es, daß die Gothen vielen Substantiven und dem Masculinum des Adjectivs ein s anfügen nach der Weise der griechischen Endung ος [2]).

2. Die germanische Philologie bei den skandinavischen Völkern vom Jahr 1665 bis zum Jahr 1748.

Nicht Weniges von dem, was die skandinavischen Gelehrten bereits in der vorigen Periode erarbeitet hatten, trat erst in der folgenden in die Oeffentlichkeit. Wenn aber auch jenen tüchtigen Männern, die ihre Leistungen zunächst nur handschriftlich hinterlassen hatten, ihr Verdienst nicht geschmälert werden darf, so ist doch andrerseits nicht zu verkennen, daß auch jene Leistungen erst durch ihre Veröffentlichung in den ganzen Gang der Wissenschaft bedeutender eingreifen. Diese Betrachtungen drängen sich uns auf bei einem in unsrer Wissenschaft epochemachenden Ereigniß, nämlich bei der ersten Herausgabe der Snorri'schen Edda durch Petrus Resenius. Geboren zu Kopenhagen im Jahr 1625 machte Resenius seine Studien in seiner Vaterstadt, indem er im Jahr 1643 unter dem Rectorat des Ole Worm die dortige Universität bezog. 1647 gieng er nach Leiden, studierte dort vier Jahre lang Philologie, durchreiste dann die Niederlande, Frankreich, Spanien und Italien, warf sich in Padua auf die Jurisprudenz, wurde daselbst 1653 Doctor Juris, kehrte in demselben Jahr nach Kopenhagen zurück und wurde 1657 an der dortigen Universität Professor der Ethik [3]). 1662 wurde er Professor Juris, 1664 zugleich Bürger

1) Aenleiding I. S. 56. Vgl. S. 591 fg. — 2) Ebend. S. 56. — 3) Er. Vindingius, Regia academia Hauniensis, Hauniae 1665, p. 424 sq.

meister. 1680 in den Adelsstand erhoben, starb er als Staatsrath im Jahr 1688 [1]. Wir sprechen hier natürlich nur von den Schriften des Resenius, welche der germanischen Philologie angehören. Unter diesen hat seinem Namen den größten Ruf verschafft seine Ausgabe der jüngeren Edda. In den Schriften der vorangehenden Periode, bei Ole Worm und seinen Genossen, ist öfters schon die Rede von der Edda [2]. Ein kleines Bruchstück der jüngeren Edda theilt schon Ole Worm 1651 in der zweiten Ausgabe seiner Danica Literatura antiquissima mit [3]. Aber erst in demselben Jahr 1665, in welchem auch das Gothische in den Kreis der europäischen Gelehrsamkeit eintrat, wurden bedeutende Theile beider Edden zum erstenmal durch den Druck zugänglich gemacht. In jenem Jahr erschien nämlich zu Kopenhagen: Edda Islandorum an. Chr. MCCXV Islandice conscripta per Snorronem Sturlae Islandiae nomophylacem nunc primum Islandice Danice et Latine ex antiquis codicibus mss. bibliothecae regis et aliorum in lucem prodit opera et studio Petri Johannis Resenii. Aus einer sehr ausführlichen Widmung an König Friedrich III. von Dänemark, in welcher Resenius von der Ethik der verschiedenen Völker handelt, ersehen wir, daß es die Ethik war, die Resenius zum Studium der Edda geführt hat. In der darauf folgenden Vorrede bespricht er dann seine Ausgabe von Snorri's Edda. Der Text selbst enthält 1) die Vorrede der jün-

1) Nyerup og Kraft, Almindeligt Litteraturlexicon. — 2) Vgl. Arngrim. Jonae Crymogaea, Hamburgi 1610. Dazu dessen Brief an Ol. Worm. vom 11. Aug. 1638 in Olai Wormii epist., Hafn. 1751, I, p. 329; und ebend. I, 353 Worm's Brief an Magnus Olafssen vom Jahr 1627, und Olafssen's Briefe an Worm vom 27. Aug. 1627 (I, 354) und 22. Aug. 1629 (I, 358). Darüber, daß die s. g. ältere Edda zuerst von Brynjulfr Sveinsson um 1643 den Titel Edda erhalten hat und dem Saemund zugeschrieben worden ist, vgl. u. A. Munch's Vorrede zu seiner Ausg. der älteren Edda (Christiania 1847) S. V u. Möbius' Catalogus p. 67. — 3) p. 33. (Hávamál 143.) In der ersten Ausg. vom Jahr 1636 steht die Stelle (p. 33) noch nicht.

geren Edda [1]. 2) Gylfi's Täuschung. 3) Bragaraedur. Daran schließen sich unmittelbar eine Anzahl aus Skaldskaparmal entnommener Erzählungen an. Aus den Kenningar wird dann nach einer Aufzählung der Götter mit ihren verschiedenen Namen ein alphabetisch geordnetes Verzeichniß der hauptsächlichsten Gegenstände mit ihren Benennungen gemacht. Dem Grundtext ist die lateinische Uebersetzung hinzugefügt, die der Isländer Magnus Olafsson [2] im Jahr 1629 gemacht hatte, und außerdem, wo sie von dieser abweicht, die des Isländers Stephan Olafsson († 1688 [3]). Und da diese beiden nur die ersten 68 Erzählungen übersetzt hatten, ließ sich Resenius die noch fehlende Zahl von dem Isländer Thormodr Torfason (geb. 1636, † 1719 [4]) übertragen. Außerdem fügte er noch eine dänische Uebersetzung hinzu, die Stephanus Stephanius handschriftlich hinterlassen hatte, und eine Anzahl von Anmerkungen, die theils von Magnus Olafsson, theils von ihm selbst herrühren. Wir sehen aus dem allen, daß der schwierigste Theil des Werkes Anderen, als dem Resenius angehört. Dennoch war es für die Wissenschaft von unermeßlicher Bedeutung, daß Resenius sich der Veröffentlichung des Ganzen unterzog. Aehnlich verhält es sich mit den Stücken der älteren Edda, die Resenius gleichfalls im Jahr 1665 zu Kopenhagen herausgab: der Völuspa, welcher er die lateinische Uebersetzung des Stephan Olafsson und die Anmerkungen ebendesselben und des Gudmund Andreae hinzufügte [5]), und dem Havamal und Runa Capitule. Auch hier war das Wichtigste, daß durch die Ausgabe des Resenius zum erstenmal ganze Stücke jener uralten Götterdichtung der europäischen Gelehrsamkeit zugänglich gemacht wurden. Ein verwandtes Verdienst erwarb sich Resenius dadurch, daß er im Jahr 1683 (zu Kopenhagen) das von Gudmund Andreae verfaßte Lexicon Islandicum herausgab, das erste wirkliche Wörterbuch dieser Sprache. — Das Studium des Altnordischen wurde gegen Ende des

1) Mit einigen vorangeschickten Zusätzen. 2) S. o. S. 103. 3) Nyerup og Kraft, Alm. Litt. 4) Ebend. — 5) S. Resenius Vorrede zu seiner Ausgabe der Snorra Edda.

17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch eine Reihe gelehrter Dänen und Isländer bedeutend gefördert. Unter den Dänen war es vorzüglich die Familie Bartholin, deren begabte Glieder sich der einheimischen Sprache und Alterthümer annahmen. Schon der ältere Thomas Bartholin, der berühmte Mediciner, (geb. 1616, † 1680), widmete seine Mußestunden der Erforschung des skandinavischen Alterthums und pflanzte die Liebe zu diesen Studien seinem Sohne ein. Dieser, der jüngere Thomas Bartholin (Jurist und Historiker, geb. 1659 † 1690), gab 1689 heraus Antiquitatum Danicarum, de causis contemtae a Danis adhuc gentilibus mortis, libri tres, worin er viele Auszüge aus den noch ungedruckten Gedichten der s. g. Saemundischen Edda mittheilte. Wie der ältere Thomas Bartholin, so machten sich zwei seiner Brüder um die vaterländische Sprache und Literatur verdient: der eine, Rasmus Bartholin (geb. 1625, † 1694), durch seine 1657 gehaltene, 1674 gedruckte Rede De studio linguae Danicae; der andere, Albert Bartholin († 1663) durch sein erst (1666) nach seinem Tode erschienenes Buch De scriptis Danorum. Unter den Isländern jenes Zeitraums thaten sich theils durch Herausgabe altnordischer Schriften, theils durch Forschungen auf dem Gebiet der altnordischen Sprache und Literatur besonders hervor Thordhr Thorlacius († 1697), Thormodhr Torfason (Torfaeus), Pal Vidalin († 1727) und Arni Magnusson (Arnas Magnaeus). Der zuletzt Genannte, geb. 1663 in Quenebacke auf Island, wurde 1684 Amanuensis des jüngeren Thomas Bartholin in Kopenhagen, 1721 Universitätsbibliothekar daselbst und starb 1730. Er war nicht nur einer der gelehrtesten Kenner der altnordischen Literatur, wie er namentlich durch sein Leben des Saemundr hinn Frodi [1]) bewies, sondern er erwarb sich überdies ein unvergängliches Verdienst um die altnordischen Studien dadurch, daß er seine Manuscripte der Kopenhagener Universitätsbibliothek zugleich mit einem Capital ver-

1) Erst 1787 im ersten Bande der Kopenhagener Edda gedruckt.

machte, dessen Zinsen einer oder zwei isländische Studierende erhalten sollten, die sich dem Studium des nordischen Alterthums widmeten [1]. Schließlich haben wir noch einen gelehrten dänischen Sprachforscher aus dieser Zeit zu nennen, der seine Thätigkeit insbesondere auch dem ältesten Hochdeutschen zuwandte: Friedrich von Rostgaard. Geboren zu Kraagerup bei Helsingör im Jahr 1671, machte Rostgaard gelehrte Reisen durch einen großen Theil von Europa zur Benutzung der Bibliotheken und Erweiterung seiner ausgebreiteten philologischen Kenntnisse. Er starb als dänischer Conferenzrath im Jahr 1745. Unter seinen mannigfaltigen Schriften gehören in unseren Bereich seine Emendationen zum Otfrid. Während eines längeren Aufenthalts in Rom im J. 1699 verglich er die Heidelberg-Vaticanische Handschrift mit der Basler Ausgabe, merkte die zahlreichen Fehler der letzteren an, versuchte sich auch in eigenen Conjecturen und gab richtige Auskunft über das Verhältniß der Basler Ausgabe zur Vaticanischen Handschrift. Das Ganze schickte er an Schilter zu freier Benutzung [2]. Im Jahr 1720 ließ Eckhart Rostgaard's Emendationen als Anhang zu seiner Ausgabe der Leges Salicae drucken.

Um dieselbe Zeit, in welcher die altnordischen Studien in Dänemark durch die Herausgabe der Snorri'schen Edda einen neuen Aufschwung nahmen, begann auch in Schweden die Liebe zum skandinavischen Alterthum mehr und mehr zu erwachen. Eine Reihe bedeutender Gelehrter: Stjernhjelm, Verelius, Rudbeck, begegnete sich

1) Die Angaben über das Leben der oben genannten Dänen und Isländer sind dem Almindeligt Litteraturlexicon for Danmark, Norge, og Island. Ved R. Nyerup og J. E. Kraft, 1820, entnommen. Ueber die Arna Magnaeische Stiftung s. Hans de Hofman, Samlinger af Publique og Private Stiftelser, T. I, Kiöbenh. 1755. S. 212 fg., 275 fg., u. T. X (1765), Appendix p. 1—11. Hier findet man das Nähere über eine Stiftung, die beweist, wie Bedeutendes mit geringen Mitteln erreicht werden kann, wenn man sie verständig anwendet. — 2) Darüber, daß weder Schilter, noch Scherz Rostgaard's Bemerkungen gehörig verwertheten, s. Kelle's Otfr. I, Einl. S. 121 fg.

in diesem Streben, und durch ein günstiges Geschick war auch der angesehenste Staatsmann Schwedens: der Reichskanzler de la Gardie, begeistert für diese Studien. Magnus Gabriel de la Gardie (geb. 1622, Reichskanzler 1660, † den 26. April 1686) gründete 1666 das Antiquitäts Collegium zu Upsala, dessen Vorstand Stjernhjelm und dessen Beisitzer neben Anderen Verelius wurde [1]. Durch den Isländer Rugman ließ er isländische Schriften ankaufen. Er selbst schenkte der Universität Upsala den gothischen Codex argenteus, den er in den Niederlanden für 2000 Gulden zurückgekauft hatte. Das Ziel seiner Bestrebungen faßt er in die treffenden Worte zusammen: „Ich will nicht eine verschwundene Zeit zurückführen. Man lebe in seiner Zeit, man spreche deren Sprache! Aber man kenne die früheren Zeiten, die Weisheit der Alten und die Sprache der Väter!" [2] Das Epoche machende für die schwedischen Alterthumsstudien war das Bekanntwerden des Isländischen. Dadurch erhielt die ganze schwedische Sprach- und Alterthumsforschung eine neue Grundlage. Hiemit verband sich das neue Licht, das für die gesammten germanischen Studien durch die Entdeckung des Gothischen aufgieng. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn dieser Reichthum neuer und ungeahnter Aufschlüsse über das germanische Alterthum die begeisterten Verehrer desselben anfänglich blendete und verwirrte und neben höchst achtungswerthen Bestrebungen die sonderbarsten Wahngebilde erzeugte. Haben wir es doch schon ähnlich bei dem Gründer dieser Studien in Schweden: Johannes Bureus, gefunden. Eine verwandte Richtung setzt sich auch bei den schwedischen Gelehrten fort, die als seine Nachfolger mit reicheren Hülfsmitteln und größerem Erfolg die altgermanischen Sprachen erforschen. Georg Stjernhjelm (geb. 1598 in der Nähe von Fahlun, † 1672) [3] warf

1) Abr. Cronholm, Magnus Gabriel de la Gardie, in Supplement till biographiskt Lexicon, Lund. 1836, p. 93. — 2) In einer Rede, die er zu Upsala hielt, bei Cronholm a. a. O. S. 94. — 3) Ueber Stjernhjelm's Leben s. Biographiskt Lexicon öfver namnkunnige Svenska män. 16. Bd. Upsala 1849, p. 1. fg.

sich mit feurigem Eifer auf das Studium der altgermanischen Sprachen. Er wollte sich aber nicht begnügen mit den Ergebnissen, die eine besonnene Forschung schon damals hätte gewinnen können, sondern verlor sich in Phantasieen über den Zusammenhang und den Ursprung aller Sprachen. Natürlich mußte er hier in viele und schwere Irrthümer gerathen. Doch finden wir bei ihm trotz aller Mißgriffe manchen richtigen Blick. So erklärt er (1671) das Hebräische nur für einen Dialekt der von Sem abstammenden Sprache, gleich dem Arabischen, Syrischen u. s. w. [1]); und in seinem Glossarium Ulphila-Gothicum 1671) macht er an dem durch gebeugten gothischen haban auf die nahe Verwandtschaft der gothischen und lateinischen Flexionen aufmerksam [2]). So verkehrt auch Stjernhjelm's etymologisches Verfahren noch ist, jedenfalls müssen wir das ernste Studium anerkennen, das er dem Gothischen und dem Isländischen widmete. Seine 1671 zu Stockholm erschienene Ausgabe des Ulfilas bezeichnet zwar keinen wesentlichen Fortschritt, aber sie bildet den Anfangspunkt der Arbeiten, durch die sich in den beiden folgenden Jahrhunderten gerade schwedische Gelehrte um das Gothische so hohe Verdienste erworben haben. Einer der tüchtigsten unter den Gründern der altskandinavischen Studien in Schweden war Olof Verelius. Geboren 1618 erhielt er 1662 die neu gegründete Professur der schwedischen Alterthümer in Upsala, wurde 1666 Assessor des Alterthums-Collegiums daselbst und starb am 3. Jan. 1682 [3]). Verelius beginnt zuerst die Veröffentlichung altnordischer Sagaen, indem er 1664 zu Upsala die Gautreks Saga herausgibt; 1666 läßt er die Herrauds, 1672 die Hervarar Saga folgen. Dem Text fügte er eine schwedische Uebersetzung und erläuternde Anmerkungen bei. Unterstützt wurde er in seinen Unternehmungen durch die Kenntnisse des in Schweden lebenden Isländers Jonas Rugman († 1679). Den glänzend-

1) S. die Praefatio zu Stjernhjelm's Ausgabe des Ulfilas, Stockholm 1671, Bl. 11 fg. — 2) Ebend. im Glossarium Ulphila-Gothicum p. 79. — 3) Ueber sein Leben s. das o. angeführte Biographiskt Lexicon, Bd. 20 (1852) p. 165 fg.

sten Namen bei seinen Zeitgenossen erwarb sich unter den damaligen schwedischen Alterthumsforschern ein Mann, der jetzt nur noch genannt zu werden pflegt, wenn man eine der unglaublichsten Verirrungen übel angewendeter Gelehrsamkeit als warnendes Beispiel anführen will: Olof Rudbeck. Er wurde geboren in Vesterås 1630, studierte Medicin und Naturwissenschaften, erwarb sich früh einen Namen als Anatom und später auch als Botaniker, wurde 1660 Professor der Anatomie und Physiologie in Upsala und starb daselbst am 17. Sept. 1703 [1]. Uns geht hier nicht der Naturforscher, sondern nur der Alterthumsforscher Rudbeck an. Als nämlich Verelius die Hervararsaga herausgab, forderte er Rudbeck auf, eine Charte von Schweden zu entwerfen, die zum Verständniß der alten Saga dienen könne [2]. Indem Rudbeck diesen Gedanken mit Eifer verfolgte, gieng ihm plötzlich ein ganz neues Licht über die Urzeit des skandinavischen Nordens auf. Es wurde ihm so klar wie der Tag, daß die alte, für fabelhaft gehaltene Atlantis nichts Anderes als das wirkliche historische Schweden sei. Hier blühte in uralter Zeit eine reiche Kultur; von Skandinaviens Skalden haben die Griechen, Römer und Aegypter all das Ihrige genommen [3]. Hier ist die Urheimath der Menschheit. Zur Begründung dieses genialen Unsinns ließ Rudbeck sein Atland eller Manheim 1675—98 in drei starken Foliobänden erscheinen; von einem angefangenen vierten Band verschonte der große Brand von Upsala im Jahr 1703 nur wenige Exemplare [4]. Das Merkwürdigste an dieser Erscheinung ist, daß diese phantastische Ausgeburt eines geistreichen, aber verschrobenen Kopfes mit unerhörtem Beifall aufgenommen wurde. In wenigen Jahren erlebte der erste Band drei Auflagen, und alle kritischen Zweifel, wie sie z. B. der gelehrte Historiker Johannes Scheffer (geb. zu Straßburg 1621, Prof. in Upsala 1648, † 1679) vorbrachte [5], vermochten

1) Ueber Rudbeck's Leben s. Biographiskt Lexicon, Bd. 12 (1846), p. 314 fg. — 2) S. die Widmung von Rudbeck's Atlantica an Verelius (1675). — 3) Rudbeck, Atland I (1675), p. 688. — 4) Biogr. Lex. XII, 328. — 5) Vgl. Biogr. Lex. XIII, 371 fg. XII, 326.

die patriotische Freude der Schweden nicht zu stören. Man muß sich aber erinnern, daß durch die Schriften jener Gründer der schwedischen Alterthumsforschung wirklich ein Zug nordischen Tiefsinns und echter Begeisterung für das skandinavische Alterthum geht. Daher auch trotz aller Schwächen und Verirrungen ihre wirklich für jene Zeit dankenswerthen Leistungen. Sie geben die alten schwedischen Gesetze heraus, sie beginnen die zahlreichen schwedischen Runensteine zu veröffentlichen, und, was das Wichtigste ist, sie und ihre Schüler machen mehrere der bedeutendsten altnordischen Werke zuerst bekannt. Unter diesen Nachfolgern der ersten Gründer sind vor allen zu nennen Peringskiöld und Björner. Johann Peringskiöld (geb. zu Strengnäs 1654, schwedischer Reichsantiquar 1693, † d. 24. März 1720)[1]), gab 1697 zum erstenmal den altnordischen Grundtext von Snorri's Heimskringla[2]), 1715 die Wilkina und die Niflunga Saga[2]) heraus; und Erik Julius Björner (geb. 1696, Assessor des schwedischen Alterthums-Collegiums 1738, † 1750) veröffentlichte 1737[2]) in seinen Nordiska Kämpa Dater neben einer Reihe anderer Sagaen zum erstenmal die Völsunga Saga. Alle diese Ausgaben ließen in Bezug auf Textbehandlung und Verständniß noch viel zu wünschen übrig, aber es war von nicht geringer Wichtigkeit für die Weiterentwicklung der Wissenschaft, daß eine solche Reihe von Hauptwerken der altnordischen Prosa allen Forschern durch den Druck zugänglich gemacht war.

Zweites Kapitel.

Die germanische Philologie in Deutschland 1665 bis 1748.

1. Anregungen durch Morhof und Leibniz.

Die Geschichte der germanischen Philologie in den Niederlanden, England und Skandinavien während der zweiten Hälfte des

1) Ueber sein Leben s. Biographiskt Lex., Bd. XI. 139 fg. — 2) Zu Stockholm.

17. und im Beginn des 18. Jahrhunderts hat uns eine Reihe epochemachender Leistungen vorgeführt: Die Herausgabe der gothischen Evangelien durch Franciscus Junius, die erste grammatische Bearbeitung der altgermanischen Sprachen durch Hickes, die scharfsinnigen Untersuchungen Ten Kate's, die erste Ausgabe von Snorri's Edda durch Resenius. Alle diese Erscheinungen hatten natürlich eine bedeutende Einwirkung auch auf die Entwicklung der germanischen Philologie in Deutschland; aber es währte geraume Zeit, bis diese Einwirkung zu voller Reife gelangte.

Gleich am Eingang unserer Periode begegnen wir zwei Gelehrten, welche sich, wenn auch der eine den anderen an Begabung weit überragte, doch insofern zusammen nennen lassen, als beide die wissenschaftlichen Bestrebungen der verschiedenen Länder mit einander verknüpften und die germanische Sprachforschung mit dem ganzen Gebiet des Wissens in Verbindung zu setzen suchten. Der eine dieser beiden Männer war Daniel Morhof, der andere Gottfried Leibniz. Daniel Georg Morhof wurde geboren im J. 1639 zu Wismar, erhielt seine Jugendbildung auf dem Pädagogium zu Stettin unter dem Rectorat des Johannes Micraelius und bezog dann 1657 die Universität Rostock, wo er mannigfach gefördert durch Andreas Tscherning im J. 1660 als Professor Poetices dessen Nachfolger wurde. Doch gieng er vor dem Antritt dieses Amtes noch ein Jahr auf Reisen nach den Niederlanden und nach England. Im J. 1665 nahm er einen Ruf als Professor eloquentiae et poëseos an der Universität Kiel an. Von hier aus besuchte er 1670 zum zweitenmal England und die Niederlande und lernte neben vielen anderen Gelehrten auch Franciscus Junius, der damals im Haag lebte, kennen[1]. Im J. 1671 nach Kiel zurückgekehrt, übernahm er 1673 die Professur der Geschichte und starb nach längerer Kränklichkeit 1691 auf der Reise zu Lübeck[2]. Morhof war ein Gelehrter von ausgebreitetem

1) Die obigen Angaben sind der bis zum J. 1670 reichenden Selbstbiographie des Morhof entnommen, die sich abgedruckt findet hinter D. G. Morhofi Dissertationes academicae et epistolicae. Hamburgi 1699.

2) S. d. Prolegomena in Morhofii Polyhistorem von Johannes Moller

Wissen auf den verschiedensten Gebieten und hat diesem Wissen in seinem vor Zeiten berühmten Polyhistor einen Ausdruck gegeben. Aber diese Vielseitigkeit des Wissens hat ihn nicht dem Vaterländischen entfremdet, er war vielmehr von ganzem Herzen dem Deutschen zugethan. In diesem Sinn schrieb er seinen „Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie. – Kiel 1682," ein in mehr als einer Hinsicht merkwürdiges Buch. Er zerlegt sein Werk in drei Theile und handelt im ersten „Von der Teutschen Sprache," im zweiten „Von der Teutschen Poeterey Uhrsprung und Fortgang," endlich im dritten „Von der Teutschen Poeterey an ihr selbsten." Wir sehen da, wie Morhof die Bestrebungen zusammenfaßt, die sich bis dahin in den verschiedenen Ländern für die Erforschung der germanischen Sprachen und Literaturen geltend gemacht hatten. Er kennt nicht bloß die deutschen Gelehrten, sondern er steht auch in persönlichem oder brieflichem Verkehr mit vielen namhaften Forschern des Auslands: mit Franz Junius in den Niederlanden, mit Peter Rudbeck und Verelius in Schweden [1]. Er schätzt seine deutschen Vorgänger, insbesondere Schottel, dessen Hauptwerk er rühmend erwähnt [2], ohne doch dessen Schwächen zu übersehen [3]. Aber er kennt auch die epochemachenden Arbeiten des Auslands, die zwischen ihm und Schottelius liegen: Die gothischen Evangelien des Junius [4] und die Snorri'sche Edda des Resenius [5]. Doch

in der Ausgabe des Polyhistor. Lubecae 1708. — 1) S. die oben angeführten Prolegomena von Moller S. 17. — 2) Morhof, Unterricht S. 157. — 3) Ebend. S. 127. Polyhistor 1708, II, p. 37. — 4) Polyhistor 1708, II, p. 33. III, p. 53. Im Unterricht u. s. f. führt Morhof öfters sowohl die gothischen Evangelien selbst, als das Glossarium des Junius an. Wie weit aber sein Studium des gothischen Textes selbst gieng, ist auch aus den Stellen, in denen er ihn anführt, nicht sicher zu entnehmen, da er seine Citate nicht immer aus dem Texte selbst, sondern aus dem Glossar des Junius nimmt. So ist z. B. bei Morhof S. 146 das falsche Citat Marc. 10, 24 (statt 9, 24) aus Junius' Glossar S. 328 entlehnt. Ebenso erweckt die Art, wie Morhof im Polyhist. 1708 T. II, p. 33 vom Ulfilas auf die »Historia Gothrici et Rrolfi, Gothica lingua scripta« übergeht, kein gutes Vorurtheil für seine Kenntniß des Gothischen. — 5) Morhof, Unterricht S. 404 fg.

Morhof ist keineswegs ein bloßer Notizensammler, sondern ein Mann von gesundem und selbständigem Urtheil. Namentlich in zwei Beziehungen ist sein Werk von Wichtigkeit, erstens durch die treffenden Aeußerungen über die richtige Behandlung der deutschen Etymologie, und zweitens als erster Versuch einer Geschichte der deutschen, ja der gesammten neueren europäischen Poesie. In Bezug auf die Wortableitung lehrt er: „daß man gar genau die Veränderung der Vocalium und Consonantium in acht nehme, woran ein grosses in den Derivationibus der Wörter gelegen. Die allzu grosse Gleichheit ist viel verdächtiger, als wenn einiger Unterscheid in den Wörtern ist" [1]. „Ist also auff Gleichheit nicht so sehr zu sehen, als auff die Veränderung die in den Wörtern verfällt. Hier kan nun gar wol eine gewisse Richtigkeit getroffen und feste Regulen auß inständiger Observation gezogen werden. Wie denn in der Lateinischen Sprache die alten Grammatici, und am vollkommensten Vossius in seinem Tractat de permutatione literarum gethan" [2]. Man muß den Weg, den die Sprache genommen, „wieder zu rücke gehen und die Veränderung von Zeiten zu Zeiten mercken. Welche nicht auff einmahl, sondern Stuffenweise geschehen" [3]. „In den Wörtern ist nichts veränderlicher, als die Vocales" [4]. „Die Consonantes werden auch in einander verwandelt, nachdem sie ihnen unter einander verwandt, oder von einem organo gebildet werden" [5]. Und dabei heißt der Verfasser insbesondere auch auf die älteren germanischen Sprachen Rücksicht nehmen. „In Teutscher Sprache," sagt er, „hat man eine grosse Menge solcher Wörter, deren Ursprung niemand errathen kan: wer aber die monumenta der alten Teutschen Sprachen nachsiehet, und auff die Veränderung der Buchstaben acht hat, der wird sich bald darin finden. Dergleichen Arbeit ist von keinem Teutschen noch zur Zeit vorgenommen." Nur Vorstius habe etwas Derartiges an einigen Proben versucht [6]. Wo Morhof sich auf die Aus-

Vgl. Polyhist. 1708 T. II, 2, p. 8 sq. — 1) Morhof, Unterricht S. 92 fg. — 2) Ebend. S. 104 fg. — 3) Ebend. S. 109. In der Ausg. von 1700 steht: Stuffenweise. — 4) Ebend. S. 109. — 5) Ebend. S. 111. — 6) Ebend. S. 102.

führung seiner Ansichten einläßt, ist er nicht ohne glückliche Blicke. Er bemerkt nicht nur nach dem Vorgang des Junius den Wechsel von griechisch-lateinischem k und deutschem h in calamus, Halm u. s. f.[1], sondern er fügt auch den von h und g hinzu in „hortus, Gart, hesternus, gestern, hostis, Gast, hoedus, Geit"[2], und so noch manches Andere[3]. Man braucht die Etymologieen Morhof's bloß mit den nur wenig älteren des Schottelius zu vergleichen, um den bedeutenden Fortschritt wahrzunehmen, der zwischen beiden Männern liegt[4]. Aber so achtungswerth diese Anfänge einer rationellen Etymologie sind, so hüte man sich doch, zu weit gehende Schlüsse daraus zu ziehen. Denn das Richtige ist nicht nur mit einer Menge willkürlicher und verkehrter Wortableitungen untermischt[5], sondern der Verfasser hat auch das ganz verfehlte Bestreben, darthun zu wollen, daß das Griechische und Lateinische zu einem guten Theil vom Deutschen stammen[6], und er legt selbst Rudbeck's phantastischer Atlantica einen hohen Werth bei[7]. Von einer vergleichenden Grammatik nämlich, die sich auf die Verwandtschaft und Umwandlung der Flexionen gründet, hat Morhof noch keine Ahnung. Man könnte denken, die Entdeckung des Gothischen mit seinen reichen Flexionen hätte auf diesen Gedanken führen müssen. Aber weit entfernt, erklärt Morhof vielmehr: „Die Articulos pronomina und verba Auxiliaria findet man in der ältesten Gothischen und Teutschen Sprache offtmahls außgelassen, und an staat derer gewisse endigungen der Wörter, dadurch der Unterscheid der Casuum temporum und personarum außgebildet wird. — Ich solte aber den Gebrauch der articulorum und verborum auxi-

---

1) Ebend. S. 38. 138. — 2) Ebend. S. 118. — 3) Ebend. S. 38. 118. 122. 138. 146. — 4) Morhof ist deshalb wohlberechtigt, die Etymologieen des Schottelius zu tadeln. Polyhistor 1708. T. II, p. 37. — 5) Vgl. z. B. Wetze zu das niederländische het irnyr. Morhof, Unterricht S. 141, und vieles Andere. — 6) Morhof, Unterricht S. 4. 22. 23. 24. 59. 68. 74. 78. 85. 122. 148. 150. — 7) Ebend. S. 18. Vgl. Polyhist. 1708. T. II. p. 21, und besonders Morhof's Worte in seiner Epist. ad Ol. Rudbeck bei Moller, Proleg. zum Polyhist. 1708, p. 66.

liarium älter halten, und scheinet, daß man hierin den Lateinern nachgeahmet habe"[1].

Wir können hier so manches Gute, das Morhof's Buch z. B. über deutsche Orthographie[2], über die Verschiedenheit der Wortstellung in der Poesie und Prosa[3] und Anderes enthält, bloß erwähnen, und begnügen uns, nur noch Einiges über den wichtigen literaturgeschichtlichen Theil des Werkes zu sagen. Der Verfasser gibt da eine Geschichte der „reimenden Poeterey"[4] bei den Franzosen, Italienern, Spaniern, Engländern, Niederländern, Deutschen und Skandinaviern, wie sie vor ihm noch niemand versucht hatte. Er weiß Bescheid zu geben von den provenzalischen Dichtern[5] und ist der erste, der in Deutschland den Namen Shakespeare nennt[6]. Was aber für unsern Zweck von besonderem Werth ist: er kennt und schätzt die altdeutsche Poesie[7]. Er theilt nämlich „die Teutsche Poeterey" in drei „Zeiten": „die uhralte" vor Karl dem Großen, die „andre" von Karl dem Großen an, endlich die dritte seit Opitz[8]. Wo er von den ältesten deutschen Gedichten spricht, hält er seinen Landsleuten als beschämendes Beispiel den Eifer vor, mit welchem die Schweden ihre alte Literatur erforschen, und sagt dem gegenüber von den Deutschen: „Es ist traun unverantwortlich, daß man dergleichen Alterthümer so gar im finstern stecken läßt, und sie nicht zur Ehre der Teutschen Nation hervor gegeben werden"[9]. Was damals von der altdeutschen Poesie veröffentlicht war, ist ihm großentheils bekannt, aber er weiß, daß dies bei weitem nicht alles Vorhandene ist, und dringt deshalb darauf, daß man nach dem rühmlichen Vorgang Goldast's die Schätze der altdeutschen Literatur bekannt mache[10].

Was Morhof als begabter Polyhistor anstrebte, das erfaßte Gottfried Wilhelm Leibniz (geb. zu Leipzig 1646, gest. zu Hannover 1716) als tiefsinniger Denker und genialer Forscher.

1) Morhof, Unterricht S. 506. — 2) Ebend. S. 468 fg. — 3) Ebend. S. 511 fg. — 4) Ebend. S. 131—146. — 5) Ebend. S. 156 fg. — 6) Ebend. S. 250. — 7) Ebend. S. 326. — 8) Ebend. S. 422. — 9) Ebend. S. 289 fg. — 10) Ebend. S. 304.

Wir dürfen hier natürlich keine Darstellung des Leibnizischen Systems geben, so groß wir auch im Lauf des 18. Jahrhunderts dessen Einfluß auf die ganze Denkweise der Gebildeten finden. Wir müssen uns vielmehr begnügen, zu zeigen, wie Leibniz von verschiedenen Seiten seiner universellen Bestrebungen aus darauf geführt wurde, auch der Erforschung der deutschen Sprache und des deutschen Alterthums seine Thätigkeit zuzuwenden. Es war vor allem Leibniz der deutsche Patriot und Staatsmann, welcher die Wichtigkeit der deutschen Sprache und ihrer Pflege erkannte. Aus diesem Gesichtspunkt schreibt er im J. 1679 seine „Ermahnung an die Teutsche, ihren Verstand und Sprache beßer zu üben samt beigefügten Vorschlag einer Teutschgesinten Gesellschaft"[1]), und im J. 1697, bald nach Abschluß des Rijswijker Friedens[2]), seine köstliche Schrift: „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache"[3]). Die teutsche Tapferkeit, sagt er dort, hat sich zu unseren Zeiten durch große von Gott verliehene Siege wiederum merklich gezeiget. „Nun ist zu wünschen, daß auch der Teutschen Verstand nicht weniger obsiegen und den Preis erhalten möge"[4]). Dazu sei aber vor allem die Ausbildung der deutschen Sprache nothwendig, und deren Verbesserung und Untersuchung sei einer besonderen Anstalt anzuvertrauen. Wir können die einzelnen Gedanken, die Leibniz in dieser überaus gehaltreichen Schrift entwickelt, nicht alle verfolgen, wir wollen nur den einen für die germanische Philologie besonders fruchtbaren hervorheben, daß Leibniz eine dreifache Bearbeitung des deutschen Wortschatzes wünscht, nämlich ein Lexikon für die allge-

1) Herausgegeben 1846 von C. L. Grotefend, und wieder abgedruckt im Weimarischen Jahrbuch für deutsche Sprache u. s. w., her. von Hoffmann von Fallersleben und Schade, Bd. III, Hannover 1855, S. 88—110. — 2) Leibniz's Teutsche Schriften. Her. von G. E. Guhrauer, Bd. I, Berlin 1838, S. 441. — 3) Zuerst veröffentlicht nach Leibniz' Tod in Leibnitii Collectanea etymologica. Cum praefatione J. G. Eccardi. Hanoverae 1717. Dann öfter; am besten in Guhrauer's eben angeführter Ausgabe von Leibniz's deutschen Schriften, Bd. I, S. 449—486. — 4) §. 4. S. 450 bei Guhrauer.

mein gebräuchlichen Wörter, einen Sprachsatz für die Kunstwörter, und endlich ein Glossarium etymologicum „vor alte und Land-Worte, und solche Dinge, so zu Untersuchung des Ursprungs und Grundes dienen“ [1]). Leibniz nahm den lebhaftesten Antheil an sprachlichen und besonders an etymologischen Untersuchungen, und zwar wurde er von zwei Seiten zu ihnen hingezogen. Erstens gaben ihm seine tiefsinnigen Forschungen über das Wesen der Sprache und ihr Verhältniß zum Gedanken Anlaß, sich um die verschiedenartigsten Sprachen und so namentlich auch um die germanischen zu bekümmern; und zweitens erkannte er als Historiker den hohen Werth der Sprachforschung für die Geschichte. Was die erstere Seite betrifft, so wollen wir nur einen Punkt hervorheben, weil er auch in der Geschichte der germanischen Sprachforschung eine fortwirkende Rolle spielt. Gegenüber der Meinung Locke's, daß die Wörter völlig willkürliche Zeichen der durch sie ausgedrückten Begriffe seien [2]) vertrat Leibniz die Ansicht, daß im Grunde zwischen dem Laut der Wörter und den Dingen ein gewisser Zusammenhang bestehe, und er begründet dies durch das Beispiel der Wörter, welche das verschiedene Geschrei der Thiere bezeichnen oder davon abgeleitet sind [3]). Dann aber dient ihm zweitens seine Sprachkenntniß bei der Herausgabe der deutschen Geschichtsquellen. So theilt er z. B. in seinen Annales imperii occidentis [4]) einen verbesserten Text der Straßburger Eide vom J. 842 mit. Vor allem aber sieht er in der Erforschung der Sprachen die Grundlage für die Urgeschichte der Völker. Er schreibt eine **Brevis designatio meditationum de originibus gentium ductis potissi-**

1) §. 33, S. 461 bei Guhrauer. — 2) Vgl. Locke, An essay concerning human understanding. Book III, chap. 2, §. 8. — 3) Leibniz, Nouveaux essais sur l'entendement humain. Liv. III, Chap. II, §. 1 (ed. Raspe p. 239). — 4) In der Ausg. von Pertz, Tom. I, Hannoverae 1843. p. 198 sq. Von der Kenntniß des Althochdeutschen, die Leibniz besaß, gibt u. A. auch Zeugniß seine Uebersetzung der Stelle des Otfrid über die Abstammung der Franken, die er weit richtiger versteht, als Schilter. S. Leibnitii de origine Francorum disquisitio, in den Opp. IV, 2, 148.

mum ex indicio linguarum, die mit den Worten beginnt: Cum remotae gentium origines historiam transcendant, linguae nobis praestant veterum monumentorum vicem [1]. Daß die Deutschen, Gothen, Schweden, Engländer, Dänen Völker desselben Stammes sind, sagt er in seiner Abhandlung De origine Germanorum, ergibt sich aus dem Zeugniß der Sprache, welches das sicherste Beweismittel für die Verwandtschaft der Völker ist [2]. Er findet [3], daß ursprünglich eine Sprache weithin über den alten Continent verbreitet war. Die Sprachen, die von jener abstammen, sagt er, theilen wir nicht übel in die Japetischen und Aramäischen [4]. Das Japetische nennt er gewöhnlich Celto-Scythisch [5]. Zu diesem gehören nun auch die Germanen [6]. Das Studium ihrer alten Sprachen verfolgt Leibniz mit aufmerksamem Blick. Vor allen rühmt er die Verdienste des Franciscus Junius, dessen Beispiel dann den Georg Hickes zur Herausgabe seines Thesaurus angetrieben habe. Er berichtet (1701) über die ersten Proben von Schilter's Thesaurus [7] und spricht dann später (1705) nach Schilter's Abscheiden seine Freude aus, daß dessen Arbeiten nicht zu Grunde gehen sollten [8]. Wie den Tod Schilter's, so beklagt er den des bremer Geistlichen Gerhard Meier, den er selbst zum Studium der germanischen Sprachen veranlaßt hatte [9]. Auch

1) Leibnitii Opera, collecta studio L. Dutens. Tom. IV, 2, p. 186. (Zuerst in den Miscellanea Berolinensia, Berolini 1710, p. 1 — 16). — 2) Ebend. S. 200. — 3) In der Abhandlung de originibus gentium a. a. O. S. 187. — 4) Ebend. S. 188. — 5) Ebend. S. 189. — 6) Ebend. S. 193. — 7) Monatlicher Auszug, Hanover 1701, October S. 96 fg. — 8) Leibniz an Wotton 1705 in Leibn. Opp. ed. Dutens VI, 2, p. 218. — 9) Ebend. S. 195. In einem Brief an Sparvenfeld vom 7. Apr. 1699 bedauert Leibniz, daß die Handschriften des Junius nicht herausgegeben seien. Ebendaselbst gibt er Nachricht von den Arbeiten Schilters und spricht die Befürchtung aus, daß bei dessen hohem Alter und Kränklichkeit die Ausgabe des Notker und Otfrid nicht zu Stande kommen möchte. Leibn. Opp. ed. Dutens Tom. VI, 2, p. 222. Ueber Leibniz' Verhältniß zu Gerhard Meier geben die Auszüge aus ihrem Briefwechsel Aufschluß in Leibniz Collect. etymol. II, 238 sq. und den Opp. ed. Dutens VI, 2, p. 145 sq.

Goldast's, Opiz', Schottel's und Morhof's Verdienste weiß er zu schätzen [1]). Leibniz liebt das Etymologisieren [2]), und wenn auch seine eigenen Etymologien sich kaum über den Stand der ganzen damaligen Wissenschaft erheben, so zeichnet sich doch auch hier der große Genius durch das klare Bewußtsein über die noch unüberwundene Unsicherheit des damaligen Etymologisierens aus. Auch weiß er recht wohl, woher die Hülfe kommen müsse. Er will z. B. über die Ableitung des Wortes Welt nicht streiten, „weil diese Dinge ohne genugsame Untersuchung zu keiner völligen Gewißheit zu bringen, und die alten Teutschen Bücher den Ausschlag geben müssen" [3]). So läßt sich Leibniz auch durch die phantastischen Träumereien mancher Skandinavier, insbesondere Rudbeck's nicht täuschen. Er verspottet dessen Sucht, Alles aus dem Skandinavischen abzuleiten [4]). Dennoch aber möchte er die Bestrebungen dieses gelehrten und patriotischen Schweden nicht völlig zu Boden schlagen. Denn die Vorliebe für sein Vaterland trage trotz all seiner Irrthümer doch dazu bei, den ruhmvollen Eifer seiner Landsleute für die Untersuchung ihrer alten Denkmäler anzufeuern. Wir Deutsche sollten aber diesen Ruhm mit den Skandinaviern theilen und mit gleichem Fleiß unser Alterthum geltend machen. ‚Mihi autem, fährt er in der Abhandlung de origine Germanorum, aus welcher das Angeführte entlehnt ist, fort, Mihi autem ultra partium studia affectusque attollenti animum et patriam communem humani generis intuenti contendere argumenta argumentis placet, aequali lucro, utra pars vicerit, dum veritatis cognitio augeatur [5]). Gerade auf diese unbefangene Weise aber gelangt Leibniz zu dem Ergebniß, daß nicht die Deutschen aus Skandinavien,

1) Vgl. Opp. VI, 2, 182. — 2) Opp. VI, 2, 218. Unvorgreifliche Gedanken §. 41. S. 464 bei Guhrauer. — 3) Unvorgreifliche Gedanken §. 49, S. 467 bei Guhrauer. Offenbar muß es dort Z. 6 heißen: Doch will man nicht mit denen streiten. — Die Vorsicht des Leibniz spricht sich in seinen Hanov. 1717 von Eckhart edierten Collect. etym. an vielen Stellen aus. Er selbst scherzt über seine Etymologien in dem Brief an Ludolf Opp. VI, 2, 186 sq. — 4) Opp. VI, 2, 223. — Collect. etymol., Hanov. 1717. I. p. 57. 70 sq. — 5) Opp. IV, 2, 199.

sondern die Skandinavier aus Deutschland in ihre jetzige Heimath eingewandert seien [1]. Man thue deshalb sehr unrecht, wenn man das Deutsche immer nur aus dem Skandinavischen ableiten wolle. Man solle vielmehr die alte Wurzel eine germanische oder deutsche (Teutonicam) nennen, deren Spuren sich bald im Gothischen des Ulfilas, dem ältesten Denkmal des Deutschen, bald bei den Skandinaviern und Isländern, bald bei den Angelsachsen, bald bei den Franken des Otfrid oder anderswo finden. Was aber das Gothische betrifft, so sollte man, um Zweideutigkeit zu vermeiden, lieber nur das so nennen, was aus dem Codex argenteus genommen wird; das Andere aber sollte man skandisch nennen [2]. Mit dieser letzten Bemerkung macht Leibniz einer bis dahin herrschenden sehr verderblichen Begriffsverwirrung ein Ende.

Wie Leibniz überall nicht bloß der große Gelehrte, sondern auch der Mann von staatsmännisch praktischem Blick war, so sehen wir ihn auch bestrebt, seine Gedanken über die deutsche Sprache durch eine bleibende Institution zu sichern. In dem Stiftungsbrief der Berliner Societät der Wissenschaften, „in welchem wir leicht Leibnizens eigene Feder erkennen" [3], heißt es: „Solchen nach soll bey dieser Societät unter andern nützlichen Studien, was zu Erhaltung der teutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit, auch zur Ehre und Zierde der teutschen Nation gereichet, absonderlich mit besorget werden, also daß es eine teutsch gesinnete Societät der Scienzien sey" [4]. Berlin wird durch die königliche preußische Societät der Wissenschaften gleich von deren Gründung an ein Hauptsitz der tieferen Sprachforschung und insbesondere der deutschen. Die bahnbrechende Abhandlung des Leibniz de originibus

1) Opp. IV, 2, 205. — 2) Ich habe die obigen Ansichten zusammengestellt aus Leibnit. Opp. VI, 2, 176 sq. und VI, 2, 176 sq. — 3) Guhrauer, Leibniß. Eine Biographie Thl. II. Breslau 1846. S. 191. — 4) Kurtze Erzehlung, Welchergestalt Von Sr. Kön. Maj. in Preußen Friedrich dem I. in Dero Hauptsitz Berlin die Societaet der Wissenschafften — gestiftet worden. Berlin 1711. Bl. 8. Vgl. auch die „General Instruction, Der königlichen Societaet der Wissenschafften" Bl. 5.

gentium ductis potissimum ex indicio linguarum eröffnet im Jahr 1710 die Reihe ihrer Denkschriften [1]).

Wir werden die tiefgreifende Einwirkung des Leibniz durch das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch wahrnehmen. Vor allem aber werden wir sehen, wie zwei der größten germanistischen Sprach- und Alterthumsforscher dieses Jahrhunderts: Johann Georg Eckhart und Leonhard Frisch, durch Leibniz angeregt und gefördert worden sind.

2. Die Thätigkeit auf dem Gebiete der altgermanischen Sprachen in Deutschland vom Jahr 1665 bis zum Jahr 1748.

Wir haben im ersten Buch unsrer Darstellung gezeigt, in wie weit schon vor der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts das Vorhandensein unserer alten Sprachdenkmäler den Gelehrten bekannt wurde, und wie man auch schon damals einen schwachen Anfang machte, wenigstens einige dieser Denkmäler durch den Druck zu veröffentlichen. Was damals von Männern wie Freher und Goldast beabsichtigt, aber größtentheils nicht zur Ausführung gebracht wurde, das begann sich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in bedeutendem Umfang zu verwirklichen. Es ist nicht die poetische Seite unsrer alten Literatur, welche damals zur Herausgabe altdeutscher Werke reizte, sondern die Erforschung der politischen Geschichte und der deutschen Rechtsaltertbümer, wozu sich dann das Interesse an unsrer alten Sprache selbst gesellt, doch damals noch fast ausschließlich in lexikalischer Beziehung. Demgemäß wendet sich die Thätigkeit der Herausgeber vorzugsweise der ältesten Periode der hochdeutschen Sprache zu. Der größte Theil der althochdeutschen Denkmäler wird in den Jahren 1696 bis 1748 veröffentlicht. Auch die Zeit von 1665 an ist für diese Studien nicht unfruchtbar, aber eine wirklich umfassende Thätigkeit entwickelt sich erst gegen Ende des Jahrhunderts.

In jene frühere Periode fallen die Bemühungen des Lambecius. Peter Lambeck (Lambecius) wurde geboren zu Ham-

---

1) In den Miscellanea Berolinensia. S. o. S. 162.

burg 1628. Seine Mutter war eine Schwester des Lucas Holstenius [1]). Im Jahr 1645 gieng Lambeck nach Amsterdam, dann nach Leiden und Paris, um sich juristischen, historischen und philologischen Studien zu widmen. In Paris trat er 1647 heimlich zur römischen Kirche über, kehrte 1650 nach Hamburg zurück und wurde 1651 Lehrer der Geschichte am dortigen Gymnasium und 1660 Rector dieser Anstalt. 1662 verließ er Hamburg, gieng über Wien nach Rom und bekannte sich hier öffentlich zur römischen Kirche. Noch in demselben Jahr wurde er Vice-Bibliothekar, und 1663 Bibliothekar der kaiserlichen Bibliothek in Wien. Hier starb er am 4. April 1680 [2]). Unter den Schriften des Lambecius kommt für uns seine Hauptarbeit in Betracht, seine Commentarii de Bibliotheca Caesarea Vindobonensi, deren acht von 1665 bis 1679 erschienene Foliobände noch nicht den dritten Theil dessen enthalten, was Lambecius beabsichtigte. Dies weitschichtige, mit ausgebreiteter, aber etwas wüster Gelehrsamkeit verfaßte Werk lieferte sehr werthvolle Beiträge zur Kenntniß der altdeutschen Sprache und Literatur. Mehrere der kleineren althochdeutschen Denkmäler werden hier zum erstenmal veröffentlicht. So (1669) die Reichenauer Beichte [3]), das Gedicht von der Samariterin [4]), Theile der Ambraser Predigtbruchstücke [5]). Auch machte Lambecius (1669) zuerst auf das große Glossar des Hrabanus Maurus der Wiener Bibliothek aufmerksam [6]). Am wichtigsten aber waren die Aufschlüsse, die Lambecius (1669) über Otfrid gab. Die Wiener Handschrift war bis dahin nur von Martin Zeiler (1628) und aus ihm von Matthäus Merian beiläufig erwähnt worden [7]). Erst Lambecius machte die Gelehrten mit deren Inhalt näher bekannt. Er theilte bedeutende Ergänzungen zu der Ausgabe des Flacius

1) S. o. S. 60. — 2) Moller, Cimbria literata T. III, p. 391 sq. Friedr. Lor. Hoffmann, Peter Lambeck, Soest 1861. — 3) Nr. LXXIII bei Müllenhoff u. Scherer, in Lambecii Comment. II (1669) p. 318 sq. — 4) Comment. II. (1669) p. 383 sq. — 5) Nr. LXXXVI bei Müllenhoff u. Scherer, in Lambecii Comment. II. (1669) p. 757 sq. — 6) Comment. II. (1669) p. 415 sq. — 7) Ebend. II. (1669) p. 453.

Illyricus mit [1]) und berichtigte neben manchem Anderen dessen Mißverständniß in Betreff der Benennung des Werks [2]). Auch erkennt er zuerst, daß wir drei verschiedene Handschriften von Otfrid's Werk besitzen, nämlich erstens die Wiener, zweitens die von Beatus Rhenanus erwähnte Freisinger und drittens die, aus welcher die Ausgabe des Flacius geflossen, die jetzige Heidelberger [3]). Wie für Otfrid, so war auch für Notker das Werk des Lambecius von Bedeutung. Als er (1665) die werthvollsten Handschriften aus Schloß Ambras bei Innsbruck in die kaiserliche Bibliothek zu Wien verpflanzte, brachte er auch den jetzt berühmten Codex (2681) von Notker's Psalmen mit [4]). Er hält ihn zwar irrthümlich für ein Werk des Otfrid [5]), aber die Hauptsache war, daß er (1669) als Proben den ersten Psalm [6]) und einige der kleineren in der Handschrift enthaltenen Stücke [7]) in seine Commentarien aufnahm. In dieselbe Zeit wie die Mittheilungen des Lambecius fällt (1667) die erste Veröffentlichung der althochdeutschen Exhortatio ad plebem christianam, und zwar aus der Casseler Handschrift [8]), durch den gelehrten reformierten Theologen Heinrich Hottinger (geb. zu Zürich 1620, am 5. Juni 1667 in der Limmat ertrunken) [9]).

Wir haben bisher nur von der Veröffentlichung neuen Stoffes zu berichten gehabt, die ohne eigentliches Studium der altdeutschen Sprache unternommen wird. Um die Scheide des 17. und 18. Jahrhunderts aber tritt eine bedeutende Wendung ein. Die Einwirkung der skandinavischen, englischen und niederländischen

---

1) Ebend. II. (1669) p. 431 sq. — 2) Ebend. II. (1669) p. 419. — 3) Ebend. II. (1669) p. 457. — 4) Ebend. II. (1669) p. 460. Vgl. p. 608. 757. — 5) Ebend. II. (1669) p. 459. 461. — 6) Ebend. II. (1669) p. 461. — 7) So die oben (S. 166) erwähnten Predigtbruchstücke, das Vaterunser (Comment. II, p. 462) und den Eingang zum apostolischen Symbolum (ebend.). — 8) Historiae ecclesiae novi testamenti Tom VIII., authore Joh. Henrico Hottingero, Tiguri 1667, p. 1219 sq. — 9) Dr. Pressel in Herzog's Real-Encykl. für protest. Theologie, Bd. 6. (1856) S. 287 fg.

Leistungen und die durch Morhof und Leibniz gegebenen Anregungen rufen nun auch in Deutschland ein selbständiges Studium der älteren germanischen Sprachen hervor. Eine Reihe achtbarer Gelehrter widmet sich ihrer Erforschung. Anfänglich stehen sie noch vereinzelt. Aber obwohl sie von ganz verschiedenen Punkten ausgehen, sehen wir sie dann mehr und mehr in wechselseitige Verbindung treten. Einer der bedeutendsten unter ihnen war Johann Georg Eckhart [1]). Geboren im Jahr 1674 zu Duingen im Kalenbergischen widmete sich Eckhart auf der Universität Leipzig historischen und philologischen Studien. Im Jahr 1698 wurde er in Hannover mit Leibniz bekannt, und dieser nahm ihn zu sich, um sich bei seinen historischen Arbeiten seiner zu bedienen [2]). 1706 erhielt er durch Leibniz' Vermittlung die Professur der Geschichte an der Universität Helmstädt, jedoch ohne sein Verhältniß zu Leibniz aufzugeben. 1714 [3]) wurde er zum hannoverischen Rath und Historiographen ernannt und als solcher erst der Mitarbeiter und dann (1717) der Nachfolger des Leibniz. Schon als Gehülfe des Leibniz und dann als selbständiger Historiograph machte Eckhart viele Reisen zur Durchforschung der deutschen Bibliotheken. Seine historischen und linguistischen Schriften erwarben ihm einen großen Ruf, und für seine im Jahr 1719 erschienenen Origines Austriacae erhob ihn der Kaiser in den Adelsstand. Aber für seine mannigfachen Arbeiten und Reisen vielleicht nicht genügend bezahlt und jedenfalls kein guter Wirth [4]) gerieth Eckhart in Han-

1) So nannte er sich in späteren Jahren, seit er geadelt wurde. Früherhin schrieb er sich Eccard. S. Guhrauer's Anm. zu Leibnitz's Deutschen Schriften, Bd. I, Berlin 1838, S. 97 u. Anhang S. 46. — 2) So nach Eckhart's eigener Darstellung in seinem Lebenslauf des Hrn. von Leibniz 1717, in Murr's Journal zur Kunstgeschichte u. s. f., Thl. VII (1779) S. 170, und der Praefatio zu Leibnitii Collectanea etymologica, Hanoverae 1717, p. 4. Die Nachrichten, die in Will's Historisch-diplomatischem Magazin, Bd. I Nürnberg 1781 S. 136–140 mitgetheilt werden, sind damit so, wie sie dort gegeben werden, nicht zu vereinigen. — 3) Eckhart's Lebenslauf des Hrn. von Leibniz bei Murr a. a. O. S. 187 fg. — 4) Eckhart hatte nach seiner eigenen Aussage 1500 Thaler Gehalt, s. Eckhart's Brief an

nover tief in Schulden, so daß er zuletzt zu dem verzweifelten Mittel griff, sich (1723) seinen Gläubigern durch die Flucht zu entziehen. Er gieng zu den Benedictinern in Corvey und von da nach Köln. Hier trat er am 2. Febr. 1724 im Collegium der Jesuiten zur römischen Kirche über [1]). Man legte auf die Gewinnung dieses bedeutenden Gelehrten keinen geringen Werth. Von verschiedenen Seiten erhielt er Anerbietungen, unter welchen er den Ruf als Rath des Bischofs von Würzburg mit dem Amt eines Historiographen, Bibliothekars und Archivars annahm. In Würzburg führte er ein zurückgezogenes arbeitsames Leben [2]), ganz vertieft in das Studium der Landesgeschichte und zugleich der erwachenden Naturforschung mit Neigung und nüchternem Blick zugethan [3]). Er starb daselbst am 9. Februar 1730 [4]). Eckhart's

den Cardinal Passionei in den Actis Eruditorum 1738, p. 201) und dies war nach dem damaligen Geldwerth eine sehr anständige Besoldung. Eckhart's Klagen können also höchstens in Bezug auf besondere Vergütungen einigen Grund haben.

1) J. C. Harenberg, Anecdota de J. G. Eccardo, in Nicol. Barkey, Symbolae litterariae Haganae, Classis secundae Fascic. I. Hagae Comitum 1779, p. 158. — Ueber Eckhart's Entweichung von Hannover s. den rührenden, aber unzweideutigen Brief desselben vom 18. Dec. 1723 in Will's Historisch diplomatischem Magazin Bd. I, Nürnberg 1781, S. 156 fg. In widerlichem Gegensatz zu diesem Brief steht Eckhart's Schreiben an den Cardinal Passionei, das in den Acta apostolicae legationis Helveticae, Tugii 1729, mitgetheilt wird. Woher übrigens Harenberg das Datum des 2. Febr. hat, weiß ich nicht. Jener Brief an Passionei, der vom 18. Januar 1724 datiert ist, müßte dann vor dem feierlichen Uebertritt geschrieben sein. Nach dem Epitaphium, das der Vorrede zum Ersten Bd. von Eckhart's Comm. de reb. Franc. or. beigefügt ist, wäre Eckhart schon 1722 in Köln übergetreten, was durch Eckhart's oben angeführten Brief vom 18. Dec. 1723 widerlegt wird. — 2) Vgl. Eckhart's Brief an Aug. Joh. Hugo vom 23. März 1727, bei Will a. a. O. S. 167. — 3) S. in dem eben angeführten Brief die drollige Geschichte, wie Eckhart den angeblichen Versteinerungen des Dr. Beringer auf die Spur kommt, S. 162 fg. — 4) So das Epitaphium Eckhart's am Schluß der Praefatio des Ersten Bds. der Comm. de reb. Franciae orient. und Ign. Gropp, Wirtzburgische

gelehrte Thätigkeit schloß sich auf's engste an die seines großen Gönners und Lehrers Leibniz an. Als er 1698 dessen Secretär wurde, war er mehrere Jahre lang nur dessen schreibende Hand, die das zu Papier brachte, was Leibniz angegeben oder geradezu dictiert hatte [1]). So entstand der „Monatliche Auszug aus allerhand neu-herausgegebenen, nützlichen und artigen Büchern," der vom Jahr 1700 bis 1702 in Hannover ohne Nennung eines Herausgebers erschien. Man muß sich deshalb bei Eckhart's früheren Schriften in Acht nehmen, sein Verdienst nicht zu überschätzen, da wir in ihnen nicht nur Eckhart's, sondern auch Leibniz' Arbeit vor uns haben [2]). Andererseits aber zeugt es gerade für Eckhart's bedeutendes Talent und redlichen Fleiß, daß ein Mann wie Leibniz ihn sich zugesellte und ihn achtzehn Jahre lang eines so weit gehenden Vertrauens würdigte. Schon von früher Jugend an hatte sich Eckhart mit Leidenschaft dem Studium der deutschen Vorzeit zugewandt, und ganz besonders zog ihn die Untersuchung der älteren deutschen Sprache an. Leibniz hatte Eckhart's Neigung und

Chronick Bd. II, 1750) Vorr. S. VI. Ebenso Bönicke, Grundriß einer Geschichte von der Universität zu Wirzburg, Thl. II, Wirzburg 1788, S. 26, gegen Harenberg's Angabe a. a. O. S. 169, Eckhart sei 1729 gestorben. Für Eckhart's Leben habe ich außer den bereits angeführten Schriften auch Hirsching's Historisch-literar. Handbuch II, 1 (1795), S. 77 fg. benutzt.

1) So scheint mir das Verhältniß Leibnizens zu dem gleich zu erwähnenden Monatlichen Auszug aufzufassen zu sein. Leibniz war dessen eigentlicher Urheber, fast überall dem Inhalt und häufig auch der Form nach. In diesem Sinn stimme ich Guhrauer's scharfsinnigen Erörterungen (Leibnitz's Deutsche Schriften, Bd. II, Berlin 1840, Beilagen S. 3 fg.) bei; und jedenfalls hat Eckhart in seinem Lebenslauf von Leibniz (1717, in Murr's Journal 1779, S. 172 fg. über den wirklichen Antheil Leibnizens am Monatlichen Auszug viel zu wenig gesagt. Dagegen möchte ich bis zur Beibringung positiverer Beweise Eckhart nicht die Schlechtigkeit zutrauen, daß er sich etwas beigelegt habe, woran er nach Guhrauer's Ansicht (S. 44) auch nicht einmal den Antheil eines Schreibers gehabt hätte. — 2) So werden wir, nach der ganzen Sachlage und nach den Erfahrungen beim monatlichen Auszug, Eckhart's Aeußerung in der Historia studii etymologici (1711) p. 325. 326 auslegen dürfen.

Begabung zur etymologischen Forschung bald erkannt und ihn nach Kräften in seinen Bestrebungen unterstützt und aufgemuntert [1]). Aus diesem Zusammenwirken Leibnizens und Eckhart's giengen die früheren Schriften Eckhart's hervor: Die Inauguraldissertation De usu et praestantia studii etymologici in historia (1706, erweitert herausgegeben zu Helmstädt 1707) und die Historia studii etymologici linguae Germanicae hactenus impensi (Hannover 1711). In der ersteren sucht Eckhart an ausgewählten Beispielen den Nutzen des etymologischen Studiums für die verschiedenen historischen Disciplinen nachzuweisen. Besonders hervorzuheben ist hiebei der Versuch Eckhart's, mit Hülfe der Etymologie in die deutsche Mythologie einzudringen. Die zweite Schrift ist ein trefflicher literarhistorischer Ueberblick über alles, was bis dahin für die Erforschung der germanischen Sprachen sowohl in Deutschland, als in England, Skandinavien und den Niederlanden geleistet worden war. Nichts läßt uns den gewaltigen Umschwung dieser Studien seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts so deutlich erkennen, wie diese kleine Schrift. Wir sehen, wie in der Hand des Leibniz und seines verdienten Mitarbeiters Eckhart die Fäden der altgermanischen Forschung aus allen Ländern germanischen Stammes zusammenlaufen. Am Schluß des Buchs kündigt Eckhart an, daß er ein etymologisches Lexikon der deutschen Sprache herausgeben wolle [2]). Aber obwohl er gegen dreißig Jahre für dieses Werk sammelte, brachte er es doch nicht zu Stande. Eckhart's eigene Etymologieen lassen dies nicht allzusehr bedauern. Sie unterscheiden sich von denen seiner Vorgänger durch eine umfassendere Kenntniß der älteren germanischen Sprachen, aber sie sind nicht weniger willkürlich als die seiner meisten Zeitgenossen [3]). Als

---

1 Eckhart's Praefatio zu Leibniz' Collectanea etymol. 1717, p. 4 sq. Leibniz, De originibus gentium (1710) in Leibnitii Opera ed. Dutens IV, 2, 192. — 2 Vgl. auch Eckhart's Catechesis Theotisca (1713) p. 59. — 3 Vgl. z. B. im zweiten Abschnitt der Schrift de usu et praestantia studii etymologici (1707): Et geat, gigas, et gut, bonus dicitur quasi geatet vel geotet, h. e. aliqua

Herausgeber altdeutscher Denkmäler erwarb sich Eckhart bedeutende Verdienste. Zuerst durch seine 1713 zu Hannover erschienenen Incerti monachi Weissenburgensis Catechesis Theotisca seculo IX conscripta. Hier veröffentlichte er zum erstenmal die althochdeutschen katechetischen Stücke, welche die Wolfenbüttler aus Kloster Weißenburg im Speyergau stammende Handschrift enthält. Er fügte in zweckmäßiger Weise alle übrigen bis dahin veröffentlichten Denkmäler dieser Art bei und schickte dem Ganzen eine sehr gute Einleitung voraus. In seinem Veterum monumentorum quaternio (1720) machte Eckhart neben mehreren lateinischen Stücken auch das aus Latein und Altdeutsch gemischte Gedicht auf Otto's I. Bruder Heinrich aus dem 10. Jahrhundert zum erstenmal bekannt, freilich in kaum begreiflicher Verkennung der Sprache als ein „Fragmentum poematis in laudem Henrici comitis palatini ad Rhenum anno MCCIX decantati." Das wichtigste Werk Eckhart's für die Veröffentlichung altdeutscher Denkmäler waren seine umfangreichen Commentarii de rebus Franciae orientalis. Eckhart starb, ohne dies bedeutende Geschichtswerk zu Ende zu führen. Auch der Druck der beiden ersten Bände, obschon sie die Jahrzahl 1729 auf dem Titel tragen, wurde erst nach Eckhart's Tod (9. Febr. 1730) vollendet [1]. In diesem Werk wird zum erstenmal eins der wichtigsten altdeutschen Denkmäler veröffentlicht: Das Hildebrandslied aus dem 8. Jahrhundert. In richtiger Erkenntniß von der großen Bedeutung dieses Bruchstücks gibt Eckhart einen Theil der Handschrift als Facsimile, darauf läßt er den Abdruck des Ganzen folgen unter Beifügung einer lateinischen Uebersetzung und ausführlicher Erläuterungen [2]. Daß es hier an einer Unzahl von Mißgriffen nicht fehlen konnte, versteht sich von selbst. Aber wir werden Eckhart zugestehen, daß er sich eine für seine Zeit achtungswerthe lexikalische Kenntniß der alten Sprache zu verschaffen

re insignis vel praeditus in genere, a verbo frequentativo oten, ogten, ogeten, unde et ot, divitiae, bona.»

1) S. die Fortsetzung der Praefatio zum ersten Band. — 2) Tom. I, p. 864 — 902.

gewußt hat. Vom grammatischen Bau derselben hat er freilich keine Ahnung [1]). Außer dem Hildebrandslied geben Eckhart's Commentarii zuerst vollständig Notker's Katechismus [2]) nach der Wien-Ambraser Handschrift und fünf von den eben dort erhaltenen Predigtbruchstücken [3]), und überhaupt zum erstenmal die Würzburger Beichte aus dem 9. Jahrhundert [4]) und, was für die lexikalische Kenntniß des Althochdeutschen von besonderem Werth war, eine Anzahl der wichtigsten Glossensammlungen, darunter die Casseler [5]), die des Hrabanus zur Bibel [6]), die Florentiner [7]) und die Lindenbrog'sche [8]). Obwohl Eckhart die altdeutschen Studien zunächst zu historisch-antiquarischen Zwecken trieb, blieb ihm deren dichterische Seite doch nicht fremd. Er gieng (1713) damit um, eine Geschichte der deutschen Poesie von ihrem Ursprung bis auf Opitz herauszugeben [9]), und seine gelegentlichen Bemerkungen zeigen bei allem Irrigen, daß er mehr davon verstand, als seine meisten Zeitgenossen [10]).

Die Mitforscher Eckhart's scheiden sich in zwei Gruppen, eine norddeutsche und eine süddeutsche. Den Mittelpunkt der norddeutschen bildet Diederich von Stade, den der süddeutschen Schilter's Person und Schilter's Werk. Diederich von Stade wurde geboren am 13. Oct. 1637 in Stade. Vom Jahr 1658 an widmete er sich zu Helmstädt erst dem Studium der Theologie, dann dem der Jurisprudenz. Es war die Zeit, in der Conring dort wirkte, den auch Stade unter seine Lehrer zählte. Nach Vollendung

---

1) Vgl. z. B. die Bemerkung über heriuntuem = actus praedandi. aus herion (populari) und thum p. 869. Oder die Conjectur, zu lesen: iro rosaro rihtun (statt iro saro rihtun), was dann heißen soll: equos suos praeparabant, p. 864. 869. — 2) Tom. II, p. 930 sq. — 3) Ebend. p. 941 sq. — 4) Ebend. p. 940. Nr. LXXV bei Müllenhoff und Scherer. — 5) Ebend. Tom. I, p. 853 sq. — 6) Ebend. Tom. II, p. 950 sq. Sie waren theilweise schon 1721 von Diecmann veröffentlicht. S. u. — 7) Ebend. p. 981 sq. — 8) Ebend. p. 991 sq. — 9) Neuer Büchersaal XXII. Oeffnung (Leipzig 1713), S. 753 fg. — 10) Vgl. z. B. den Eingang zu seinen Noten zum Hildebrandslied in den Comment. de reb. Franciae or. I. 866 sq.

seiner Universitätsstudien unternahm Stade eine Reise nach Schweden. Wir müssen uns erinnern, daß seine Vaterstadt im Westfälischen Frieden (1648) mit den Herzogthümern Bremen und Verden an die Krone Schweden gekommen war. Als Stade in Schweden anlangte, begann dort gerade der großartige Aufschwung der nordischen Alterthumsstudien, den wir in einem früheren Abschnitt geschildert haben [1]. Loccenius, Rudbeck und Scheffer waren in Upsala seine Lehrer, und bald wurde er auch mit Verelius und Stiernhielm befreundet. Im Umgang mit diesen Männern ergiff ihn die heißeste Begierde, der Erforschung der altdeutschen Sprache seine Kräfte zu widmen. Mit unermüdlichem Eifer warf er sich auf das Studium sowohl der alten, als der neuen germanischen Sprachen. Ausgerüstet mit einer gründlichen Kenntniß des Schwedischen kehrte er in seine Heimath zurück und wurde dort 1668 zum Secretär des Consistoriums, 1711 zum Archivar der Herzogthümer Bremen und Verden ernannt. Bald darauf aber vertrieben ihn die damaligen Kriegsläufte aus seiner Vaterstadt. Er übersiedelte nach Hamburg und von da nach Bremen, wo er am 19. Mai 1718 starb [2]. Diederich von Stade war ein Mann von mildem Charakter und echter Frömmigkeit. Erst als hochbetagter Greis gelangte er dazu, seine umfassende Gelehrsamkeit schriftstellerisch zu verwerthen. Im Jahr 1706 gestattete er Palthen, ohne Nennung seines Namens seinen Herstellungsversuch des Gedichts von der Samariterin zu veröffentlichen [3]. Zwei Jahre darauf (Stadae 1708) ließ er sein Specimen Lectionum antiquarum Francicarum ex Otfridi monachi Wizanburgensis libris euangeliorum folgen, worin er einige Abschnitte des Otfrid und eine Anzahl katechetischer althochdeutscher Denkmäler vereinigte, von einer lateinischen Uebersetzung und sprachlichen Erklärungen begleitet. Daneben beschäftigte ihn Luther's Bibelsprache, deren schwierigere

---

1) S. o. S. 150 fg. — 2) Die thatsächlichen Angaben der obigen Lebensskizze sind entnommen aus Jo. Henr. a Seelen Memoria Stadeniana, Hamburgi 1725. p. 33—52. — 3) Hinter Palthen's Ausgabe des Tatian, Gryphiswaldiae 1706, p. 419 sq.

Ausdrücke er in einem 1711 (und sehr vermehrt 1724) erschienenen Werk erläuterte. Stade's Schriften zeugen von einer umfassenden Kenntniß der germanischen Sprachen und dessen, was bis dahin zu ihrer Erforschung geschehen war. Insbesondere hat er sich in sehr eingehender Weise mit dem Althochdeutschen beschäftigt, wie dies seine Arbeiten über Otfrid beweisen und noch mehr beweisen würden, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, seine in der Handschrift vollendete Ausgabe des ganzen Otfrid zu veröffentlichen. Er hatte für dieselbe nicht nur eine lateinische Uebersetzung und einen umfangreichen Index angefertigt [1]), sondern angeregt durch den Vorgang des Hickes [2]) hatte er noch in seinem hohen Greisenalter (1710) eine Grammatik von Otfrid's Sprache ausgearbeitet. Die richtige Erkenntniß, daß zum Verständniß altdeutscher Schriften die grammatische Untersuchung ihrer Sprache unentbehrlich sei, hebt Stade über die meisten seiner deutschen Zeitgenossen. Aber da seine Grammatik, so wie seine ganze Ausgabe des Otfrid ungedruckt blieb, hatten seine Bemühungen nicht die weiter greifende Wirkung, die sie vielleicht sonst gehabt haben würden. Natürlich dürfen wir uns nach unseren jetzigen Begriffen überhaupt keine zu hohen Vorstellungen von den Leistungen Stade's machen, so werthvoll sie für ihre Zeit waren [3]). Sein handschriftlicher Nachlaß

1) Ueber Stade's Bearbeitung des Otfrid vgl. seinen Briefwechsel bei Seelen, Mem. Staden. p. 250. 295. 320. 336. 339. — 2) Im Jahr 1694 hielt Stade noch die Aufforderung des Hickes, eine »Grammatica linguae Francicae« zu schreiben, für kaum ausführbar (Stade an Rist 1694, bei Seelen a. a. O. S. 185). Erst Hickes' eigener Vorgang im Thesaurus (1705) ermuthigte Stade zu seinem Unternehmen. Vgl. Stade's Nachschrift zu seinem Specimen Lectionum Francicarum 1708 p. 36; und über Stade's Grammatik zum Otfrid überhaupt seinen Briefwechsel bei Seelen a. a. O. S. 295 fg. 340. 400. Unter Stade's Papieren auf der Bibliothek zu Hannover befindet sich eine Grammatica Otfridiana und eine Grammatica Franco-theotisca paradigmatico-Otfridiana. (S. Kelle's Otfrid, I. Einl. S. 113). — 3) Im Ganzen wird man vor Stade's Kenntnissen, zumal des Althochdeutschen, alle Achtung haben. Auf grammatischem Gebiet hat er durch einen glücklichen Einfall eine schöne Entdeckung der Folge-

wurde auf Eckhart's Betrieb für die kurfürstliche Bibliothek in Hannover erworben [1]). Mit Diederich von Stade in naher Verbindung standen zwei andere fleißige Sprachforscher, Johann Diecmann (geb. 1647 zu Stade, gest. ebenda als Generalsuperintendent 1720), mit dessen Erläuterungen 1721 ein Theil der s. g. Rabanischen (Wiener) Glossen erschien, und Johann Philipp Palthen. Geboren 1672 zu Wolgast, studierte Palthen in Greifswald, machte dann Reisen durch Holland, Schweden und Dänemark und später (1697) durch Frankreich und England, und starb als Professor Historiarum an der Universität Greifswald 1710 [2]). Palthen verfaßte sehr viele historische und staatsrechtliche Schriften, das wesentlichste Verdienst aber erwarb er sich dadurch, daß er (Greifswald 1706) die althochdeutsche Uebersetzung von Tatian's Evangelienharmonie herausgab. Er entnahm sie der neueren Abschrift, die aus dem Nachlaß des Franciscus Junius auf die Bodley'sche Bibliothek in Oxford gekommen war. Mit dem Tatian verband er ein anderes bedeutendes althochdeutsches Denkmal, das hier zum erstenmal veröffentlicht wurde: Die Uebersetzung von Isidorus de nativitate domini, aus der Pariser Handschrift. Beide Werke versah Palthen mit Anmerkungen, die trotz vieler Mißgriffe von einer für die damalige Zeit sehr achtungswerthen Kenntniß der älteren germanischen Sprachen zeugen.

Im südlichen Deutschland geht der Antrieb zu erneuter eifriger Thätigkeit auf dem Gebiet der altdeutschen Literatur von Schilter aus. Johannes Schilter wurde geboren im Jahr 1632 zu

---

zeit vorweggenommen. Er erkennt nämlich in dem te der schwachen Praeterita (lobe-te) Otfrid's »deda et teta.« (Seelen a. a. O. S. 352). Um aber unsre Vorstellung von Stade's Kenntnissen richtig zu begränzen, führe ich beispielsweise an, daß er brunsti von der flectierten Form brennest ableiten (eb. S. 348) und brachta zu heran ziehen will (eb. S. 351), daß er lekza (Otfr. an Salomo 5) für ein Verbum hält und mit »edidici« übersetzt (Specimen Lectionum Franc. p. 9), u. s. w.

1) Seelen a. a. O. S. 146. Das. S. 138 fg. das Verzeichniß von Stade's Nachlaß. — 2) Jöcher, nach Greifswalder Universitätsprogr.

Pegau im Churfürstenthum Sachsen. Vom Jahr 1651 bis 55 widmete er sich zu Jena und Leipzig dem Studium der Philosophie und der antiken Literatur und erst nachdem er sich auch auf dem Gebiet der Theologie und Medicin umgesehen hatte, ergab er sich, nach Jena zurückgekehrt, fünf Jahre hindurch dem Studium der Jurisprudenz. Nach einer mannigfaltigen praktischen und gelehrten Thätigkeit zu Naumburg, Suhl, Jena und Frankfurt nahm er im Jahr 1686 einen Ruf als Rathsconsulent und Professor Honorarius an der Universität zu Straßburg an. Der Eifer und die Gewissenhaftigkeit, mit der er trotz schwerer körperlicher Leiden diesen doppelten Beruf bis an sein Lebensende ausfüllte, erwarben ihm die größte Hochachtung. Er starb am 14. Mai 1705 [1]). Auf allen Gebieten der Rechtswissenschaft zu Hause [2]), erwarb sich Schilter doch sein größtes Verdienst um das deutsche Recht und die deutschen Alterthümer. Die Verbindung juristischer und geschichtlicher Forschungen führte Schilter auch zu dem Studium unsrer alten Sprachdenkmäler. Sein Codex juris Alemannici feudalis (1697) und seine Ausgabe von Jakob's von Königshoven straßburgischer Chronik (1698) gehören bereits unserem Gebiet an. Das bedeutendste Werk aber, an welchem Schilter viele Jahre mit rastlosem Fleiß arbeitete, dessen Herausgabe er aber nicht mehr erlebte, war sein Thesaurus antiquitatum Teutonicarum. Einen Vorläufer desselben bildete (1696) Schilter's Ausgabe des althochdeutschen Ludwigsliedes nach einer Abschrift, die einige Jahre zuvor Mabillon im Kloster St. Amand genommen hatte. Schon im Jahre 1693 hatte Schilter seine Ausgabe des Otfrid druckfertig, 1698 gab er ein kleines Specimen derselben heraus. Aber erst lange nach Schilter's Tod sollte sein Thesaurus an's Licht treten. Doch dieser Verzug kam dem Werke sehr zu Statten. Denn einerseits

1) Die obigen Nachrichten sind entnommen aus den Straßburger akademischen Schriften über Schilter's Leben, die sich in dessen Thesaurus Antiquitatum Teutonicarum. Tom. II. abgedruckt finden. — 2) S. das Verzeichniß von Schilter's zahlreichen Schriften bei J. F. Jugler, Beyträge zur juristischen Biographie, Bd. VI, Leipz. 1780, S. 77 fg.

wurden Schilter's Sammlung noch mehrere wichtige Sprachdenkmäler hinzugefügt, andrerseits versah Schilter's bedeutendster Schüler Johann Georg Scherz die Arbeiten seines Lehrers mit werthvollen Berichtigungen und Zusätzen. Geboren zu Straßburg im J. 1678 hatte Scherz auf der dortigen Universität erst antike Literatur und Philosophie, dann Jurisprudenz studiert und namentlich auch Schilter unter seine Lehrer gezählt. Nach einer längeren wissenschaftlichen Reise durch Deutschland wurde er 1702 an der Universität Straßburg Professor der Moralphilosophie, 1711 der Jurisprudenz. Er starb am 1. April 1754 [1]). Die allgemeine Leitung bei der Herausgabe von Schilter's Thesaurus übernahm Johann Frick (geb. zu Ulm 1670, † als Senior Ministerii daselbst 1739), den Verlag der Buchhändler Bartholomaei [2]) in Ulm. So erschien dies umfangreiche Werk endlich in den Jahren 1726 bis 1728 in drei starken Foliobänden, deren zwei erste eine große Menge der wichtigsten altdeutschen Sprachdenkmäler enthalten, während der dritte ein Glossarium Teutonicum gibt. Die Sprachdenkmäler, die hier gesammelt erscheinen, sind theils zum erstenmal veröffentlicht, theils sind es neue Ausgaben bereits bekannt gemachter Texte. Unter den letzteren nimmt die wichtigste Stelle ein das Evangelienbuch des Otfrid. Wir haben die bisherigen Bemühungen um dies größte Denkmal der althochdeutschen Poesie verzeichnet. So achtungswerth sie auch sind, so war doch seit Flacius Illyricus (1571) keine neue Ausgabe des Otfrid mehr erschienen, und jener alte sehr mangelhafte Abdruck war noch dazu äußerst selten geworden [3]). Es war deshalb schon an sich ein Verdienst, dem gelehrten Publicum den Text des Otfrid wieder zugänglich zu machen. Die Art, wie dies hier geschah, hat zwar nicht unverdienten Tadel gefunden. Vergleichen wir aber die neue

1) Obige Angaben sind entnommen aus: Neuer Zeitungen von Gelehrten Sachen auf das Jahr 1754 Erster Theil, Leipzig, S. 459 fg. — 2) Vgl. die Praef. generalis zum Schilter'schen Thes. p. XVIII. — 3) Vgl. den Briefwechsel Stade's mit Eggeling bei Seelen Memoria Staden. p. 250 sq.

Ausgabe mit der des Flacius, so werden wir nicht läugnen, daß sie einen bedeutenden Fortschritt bezeichnet. Schilter legte den Text des Flacius zu Grunde, benutzte zu dessen Verbesserung die Arbeiten von Freher und Lambecius und begleitete das ganze Gedicht mit einer lateinischen Uebersetzung und erläuternden Anmerkungen. Da Schilter seine Arbeit schon 1693 [1]) im Wesentlichen abschloß, so verwerthete erst Scherz Rostgaard's Vergleichung des damals Vaticanischen (jetzt Heidelberger) Codex und die Abschrift des Wiener Codex, die Schilter's Schüler [2]), der Straßburger Joh. Phil. Schmid, für seinen Lehrer genommen hatte. Er that dies in Zusätzen zu Schilter's Anmerkungen, indem er Schilter's Text unberührt ließ. Dies Verfahren war ohne Zweifel zweckwidrig, und ebenso ist es auffallend, daß sowohl Schilter, als Scherz über die Handschriften von Otfrid's Werk im Unklaren blieben. Auch wimmelt Schilter's Uebersetzung von Fehlern, und Scherz verbessert diese zwar häufig und nicht selten mit großem Scharfsinn, oft aber ist auch er im Irrthum. Das Schlimmste ist, daß Schilter vom grammatischen Bau des Althochdeutschen keine Ahnung hat, und auch Scherz trotz seiner weit größeren Kenntnisse sich gerade in dieser Hinsicht seiner Aufgabe nicht gewachsen zeigt [3]). Aber trotz alledem ist in dieser Ausgabe des Otfrid für Textkritik und Erklärung nicht wenig geschehen. Sie bot dem damaligen Leser ein sehr erwünschtes Hülfsmittel, und wer sich in jene Zeit versetzt, der wird zugeben, daß Schilter, und ohne allen Vergleich mehr noch Scherz sich durch bloße Uebung eine solche Kenntniß des Althochdeutschen erworben haben, wie sie damals nur sehr Wenige besaßen [4]). Auch die übrigen schon früher veröffentlichten Stücke gibt

1) S. Schilter's Praefatio zum Otfrid c. III. — 2) Praefatio generalis zu Schilter's Thes., Tom. I, p. VI. — Schmid's Brief an Stade in Seelen's Memor. Staden. p. 330. — 3) S. die Belege in Kelle's Otfrid, Bd. I, Einl. S. 122 fg. — Von Schilter bemerkt schon Diederich von Stade (1716), daß seine „Wercke nicht so gut und richtig seyn werden, wie man sich einbildet, weil er keine Grammatische Art verstanden." Seelen, Mem. Staden. p. 339. — 4) Ich begreife vollkommen Kelle's hartes

Schilter's Thesaurus zum Theil in verbesserter Gestalt. So wird bei Willeram's Paraphrase des Hohenlieds die Breslauer Handschrift zu Grunde gelegt, für den Wiederabdruck von Goldast's Paraenetikern die Pariser Handschrift von neuem verglichen. Unter den übrigen heben wir nur noch den wiederholten Abdruck des althochdeutschen Tatian und Isidorus hervor. Aber Schilter's Thesaurus machte nicht bloß bereits Gedrucktes in verbesserter Gestalt zugänglich, sondern er bereicherte die Wissenschaft durch die werthvollsten Inedita. An ihrer Spitze steht Notker's Psalmenwerk, das hier zum erstenmal erscheint. Eine gründliche Dissertatio critico-historica des St. Galler Capitularen und Bibliothekars Bernhard Franck, die dem Abdruck vorangeschickt ist, weist den Irrthum des Lambecius, als sei Otfrid von Weißenburg Verfasser dieses Psalmenwerks, zurück und stellt für immer fest, daß dasselbe von Notker Labeo herrührt. Ein anderes für die Sprachforschung wichtiges Denkmal, das Schilter's Thesaurus zum erstenmal vollständig bietet, ist Kero's althochdeutsche Interlinearversion der Benedictinerregel. Aber auch die Kenntniß des Mittelhochdeutschen erfuhr eine wesentliche Bereicherung dadurch, daß hier zum erstenmal das Rolandslied des Pfaffen Conrad und dessen Umarbeitung durch den Stricker veröffentlicht wird. Das umfangreiche altdeutsch-lateinische Glossarium, das den dritten Band von Schilter's Thesaurus füllt, muß natürlich bei dem damaligen Stand der Kenntnisse an sehr großen Gebrechen leiden, aber als der erste derartige Versuch nimmt es in der Geschichte unserer Wissenschaft eine beachtenswerthe Stelle ein. Werfen wir noch einmal einen Blick auf das ganze Unternehmen, so erhellt seine Bedeutsamkeit schon hinreichend daraus, daß die in demselben abgedruckten Sprachdenkmäler ein Jahrhundert lang die hauptsächlichste Grundlage für unsre Kenntniß des Althochdeutschen gebildet haben. Obwohl Schilter's

Urtheil über Scherz (Ottfrid I, Einl. S. 120). Aber die Geschichte der Wissenschaft hat sich in die Zeit zu versetzen, die sie schildert. Vgl. das Lob, das Hoffmann von Fallersleben Scherz ertheilt (im Weimar. Jahrb. für deutsche Sprache I, S. 59) und Grimm in der Gramm. I (1) S. LXXIII.

Kenntnisse mehr in die Breite als in die Tiefe giengen, ist er sowohl durch seine Schriften, wie durch sein Lehramt von bedeutendem Einfluß auf die Entwicklung unserer Wissenschaft gewesen. Es macht einen wehmüthigen Eindruck, daß Straßburg um dieselbe Zeit, in der es dem deutschen Reiche durch französischen Raub verloren geht, durch Schilter's Bemühungen ein Mittelpunkt der deutschen Sprach- und Alterthumsforschung wird. Schilter's Schüler Scherz, seinem Meister an gründlicher Sprachkenntniß weit überlegen, gibt dessen Thesaurus durch seine Zusätze erst den rechten Werth und arbeitet ein langes Leben hindurch an einem Glossarium Germanicum medii aevi, das dann (1781) lange nach seinem Tod gleichfalls ein Straßburger Gelehrter, Oberlin, herausgibt [1]). Und was knüpft sich nicht Alles an diese Thätigkeit der Straßburger Alterthumsforscher und an Straßburg's deutsche Vergangenheit überhaupt! Durch Scherz werden Bodmer und Breitinger auf die Pariser Minnesängerhandschrift aufmerksam, durch Schöpflin erhalten sie dieselbe zugeschickt, und in demselben Straßburg geht dem jugendlichen Goethe der Sinn für deutsche Kunst und deutsches Alterthum auf.

Doch kehren wir zurück von diesem Vorausblick zu den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. Wir haben da unter den Förderern der altdeutschen Literatur noch die gelehrten Brüder Bernhard und Hieronymus Pez zu nennen. Geboren zu Ips in Niederöstreich traten beide in den Benedictinerorden und gehörten zu dessen Zierden im Stifte Melk. Hieronymus († am 14. Oct. 1762) [2]) veröffentlichte (1745) in seinen Scriptores rerum Austriacarum die Reimchronik des Ottokar von Horneck, und Bernhard († 1735) gab in seinem Thesaurus anecdotorum (1721) zum erstenmal das Wessobrunner Gebet [3]) heraus und eine große Anzahl althochdeutscher Glossen, darunter die umfangreichen Monseeer [4]).

---

1) S. u. — 2) S. über ihn (Schröckh in) Neue Zeitungen von Gelehrten Sachen, Leipzig 1762, 22. Nov. — 3) Tom. I. col. 418. — 4) Ebend. col. 317 sq.

Wir sehen in unserer Periode die deutschen Gelehrten vorzugsweise mit den Denkmalen des Althochdeutschen und hin und wieder auch mit denen des Mittelhochdeutschen beschäftigt. Die übrigen älteren germanischen Sprachen finden nur eine spärliche Pflege. Wir erwähnen die Dissertation, die 1693 G. F. Heupel in Wittenberg über die gothische Evangelienübersetzung veröffentlichte [1]). — Zu den skandinavischen Sprachen führte einerseits die Untersuchung des germanischen Heidenthums, andrerseits die Beschäftigung mit der schwedischen und dänischen Literatur. Welchen Einfluß die früherhin geschilderten epochemachenden Arbeiten der skandinavischen Gelehrten hier übten, sieht man deutlich, wenn man die 1691 erschienene „Cimbrische Heyden-Religion" des Trogillus Arnkiel (geb. zu Tollsted in Schleswig, † 1713 als Probst zu Apenrade) mit der 1648 herausgegebenen Schrift des Elias Schede († 1641) vergleicht. Während Schede trotz alles gelehrten Zusammentragens griechischer und lateinischer Citate über die wirkliche Mythologie der Germanen noch so gut wie nichts weiß, betreten wir bei Arnkiel, so wunderliche Dinge er auch noch vorbringt, doch wenigstens theilweise festen Boden, weil ihm Resenius' Edda bekannt ist. Auch sucht er, gebildet an den Arbeiten Worm's, Runeninschriften zu entziffern [2]). Ebenso vertraut mit den skandinavischen Forschungen finden wir dann Joh. Georg Keyßler (geb. zu Turnau 1693, † 1743 zu Stintenburg im Lauenburgischen) in seinen Antiquitates selectae septentrionales (1720). Eine gründliche Kenntniß der schwedischen und dänischen Literatur zeigte in seinen Schriften Joh. Moller (geb. zu Flensburg 1661, † als Rector daselbst 1725). Joh. David Köhler (geb. zu Coldiz 1684, † 1755 als Prof. in Göttingen) schrieb 1724 als Prof. zu Altdorf ein kleines Programm de Scaldis. — Mit einzelnen Erscheinungen der älteren neuhochdeutschen Literatur beschäftigten sich die Gelehrten jener Zeit aus antiquarischen, bibliographischen und

---

1) Wieder abgedruckt in A. F. Büsching's Ausg. von Ihre's Scripta versionem Ulphilanam illustrantia, Berlin 1773. — 2) Arnkiel, Cimbrische Heyden-Begräbnisse, Hamburg 1702, S. 346 fg.

anderen Gesichtspunkten. Wir erwähnen hier nur Joh. Christoph Wagenseil's (geb. zu Nürnberg 1633, † als Prof. zu Altdorf 1705) Schrift über die Meistersänger (1696) und die des schon genannten J. D. Köhler über den Teuerdank (1714).

Unter den zahlreichen Schriften, die sich in diesem Zeitraum mit den Ursprüngen der deutschen Sprache und der Etymologie ihrer Wörter beschäftigen[1], wollen wir nur zwei hervorheben. Gleich am Beginn nämlich finden wir einen Mann, der mit großer Einsicht die älteren germanischen Sprachen für die Erforschung der deutschen Wörter benützt, den vielseitig gelehrten Johannes Borst (geb. zu Wesselburg in Ditmarschen 1623; 1660 Rector des cölnischen Gymnasiums und Bibliothekar zu Berlin, † 1696)[2]. In seinem Observationum in linguam vernaculam specimen (1669)[3] erklärt er eine Anzahl zum Theil sehr verdunkelter deutscher Wörter meist richtig durch Zurückführung auf ihre älteren Formen[4]. Den größten Namen aber machte sich bei seinen Zeitgenossen auf dem Gebiet der deutschen Etymologie Johann Georg Wachter. Geboren zu Memmingen im Jahr 1673 studierte er zu Tübingen Theologie, gieng dann auf Reisen, lebte einige Zeit in Amsterdam, bis er in Berlin von König Friedrich I. für Verfertigung der Aufschriften und Devisen eine Besoldung erhielt. Durch die Reductionen unter Friedrich Wilhelm I. verlor er (1722) diese Stellung. Er wandte sich nach Dresden und von da nach Leipzig, „allwo er," nach seinem eigenen Ausdruck, „die Etymologie der deutschen Sprache als ein Bret im Schiffbruche ergriffen, und erstlich das kleine, hernach das große Glossarium geschrieben. Kaum war diese Arbeit vollendet, so hat der Rath in Leipzig, dessen Eyfer für die schönen Wissenschaften auf eine rühm-

---

1) Vgl. die betreffenden Abschnitte in Eckhart's Historia studii etymol. und Reichard's Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst. — 2) Moller, Cimbria literata I, 700 sq. — 3) Eine deutsche Uebersetzung dieser werthvollen kleinen Schrift findet sich in den Beyträgen zur crit. Historie der deutschen Sprache, Bd. 7, Leipz. 1741, S. 179 fg. — 4) Vgl. z. B. Borst's Ableitung von Demuth, êwa, ruchlos u. Anderes.

liche Art bekannt ist, sich seiner angenommen, ihm das Verzeichniß der griechischen und römischen Münzen bey seiner angesehenen Bibliothek zu verfertigen aufgetragen und ihm eine ansehnliche Besoldung auf Lebenszeit ausgesetzet" [1]. Wachter starb am 7. Nov. 1757. Ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit hatte sich Wachter mit sehr verschiedenartigen Dingen, mit dem Spinozismus im Judenthum, dem Naturrecht, antiker Münzkunde beschäftigt. Sein hauptsächlichstes Studium aber wandte er der Erforschung der germanischen Sprachen zu. Im Jahr 1723 veröffentlichte er in den Abhandlungen der Berliner Akademie eine Commentatio de lingua codicis argentei, 1737 zu Leipzig sein großes Glossarium Germanicum, continens origines et antiquitates totius linguae Germanicae, et omnium pene vocabulorum, vigentium et desitorum, nachdem er schon 1727 ein Specimen desselben vorangeschickt hatte. Der Titel dieses Werks verspricht beträchtlich zu viel, aber allerdings hat Wachter einen großen Theil der damals zugänglichen altgermanischen Sprachdenkmäler für seinen Zweck durchgearbeitet. Dem alphabetisch geordneten Glossar sendet er eine Einleitung voraus, worin er die Grundsätze seines etymologischen Verfahrens darlegt. Er beruft sich dabei auf seine bedeutendsten Vorgänger: Franz Junius [2], Leibniz [3] und Ten Kate [4]. So weit es ihm möglich ist, sucht er auf die ältesten Formen der Wörter zurückzugehen [5]. Die germanischen Sprachen hält er für celtisch [6] und das Angelsächsische für die älteste derselben, welche die Mutter auch des Isländischen, Dänischen und Schwedischen sei [7]. Sehr bedenklich ist Wachter's Ansicht, daß der Etymolog mehr auf den intellectus, als auf den sonus der Wörter zu achten habe [8]. Doch will er auch keine willkürliche Behandlung der lautlichen

---

1) J. G. Wachter's Selbstbiographie, aus seiner Handschrift abgedruckt in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, Bd. IX, Leipzig 1763, S. 169
2) S. die Praefatio zu dem Specimen von 1727, XLVI. — 3) Ebend. XLIX. — 4) Ebend. XXXI. — 5) Ebend. L. — 6) Ebend. XXVIII. XXXII. XXXVI. LI. — 7) Ebend. XLII. — 8) Prolegom. zum Glossarium vom J. 1737, Sectio I, XXIV.

Form. Vielmehr sind zuvörderst die Praefixa und Suffixa der Wörter abzuscheiden, und von beiden gibt Wachter ein ziemlich umfangreiches Verzeichniß [1]). Dann ist zu beachten, daß in der Regel nur die verwandten Laute sich einander anziehen oder auch miteinander vertauschen [2]). Doch wechseln „ex genio linguae“ auch manche nicht verwandte Laute [3]). Verwandte Laute aber nennt Wachter die, welche von denselben Lautwerkzeugen gebildet werden [4]). So scheidet er die Consonanten, im Anschluß an den Mediciner Joh. Konrad Amman, in Gutturales, Linguales, Labiales und Dentales [5]). Hier, wie in manchem Anderen, sehen wir bei Wachter gute Anfänge, und auch die Ausführung hat für ihre Zeit viel Verdienstliches. Im Anschluß an seine Vorgänger verzeichnet er die öfter wiederkehrenden Lautwechsel und darunter auch einen Theil der germanischen Lautverschiebung. Aber Alles bunt gemischt, so daß es ihm durchaus noch nicht gelingt, die Willkür des Etymologisierens durch streng grammatische Zergliederung und Aufdeckung durchgreifender Lautwandelgesetze zu beseitigen [6]), wie dies dem folgenden Jahrhundert vorbehalten war.

3. Grammatische und lexikalische Bearbeitung der neuhochdeutschen Sprache vom Jahr 1665 bis zum Jahr 1748.

Bödiker. Stieler. Steinbach. Frisch.

Im Anschluß an die Bemühungen der vorigen Periode setzt sich auch gegen Ende des 17. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 18. das Streben fort, die neuhochdeutsche Sprache grammatisch

---

1) Ebend. Sect. V und VI. — 2) Ebend. Sect. III, I und II. — 3) Ebend. Sect. III, III. — 4) Ebend. Sect. III, I. — 5) Ebend. Sect. II, XIX sq. Vgl. Joh. Conr. Amman, Surdus loquens. Amstelaedami 1692, p. 28. Dessen Dissertatio de loquela, ebend. 1700, p. 56. — 6) Vgl. z. B. was Wachter (a. a. O. Sectio IV) über die Anastrophe sagt, vermöge deren θυμός und mod, das gothische fan (= dominus) und cambrisch naf identisch sein sollen; und über die Epenthesis, der gemäß nicht aus niet durch ein eingeschobenes ch entstanden sein soll, und ebenso wicht aus quid.

und lexikalisch festzustellen; und wie früherhin, so verbindet sich auch jetzt mit diesem Streben, und zwar mit wachsendem Erfolg, der Versuch, die deutsche Sprache geschichtlich zu erforschen. Wir müssen aber, wenn wir ein richtiges Urtheil über die hier in Betracht kommenden Männer gewinnen wollen, diese beiden Seiten sorgfältig auseinanderhalten. Gleich bei dem ersten derselben tritt uns diese Bemerkung entgegen. Johann Bödiker, geboren 1641 unweit Stettin, 1673 Conrector, von 1675 bis zu seinem Tod 1695 Rector des cölnischen Gymnasiums zu Berlin [1]), gab im Jahre 1690 eine Schulgrammatik der deutschen Sprache heraus, unter dem Titel: „Grund-Sätze der Deutschen Sprachen." Als Lehrbuch der deutschen Schriftsprache übertrifft diese Grammatik entschieden die vorausgegangenen. In kurzen und bündigen Sätzen trägt der Verfasser seine Regeln vor und in mehr als einer Beziehung hat er die Festsetzung der deutschen Schriftsprache gefördert. So sind z. B. seine Bestimmungen über den Unterschied von vor und für [2]) dieselben, die sich bis auf den heutigen Tag in Geltung erhalten haben. Dagegen ist an seinen Versuchen, die deutsche Sprache gelehrt zu erforschen, nur das zu loben, daß er überhaupt vom Altdeutschen Kunde nimmt. In der Ausführung befindet er sich noch ganz auf dem unkritischen Standpunkt seiner deutschen Vorgänger. Die deutsche Sprache ist ihm die älteste Tochter der hebräischen [3]) und die Mutter der griechischen, lateinischen und aller anderen europäischen [4]). Dem entsprechend leitet er die deutschen Wörter unmittelbar aus dem Hebräischen ab, und zwar in haarsträubender Weise. So zählt er unter den Veränderungen, „wenn eine Sprache von der anderen herkömmt," als sechste „die Rücklesung, Anastrophe" auf und behandelt sie als ein regelrechtes Mittel der Etymologie. Durch solche Umdrehung soll das hebräische nahag das deutsche gehen, das hebräische naschak das deutsche küssen sein, u. s. w. [5]). „Wenn

---

1) Ueber sein Leben vgl. G. G. Küster, Fortgesetztes Altes und Neues Berlin, Berlin 1752 S. 975 fg. — 2) S. 575 fg. der Ausgabe von 1709. — 3) Ebend. S. 173 fg. — 4) Ebend. S. 420. — 5) Ebend. S. 165.

ihr diese, und sonst wenige Stück beobachtet", sagt er, „so habt ihr die gantze Babylonische Verwirrung; Oder vielmehr aller Sprachen Ursprung, Ableitung und Uebereinstimmung" [1].

Fast gleichzeitig mit Bödiker trat Caspar Stieler auf. Geboren zu Erfurt im Jahr 1632 führte er ein sehr wechselvolles Leben. Die fruchtbringende Gesellschaft ernannte ihn 1668 zu ihrem Mitglied unter dem Namen des Spaten (d. h. des Späten), und Kaiser Joseph I. erhob ihn 1705 in den Adelstand. Er starb zu Erfurt im Jahr 1707 [2]. Sein Hauptwerk ist: Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs, oder Teutscher Sprachschatz — durch unermüdeten Fleiß in vielen Jahren gesamlet von dem Spaten. Nürnberg 1691. — Stieler's mühsames und fleißiges Werk war der erste Versuch eines deutschen Wörterbuchs seit Henisch's unvollendetem Unternehmen. Der Verfasser hat es nur auf eine Sammlung der zu seiner Zeit gebräuchlichen Wörter abgesehen [3]. In seinen Etymologieen steht er auf dem Standpunkt Schottel's, überbietet ihn aber in dem Streben, der deutschen Sprache möglichst viel zuzuwenden, so daß er z. B. das Wort Bischof von byschuwen, beyschauen (observare) ableitet [4]. Den von Stieler wieder aufgenommenen Versuch, ein vollständiges deutsches Wörterbuch herzustellen, führte der Breslauer Arzt Christoph [5] Ernst Steinbach (geb. zu Semmelwitz bei Jauer 1699, gest. 1741) weiter. Er trat zuerst mit einer „kurtzen und gründlichen Anweisung zur Deutschen Sprache — Rostochii et Parchimi — 1724" hervor. Dies kleine Buch ist besonders dadurch merkwürdig, daß der Verfasser die Annahme, als seien unsre starken Zeitwörter irregularia, verwirft. Er theilt vielmehr unsre Verba in zwei Conjugationen, deren erste das Supinum auf en bilde und

1) Ebend. S. 165. — 2) Ueber Stieler's Leben und Schriften vgl. J. H. von Falckenstein, Analecta Nordgaviensia, IV. Nachlese, Schwabach 1738, S. 253—280. — 3) Vorr. Bl. 9. — 4) Spalte 174. Vgl. Vorr. Bl. 11. — 5) So nennt er sich auf dem Titel und in der Unterschrift der Widmung seines größeren Wörterbuchs. Auf dem Titel seines (früheren) kleineren Wörterbuchs steht Christian.

lauter verba primitiva enthalte, weshalb er ihr auch die erste Stelle einräume. Nach der verschiedenen Abwandlung der Vocale scheidet er dann die Verba dieser Conjugation in fünf Ordnungen [1]. Die zweite Conjugation bilden ihm die Verba mit dem Supinum auf et [2]. Auch die gedrungene Syntax ist mit viel Geschick abgefaßt. Seiner Grammatik ließ Steinbach erst ein kleineres Wörterbuch „Breßlau — 1725" folgen, dann sein „Vollständiges Deutsches Wörter-Buch —, Breßlau — 1734", in zwei Großoctavbänden. Auch dies Werk ist mit viel Geschick gearbeitet. Die Wörter sind nach „Grundwörtern" [3] geordnet, die Grundwörter nach dem Alphabet. Der Verfasser hat sich auch mit dem Altdeutschen beschäftigt [4] zum Behuf der Etymologie, sein eigentliches Absehen aber ist ein praktisches [5], das er auf die einfachste Weise zu erreichen sucht. In seinem kleineren Wörterbuch hat er nur die deutschen Wörter „aus dem indice von Lindneri Lexico in eine Ordnung" nach seinen Grundregeln gebracht. In gleicher Weise geht er jetzt die deutschen Wörter „aus Fabri Lexico," aus Hederich's Promptuarium latinitatis und aus dem Zeitungslexikon durch und merkt sich dazu dies und jenes aus Opitz, Lohenstein, Rachel, Günther und Hoffmannswaldau an [6].

Ein Mann ganz anderen Schlages als seine bisher besprochenen Vorgänger war Johann Leonhard Frisch. Geboren zu Sulzbach in der Oberpfalz am 19. März 1666 brachte Frisch seine Jugend in Nürnberg zu, wo sein Vater als kaiserlicher Notar und geheimer Registrator lebte. Nach einer sehr sorgfältigen Vorbereitung bezog er im J. 1683 die Universität Altdorf, von wo er 1686 nach Jena und von dort 1688 nach Straßburg übersiedelte. Als er auf diesen drei Universitäten seine theologischen Studien vollendet hatte, begab er sich auf Reisen, durchzog einen Theil Frankreichs, Süddeutschlands und der Schweiz, ließ sich, nach Nürnberg zurückgekehrt, unter die Candidaten des Predigtamts aufnehmen

1) P. 60 sq. Vgl. Vorr. Bl. 5. — 2) P. 67 sq. — 3) Vorrede Bl. 10. — 4) Ebend. Bl. 13. 14. — 5) S. die Widmung des Buchs. — 6) Vorrede Bl. 15. 16.

und gieng dann nach Ungarn, wo er einige Zeit ein evangelisches Predigtamt in Neusol bekleidete. Aber mannigfach verfolgt, gab er diese Stelle wieder auf und setzte sein Reiseleben fort. Es trieb ihn ein unwiderstehlicher Drang, die Welt zu sehen. Denn „er reisete nicht wie manche, von welchen er zu sagen pflegte, daß sie nicht viel besser reiseten als die Post-Pferde" [1]. Vielmehr hatte er überall ein offenes Auge für Natur und Menschen, und besonders benutzte er seine Wanderungen zum Erlernen der mannigfachsten Sprachen. Zu Straßburg hatte ihm der Unterricht im Deutschen, den er einigen französischen Adligen ertheilte, zugleich eine gründliche Kenntniß des Französischen verschafft, der Aufenthalt in Ungarn trug ihm die lebendige Kenntniß der slavischen Sprachen ein. Nachdem er sich ein wenig jenseits der türkischen Gränze umgesehen hatte, kehrte er durch Oberitalien nach Deutschland zurück. Hier wirft er sich eine Zeit lang auf die Oeconomie, geht dann nach Amsterdam, verkehrt dort mit Gichtel und anderen Schwärmern, durchschaut sie aber bald. Denn Frisch war ein frommer, einfach gläubiger Christ, dessen Christenthum nicht in phantastischen Träumereien, sondern in einem sittlich tüchtigen, von kindlichem Gottvertrauen erfüllten Leben bestand. Als ihm das Geld ausgeht, verdient er sich das Nöthigste als Arbeiter an einer Ramme. Ein reicher Gönner aber reißt ihn auf eine zarte Weise aus seiner Bedrängniß. Frisch geht nun über Hamburg nach Berlin, und hier findet er endlich die Stellung, die für ihn paßte. Er wird 1698 Subrector, 1708 Conrector, endlich 1726 Rector des Berliner Gymnasiums zum grauen Kloster, und als solcher ist er am 21. März 1743 gestorben.

Frisch war ein Mann von den mannigfaltigsten Gaben: ein eifriger und feinsinniger Naturforscher, dessen Werke über die In-

---

1) Das Leben des Weiland berühmten Rectors an dem Gymnasio zum grauen Kloster in Berlin, Johann Leonhard Frisch, nebst beygefügten Stand- und Leb-Reden, auch einigen Trauer-Gedichten, mit einer Vorrede zum Druck befördert von Joh. Jac. Wippel. Berlin — 1744. S. 6. Aus dieser Schrift sind auch unsere übrigen Angaben über Frisch's Leben genommen.

secten und über die Vögel in hohem Ansehen stehen, ein trefflicher Schulmann, und was uns hier am meisten angeht, ein ausgezeichneter Sprachforscher. Nach dieser Seite hängt er auf das engste mit Leibniz und dessen Berliner Bestrebungen zusammen. Leibniz erlernte von ihm die russische Sprache und ermunterte ihn in seinen germanischen Arbeiten. Auf Leibniz' Vorschlag wurde er 1706 zum Mitglied der königlich preußischen Societät der Wissenschaften ernannt, und in den Denkschriften dieser Societät legte er die ersten Früchte seiner gründlichen deutsch-sprachlichen Studien nieder [1]. Im Jahr 1731 „ward er zum Directore der Königlichen Societaet der Wissenschaften erwählet, in Classe Historico-Philologico-Germanica" [2], und dieser Societät und ihrem Stifter Leibniz spricht Frisch noch als hochbetagter Greis in der Vorrede zu seinem Hauptwerk seinen innigsten Dank aus.

Als Frisch sein letztes und größtes Werk: das deutsche Wörterbuch, herausgab, hatte er sich bereits durch eine Reihe anderer Arbeiten als einen der gründlichsten Sprachforscher ausgewiesen. Wir können hier nur die wichtigsten derselben kurz erwähnen. Außer den Abhandlungen über Gegenstände der deutschen Sprachforschung, die er in den Miscellaneis Berolinensibus und in den „die teutsche Sprach betreffenden Stücken" veröffentlichte, gab er 1712 ein vorzügliches französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch heraus, schrieb Verschiedenes, wodurch er seine Kenntniß der slavischen Sprachen bethätigte, und besorgte 1723 eine neue durchgreifend umgearbeitete Ausgabe von Bödiker's „Grund Sätzen der Teutschen Sprache." Wenn wir diese Ausgabe mit der vorangehenden vergleichen, so erkennen wir alsbald die Ueberlegenheit Frisch's über seinen Vorgänger. Die bündigen, meist ganz guten

1) S. Miscellanea Berolinensia — ex scriptis societati regiae exhibitis edita, Berolini 1710, p. 60. Contin. II, 1727, p. 310. T. IV, 1734, p. 175. 179. 182. 183. 185. 188. 190. 191. 195, T. V, 1737, p. 198. 217. T. VI, 1740, p. 192. 193. 195. Und: Der erste Auszug von einigen die Teutsche Sprach betreffenden Stücken, Berlin 1734. — 2) Wippel a. a. O. S. 4.

„Grund-Sätze" selbst hat er gewöhnlich beibehalten, aber Bödiker's schwache und oft sehr verkehrte Erläuterungen dazu hat er großentheils beseitigt und durch andere richtigere ersetzt. Als Anhang hat er dieser Bearbeitung von Bödiker's Grammatik beigegeben: „Specimen Lexici Germanici Oder Ein Entwurff Samt Einem Exempel Wie er sein Teutsches Wörter Buch einrichtet." Schon vorher (1716)[1]) hatte er eine kleine Schrift veröffentlicht. „Untersuchung des Grundes und Ursachen der Buchstab Veränderung etlicher Teutschen Wörter," und 1739 gab er in einem lateinischen Programm Nachricht von den ältesten in Deutschland gedruckten Wörterbüchern. Endlich im Jahr 1741 brachte er sein großes Hauptwerk zum Abschluß, sein „Teutsch Lateinisches Wörter-Buch, Darinnen Nicht nur die ursprünglichen, nebst denen davon hergeleiteten und zusammengesetzten allgemein gebräuchlichen Wörter; Sondern auch die bey den meisten Künsten und Handwerken, bey Berg- und Saltzwerken, Fischereyen, Jagd-, Forst- und Hauß Wesen, u. a. m. gewöhnliche Teutsche Benennungen befindlich, Vor allen, Was noch in keinem Wörter-Buch geschehen, Denen Einheimischen und Ausländern, so die in den mittlern Zeiten geschriebenen Historien, Chroniken, Uebersetzungen, Reimen u. d. g. mit ihren veralteten Wörtern und Ausdrückungen verstehen wollen, möglichst zu dienen, Mit überall beygesetzter nöthigen Anführung der Stellen, wo dergleichen in den Büchern zu finden, Samt angehängter Theils versicherten, theils muthmaßlichen Etymologie und critischen Anmerkungen; Mit allem Fleiß viel Jahr über zusammengetragen, Und jetzt den Gelehrten zur beliebigen Vermehrung und Verbesserung überlassen. Nebst einem Register der lateinischen Wörter. Berlin — 1741." Ich habe den Titel des ausgezeichneten Werks absichtlich in seiner ganzen Ausführlichkeit mitgetheilt, weil er am besten besagt, was der treffliche Greis zu geben beabsichtigte, und ich kann nur hinzufügen, daß er das Versprochene in einer Weise

---

1) Diese Jahrzahl gibt El. Casp. Reichard in seinem Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst, 1747, S. 423, das Exemplar der Göttinger Bibliothek hat keine Jahrzahl.

geleistet hat, die seiner Arbeit eine der ersten Stellen in der ganzen deutschen Lexikographie sichert. Das Werk ist äußerlich von keinem allzugroßen Umfang. Es füllt nur zwei mäßige Quartbände, aber diese zwei Bände enthalten einen außerordentlichen Reichthum an wohlgesichtetem und auf der gründlichsten Gelehrsamkeit ruhendem Stoff. Gegen fünfzig Jahre hat Frisch an diesem seinem Lebenswerk gearbeitet [1]). Er hat sich bei dessen Abfassung sein Ziel sehr klar gesteckt. Nach unserer jetzigen Ausdrucksweise würden wir sagen: Er hat es auf ein neuhochdeutsches Wörterbuch abgesehen das Wort Neuhochdeutsch in seinem ganzen Umfang genommen. Die älteren germanischen Sprachen überläßt er Wachter's und Schilter's Glossarien. Aber wo Schilter aufhört, da setzt Frisch ein, und er darf mit Recht sagen, daß man „die Zeiten kurz vor und kurz nach der Erfindung des Buchdruckens noch recht dunkel nennen kann, darinnen man Historien und Chroniken findet, wo auf allen Seiten Wörter stehen, die dem Leser am Verstand solcher Schrifften hinderlich fallen," und er hat in der That, wie er sich ausdrückt, „in diesem gegenwärtigen Wörter Buch die Hand an eine schöne Aerndte gelegt." In der Angabe der Bedeutungen ist Frisch sehr sorgfältig. Was die Etymologie betrifft, so schenkt er ihr ein besonderes Interesse. Er gibt sie meistens am Ende eines jeden Wortes an. „Wo die Etymologie gar ausgelassen ist, sagt er im Vorbericht [2]), hat sie der Verfasser nicht gewußt. Man will hier lieber eine behutsame Unwissenheit bekennen, als ein verwegenes Wissen vorgeben. Offt ist durch Muthmassungen von der Herleitung einiger Wörter andern zu weitern Nachdenken Gelegenheit gegeben worden." Zur Ableitung der deutschen Wörter sei

---

1) Man findet öfters die Angabe, Frisch's Wörterbuch sei die Frucht dreißigjähriger Arbeit. Aber diese Angabe beruht auf einem Mißverständniß. In dem oben erwähnten Anhang zu seiner Ausgabe von Bödiker's Grundsätzen sagt Frisch (S. 3), er sei schon über dreißig Jahr über dieser Lexikons-Arbeit. Allein jener Anhang erschien im Jahr 1723. Mithin hatte Frisch, als er 1741 sein Wörterbuch herausgab, bereits gegen fünfzig Jahr daran gearbeitet. — 2) Aus diesem sind auch die vorangehenden Angaben entnommen.

die gründliche Kenntniß der verschiedensten Sprachen nothwendig, und „man hat denjenigen für einen Ertz-Praler zu halten, der da sagt, er wisse, wo alle unsere Wörter herkommen."

Am Schlusse dieses Abschnitts wollen wir noch anführen, daß gegen Ende unseres Zeitraums auch bereits ein gelungener geschichtlicher Rückblick auf alles, was bisher auf dem Gebiet der deutschen Grammatik geleistet worden war, erschien, nämlich Elias Caspar Reichard's (geb. zu Quedlinburg 1714, gest. 1791) Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst, Hamburg 1747.

Drittes Kapitel.

Die germanische Philologie in den Niederlanden, in England und in Skandinavien von 1748 bis 1797.

Obwohl es in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts den Niederlanden nicht an sehr achtungswerthen Männern fehlt, die sich die Erforschung der Muttersprache zur Aufgabe machen, ist man doch weit davon entfernt, die großen Erwartungen erfüllt zu sehen, die sich an die bahnbrechenden Leistungen des Franciscus Junius und Ten Kate knüpfen. Man verfolgt nur in eingeschränkter Weise die von diesen betretenen Wege, indem man sein Hauptaugenmerk auf die niederländische Sprache richtet, und zwar zunächst auf die neuniederländische Schriftsprache. Hiemit aber verbindet man eine umfassendere Pflege auch der älteren niederländischen Sprache und Literatur, als dieser bis dahin zu Theil geworden war. An der Spitze all dieser Bestrebungen steht der gelehrte Balthasar Huydecoper, geb. zu Amsterdam 1695, 1740 Schöffe seiner Vaterstadt, zuletzt dijkheemraad (Deichaufseher), gest. 24. Sept. 1778 [1]). Sein Hauptwerk in Bezug auf die neuere niederländische Sprache, Anmerkungen zu Vondel's Uebersetzung von Ovid's

1) Van der Aa, Biogr. Woordenboek VIII, 2 (1867), 1495 fg.

Metamorphosen, erschien bereits im Jahr 1730 [1]. Hatte der Verfasser schon hier häufig Veranlassung genommen, die ältere niederländische Sprache in seinen Bereich zu ziehen, so gab ihm seine Ausgabe der mittelniederländischen Reimchronik des Melis Stoke (Leiden 1772) die unmittelbare Gelegenheit, von seiner reichen Belesenheit in der älteren niederländischen Literatur Gebrauch zu machen. In ähnlicher Weise bereicherte Jakob Arnold Clignett (geb. 1756, gest 30. Dec. 1827 als Rath am Obergericht im Haag [2]) durch seine Ausgabe von Jakob van Maerlant's Spiegel historiael (Leiden 1784) und Anderes unsere Kenntniß der mittelniederländischen Literatur. Von besonderer Wichtigkeit für die niederländische Sprach- und Literaturforschung aber wurde mit der Zeit die im Jahr 1766 zu Leiden gegründete Maatschappij van Nederlandsche Letterkunde (Gesellschaft für niederländische Sprache und Literatur).

In England hatte der Eifer für die angelsächsischen Studien, welcher die ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts auszeichnet, nicht in gleichem Grade sich erhalten. In dieser Zeit des Nachlassens verdienen die unverdrossenen Bemühungen Edward Lye's alle Anerkennung. (Geb. 1694 bei Totnes erhielt Lye (1713) seine gelehrte Bildung auf der Universität Oxford und starb als anglicanischer Geistlicher zu Yardley Hastings den 19. Aug. 1767 [3]). In der ländlichen Einsamkeit seiner Pfarreien hatte er sich mit Eifer auf das Studium der alten germanischen Sprachen, besonders des Angelsächsischen geworfen. Im Jahr 1743 gab er das Ety-

1) Proeve van Taal- en Dichtkunde; in vrymoedige Aanmerkingen op Vondels Vertaalde Herscheppingen van Ovidius. Eine zweite Ausgabe besorgte F. van Lelyveld, Leiden 1782. Ein Hauptverdienst Huydecoper's liegt auf dem Gebiet der neuniederländischen (holländischen) Schriftsprache. Die Grenzen unsrer Aufgabe erlauben uns jedoch nicht, diesen Gegenstand weiter zu verfolgen. Literarische Notizen dazu findet man in Ypey's Beknopte Geschiedenis der Nederlandsche Tale (Utrecht 1812) S. 529 fg. — 2) Van der Aa, Biogr. Woordenb. III, 173. — 3) S. Lye's Leben vor seinem Dictionarium Saxonico- et Gothico-Latinum in Manning's Praefatio.

mologicum Anglicanum des Franciscus Junius, 1750 die gothischen Evangelien mit Hinzufügung einer gothischen Grammatik heraus. Aber sein eigentliches Lebenswerk, das Dictionarium Saxonico- et Gothico-Latinum, veröffentlichte erst nach Lye's Tode im Jahr 1772 zu London Owen Manning. Man hat die schwachen Seiten dieses Werkes, namentlich Lye's Mangel an gründlicher grammatischer Kenntniß der altgermanischen Sprachen, mit Recht getadelt [1]. Trotzdem aber hat es lange Zeit den Sprachforschern nicht bloß England's, sondern auch Deutschland's und Skandinavien's ein dankenswerthes Hülfsmittel geboten. Unter den vorangedruckten Subskribenten finden wir auch die Universitätsbibliothek zu Göttingen. Außer Lye's Thätigkeit ist in diesem Zeitraum noch zu erwähnen die Gründung einer Professur für das Angelsächsische an der Universität Oxford durch Richard Rawlinson im Jahr 1750 [2] und die schon 1690 durch William Elstob vorbereitete, aber erst 1773 durch Daines Barrington zu Stande gebrachte Herausgabe von Alfred's angelsächsischer Uebersetzung des Orosius. Samuel Johnson's englisches Wörterbuch, dessen erste Ausgabe 1755 erschien, beschäftigte sich zwar auch mit der Geschichte der Wörter, hatte aber seinen Hauptwerth auf dem Gebiete der neuenglischen Schriftsprache. In dieser Beziehung ist es von nicht zu verkennendem Einfluß auf einen der angesehensten neuhochdeutschen Lexikographen, auf Adelung gewesen. Von einer ganz anderen Seite werden wir Thomas Percy durch seine 1765 erschienenen Reliques of ancient English Poetry nicht nur auf die deutsche Literatur, sondern auch auf die Entwicklung der deutschen Philologie einwirken sehen.

Sehr bedeutend war die Thätigkeit, die in diesem Zeitraum der skandinavische Norden auf dem Gebiet der alten einheimischen Sprache und Literatur entwickelte. In Dänemark war es vor allen der große Geschichtsforscher Peter Friederich Suhm (geb. in Kopenhagen 1728, † am 7. Sept. 1798) [3], der seine

1) Vgl. z. B. Rask, Angels. Sprogl. S. 18. — 2) Petheram, Anglo-Saxon Lit. in England, p. 105. — 3) S. in der Kürze Almindeligt Litteraturlexikon. Ved Nyerup og Kraft, 1820, S. 587 fg.

unermüdliche und aufopfernde Thätigkeit auch der Förderung der altnordischen Literatur zuwandte. Er verband mit der richtigen Einsicht in die Wichtigkeit des vergleichenden Sprachstudiums für die Urgeschichte der Völker [1]) das redlichste kritische Streben, Wahrheit und Irrthum in der Geschichte zu unterscheiden und sich nicht, wie so Manche seiner skandinavischen Vorgänger, durch einen mißverstandenen Patriotismus zu verkehrten Annahmen hinreißen zu lassen. Aber er war weit entfernt, den Werth der altnordischen Literatur zu unterschätzen, vielmehr drang er auf beschleunigte Veröffentlichung ihrer wichtigsten Werke, und eine ganze Reihe derselben wurde auf seine Kosten durch isländische Gelehrte herausgegeben [2]). Wir wollen hier nur noch erwähnen, daß Suhm's Theilnahme sich nicht bloß auf die skandinavischen, sondern auch auf die übrigen alten germanischen Sprachen erstreckte. So gab auf Suhm's Kosten Rasmus Nyerup (geb. zu Nyerup auf der Insel Fühnen 1759, Prof. der Literaturgeschichte und Universitätsbibliothekar zu Kopenhagen 1796 [3]), † 28. Juni 1829) [4]), im Jahr 1787 zu Kopenhagen Symbolae ad litteraturam Teutonicam heraus, welche neben Anderem die von Franciscus Junius gesammelten althochdeutschen Glossare und das althochdeutsche Gedicht vom H. Georg enthalten, das letztere ein Wiederabdruck der ersten Ausgabe (1783) des früh verstorbenen Barthold Christian Sandvig (geb. zu Kopenhagen 1752, † 1786). Von Sandwig rührt auch die Bearbeitung des größten Theils der eben besprochenen Symbolae her, und Nyerup vollendete nur nach Sandwig's Tode dessen Arbeit [5]). Unter den zahlreichen Veröffentlichungen

1) Vgl. z. B. Suhm's „Gedanken über die Schwierigkeiten, welche man bei der Bearbeitung der alten Dänischen und Norwegischen Geschichte antrifft," in's Deutsche übersetzt (mit Zusätzen Suhm's) in den Histor. Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen her. von Val. Aug. Heinze, Bd. I, Kiel 1782, S. 355 fg. — 2) S. das Verzeichniß in dem angeführten Litteraturlex. S. 589. — 3) Ebend. S. 433. — 4) Almindeligt Forfatter-Lexikon, ved Erslew, Bd. II. 1847, S. 465. — 5) S. Nyerup's Praef. zu den Symbolae p. IX sq.

altnordischer Werke, die in den Jahren 1748 bis 1797 in Dänemark zu Stande kamen, nehmen zwei eine hervorragende Stelle ein. Erstens nämlich die neue Ausgabe von Snorri's Heimskringla, die auf Kosten des dänischen Erbprinzen im Jahr 1777 zu Kopenhagen durch Gerhard Schöning (geb. 1722 zu Skatnaes in Norwegen, 1775 Geheimarchivar zu Kopenhagen, † 1780)[1] begonnen wurde. Aber ohne Vergleich bedeutender noch war die Herausgabe der rhythmischen Edda auf Kosten der Arni-Magnaeischen Stiftung. Seit Resenius 1665 einige Lieder derselben veröffentlicht hatte[2], waren so manche weitere Bruchstücke daraus zerstreut mitgetheilt worden. Aber das Alles konnte nur dazu dienen, die Begierde nach einer vollständigen Herausgabe dieses merkwürdigsten aller altnordischen Ueberreste immer mehr zu steigern. Da nahmen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Ephoren des Magnaeischen Legats die Sache in die Hand, und unter ihrer Leitung erschien im Jahr 1787 zu Kopenhagen: Edda Rhythmica seu antiquior, vulgo Saemundina dicta. Pars I. Odas mythologicas, a Resenio non editas, continens. Für den Text wurde der Codex Regius aus dem 14. Jahrhundert zu Grunde gelegt, was diesem fehlt, aus den anderen Handschriften ergänzt und auch sonst deren Lesarten als Varianten hinzugefügt. Eine lateinische Uebersetzung und erläuternde Anmerkungen halfen die nicht geringen Schwierigkeiten des Textes überwinden. Eine ausführliche Vorrede von Skuli Thorlacius[3] (geb. 1741 in Island, † 1815 in Kopenhagen[4]) und das Leben Saemund's des Weisen von Arni Magnusson, mit Anmerkungen von John Erichsen (geb. in Island 1728, Bibliothekar zu Kopenhagen 1781, † 1787)[5], klärten darüber auf, daß sowohl die Bezeichnung Edda, als der Name Saemund's des Weisen erst durch Brynjulfr Sveinsson (1643) mit unserer Sammlung altnordischer Götter

1) Nyerup og Kraft, Litteraturlexicon, S. 518. — 2) S. o. S. 148. — 3) Vgl. Möbius, Catalogus p. 68. — 4) Nyerup og Kraft, Litteraturlexicon S. 610. — 5) Ebend. S. 153.

und Heldenlieder in Zusammenhang gebracht worden sei [1]) und gaben eingehende Auskunft über die beiden s. g. Eddaen und ihre verschiedenen Handschriften. Ein „Specimen glossarii“ endlich gab Zusammenstellungen und Aufschlüsse über viele in den abgedruckten Liedern vorkommende seltnere Wörter. Natürlich findet die fortgeschrittene Wissenschaft an dieser ersten Ausgabe eines der dunkelsten Werke vieles zu verbessern, aber es bleibt den Herausgebern der Ruhm unverkürzt, für alle weiteren Eddastudien die Bahn gebrochen zu haben. Wir können hier nicht genauer auf die mannigfachen Leistungen jener Zeit eingehen, wollen aber doch außer den bereits Erwähnten noch einige jener gelehrten Isländer und Dänen nennen, die sich in dieser Zeit um die altnordische Literatur verdient gemacht haben. Halfdan Einarson (geb. auf Island 1732, Rector in Holar 1755, gest. 1785) schrieb 1777 die Geschichte der isländischen Literatur. Björn Haldersson (geb. auf Island 1724, gest. als Pfarrer ebend. 1794) verfaßte das erste ausführlichere, 1814 von Rask herausgegebene isländische Lexikon. Jon Olafsson (geb. zu Svefney auf Island, gest. 1811) schrieb (1786) das umfassendste Werk über die altnordische Dichtkunst. Finnr Jonsson (geb. 1704 zu Hytterdal auf Island, Bischof in Skalholt 1754, † 1789) gab in seiner Kirchengeschichte Island's 1772 — 78) und anderen Arbeiten auch zur isländischen Literaturgeschichte mannigfache Beiträge. Als Herausgeber altnordischer Quellen nennen wir noch den dänischen Geschichtsforscher Jakob Langebek († 1775), die Isländer Jon Finsson († 1796), Gudhmundr Magnusson († 1798), Olaf Olafsson († 1788), die sich vorzugsweise an den Veröffentlichungen wichtiger Sagaen durch die Magnäische Commission betheiligten, und den Norweger Hans Paus († 1770) [2]), den Herausgeber der alten norwegischen Gesetze.

1) Edda Rhythmica, Pars I. Hafniae 1787, Ad Lectorem p. XXXV sq. XLI. Vita Saemundi Multiscii autore Arna Magnaeo p. VII sq. XI. — 2) Die Angaben über das Leben dieser Männer sind Nyerup und Kraft's Litteraturlexicon entnommen. Vorzügliche Hülfe hat mir auch für diesen Abschnitt Theodor Möbius trefflicher Catalogus librorum Islandicorum et Norvegicorum geleistet.

In Schweden erhielt sich noch bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts die Richtung, welche Rudbeck und seine Genossen den skandinavischen Alterthumsstudien gegeben hatten 1). Einer der letzten und bedeutendsten Vertreter dieser Richtung war Johannes Göransson. Geboren zu Gräbäck im Kirchensprengel von Carlstadt 1712, wurde er 1755 Pastor in Gilberga und starb im Jahr 1769 2). Ebenso an unverdrossenem Eifer, wie in der Abenteuerlichkeit der Ansichten war Göransson Rudbeck's würdiger Nachfolger. Im Jahr 1746 begann er eine Ausgabe des Upsalaer Codex der Snorra-Edda, die aber nicht über Gylfaginning hinauskam, und der er 1750 eine Ausgabe der Voluspa folgen ließ. Der gegenwärtige Text der prosaischen Edda, meint Göransson, reiche wohl nicht weiter zurück als in das 12. Jahrhundert nach Christo, da Snorri ihn nach alten Runenbüchern in Kürze abschrieb, aber nach Herodot's und Plato's Zeugniß sei sie bereits dreihundert Jahre vor Troja's Erbauung in messingene Tafeln eingeritzt gewesen 3). Aber Göransson's Text war trotz dieser abenteuerlichen Ansichten ein Zuwachs zur Kenntniß der Edda. Aehnlich verhält es sich mit Göransson's Hauptwerk: Bautil, det är: alle Svea och Götha Rikens Runstenar 4), das 1750 zu Stockholm erschien. Der Verfasser läßt die Reihe der Runensteine mehr als 2000 Jahre vor Christi Geburt, also gleich nach der Sündfluth beginnen 5), aber trotz dieses kritiklosen Schwindels bot Göransson's Bautil durch sein reiches Material für lange Zeit ein unentbehrliches Hülfsmittel zum Studium der Runen. Doch alle Vermehrung des Stoffes würde natürlich nichts geholfen, sondern nur immer tiefer in den Irrthum hineingeführt haben, wenn nicht endlich auch in Schweden eine wissenschaftliche Behandlung des ger-

1) S. o. S. 154. — 2) Biographiskt Lexicon V, 369 fg. — 3) S. die Widmung an die Kronprinzessin Louise Ulrike in De Yfverborna Atlingars-Edda (Hyperboreorum Atlantiorum-Edda) studio Johannis Göransson, Upsala, s. a. (1746), nach Biogr. Lex. V, 371. — 4) „Bautil, das ist, alle Runensteine des schwedischen und gothischen Reichs." — 5) Göransson's Bautil, Underrättelse om desa Runstenar, Bl. 2.

manischen Alterthums durch kritische Köpfe sich Bahn gebrochen hätte. Ein solcher Kopf war Johannes Ihre. Geboren zu Lund im Jahr 1707, begab sich Ihre 1730, ausgerüstet mit einer gründlichen philologischen Vorbildung, auf Reisen. Er besuchte Deutschland, Frankreich, Holland, England und Dänemark und hielt sich namentlich längere Zeit in Oxford, London und Paris auf, immer bestrebt, von den dortigen Gelehrten und Bibliotheken für seine Kenntnisse Gewinn zu ziehen. Nach dreijähriger Abwesenheit kehrte Ihre in sein Vaterland zurück, wurde 1734 Secretär der Wissenschafts-Societät in Upsala und 1737 Professor an der Universität. Er war ein sehr beliebter Lehrer, dessen Vortrag sich nicht weniger durch geistreiche Lebendigkeit, als durch Gelehrsamkeit auszeichnete. Ihre starb am 1. Dec. 1780 [1]). Die Sprachforschung dieses bedeutenden Gelehrten hatte ihren Ausgangspunkt in der damaligen schwedischen Sprache. Der Auftrag, Steele's Frauenzimmer Bibliothek in's Schwedische zu übersetzen, den er von der Königin Ulrika Eleonora erhielt und in den Jahren 1734–38 ausführte, machte ihn auf die vielen Gebrechen und Unsicherheiten in der schwedischen Sprache aufmerksam [2]), er beschloß deshalb, die schwedische Sprache in den Bereich seiner Vorträge zu ziehen, und so entstand zunächst sein Entschluß zu Vorlesungen über die schwedische Sprache (1751 [3]). Je mehr aber Ihre sich in diesen Stoff versenkte, um so mehr erkannte er, daß zur richtigen Beurtheilung der schwedischen Sprache die eindringendste Erforschung aller germanischen Sprachen und besonders der ältesten unter ihnen erforderlich sei. So warf er sich einerseits auf die Untersuchung der schwedischen Sprache und ihrer Mundarten, andrerseits auf die des Gothischen und Altnordischen. Als Vorläufer seiner schwedi-

---

1) Biographiskt Lexicon VI, 353 fg. — 2) Vgl. ebend. S. 357. — 3) Auf der Göttinger Bibliothek findet sich: Professor Johan Ihres Utkast till Föreläsningar öfwer Swenska Språket, och thes närmare kännedom. Stockholm och Upsala 1751. Hier spricht Ihre (Företal p. 1 u. 2) nur im Allgemeinen von der Unsicherheit und Vernachlässigung der schwedischen Sprache.

schen Sprachstudien veröffentlichte er (1766) ein Schwedisches Dialekt-Lexikon, eine Arbeit, die nach dem Urtheil der einheimischen Gelehrten an mannigfachen Gebrechen leidet. Um so größer aber war der Beifall, mit dem drei Jahre später (1769) Ihre's großes Hauptwerk aufgenommen wurde, sein „Glossarium Suiogothicum, in quo tam hodierno usu frequentata vocabula, quam in legum patriarum tabulis aliisque aevi medii scriptis obvia explicantur, et ex dialectis cognatis, Moesogothica, Anglo-Saxonica, Alemannica, Islandica ceterisque Gothicae et Celticae originis illustrantur", Upsaliae 1769. Der ausführliche Titel bezeichnet am besten den Inhalt des Buchs, und man wird nicht läugnen, daß der Beifall, den Ihre's Arbeit fand, ein wohlverdienter war. Im Gegensatz zu seinen meisten Vorgängern befleißigt sich Ihre einer großen Besonnenheit. Ich habe mir zum Gesetz gemacht, sagt er, bei der Untersuchung des Ursprungs der Wörter zunächst die einheimische alte Sprache zu Hülfe zu rufen; wo diese mich im Stiche ließ, habe ich die isländischen Schriftsteller zu Rathe gezogen, da deren Sprache vor neun Jahrhunderten von der unsrigen nicht verschieden war. Von da bin ich zur alemannischen und angelsächsischen Sprache fortgeschritten und endlich bei der moesogothischen stehen geblieben, der Mutter der übrigen, von der wir nur leider so wenig Reste übrig haben [1]). Ihre weist dann ferner den Zusammenhang mit dem Celtischen, Griechischen, Lateinischen und Persischen keineswegs ab, wenn auch seine Vorstellungen von diesem Zusammenhang noch unklar sind. Vom Sanskrit weiß er natürlich (1769) noch nichts. Auch darüber, daß man den Wechsel der Buchstaben nicht übersehen dürfe, ist Ihre wohlunterrichtet, und er schickt seinem Glossarium eine Uebersicht über die wichtigsten Buchstabenvertauschungen des Schwedischen voraus [2]). Wir finden hier einen Theil der germanischen Lautverschiebungsgesetze richtig beobachtet, aber versteckt unter die verschiedenartigsten anderweitigen Bemerkungen. Dem Ganzen hat

1) Ihre, Glossarium Suiogothicum I, Prooem. p. II. — 2) Ebend. S. XLI fg.

offenbar die ähnliche Arbeit des Gerhard Vossius über das Lateinische zum Vorbild gedient. Das Glossarium selbst gibt über eine Menge von alten Wörtern Aufschluß und ebenso über die Abkunft vieler noch gebräuchlichen. Wenn wir auch jetzt öfters gegen Ihre's Etymologieen Einsprache erheben müssen, so konnte einem so gelehrten und scharfsinnigen Werk doch die größte Wirkung auf die Wissenschaft seiner Zeit nicht entgehen. Außer dieser abschließenden Hauptarbeit sind es namentlich zwei besondere Gebiete, denen Ihre seine Thätigkeit zuwandte: Das Gothische und das Altskandinavische. Für das Gothische hatte ihm sein Landsmann Erich Benzel (geb. zu Upsala 1675, gest. 1743) durch seine Ausgabe des Codex argenteus, die 1750 mit Lye's Zusätzen zu Oxford erschien, gut vorgearbeitet. Aber trotzdem beginnt mit Ihre's 1752 bis 1773[1]) herausgegebenen Abhandlungen zum Ulfilas eine neue Epoche für das Studium des Gothischen. Durch eine sorgfältige Vergleichung des Codex argenteus, die Ihre durch Erich Sotberg vornehmen ließ, wird die richtige Lesart in einer großen Menge von Stellen ans Licht gebracht. Die grammatischen Arbeiten Ihre's über die gothische Conjugation und Declination bleiben zwar in vielen Punkten vom Richtigen noch weit entfernt[2]), aber sie bezeichnen durch ihr sorgfältiges Sammeln der vorgefundenen Formen[3]) einen wesentlichen Fortschritt gegen alles Bisherige. Wie überlegen Ihre seinen Zeitgenossen in genauer Kenntniß des Gothischen war, das zeigt sich so recht in seiner verbesser-

1) S. Biographiskt Lexicon VI, (Ups. 1840) p. 360. — 2) Vgl. z. B. Ihre's Eintheilung der gothischen Verba in drei Conjugationen [I. sokja. II. kann. kunnum. III. saiqha (d. i. saiƕa)] in Büsching's Ausgabe von Ihre's Scripta versionem Ulphilanam et linguam Moesogothicam illustrantia, Berolini 1773, p. 153. 157. 162. Dabei aber die richtigen Bemerkungen gegen Hickes p. 149 und über den Vocalwechsel der dritten Conjugation p. 162. — 3) Vgl. z. B. das über die Declination des gothischen Adjectivs Gesagte, p. 247 (Büsching) und das Verzeichniß der Verba p. 172 fg. ebend. Irrthümer aus mangelnder Vorsicht fehlen natürlich auch nicht. S. z. B. drauhsn S. 229. magathos S. 239.

ten Ausgabe von Knittel's Wolfenbüttler Fragment des Römerbriefs [1]. Was die Sprache des Codex argenteus betrifft, so macht Ihre in seiner Abhandlung De lingua codicis argentei (1754) [2] allem Streit für immer ein Ende, indem er gegen den Berliner Bibliothekar Lacroze, der sie für fränkisch erklärte [3], den unumstößlichen Beweis führt, daß wir im Codex argenteus die Uebersetzung des alten gothischen Bischofs Ulfilas vor uns haben, und zwar in einer Abschrift, die hin und wieder der alten lateinischen Version angepaßt worden ist [4]. Ihre erkennt mit Bewunderung die hohe grammatische Vollendung der gothischen Sprache und zeigt, wie die neueren germanischen Sprachen: das Schwedische, Deutsche, Englische u. s. f., von jener alten Höhe herabgesunken sind [5]. Daß das Gothische sehr viele Uebereinstimmung mit dem Griechischen und Lateinischen zeigt, sucht er überall darzuthun; aber über die Art und den Grund dieser Uebereinstimmung kommt er zu keiner rechten Klarheit. Er nennt das Griechische und Lateinische „Schwestern oder vielmehr Töchter des Gothischen" [6], und während er alle Sprachen aus Einer Quelle fließen und sich in Dialekte und dann durch immer größere Umwandlungen in verschiedene Sprachen spalten läßt [7], kommt er doch immer wieder darauf zurück, die dem Gothischen ähnlichen Wörter des Griechischen und Lateinischen daraus abzuleiten, daß Griechenland und Italien in ältester Zeit scythische Bewohner gehabt haben [8]. — Der skandinavischen Alterthumskunde gehören Ihre's Untersuchungen über die prosaische Edda und über die Runen an. In seinem Brief über die Upsalaer Handschrift der Prosa Edda sucht er (1772) einerseits die nebelhaften Vorstellungen, die man damals noch von diesem Werk hatte, zu berichtigen, andererseits aber, zu beweisen, daß wir in dem um 1300 geschriebenen Upsalaer Codex eine echte Abschrift

1) S. 97 fg. bei Büsching. — 2) S. 257 fg. bei Büsching. 3) Ebend. S. 259. — 4) Ebend. S. 268. — 5) Ebend. S. 222. 248. — 6) S. 6 bei Büsching. Vgl. S. 146. 265 — 7) S. 298 fg. bei Büsching. — 8) Ebend. S. 7. Vgl. S. 138. 146. 148.

von Snorri's Werk besitzen [1]). Schlözer's hiegegen vorgebrachte Zweifel wies Ihre zurück in einem Brief an Hrn. von Troil, den dieser seiner „Reise nach Island“ einfügte (1777) [2]). Was die Runen betrifft, so trat Ihre den überschwenglichen Ansichten des Rudbeck, Verelius und Göransson entgegen, als wenn das Alter der skandinavischen Runensteine bis nahe an die Sündfluth hinanreichte, indem er sie vielmehr den Jahrhunderten des Mittelalters zuwies [3]).

Viertes Kapitel.

Die germanische Philologie in Deutschland von 1748 bis 1797.

1. Grammatische und lexikalische Bearbeitung der neuhochdeutschen Sprache vom Jahr 1748 bis zum Jahr 1797.

Gottsched. Adelung.

Wir schreiben hier nicht die Geschichte der deutschen Sprache, sondern die Geschichte der deutschen Sprachforschung. Aber um die Stellung, die Gottsched unter den deutschen Grammatikern einnimmt, richtig zu würdigen, müssen wir mit einigen Worten an die Geschichte der deutschen Sprache im 17. und 18. Jahrhundert erinnern. Wir haben in einem früheren Abschnitt der Bestrebungen gedacht, die schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts durch Ratichius, Helvicus, Harsdörffer und Andere gemacht wurden, um die deutsche Sprache an Stelle der lateinischen zur Sprache der Schule und der Wissenschaft zu erheben. Diese

---

1) S. die deutsche Uebersetzung von Ihre's Schrift in Schlözer's Isländ. Litteratur und Geschichte, Göttingen 1773, S. 78 fg. — 2) In der deutschen Uebersetzung von Troil's Reise, Upsala u. Leipzig 1779, S. 269 fg. — 3) Dissertatio gradualis De runarum in Suecia antiquitate. Quam — Praeside — Johanne Ihre — Publice ventilandam sistit Uno von Troil, 1769, Upsaliae, p. 57.

Bestrebungen brechen sich in der zweiten Hälfte des 17. und in der ersten des 18. Jahrhunderts immer mehr Bahn. Balthasar Schuppius († 1661) vertritt sie mit seinem gesunden Mutterwitz. Was Leibniz in dieser Richtung geleistet, haben wir schon erwähnt. Christian Thomasius kündigt im Jahr 1687 zu Leipzig die erste Universitätsvorlesung in deutscher Sprache an, und schon um das Jahr 1711 werden an der Universität Halle die meisten Vorlesungen deutsch gehalten [1]. Um 1742 endlich erklärt der große Latinist Joh. Matthias Gesner in Göttingen mit zustimmender Befriedigung, daß die deutsche Sprache in den Universitätsvorlesungen die herrschende geworden sei [2]. Wie auf den Universitäten, so breitete sich in derselben Zeit auch auf den Gymnasien die deutsche Sprache immer mehr aus. Eine große Menge von deutschen Schulgrammatiken, Anleitungen zur deutschen Orthographie u. s. w. liefert dafür den Beweis. Ein wichtiges Mittel zur Beförderung der deutschen Sprache waren endlich die deutschen Sprachgesellschaften. Die vielfach wunderlichen, aber keineswegs verdienstlosen derartigen Bestrebungen, wie wir sie im 17. Jahrhundert haben kennen lernen, erfuhren nämlich in den ersten Jahrzehnten des 18. eine bedeutende Umbildung, und hier ist es, wo wir vor allen Gottsched eingreifen sehen.

Johann Christoph Gottsched, geboren im Jahr 1700 zu Juditenkirch in Ostpreußen, studierte in Königsberg Theologie, Philosophie und schöne Wissenschaften und wurde 1723 daselbst Magister. Da er jedoch seines großen Körperwuchses halber fürchten mußte, zum Militärdienst gezwungen zu werden, floh er im Jahr 1724 nach Leipzig und habilitierte sich an der dortigen Uni-

1) J. G. Eccardi historia studii etymologici linguae Germanicae etc., Hanoverae 1711, p. 258. — Der Gedanke, die lateinische Sprache der Wissenschaft mit der deutschen zu vertauschen, regt sich gegen Ende des 17. Jhs. in den verschiedensten Köpfen. So in Chr. Gottl. Grau in Herborn 1692) und in dem viel umhergeworfenen Michael Wagner (Vgl. Guhrauer in der Kieler Monatsschrift (Braunschweig 1854) S. 43 fg.) — 2) Jo. Matth. Gesneri primae lineae isagoges etc. Tom. I, Lips. 1774, p. 103.

versität [1]). Im Jahr 1730 wurde er zum außerordentlichen Professor der Philosophie und Poesie, im Jahr 1734 zum ordentlichen Professor der Logik und Metaphysik befördert. Er starb am 12. Dec. 1766 [1]). In Leipzig fand Gottsched schon eine „Deutschübende Poetische Gesellschaft" vor, die unter der Leitung des Polyhistors Burkhard Mencke stand. Gottsched trat in dieselbe ein, und im Jahr 1727 war er bereits ihr Senior. Als solcher unternahm er noch in demselben Jahr eine Umbildung der Gesellschaft. Er vertauschte deren bisherigen pedantischen Namen mit dem einfacheren einer „deutschen Gesellschaft." Ihre Absichten sollten „auf die ungebundene Rede sowohl, ja fast mehr, als auf die gebundene, gehen" [2]). Im Hintergrunde stand der Gedanke, die Gesellschaft allmählich zu einem ähnlichen Institut für die deutsche Sprache auszubilden, wie es die französische Akademie für die französische war [3]). Dieser Plan mißglückte, aber er bezeichnet am besten das Ziel von Gottsched's Bestrebungen. Wir werden zwar Gottsched auch als einen der Männer kennen lernen, die ihre Bemühungen der älteren deutschen Literatur und Sprache zuwandten; aber seine eigentliche Aufgabe sah er in etwas Anderem, nämlich in der grammatischen Regelung und Feststellung der deutschen Schriftsprache zum praktischen und literarischen Gebrauch. Man muß deshalb seine Grammatik als ein Glied in der Kette seiner übrigen Bestrebungen, seiner Zeitschriften, seiner Redekunst (1728), seiner kritischen Dichtkunst (1730) u. s. f. betrachten, wenn man ihre Bedeutung richtig würdigen will. Er veröffentlichte sie im Jahr 1748 unter dem Titel: Grundlegung einer Deutschen Sprachkunst, Nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und itzigen Jahrhunderts abgefasset von Johann Christoph Gottscheden. Gleich im darauf folgenden Jahr erlebte dies Buch die zweite, im Jahr 1776 die sechste Auflage. Das Ziel, das er sich steckt, spricht Gottsched im Beginn seines Buchs mit den Worten aus: „Eine Sprachkunst überhaupt ist eine gegründete An-

1) Vgl. K. H. Jördens, Lexikon deutscher Dichter u. Prosaisten, Bd. II, S. 212 fg. 2) Worte Gottsched's bei Th. W. Danzel, Gottsched und seine Zeit. Leipzig 1848, S. 83. 3) Ebend. S. 83 fg.

weisung, wie man die Sprache eines gewissen Volkes, nach der besten Mundart desselben, und nach der Einstimmung seiner besten Schriftsteller, richtig und zierlich, sowohl reden, als schreiben solle" [1]. Es ist nun zwar eine durchaus irrige Ansicht, wenn man gemeint hat, die deutsche Schriftsprache sei bis dahin bloß gewohnheitsmäßig gewesen, und Gottsched habe sie zuerst ausdrücklich festgestellt [2]. Vielmehr haben wir, abgesehen von den noch älteren Bemühungen, dasselbe Streben bei Schottelius, Bödiker und Frisch gesehen. Aber innerhalb der Reihe der Männer, denen die neuere deutsche Schriftsprache ihre grammatische Festsetzung verdankt, nimmt Gottsched eine keineswegs unbedeutende Stelle ein. In diesem Sinn legte er auch den Grund zu einer deutschen Synonymik in seiner Schrift: Beobachtungen über den Gebrauch und Mißbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten. Straßburg und Leipzig 1758. Den großen Einfluß, den sich Gottsched erwarb, verdankte er theils seinem wirklich rühmenswerthen Eifer für die deutsche Sprache und der nüchtern überlegten Auffassung seines Gegenstands, theils dem Geschick, mit dem er die Richtung seines Zeitalters für sich auszubeuten wußte, die von allen Seiten dahin gieng, die deutsche Schriftsprache zu einem den älteren Kultursprachen ebenbürtigen Werkzeug der literarischen Thätigkeit auszubilden. Aber wie ihm in der früheren Zeit die Verbindung, in welche er seine grammatischen Arbeiten mit seinen poetischen und literarisch kritischen Bestrebungen setzte, großen Vorschub gethan hatte, so konnte sich auch sein Ansehen als Grammatiker nicht mehr lange behaupten, nachdem er auf dem Gebiet der Literatur durch Klopstock und Lessing in den Staub geworfen war. In früheren Jahren weit überschätzt, büßte

1) Vollständigere und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst [so nannte Gottsched die späteren Auflagen seines eben angeführten Buchs], 4. Aufl. Leipz. 1757, S. 1. 2) Th. W. Danzel in seinem sonst höchst verdienstlichen Buch: Gottsched und seine Zeit, Leipz. 1848, S. 7. Es gereicht Gottsched zur Ehre, daß er selbst sehr wohl wußte und auch offen aussprach, daß er nur der Fortsetzer höchst achtungswerther Vorgänger sei. Vgl. Gottsched, Deutsche Sprachkunst, 4. Aufl. 1757, Vorr. zur ersten Ausg. Bl. 5.

er gegen sein Lebensende auch die Achtung ein, die er sich durch seine wirklichen Verdienste erworben hatte. Doch hat gerade seine Deutsche Sprachkunst noch zehn Jahr nach seinem im Jahr 1766 erfolgten Tode eine neue Auflage erlebt, und ebenso ist von dem „Kern der deutschen Sprachkunst," den Gottsched „zum Gebrauch der Jugend" im Jahr 1753 herausgegeben hatte, noch 1777 eine achte Auflage erschienen.

Haben wir Gottsched im Bisherigen von der Seite betrachtet, auf die auch er selbst den größten Werth legte, nämlich von Seite seiner Bearbeitung der neuhochdeutschen Schriftsprache, so würden wir doch ein unvollständiges Bild dieses über Gebühr gelobten und über Gebühr herabgesetzten Mannes erhalten, wenn wir nicht gleich hier auch der Verdienste gedächten, die er sich als Forscher auf dem Gebiet der deutschen Literaturgeschichte erworben hat. Sein bekanntestes dahin gehöriges Werk, der Nöthige Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst, Leipzig 1757, Zweiter Theil 1765, ist eine für ihre Zeit sehr achtungswerthe Sammlung. Noch ausschließlicher mit der älteren deutschen Dichtung beschäftigen sich manche unter den kleineren Schriften Gottsched's. So macht er in einem Programm vom Jahr 1745 auf Heinrich's von Veldeke Aeneide aufmerksam. In einem anderen vom Jahr 1752 De temporibus Teutonicorum vatum mythicis erkennt er ganz richtig, daß die Helden unsrer volksthümlichen altdeutschen Epik, Dietrich von Bern und seine Genossen, der Zeit der germanischen Völkerwanderung, die Gedichte aber, die wir über sie besitzen, erst dem späteren Mittelalter seit dem 12. Jahrhundert angehören. Dürfen wir nun auch Gottsched's Einsicht in den Werth unsrer altdeutschen Dichtungen nicht gar hoch anschlagen, so sehen wir ihn doch fort und fort bemüht, seine Kenntnisse auf diesem Gebiet zu erweitern [1]) und das Gefundene in seinen Zeitschriften [2]), Programmen

---

1) Vgl. De temporibus Teutonicorum vatum mythicis, Lips. 1752, p. XII. 2) So namentlich in den Beyträgen zur Critischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, acht Bände, Leipz. 1732—1744,

u. s. w. mitzutheilen. Und daß Gottsched doch nicht ohne Sinn für das Kernhafte der volksthümlich deutschen Spruchweisheit war, beweist die „Sammlung einiger Kern- und Gleichnißreden der deutschen Sprache“ in seiner deutschen Sprachkunst, und die Art, wie er dieselben einführt [1]).

Schon zu Gottsched's Lebzeiten war seine deutsche Sprachlehre von Johann Michael Heinze, Rector zu Lüneburg, († 1790) geschickt und bitter angegriffen worden [2]). Aber es währte geraume Zeit, bis sich eine andere deutsche Grammatik zu dem Ansehen aufschwang, das die Gottsched'sche genossen hatte. Weder Joh. Siegm. Popowitsch's (geb. 1705 unweit Studenitz in Steyermark, † 1774) Anfangsgründe der Teutschen Sprachkunst, Wienn 1754, noch Friedr. Carl Fulda's Grundregeln der Teutschen Sprache, Stuttgart 1778 [3]), waren dies im Stande. Einer ausgebreiteteren Wirksamkeit erfreute sich Joh. Friedr. Heynatz (geb. zu Havelberg 1744, Rector an der Oberschule und Prof. an der Universität zu Frankfurt an der Oder, † 1809) Seine Deutsche Sprachlehre zum Gebrauch der Schulen, Berlin 1770, erlebte noch 1803 eine fünfte Auflage [4]), und seine Briefe

---

und im Neuen Büchersaal der schönen Wissenschaften und freien Künsten, zehn Bde. Leipz. 1745—1754.

1) Gottsched's Deutsche Sprachkunst, 4. Aufl., Leipz. 1757, S. 534 fg. — Dagegen möchte ich auf das allerdings merkwürdige Lob, das die altdeutschen Dichter: „Walter von der Vogelweyde“ (Sp. 1635 fg.), „Wolferam von Eschilbach“ (Sp. 1661 fg.) und andere in Gottsched's Handlexicon — der schönen Wissenschaften, Leipzig 1760, erhalten, bei Gottsched's bekannten Ansichten über Poesie kein sehr großes Gewicht legen. Diese Artikel rühren großentheils nicht von Gottsched her, und daß er sie hat stehen lassen, will bei dem rasch fabricierten Buch nicht viel besagen. (Vgl. die Vorr., letzte Seite). — 2) Joh. Mich. Heinzens — Anmerkungen über des Herrn Professor Gottsched's Teutsche Sprachlehre, Göttingen und Leipzig 1759. — 3) Besonderer Abdruck aus „Der teutsche Sprachforscher, Zweiter Teil. Stutgart 1778“, (herausgegeben von Joh. Nast) S. 113 fg. Ueber Fulda als Sprachforscher sprechen wir weiter unten. — 4) Hoffmann, Deutsche Philol. S. 141.

die deutsche Sprache betreffend, sechs Theile, Berlin 1771 — 75, wurden von den Zeitgenossen geschätzt [1]).

Aber der eigentliche Erbe von Gottsched's tonangebender Stellung, der den Ruhm seines Vorgängers auf dem Gebiet der Deutschen Grammatik weit hinter sich ließ, war Johann Christoph Adelung. Geboren am 8. August 1732 in dem Dorfe Spantekow bei Anklam, wo sein Vater Pfarrer war, besuchte Adelung die Schulen zu Anklam und Klosterbergen und studierte dann auf der Universität Halle. 1759 ward er Professor am evangelischen Gymnasium zu Erfurt, sah sich aber auf Veranlassung eines Streits zwischen der dortigen protestantischen Gemeinde und der Regierung, in welchem er die Gerechtsame seiner Confessionsverwandten zu vertheidigen übernommen hatte, genöthigt, Amt und Ort schnell zu verlassen. Er floh nach Leipzig, wo er mit Correcturen, Uebersetzungen und eigenen schriftstellerischen Arbeiten sich seinen Unterhalt mühsam erwarb. Mit staunenswerthem Fleiß förderte er eine lange Reihe der verschiedenartigsten Werke zu Tage. Darunter neben vielen anderen eine Geschichte der Philosophie für Liebhaber, Leipzig 1786, drei Bände; einen Kurzen Begriff menschlicher Fertigkeiten und Kenntnisse, Leipzig 1778, 2. Auflage, 1783—89, vier Bände; einen Versuch einer Geschichte der Kultur des menschlichen Geschlechts, Leipzig 1782; eine Geschichte der menschlichen Narrheit, Leipzig 1785—89, sieben Bände; aber auch seine Fortsetzung von Jöcher's Gelehrtenlexikon, Leipzig 1784, zwei Bände; sein Neues Lehrgebäude der Diplomatik, Erfurt 1760, drei Theile, und sein Glossarium manuale ad scriptores mediae et infimae latinitatis, Halae 1772 — 84, sechs Bände; vor allen aber seine Wörterbücher und Grammatiken der deutschen Sprache, über die wir nachher einen eingehenderen Bericht zu erstatten haben werden. Im Jahr 1787 nahm Adelung einen Ruf als Hofrath und Oberbibliothekar in Dresden an. Hier widmete er die Zeit, die ihm seine bibliothekarische Thätigkeit übrig

---

1) Aber wie wenig gründlich die Kenntnisse dieses Sprachforschers waren, darüber vgl. z. B. die oben anges. Briefe, Thl. V, S. 71 fg.

ließ, mit rastlosem Fleiß linguistischen und historischen Studien. Noch am späten Abend seines Lebens unternahm er seinen Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde. Aber er vollendete bloß den ersten Theil, während der Bearbeitung des zweiten ward er am 10. September 1806 vom Tod abgerufen [1]).

Sowohl zur lexikalischen, als zur grammatischen Bearbeitung der deutschen Sprache wurde Adelung zunächst durch äußere Umstände veranlaßt. Wenige Jahre vor seinem Tode hatte Gottsched ein deutsches grammatisches Wörterbuch angekündigt. Aber das Werk war nicht über diese Ankündigung und einen zugleich ausgegebenen Probebogen hinausgekommen. Da veranlaßte nach Gottsched's Tode der Buchhändler Breitkopf in Leipzig Adelung, die von Gottsched begonnene Arbeit auszuführen. Adelung gieng darauf ein; da ihm aber außer dem angeführten Probebogen nichts von Gottsched's Sammlungen zu Gebote stand, auch die oberflächliche Art, in der Gottsched verfahren war, von der Benutzung seiner Papiere nichts erwarten ließ, so mußte Adelung sein Werk vom Grund aus aufbauen [2]). So entstand sein Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen, 5 Theile, Leipzig 1774—1786 [3]). Das Werk beschäftigte Adelung eine lange Reihe von Jahren und fand einen

1) Die obigen Angaben über Adelung's Leben sind dem Artikel Adelung in Ersch's und Gruber's Encyclopädie, Thl. 1, Leipz. 1818, S. 404 fg., entnommen. Da dieser Artikel von Ebert, Adelung's späterem Nachfolger an der Dresdner Bibliothek, herrührt, so wird man annehmen dürfen, daß seine Angaben zuverlässig sind. Nichtsdestoweniger bleibt es auffallend, daß Meusel im Neuen literarischen Anzeiger 1807, Sp. 799 „auf Ehre versichert“, Adelung selbst habe ihm mitgetheilt, daß er am 30. August 1734 geboren sei, während Ebert dem gegenüber ausdrücklich sagt: „Adelung war am 8. Aug. 1732 (nicht 30. August 1734)“ geboren. — 2) S. die Vorr. zum Ersten Theil von Adelungs's Wörterbuch (1774) S. III fg. — 3) Auf dem Titel dieser ersten Ausgabe nennt sich Adelung nicht, wohl aber unter der Vorrede.

ungewöhnlichen Beifall. Bevor noch die erste Auflage vollendet war [1]), machte sich schon das Bedürfniß einer neuen geltend. Diese erschien unter dem Titel: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart —. Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe, vier Theile, Leipzig 1793—1801 [2]). Obschon Absicht und Anlage des Werks im Wesentlichen dieselben blieben, war doch das Ganze von neuem durchgearbeitet und an unzähligen Stellen verbessert und vermehrt [3]). Wie fest Adelung's Ruf schon durch die erste Ausgabe seines Wörterbuchs gegründet war, zeigte sich bereits vor deren Abschluß. Im Jahr 1779 befahl Friedrich der Große, „eine gute teutsche Grammatik, die die beste ist, in den Schulen zu gebrauchen, es sei nun die Gottschedische, oder eine andere, die zum besten ist" [4]). In Folge dessen forderte sein Minister, der Freiherr von Zedlitz, Adelung auf, eine deutsche Sprachlehre für Schulen zu schreiben. So entstand Adelung's erstes grammatisches Werk, seine „Deutsche Sprachlehre. Zum Gebrauche der Schulen in den Königlich Preußischen Landen. Berlin 1781." In demselben Jahr erschienen, wie Kant's Kritik der reinen Vernunft, ist Adelung's Sprachlehre auch demselben preußischen Staatsminister von Zedlitz gewidmet, wie das epochemachende Werk des großen Königsberger Philosophen. Adelung's übrige grammatische Arbeiten führen wir weiter unten an und erwähnen hier nur noch sein Buch „Ueber den deutschen Styl" (Leipzig 1785), seine Schrift: „Jacob Püterich von Reicherzhausen. Ein kleiner Beytrag zur Geschichte der Deutschen Dichtkunst im Schwäbischen Zeitalter," Leipzig 1788, und seine „Aelteste Geschichte der Deutschen, ihrer Sprache und Litteratur, bis zur Völkerwanderung," Leipzig 1806.

---

1) Des „Fünften und letzten Theils Erste Hälfte", Leipzig 1786, schloß zwar das Werk mit dem Z ab, aber die Zweite Hälfte, welche „Verbesserungen und Zusätze" zu dem ganzen Werk enthalten sollte (Vorrede zu V, 1, Bl. 2) ist nicht erschienen, weil inzwischen die neue Auflage im Anzug war. — 2) Zwölf Jahre nach Adelung's Tod im Jahr 1818 erschien noch eines fünften oder Supplementbandes Erstes Heft. — 3) Vgl. Adelung's Wörterbuch Thl. I. 2. Ausg., Leipzig 1793, Vorr. S. VIII. — 4) Preuß, Friedrich der Große, Bd. III, Berlin 1833, S. 116.

Wenn man die Unmasse von Schriften überblickt, die Adelung auf den verschiedenartigsten Gebieten veröffentlicht hat, und dabei in Betracht zieht, daß er zur Bearbeitung seines deutschen Wörterbuchs und seiner deutschen Sprachlehre erst von außen veranlaßt wurde, so könnte man auf den Gedanken kommen, Adelung sei ein vielschreibender Polyhistor gewesen, der ohne Zusammenhang bald dies und bald jenes ergriff und ohne inneren Beruf durch den bloßen Zufall eben auch auf die deutsche Sprachforschung gerieth. Aber bei einer solchen Annahme würde man sich über diesen merkwürdigen Mann gänzlich täuschen. Vielmehr hängen fast alle seine Unternehmungen, so verschiedenartig sie zu sein scheinen, auf das engste zusammen. Wir müssen deshalb, um seine Leistungen auf dem Gebiet der deutschen Sprachforschung richtig zu beurtheilen, zuvörderst etwas näher auf seine allgemeinen Ansichten über Wissenschaft und Leben eingehen. Adelung's Entwicklung fällt in die Zeit, als die durch Christian Wolff verflachte Leibnizische Philosophie sich in den weitesten Kreisen verbreitete. Hatte schon Wolff den Leibnizischen Ideen mancherlei Fremdartiges beigemischt, so war dadurch der Weg gebahnt zu dem bunten Eklekticismus, der vor dem Auftreten Kant's die Geister in Deutschland beherrschte. Adelung selbst spricht dies mit den Worten aus: „Daher hat in den neuesten Zeiten fast jeder Philosoph von Kopf und Scharfsinn sein eigenes eklektisches System, worin doch die Leibnitzisch-Wolfischen Hypothesen bald mehr bald weniger zum Grunde liegen" [1]. Auch Adelung's philosophische Ansichten sind natürlich beeinflußt von Leibniz. Aber man würde sich täuschen, wenn man die Quellen seines Denkens vorzugsweise bei Leibniz suchte. Er kann natürlich nicht umhin, dessen „Scharfsinn und schnelle und durchdringende Beurtheilungskraft" anzuerkennen [2]; aber seine Philosophie ist ihm eigentlich im Grund der Seele verhaßt. Leibniz, sagt er, hat sich bemüht, das Gebiet der Philosophie „in den gränzenlosen Regionen der Möglichkeit von neuem zu befestigen" [3]. In Bezug auf

1) Geschichte der Philosophie für Liebhaber, Bd. 3 (1787), S. 425. — 2) Ebend. Bd. 3, S. 404. — 3) Ebend. Bd. 3, S. 408.

Leibnizens Bestrebungen, die Philosophie mit der christlichen Religion auszusöhnen, ist er nicht abgeneigt, an dessen Ehrlichkeit zu zweifeln [1]. „Die Lehre von den angebohrnen Begriffen", sagt er dann ferner, kann ich keinem Philosophen vergeben, und am wenigsten einem Leibnitz; sie ist eine Frucht des hohen Werthes, welchen er auf die Speculation setzte, und seines Hanges zur Platonischen Philosophie" [2]. Diese „Vorliebe für die Pantheistischen Systeme und besonders für den Plato" [2] ist nach Adelung ein Hauptfehler des Leibniz. Wenn dagegen Adelung von der Leibnizischen Eintheilung der Begriffe in klare und dunkele u. s. f. einen oft wiederkehrenden Gebrauch macht, so bemerkt er selbst, daß Leibniz hier „größten Theils dem des Cartes folgt" [3]. Nicht Leibniz, sondern Locke ist es, an dessen Grundgedanken Adelung vorzugsweise anknüpft. „Unter allen (Verbesserern der Logik), sagt er, kam keiner der Wahrheit näher, als der berühmte Engländer, Johann Locke, welcher der erste war, der von der Erfahrung und Beobachtung ausgieng, an ihrer Hand das alte Steckenpferd der angebohrnen Begriffe verscheuchte, und den Ursprung aller unserer Erkenntniß da fand, wo er wirklich zu suchen ist, in der Empfindung durch die Sinne" [4]. Wie mit dem Grundgedanken Locke's, so fühlt sich Adelung vor allen mit der ganzen Art und Weise des Christian Thomasius verwandt. In ihm sieht er „den Urheber der Aufklärung und des philosophischen Geistes, welche sich seit dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts über Deutschland, und besonders dessen nördliche Hälfte verbreitet haben" [5]. „Seine speculativische Philosophie, die Geisterlehre abgerechnet, ist noch die vernünftigste, die bisher war gelehret worden" [6]. „Er hatte die Sinne sehr richtig als die einzige Quelle unserer vernünftigen Erkenntniß an-

---

1) Ebend. Bd. 3, S. 408 fg. — 2) Ebend. Bd. 3, S. 409. — 3) Ebend. Bd. 3, S. 409. Vgl. Bd. 3, S. 370. Ueber sein Verhältniß zu des Cartes in dieser Beziehung spricht sich Leibniz in den Nouveaux essais sur l'entendement humain Liv. II, ch. 29 (Raspe's Ausg. S. 213) aus. — 4) Geschichte der Philosophie für Liebhaber, Bd. 3, S. 412. Vgl. S. 445. — 5) Ebend. Bd. 3, S. 389. — 6) Ebend. Bd. 3, S. 392.

genommen, und gefunden, daß alle abstracte Begriffe bloß von der groben Körperwelt um uns her abgerissen sind" [1]). „Er hassete und verfolgte den Hang (der bisherigen sectirischen Philosophie) zur unnützen Speculation aus dem sehr wahren und richtigen Grundsatze, daß die Philosophie kein müßiges Spiel des Verstandes und Scharfsinnes seyn, sondern das Glück des Menschen im gesellschaftlichen Leben befördern müsse" [2]). Wenn auch Leibniz, Newton und Andere „mit mehr Tiefsinn und Abstraction philosophiret haben," als Thomasius, so sind doch „seine Bemühungen dem menschlichen Geschlechte unendlich wohlthätiger geworden, als die scharfsinnigsten Hypothesen dieser Männer." Daß er „den Glauben an Hexen und andere Teufeleyen" verbannt und dadurch „Myriaden unschuldiger Personen das Leben gerettet hat," „ist mehr werth, als der ganze Speculations-Kram aller Philosophen zusammen genommen" [3]). Aus den angeführten Stellen ergibt sich Adelung's philosophischer Standpunkt, und wir wollen nur noch einiges Wenige hinzufügen. Die Hauptaufgabe der Philosophie ist nach Adelung die Gemeinnützigkeit, und das vorzüglichste Mittel hiezu sieht er in den Naturwissenschaften. Sie bilden die Grundlage aller gesunden Philosophie. Ihre Vernachlässigung bei den Griechen und ihr großartiger Betrieb in unserer Zeit hebt die neuere Philosophie weit über die antike. Der jetzige philosophische Geist ist „besonders eine Folge der in den neuern Zeiten erweckten und verbreiteten Naturkunde, worin sein großer Vorzug vor dem philosophischen Geiste der Alten bestehet, der aus Mangel an einer nur erträglichen Kenntniß der Natur und ihrer Kräfte immer noch an tausend Arten des gröbsten Aberglaubens klebte" [4]). Aber was Adelung unter der Philosophie der Neueren versteht, ist nicht ein bestimmtes System, eine „philosophische Secte." Vielmehr „war es Thorheit, die Leibnitzischen Hypothesen in der Folge für unumstößlich auszu-

---

1) Ebend. Bd. 3, S. 394. — 2) Ebend. Bd. 3, S. 389. — 3) Ebend. Bd. 3, S. 390. — 4) Ebend. Bd. 3, S. 462. Vgl. Bd. 2, 93. 100. Bd. 3, 427. 432–433. 449–450. 459. Vgl. Adelung, Aelteste Geschichte der Deutschen, Leipz. 1806, S. 307.

geben." „Wenn die systematische Philosophie auf solche Abwege geräth, so ist ihr die eklektische unendlich vorzuziehen, welche die Wahrheit von der Hypothese sorgfältig unterscheidet, jene nimmt, wo sie selbige findet, und kein System zu erkünsteln sucht, wo die Natur der Dinge es nicht verstattet" [1]).

Wenn wir die eben dargelegten philosophischen Grundansichten Adelung's im Auge behalten, so wird uns auch klar werden, daß seine verschiedenen Arbeiten [2]) auf das engste zusammenhängen und wechselseitig in einander greifen. Auf dem Grunde jener Ansichten erbaut sich Adelung eine Kulturgeschichte des menschlichen Geschlechts, und in dieser Kulturgeschichte bildet wieder die Sprache eins der wichtigsten Glieder. Auf diesem Gebiet fand Adelung zwei Vorgänger, mit denen er im Wesentlichen übereinzustimmen glaubte und auf die er deshalb öfters verweist. Der eine derselben war Herder [3]) in seiner Berliner Preisschrift über den Ursprung der Sprache (Berlin 1772); der andere Fulda in seiner Göttinger Preisschrift über die beiden Hauptdialekte der deutschen Sprache (Leipzig 1773). In Herder's „vortrefflicher Abhandlung" sieht Adelung dieselbe Grundansicht von der Sprache, auf die er selbst schon vor dem Drucke der Herder'schen Schrift „durch die Sprache selbst geleitet wurde," (daß sie nämlich „Nachahmung mit Besonnenheit sei,") „auf eine überzeugende Art aus Vernunftschlüssen erwiesen" [4]). Mit Fulda aber fühlt er sich in Ansehung der Etymologie der Wörter so einig, daß er dessen Preisschrift in den ersten Theil seines deutschen Wörterbuchs aufnehmen läßt. Daß Adelung sich in seinen Ansichten vielfach mit Herder und mit Fulda berührt, unterliegt keinem Zweifel, aber eben so wenig läßt sich verkennen, daß er doch sowohl dem Einen, als dem Anderen viel

1) Ebend. Bd. 1, S. 17. — 2) Natürlich sehen wir hier ab von manchen bloß buchhändlerischen Nebenarbeiten. — 3) Ueber Herder s. u. — 4) (Adelung) Versuch eines grammatisch-krit. Wörterbuchs der Hochdeutschen Mundart. Thl. 3, Leipz. 1777, Vorr. Bl. 2. Vgl. Bl. 3, und besonders auch Magazin für die Deutsche Sprache, Ersten Jahrgangs viertes Stück, Leipzig 1783, S. 10.

ferner stand, als er anfänglich glaubte. In Betreff Fulda's hat er dies selbst späterhin eingesehen und darum dessen Preisschrift in die zweite Ausgabe seines Wörterbuchs nicht wieder aufgenommen [1]).

Adelung's Ansichten über die Entwicklung der menschlichen Kultur und der menschlichen Sprache sind nämlich im Wesentlichen diese: Wie alle unsere Erkenntniß von den Sinnen ausgeht, so hat sich auch das menschliche Geschlecht aus einem ganz sinnlichen Zustand allmählich zur Kultur emporgearbeitet. „Cultur", sagt Adelung, „ist mir der Uebergang aus dem mehr sinnlichen und thierischen Zustande in enger verschlungene Verbindungen des gesellschaftlichen Lebens. Der ganz sinnliche, folglich ganz thierische Zustand, der wahre Stand der Natur ist Abwesenheit aller Cultur" [2]). Die allmähliche Vermehrung der Menschen führt sie zur Kultur. „Was den Menschen zur Cultur bestimmen soll, ist nichts anders, als Volksmenge im eingeschränkten Raume" [3]). Unter die „Stücke, die zur Cultur gehören, rechnet Adelung vorzüglich auch die „allmählige Abnahme der sinnlichen oder dunkeln Begriffe und ihrer Herrschaft", und die „eben so allmählige Zunahme der deutlichen Begriffe, oder der vernünftigen Erkenntniß, und ihrer Herrschaft über die vorigen" [4]). Hiemit hängt auf das engste zusammen die Entwicklung der Sprache. Der Mensch ist nämlich mit der bloßen Anlage alles dessen, was er werden sollte, aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen [5]). „Aber worin bestand diese Möglichkeit, diese Anlage? Wir können sie ohne Gefahr zu irren, in die Fähigkeit setzen, sich seiner Empfindungen bewußt zu seyn, aber sich ihrer nicht allein bewußt zu seyn, sondern auch durch wiederhohlte Aufmerksamkeit sich von dem empfundenen Dinge ein Merkmahl abzureissen, vermittelst solcher abgerissenen Merkmahle nicht

1) Adelung, Grammatisch-krit. Wörterbuch u. s. w., 2. Ausg., Thl. I. Leipz. 1793, Vorr. S. VIII. — 2) (Adelung) Versuch einer Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechts. Leipzig 1782, Vorr. Bl. 3. 3) Versuch einer Gesch. der Cultur, Vorr. Bl. 4. Vgl. Bl. 7. — 4) Versuch einer Gesch. der Cultur, Vorr. Bl. 3. — 5) Versuch einer Gesch. der Cultur, S. 9.

allein klare, sondern auch allgemeine Begriffe zu bekommen, und die auf solche Art erworbenen Begriffe wieder zur Verbesserung seines Zustandes anzuwenden, kurz in dem, was Herder mit einem glücklich wieder erneuerten alten Worte die Besonnenheit nennt; ein Vermögen, welches den Menschen von den Thieren unterscheidet, ihn zu dem macht, was er ist und werden kann" [1]). Dies Vermögen „ist zugleich der Grund der Sprache" [2]). „Diese ist von Menschen erfunden" [3]). „Sprache und Erkenntniß stehen in dem genauesten Verhältniß mit einander" [4]). „Die Sprache ist der erste und wichtigste Schritt zur Cultur, das, was den Menschen aus der Classe des Thierreiches heraus hebt, und ihn eigentlich zum Menschen macht" [5]). Er lernt, „sich ein hörbares Merkmahl von dem Dinge, welches den Eindruck auf ihn machte, abzureissen, und vermittelst dieses Merkmahles hat er nun auch einen klaren Begriff, der ihn zugleich in den Stand setzet, sich des Dinges und der Empfindung von demselben wieder zu erinnern" [6]). Denn die Sprache ist durchaus nicht aus willkürlich gewählten oder verabredeten Zeichen entstanden [7]). In der Zeit, in welcher er die Sprache erfindet, ist der Mensch noch ganz sinnlich. Er verfährt dabei nicht nach dem Bewußtsein klar erkannter Gründe, sondern hängt ganz von dunkelen Vorstellungen ähnlicher Fälle ab, „weil er seine klare und deutliche Erkenntniß erst mit und durch die Sprache erhält" [8]). „Ein rohes, wildes oder halb wildes Volk lebt ganz sinnlich, hat daher nur wenig Begriffe, seine Sprache erstreckt sich selten weit über die Gränzen der sinnlichen Gegenstände und Veränderungen, die es um sich hat, und sein Ausdruck derselben ist eben so hart und ungeschlacht als seine Empfindungswerk-

---

1) Versuch einer Gesch. der Cultur, S. 10. — 2) Vers. einer Gesch. der Cultur, S. 11. — 3) Ebend. S. 12. — 4) Ebend. S. 13. — 5) Ebend. S. 19. — 6) Ebend. S. 20 — 7) Adelung gegen Meiner, im Magazin für die Deutsche Sprache, Ersten Jahrg. erstes Stück (1782) S. 134. In diesem Punkt stimmt Adelung nicht mit Locke, sondern mit Leibnitz. S. o. S. 161. — 8) Adelung, Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache, Leipz. 1782, I. S. 94. Vgl. S. 99.

zeuge und Sprach-Organen" [1]). „Die Ursprünge der Wörter fallen allemahl in die rohesten Zeiten jedes Volkes, wo es keine andern als ganz sinnliche Vorstellungen hatte und haben konnte, wo folglich die sinnlichste Erklärung allemahl die wahrscheinlichste ist" [2]). In diese Periode der Sinnlichkeit fällt der Ursprung des Geschlechts der Hauptwörter. „Da man einmahl alle selbständigen und als selbständig gedachten Dinge durch äußere Merkmahle in gewisse Classen theilen wollte, so würde man dieses Mittel auf eine überaus nützliche und fruchtbare Art haben anwenden können, wenn man einen schicklichern Eintheilungsgrund gewählet hätte, als das Geschlecht. Allein alsdann hätten die Urheber der Sprache wenigstens deutliche Begriffe von den Dingen haben müssen, die wir doch bei ihnen noch nicht annehmen können. Daher bleiben sie bei dem allersinnlichsten und unschicklichsten Merkmahle stehen, welches man sich nur denken kann, und da sie an sich und an den Thieren zweyerlei Geschlecht bemerkten, so wendeten sie solches auf alle übrige, wahre oder eingebildete Substanzen an, und pflanzten dadurch den überzeugendsten Beweis von der Kindheit ihres Verstandes auf ihre Nachkommen fort" [3]) Erst ganz allmählich schreitet die Sprache zugleich mit der Vernunft zu immer größerer Vollkommenheit fort. „Denn Sprache und Vernunft gehen Hand in Hand, und klären sich wechselsweise auf. Beyde knüpfen sich an dunkele Eindrücke an, und schreiten nur stufenweise zu klärern Begriffen fort" [4]). „Die anfänglich noch sehr dunkele Erkenntniß kläret sich immer mehr und mehr auf, die kaltblütige Vernunft gewinnet der Sinnlichkeit immer mehr Feld ab, der Verstand reisset sich immer mehr von den Fesseln des Irrthums der Sinne los" [5]). Denselben Gang von der Dunkelheit zu immer größerer Klarheit nimmt die Sprache. Anfänglich werden nur einsylbige Wörter neben

1) Ebend. I, S. 7. — 2) Ebend. I, S. 7. — 3) Umständliches Lehrgebäude I, S. 346. Vgl. Magazin für die Deutsche Sprache, Ersten Jahrganges viertes Stück, 1783, S. 3 fg. — 4) Adelung, Mithridates, Erster Theil, Berlin 1806, Einleitung S. V. — 5) Magazin für die Deutsche Sprache, Ersten Jahrganges zweytes Stück, 1782, S. 3.

einander gestellt, ohne die Beziehungen, durch welche sie verknüpft sind, zu bezeichnen. Diese Stufe der Sprachbildung haben uns die Sprachen von China, Tibet, Ava, Pegu, Siam, Tunkin und Cotschinschina erhalten. „Alle diese großen Länder, und zwar nur diese in der ganzen bekannten Welt allein, verrathen in ihren Sprachen noch ganz das Unvollkommne der ersten Sprachbildung" [1]. „Sie haben noch die erste rohe Ursprache beibehalten" [2]. Ein großer Fortschritt war der Uebergang zur Flexion. Aber doch würde man irren, wenn man die Flexion für etwas Anderes, als ein sehr unvollkommenes Mittel halten wollte. „Es läßt sich nämlich beweisen, daß die Flexion zwar anfänglich ein brauchbares Mittel war, Verhältnisse und Nebenbegriffe dunkel zu bezeichnen, indem diese dunkele Bezeichnung doch mehr Verständlichkeit gewährete, als gar keine; daß aber der menschliche Geist, so wie er einsehen lernte, daß diese dunkele Vorstellung zur klaren erhoben werden müsse, diesen Weg wieder verließ, und da, wo er von dem Verhältnisse und Nebenbegriffe klare Begriffe haben konnte, der Flexion die Umschreibung vorzog" [3]. Daher bilden die neueren Sprachen einen entschiedenen Fortschritt gegenüber dem Griechischen und Lateinischen. Was diese nur dunkel durch Biegungssylben bezeichneten, das drückt das Italienische, Französische u. s. f., und ebenso das Deutsche durch besondere Wörter aus. „Gewiß aus keiner andern Ursache, als aus der dunklen Ueberzeugung, daß es unschicklich, und der Absicht der Sprache zuwider ist, das dunkel auszudrücken, wovon das menschliche Geschlecht sich endlich klare Begriffe erworben hat" [4]. „Es hat freilich seine Richtigkeit, daß eine Sprache, deren Ausdrücke noch viel von dem ursprünglichen Bildlichen an sich haben, und welche in ihrem Baue eine gewisse dunkele Kürze hat, wobey sie nur die hervorstechendsten Begriffe ausdrückt, die

---

1) Adelung, Mithridates, Erster Theil, 1806, S. 18. — 2) Ebend. S. 19. — 3) „Beweis der fortschreitenden Cultur des menschlichen Geistes aus der Vergleichung der älteren Sprachen mit den neuern." Im Magazin für die Deutsche Sprache, Ersten Jahrganges zweytes Stück, 1782, S. 13. — 4) Ebend. S. 17.

Nebenbegriffe aber errathen läßt, für die Dichtung bequemer ist, als eine andere; daher sind es die Griechischen und Römischen mehr als die neuern Europäischen Sprachen, und die ältern morgenländischen mehr als jene, und die ursprüngliche Sprache war vermuthlich die vollkommenste Dichtung, die man sich nur gedenken kann, weil da jeder Ausdruck nicht allein ein sinnliches Bild, sondern selbst ein tönendes Bild war. Allein, die Dichtung ist denn doch nicht die wesentlichste Absicht weder der Sprache, noch des gesellschaftlichen Lebens, sondern nur eine Nebenzierde, welche höhern Vorzügen billig nachstehet. Freylich verlieren die neuern Sprachen immer mehr in Ansehung der Dichtung, je mehr sie ausgebildet werden, oder vielmehr, je mehr der menschliche Geist seinen Wachsthum an Klarheit und Deutlichkeit auch auf sie anwendet; aber da dieser Wachsthum ein wahrer Gewinn ist, so kann jenes auch kein wesentlicher Nachtheil seyn, da es eine nothwendige Folge dieses Gewinnes ist" [1]). Daß hier der Gewinn unbedingt auf Seite der Neueren ist, ergibt sich schon aus der Stellung, welche die Poesie im Kreise der menschlichen Thätigkeiten einnimmt. Die Poesie hat es nämlich mit dem zu thun, „was auf die untern Kräfte, vornehmlich aber auf die Einbildungskraft, die Gemüthsbewegungen und den Witz wirkt" [2]). Dagegen ist die Prosa „zunächst auf den Verstand gerichtet, so daß die Rücksichten auf die untern Kräfte nur zufällige Verschönerungen sind" [3]). Adelung schließt sich hier der Aesthetik des Alexander Baumgarten an [4]) und zieht aus derselben Folgerungen, die sehr zum Nachtheil der Poesie ausfallen. Unter der Ueberschrift: „Rohheit der Sprache bei rohen Völkern," sagt er: „Je weniger aufgeklärt ein Volk ist, desto stärker sind bey demselben die untern Kräfte, besonders die Einbildungskraft und die Leidenschaften, und diese drucken denn auch ihr Gepräge der ganzen Sprache auf, die dadurch in diesem Zustande für die Dicht-

---

1) Ebend. S. 25 fg. — 2) Adelung, Ueber den Deutschen Styl, zweyter u. dritter Theil, Berlin 1785, S. 252 fg. — 3) Ebend. S. 253. — 4) Vgl. ebend. S. 254, und (Adelung) Kurzer Begriff menschlicher Fertigkeiten und Kenntnisse, Dritter Theil, zweyte Aufl., Leipz. 1786, S. 247.

kunst freylich bequemer ist, als in einem höhern Grade der Cultur" [1]. Adelung bemerkt ganz richtig, daß ein solches Volk an Ausdrücken unsinnlicher und abstracter Gegenstände arm sein müsse. Auch sind wir natürlich weit entfernt, den hohen Werth, den er auf den Verstand legt, bestreiten zu wollen. Aber die Art, wie er nun diesen „oberen Kräften" gegenüber die angeblichen „unteren", das heißt, die schöpferischen Kräfte der Poesie und der Kunst überhaupt behandelt, gränzt an das Unglaubliche. Der Dichter muß „Genie" haben, das heißt, „die untern Kräfte der Seele müssen sich bei ihm in einem vorzüglichen Grade der Stärke befinden" [2]. Das Genie ist nur eine Fähigkeit und bloße Möglichkeit. „Soll die Fähigkeit wirklich nützlich werden, so muß sie nicht allein hervor gezogen, sondern auch durch Nachdenken, Fleiß und Uebung ausgebildet, und zur Fertigkeit erhöhet werden" [3]. Aber auch so bleibt das Genie vergleichsweise nur von untergeordnetem Werth. Denn „man schätze das Genie nicht über seinen wahren Werth. Das Genie, so wie es in den schönen und bildenden Künsten genommen wird, beschäftiget sich mit dem Schönen, mit dem Schmucke. Dieser hat allerdings seinen Werth, er mag nun in eigenen Producten auftreten, oder bloß zur gefälligen Verschönerung des Nützlichen und Nothwendigen dienen. Allein es stehet doch dem letztern allemahl nach, und muß nicht zu dessen Nachtheil übertrieben werden. Ein rechtschaffener Geschäftsmann von den zu seinem Amte nöthigen Fähigkeiten ist der bürgerlichen Gesellschaft unendlich brauchbarer als zehn Genies, deren Gegenstand immer nur das Angenehme ist" [4]. Aber nicht nur der brauchbare Geschäftsmann, auch der Mann von Geschmack steht höher als das Genie. Erst „in den höhern Graden der Cultur" nämlich tritt die „Bildung des Geschmackes" ein [5]. Das Genie aber war zu allen Zeiten da. Es war eher, als die Regeln.

---

1) Ueber den Teutschen Styl, Erster Theil, Berl. 1785, S. 13. — 2) Ebend. (2. u.) 3. Theil, S. 359. — 3) Ebend. S. 369. — 4) Ebend. S. 370. — 5) (Adelung) Versuch einer Geschichte der Cultur, 1782, Vorr. Bl. 3.

„Die Regel leitet nur das Genie, flößt es aber nicht ein. Das Genie ist ein Werk der Natur, dessen Ausbruch oder Thätigkeit eine Folge des höhern Grades der untern Kräfte. Die Regel ist ein Werk der Erfahrung, und der kaltblütigen Vernunft“ [1]. „Freylich gab es schon vor Aristoteles schöne Dichter und schöne Schriftsteller aller Art. Allein, entweder sind es Homere, wo große Schönheiten mit großen Mängeln und Fehlern verbunden sind, oder sie befolgten eben dieselben Regeln mechanisch, so wie man sprachrichtig schrieb und sprach, ehe es Sprachlehren gab. Es gibt zu allen Zeiten Genies, und immer mehr Genies als Männer, die mit einem vorzüglichen Verstande begabt sind“ [2]. „Homer's Epopeen, Shakespeare's Schauspiele sind irregulär, weil in beyden gar oft und sehr wider die Regeln des allgemeinen Schönen gesündiget wird. Wenn der gute Geschmack herrscht, so schätzet man die einzelnen Schönheiten an solchen Werken und mißbilliget die Fehler, weil solche Producte nie ein schönes Ganzes ausmachen können“ [3].

In den Schriften, die sich mit der deutschen Sprache beschäftigen, macht nun Adelung Gebrauch von den bisher entwickelten Ansichten. Wir können uns deshalb wohl denken, wo es ihm am besten gelingen muß. Auf dem Gebiet der neuhochdeutschen Schriftsprache bringt sein klarer Verstand, sein nüchternes Urtheil und sein eiserner Fleiß Werke hervor, die von einem sehr bedeutenden Erfolg begleitet waren und eine keineswegs zu unterschätzende Stelle in der Geschichte der deutschen Sprachwissenschaft einnehmen. Sein Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart beschränkt sich auf die hochdeutsche Schriftsprache seiner Zeit. Nur weil „verschiedene ältere Schriften noch täglich gelesen werden, sind auch die in denselben vorkommenden veralteten und provinziellen Wörter, Bedeutungen und Wortfügungen mit aufgeführt, sollte es

---

1) Adelung, Ueber den Deutschen Styl (2 u.) 3, S. 400. — 2) Ebend. S. 401. Ueber Homer urtheilt Adelung verständiger in seinem Kurzen Begriff menschlicher Fertigkeiten und Kenntnisse, Thl. 3 (2. Aufl., Leipz. 1786, S. 475. — 3) Ebend. S. 401 fg.

auch nur geschehen seyn, um den unkundigen oder ausländischen Leser zu warnen" [1]. Innerhalb der Gränzen, die Adelung sich hier selbst zieht, ist sein Wörterbuch unstreitig eine höchst anerkennenswerthe Leistung. Seine Sammlungen können natürlich nicht vollständig sein, aber sie sind für seinen Zweck sehr reichhaltig. Seine Begriffsbestimmungen sind klar und scharf, und sie treffen in den meisten Fällen das Richtige. Von Adelung's Ansichten über das Wesen des Hochdeutschen, die auch auf sein Wörterbuch einen störenden Einfluß äußern, werden wir weiter unten sprechen, und ebenso lassen wir die Seite der etymologischen Forschung hier noch unberührt.

Seine grammatischen Arbeiten begann Adelung mit seiner „Deutschen Sprachlehre. Zum Gebrauche der Schulen in den Königlich Preußischen Landen", 1781. „Die Deutsche Sprache", sagt er in seiner Widmung an den Minister von Zedlitz, „auf Deutschen Schulen grammatisch zu lehren und zu lernen, dieser eines großen Königes und seines großen Ministers so würdige Gedanke, verdienet von der spätesten Nachwelt, welche erst den völligen Nutzen davon einärnten wird, mit der lebhaftesten Empfindung des Dankes verehret zu werden." In der Vorrede legt er dann die Ansichten dar, nach denen er die Grammatik der deutschen Sprache zu behandelt gedenkt. „Es gibt vornehmlich einen gedoppelten Weg, die Regeln einer Sprache vorzutragen und zu lehren: entweder, daß man dasjenige, was man in der Sprache bemerkt oder bemerket gefunden, unter gewisse allgemeine, größtentheils von ältern Sprachlehren entlehnte Rubriken neben einander stelle, ohne weiter zu untersuchen, was es ist, wie es ist, oder warum es ist: oder daß man das Wesen der Sprache in ihr selbst aufsuche, von allem was in derselben vorkommt, deutliche Begriffe zu bekommen und zu geben suche, und den Ursachen nachforsche, warum das Veränderliche in der Sprache gerade so und nicht anders eingerichtet ist." Bisher habe man fast immer nur den ersteren, freilich leichteren Weg eingeschlagen. „Die Erlernung der

1) Versuch eines Gramm.-krit. Wörterbuches Thl. I, Vorr. S. XIII.

Sprache ist dadurch ein bloßes Werk des Gedächtnisses geworden, bey welchem der Verstand auch nicht die mindeste Beschäftigung findet, und zwar das langweiligste und abschreckendste Gedächtniß werk, welches man sich nur vorstellen kann, weil man sich überall ganz mit dunkeln und verworrenen Begriffen behelfen mußte, und in keinem Falle nach Grund und Ursache fragen konnte oder durfte." Er selbst wolle nun den zweiten, freilich mühsamen, aber auch allein richtigen Weg betreten. Er habe sich bemüht, „das Wesen der Deutschen Sprache in ihr selbst aufzusuchen," und aus dem Gebrauche der Redetheile in der deutschen Sprache „die Gründe herzuleiten gesucht, warum die vornehmsten Erscheinungen in derselben so und nicht anders sind und seyn können." „Der letzte Punct war einer der schwersten und mühsamsten. Jede Sprache, folglich auch die Deutsche, ist von einem ganz rohen und sinnlichen Volke nach dunkel empfundenen Aehnlichkeiten erfunden und ausgebildet, und selbst im Fortgange der Cultur nach eben so dunkel empfundenen Aehnlichkeiten erweitert, und verfeinert worden. Alles dieses auf deutliche Begriffe zurück zu führen, ist nicht leicht." „In der Sprache ist solches schlechterdings unmöglich, wenn man nicht bis auf ihren ersten Ursprung zurück gehet, weil die wahren Gründe und Ursachen aller oder doch der vornehmsten Erscheinungen in der Sprache nur hier geschöpft, und nur aus ihm allein begreiflich gemacht werden können." Man sieht, es ist ein hohes Ziel, das Adelung sich steckt. Daß er dies Ziel erreicht habe, wird man nicht erwarten. Aber jedenfalls gehört seine Deutsche Sprachlehre für Schulen zu den Schriften, die neben seinen Mängeln auch seine Vorzüge in besonderem Maße zeigen.

Seine Schulgrammatik ergänzte Adelung im folgenden Jahr durch sein „Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache zur Erläuterung der Deutschen Sprachlehre für Schulen, Leipzig 1782." Hier gibt er die nähere Begründung dessen, was er in der Sprachlehre für Schulen als Ergebniß vorweggenommen hatte, und im Anschluß daran läßt er in seinem Magazin für die Deutsche Sprache (1782—1784) noch eine Reihe von Abhandlungen über einzelne wichtige Punkte folgen. Hier erklärt sich nun Adelung auch ein-

gehender über die Grundfragen seines Unternehmens: über das grammatische Erlernen der Muttersprache und über das Verhältniß der Grammatik zur philosophischen Speculation. „Ob es besser ist," sagt er, „eine Sprache, und besonders seine Muttersprache, grammatisch, d. i. mit Bewußtseyn der Sprachregeln, oder aus bloßer Uebung zu erlernen, ist sehr leicht zu entscheiden, so bald man nur über den Vorzug der klaren und deutlichen Erkenntniß vor der dunkelen und verworrenen einig ist. Die letztere ist von einer bloß aus der Uebung erlangten Fertigkeit unzertrennlich, die erstere aber kann allein aus der Sprachlehre erhalten werden. Diese ist in der Muttersprache desto nothwendiger, je unverzeihlicher es ist, sich von Gegenständen außer uns klarer und deutlicher Begriffe zu befleissigen, und sich in Ansehung des Ganges und Ausdruckes seiner eigenen Gedanken mit dunkeln und verworrenen zu befriedigen" [1]. Ueber das Verhältniß der Philosophie zur Sprachwissenschaft spricht sich Adelung so aus: „Sprachkunst und Logik sind indessen näher verwandt, als man gemeiniglich glaubt. Jene beschäftigt sich mit dem richtigen Ausdrucke der Gedanken, und da diese uns richtig denken lehret, so sollte sie billig vor Erlernung der Sprachkunst voraus gehen. Beyde klären sich wechselsweise auf, und ein geschickter Lehrer wird einen großen Theil der Logik gelegentlich bey der Sprachkunst vortragen können" [2]. So sehr aber auch Adelung das Logische in der Sprache betont, so sieht er doch recht wohl ein, daß die Sprache keineswegs mit der Logik zusammenfällt. „Da die Sprachregeln bloße Erfahrungssätze sind," sagt er, „so sind sie auch nur wahrscheinlich, und können nicht anders als durch Beyspiele erwiesen werden. Philosophische Beweise sind hier theils unmöglich, theils nicht hinlänglich, weil in einer Sprache nichts vorhanden ist, wovon nicht auch das Gegentheil Statt finden könnte, und in andern Sprachen wirklich Statt findet" [3]. Aber nichtsdestoweniger „ist die Sprachlehre des vernünftigen und wissenschaftlichen Vortrages eben so sehr fähig als eine jede andere

1) Umständl. Lehrgebäude, Bd. I. (1782) S. 92. — 2) Ebend. Bd. I, S. 92. — 3) Ebend. Bd. I, S. 113.

Lehre, und es ist die Pflicht eines jeden Sprachlehrers, allen Begriffen in der Sprache den höchsten nur möglichen Grad der Deutlichkeit und Bestimmtheit zu geben, und die Gründe aller Erscheinungen so tief aufzusuchen, als die Natur der Sache es verstattet. Will man das philosophisch nennen, immerhin: allein alsdann muß man auch gestehen, daß gründlich, vernünftig und philosophisch einerley ist, dem nur das seichte, unvernünftige und verworrene entgegen stehen kann" [1]).

In seinem Umständlichen Lehrgebäude hat Adelung niedergelegt, was ihm sein philosophisches und historisches Studium der deutschen Sprache ergeben hat. Er beginnt mit einer Einleitung über Sprache, deutsche Sprache und deutsche Sprachlehre. Das ganze Werk gliedert er in zwei Theile, deren erster umfangreichster von „der Fertigkeit richtig zu reden" handelt, während der zweite sich mit „der Orthographie oder Fertigkeit richtig zu schreiben" befaßt. Die Lehre von der Bildung, der Biegung und der Zusammensetzung der Wörter ist nicht ohne richtige Bemerkungen, aber im ganzen gehört sie zu den Leistungen Adelung's, die am weitesten hinter dem zurückbleiben, was wir jetzt verlangen: und es konnte dies auch bei Adelung's Verhalten zur Sprachgeschichte, wie wir es nachher kennen lernen werden, nicht anders sein. Dagegen bezeichnet sein Abschnitt „von dem Syntaxe oder Redesatze" einen entschiedenen Fortschritt und hat bis in die neuste Zeit hinein auf die Bearbeiter der deutschen Syntax bewußt oder unbewußt einen unverkennbaren Einfluß geübt. Namentlich finden wir die Grundzüge von Adelung's Ansichten über die Arten der Sätze bei deutschen Grammatikern der verschiedensten Art wieder. Er führt zwar hier, wie auch sonst öfters, Hrn. Rector Meiner als den Gelehrten an, der ihm in seiner Philosophischen Sprachlehre den Weg gebahnt habe [2]). Aber wenn wir die Erörterungen Meiner's über

1) Ebend. I. S. 116. Vgl. auch Magazin für die Deutsche Sprache, Ersten Jahrg. erstes Stück, 1782, S. 132. 2) Umständl. Lehrgeb. II. S. 567. Vgl. Deutsche Sprachlehre zum Gebrauche der Schulen u. s. w. 1781, Vorr. Bl. 6. Magazin f. die Deutsche Sprache I. 1 (1782) S. 132 fg.

die Arten der Sätze mit denen Adelung's vergleichen, so werden wir unbedenklich Adelung das größere Verdienst um die Aufklärung dieser schwierigen Materie zusprechen [1]). „Ein jedes einem Subjecte entweder zu oder abgesprochenes Prädicat," sagt er, „macht einen Satz aus, und da die Natur immer nur von dem Einfachern durch unmerkliche Uebergänge zu dem zusammen gesetztern fortschreitet, so bestand in der ersten Kindheit der Vorstellungen und der Sprache die ganze Rede aus lauter solchen einfachen neben einander gestellten Sätzen, deren jeder sein eigenes Subject und Prädicat, und auch nicht mehr als eines, allenfalls mit einigen einfachen nähern Bestimmungen hatte" [2]). Erst nach und nach lernte man, mehrere Sätze mit einander zu verbinden und so allmählich die mannigfachsten Satzbildungen hervorzubringen, „welche sich doch insgesammt auf zwey Gesichtspuncte zurück führen lassen, auf die Materie des Satzes, d. i. auf die Begriffe und Vorstellungen, welche er enthält, und auf die Form desselben, welche von der Gemüthsstellung des Sprechenden abhängt. In Ansehung der Materie ist ein Satz entweder einfach, wenn er bloß aus dem Subjecte und dessen Prädicate bestehet; oder zusammen gesetzt, wenn zwey oder mehrere Sätze zu einem einigen Satze verbunden werden, der denn folglich mehrere Subjecte mit ihren Prädicaten enthält. Beyde Arten sind entweder nackte Sätze, wenn sowohl das Subject als das Prädicat, ohne alle nähere Bezeichnung ausgedrückt werden, oder ausgebildete, wenn beyde nach ihren Verhältnissen, Eigenschaften oder Umständen, doch nur vermittelst einzelner Redetheile oder Bestimmungswörter, z. B. durch Adverbia, Adjectiva, Präpositionen mit ihren Casibus u. s. f. näher bezeichnet werden; oder endlich erweiterte, wenn Verhältnisse, Eigenschaften, Umstände, Bedingungen u. s. f. zwischen dem Subjecte und

---

1) Vgl. Versuch einer an der menschlichen Sprache abgebildeten Vernunftlehre oder Philosophische und allgemeine Sprachlehre von Johann Werner Meiner, der Schule zu Langensalza Rektor, Leipzig 1781, S. 319 fg. mit Adelung's Umständl. Lehrgeb. II, S. 566 fg. — 2) Umständl. Lehrgeb. II, (1782) S. 571.

dem Prädicate in eigenen Sätzen eingeschoben, oder auch als eigene, aber nicht vor sich bestehende Sätze dem Prädicate angehänget werden. Dergleichen eingeschobene oder angehängte Sätze werden Nebensätze genannt, und stehen alsdann dem Hauptsatze entgegen, welchem sie zur nähern Bestimmung dienen"[1]. Man sehe sich um, was frühere deutsche Grammatiken über den Satzbau geben, und man wird in diesen uns jetzt so geläufigen Bestimmungen eine der tiefsten Einwirkungen Adelung's auf die Weiterentwicklung der deutschen Grammatik erkennen.

Ein Hauptanliegen Adelungs, das sich durch alle seine sprachwissenschaftlichen Schriften hindurchzieht, ist, festzustellen, was man unter Hochdeutsch zu verstehen habe. Er bleibt sich in seiner Bestimmung nicht ganz gleich. Einmal sagt er von der hochdeutschen Sprache, sie sei „im Grunde nichts anders, als die durch das Obersächsische gemilderte, und durch Geschmack und Wissenschaften ausgebildete Oberdeutsche Mundart"[2]. Ein anderesmal heißt es: „Billig sollte man drey Hauptmundarten annehmen, die südliche, höchste oder Oberdeutsche, die hohe, Mitteldeutsche oder mittelländische, und die nördliche oder Niederdeutsche; alsdann könnte man die Hochdeutsche oder herrschende Schriftsprache durch die verfeinerte mittelländische erklären"[3]. Worauf aber Adelung immer von neuem zurückkommt und was er mit einer Art von Fanatismus vertheidigt, ist der Satz: Das Hochdeutsche ist die Sprache der oberen Klassen Obersachsens[4]. In keiner Provinz Deuschlands wird „unsere höhere Schrift- und Gesellschaftssprache" „so allgemein und in den Städten selbst in den untersten Klassen gesprochen"[5]. Was „gut Hochdeutsch ist," kann nicht „in den Provin-

1) Umständl. Lehrgeb. II, 1782) S. 572 fg. Dieselben Bestimmungen und Bezeichnungen gibt im Wesentlichen schon die Sprachlehre zum Gebrauch der Schulen u. s. f. (1781) S. 538. — 2) Umständl. Lehrgeb. I, 1782, S. 81. Vgl. Ebend. I, S. 64. — 3) Ebend. I, S. 84. — 4) Ebend. I, S. 82. Magazin für die Deutsche Sprache, Erster Jahrg., erstes Stück (1782) S. 19. 21. 27 fg. 91 fg. — 5) Magazin für die Deutsche Sprache, Erst. Jahrg. erstes Stück (1782) S. 25.

zen, wo man das Hochdeutsche als eine fremde Sprache erlernt, beurtheilet und bestimmet werden, sondern nur da, wo der Sprachgebrauch des Hochdeutschen einheimisch ist (d. h. in den „südlichen Chursächsischen Landen"), weil ausser seinem Vaterlande weder die Erfahrung so allgemein und häufig, noch die Empfindung so fein und übereinstimmend seyn kann, als dazu erfordert wird" [1]). Daß es mit der reinen Sprache der unteren Klassen im „südlichen Obersachsen" nicht weit her sei, konnte Adelung nicht entgehen [2]), und auch bei den Gebildeten konnte er das Vorhandensein gewisser Provincialismen nicht läugnen [3]); dennoch wollte er seine Ansicht um jeden Preis festhalten. Es läßt sich denken, daß er in den verschiedensten Gegenden Deutschlands auf Widerspruch stieß. Es mußte dies um so mehr geschehen, als Adelung auch für die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts den Primat Obersachsens in Anspruch nahm. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hätten verschiedene Umstände zusammen gewirkt, um in Obersachsen dem Geschmack die „einige wahre Richtung" zu geben. „Der durch Handlung und Fabriken erhöhete Wohlstand und Volksmenge, die in Obersachsen wieder hergestellte und dem gemeinen Menschenverstande begreiflich gemachte und allgemein verbreitete Philosophie, die prächtigen Höfe der Auguste," — „die von Gottscheden gereinigte Sprache" „Alle die Umstände wirkten schnell und unwiderstehlich, und Obersachsen ward nunmehr Deutschlands Attica und Toscana und diente dem bisher noch unvollkommenen und schwankenden Geschmacke zur Stütze und Führerinn. In dem Zeitpuncte von 1740 bis auf den verderblichen siebenjährigen Krieg, waren diese Folgen am sichtbarsten, und das ist auch unstreitig der schönste Zeitpunct, nicht nur der schönen Literatur Deutschlands, sondern des deutschen Geschmackes überhaupt. Deutschland verkannte sein Athen damals nicht; alle Provinzen ärnteten hier Geschmack und Künste, die wirklich classischen Schriftsteller, welche wir haben, sind

1) Zusammengezogen aus Magazin für die Deutsche Sprache, Ersten Jahrg. erstes Stück S. 30. — 2) Umständl. Lehrgeb. I, (1782) S. 89. — 3) Umständl. Lehrgeb. I, (1782) S. 85.

insgesammt solche, welche sich in Obersachsen oder doch nach Obersächsischen Mustern gebildet haben" [1]. Eine solche Sprache, im Jahr 1782 geführt, mußte den Widerspruch herausfordern. Er erfolgte denn auch von allen Seiten. In der Berliner Monatsschrift durch Biester, der einerseits die Aussprache der Obersachsen, ihre „höchstseltsame Verwechslung des **b** und **p**, des **d** und **t**", durchhechelt, andrerseits dagegen Verwahrung einlegt, daß die obersächsischen Leistungen von 1740 – 1760 „uns nicht nur Regel und Richtschnur, sondern auch Gränze und Ziel sein sollen" [2]. Am feinsten und einsichtigsten trat Wieland gegen Adelung in die Schranken mit einigen Aufsätzen „Ueber die Frage: Was ist Hochdeutsch," die er in die Jahrgänge 1782 und 83 seines Teutschen Merkur einrückte [3]. „Schreiber dieses," sagt er, „hat viele Gelegenheit gehabt Chursächsische Herren und Damen, die ganz zuverläßig in die obersten Klassen gehörten, zu sprechen, – und unglücklicher Weise mußte er immer auf solche treffen, welche eine Ausnahme von Hrn. Adelung's Versicherung machten, und (von den Beenen und korschamen Dienern nichts zu sagen) so viel Provinzial-Ausdrücke in ihre Sprache mischten, als die Personen ihres Standes größtentheils in allen übrigen teutschen Provinzen zu thun pflegen" [4]. Was aber die Verdienste der Stadt Leipzig betrifft, so erkennt er dieselben nach allen Seiten hin in vollstem Maße an. „Aber keiner ihrer Patrioten," sagt er, „so eyfersüchtig er auch über ihren Ruhm seyn mag, kann sich beleidigt finden, wenn ich ihr ein Vorrecht abspreche, das ich keiner andern

---

1) Magazin für die Deutsche Sprache, Erst. Jahrg. erstes Stück (1782) S. 93 fg. — 2) Berlinische Monatsschrift. Herausgeg. von F. Gedike und J. E. Biester. Erster Band, Berlin 1783, S. 194. – 3) Wieland gab die beiden Abhandlungen unter der Maske eines Einsenders, der sich Philomusos nannte, und zwischen welchem und Adelung dann Wieland am Schluß zu vermitteln suchte. Aber das Ganze war von Wieland. Er hat es mit einigen Veränderungen in seine Werke aufgenommen und sich darüber ausgesprochen. S. Wieland's sämmtl. Werke, Bd. 44, Leipz. 1826, S. 235 fg. — 4) Der Teutsche Merkur, Dec. 1782, S. 204.

Stadt in Teutschland zugestehen würde" [1]). Von besonderem Interesse ist, wie sich Wieland über den Einfluß der Schriftsteller auf die Sprache äußert. Den Satz, daß die Schriftsteller nicht die Sprache machen, hatte Adelung so aufgefaßt, daß den Schriftstellern überhaupt kein selbständiger Einfluß auf die Sprache zukomme, daß sie sich vielmehr ganz im Kreise der bereits vorhandenen gesellschaftlichen Sprache der oberen Klassen Obersachsens zu halten hätten [2]). „Die Aufnahme provinzieller Wörter" ist ein Verderb der Schriftsprache, „weil sie, so fern sie wirklich provinziell sind, dem Geschmacke nach allemahl um mehrere Grade tiefer stehen müssen" [3]). „Veraltete Wörter" sind „als ein Auswurf anzusehen, der in das Ganze nicht mehr paßt" [4]); und „es ist unbillig und wider die Absicht der Sprache, dergleichen Auswurf mancher Nebenursachen wegen wieder zurück zu rufen, d. i. einmahl veraltete Wörter, Formen und Verbindungsarten wieder in den Gang bringen zu wollen" [5]). Wie in vielen Fällen, so liegt auch hier den Ansichten Adelung's etwas Wahres zum Grunde, aber die Art, wie er sie anwendet, ist verkehrt. Ich will beispielsweise nur anführen, daß Adelung unter die Wörter, deren Gebrauch er für ganz verwerflich erklärt, folgende rechnet: entsprechen (für gemäß sein) [6]), Strauß (für Kampf) [7]), Seher (für Prophet) [8]), beginnen (für anfangen [9]). Natürlich spricht sich auch Wieland auf das allerentschiedenste gegen das Treiben so mancher damaligen Schriftsteller aus, die sich um die Richtigkeit der Sprache nichts kümmerten und ohne allen Gewinn für ihren Ausdruck veraltete oder

---

1) Ebend. S. 208. — 2) Adelung bleibt sich auch in diesen Behauptungen nicht ganz gleich; aber das Obige ist der wesentliche Sinn von Adelung's Abhandlung: „Sind es Schriftsteller, welche die Sprachen bilden und ausbilden?" im Magazin für die Deutsche Sprache, Ersten Jahrg. drittes Stück (1782) S. 45–57. — 3) Magazin für die Deutsche Sprache, Ersten Jahrg. erstes Stück (1782) S. 28. — 4) Ebend. S. 29. — 5) Ebend. Ersten Jahrg. zweytes Stück (1782) S. 61. Vgl. S. 75. — 6) Ebend. S. 67. — 7) Ebend. S. 68. — 8) Ebend. S. 69. — 9) Ebend. S. 75. Vgl. I, 3, 158.

provinzielle Wörter in ihre Schriftsprache einmengten [1]). Aber dieses Unfugs wegen dürfe man die Rechte der wirklich guten Schriftsteller nicht verkümmern. Denn sie seien es, „welche die wahre Schriftsprache eines Volkes bilden" [2]). Natürlich habe auch die Freiheit der berufenen Schriftsteller ihre Gränzen; „aber diese Gränzen werden vielmehr durch die Natur der Sprache und durch die allgemeinen Grundsätze des richtigen Denkens und der guten Schreibart, als durch die Mundart der obern Klassen in der blühendsten Provinz festgesetzt" [3]). Die Zeit sei noch nicht gekommen, wo die Anzahl der Autoren, welche den ganzen Reichthum unsrer Schrift-Sprache enthalten, für beschlossen angesehen werden könnte. Bis dahin aber seien die älteren Dialekte noch immer als gemeines Gut und Eigenthum der echten deutschen Sprache und als eine Art von Fundgruben anzusehen, aus welchen man den Bedürfnissen der allgemeinen Schrift-Sprache in Fällen, wo es vonnöthen ist, zu Hülfe kommen könne [4]). „Schriftsteller von Geschmack wissen immer am besten was sie zu thun haben, und wie weit sie gehen dürfen: fehlen sie aber, so kömmt es einem wahren Aristarch allerdings zu, zu zeigen, wie, worinn und warum sie das Schickliche verfehlt haben. Aber nie kann ihm die Anmaßung gestattet werden, willkürliche Gesetze zu geben, und dem Genie, dem Witz, der Laune, Fesseln anzulegen, so lange sie die Freyheit, das Element worinn sie allein leben können, nicht auf offenbaren Mißbrauch ziehen" [5]). „Nach Herrn Adelung ist die Verständlichkeit die einige (einzige) Absicht der Sprache [6]). Hätte er gesagt die erste, so wäre nichts dagegen einzuwenden: daß sie einzige sey, wird ihm kein Dichter zugestehen. Der will und soll mit seiner Sprache noch viele andre Absichten erreichen. Ein veraltet Wort, ein Provinzial Wort, wofür das sogenannte Hochteutsche kein völlig gleichbedeutendes hat, ist zuweilen an dem Orte,

1) Teutsch. Merkur, 1782, Dec. S. 195. — 2) Ebend. 1782, Nov S. 165. — 3) Ebend. 1782, Nov. S. 165. — 4) Ebend. S. 169 fg. — 5) Ebend. 1782, Dec. S. 215. — 6) „Magazin der teutschen Sprache 1. St. S. 57."

wo ers braucht, gerade die einzige Farbe, die zu seiner bestimmten Absicht paßt, und wovon die Würkung abhängt" [1]). Erinnern wir uns, daß diese Worte im Jahr 1782, also vor dem Erscheinen der größten Meisterwerke Göthe's und Schiller's, geschrieben sind, so werden wir Wieland um so mehr beipflichten. Freilich aber werden wir auch sagen müssen, daß die Frage nach der Entstehung und dem Wesen der Schriftsprache, die Adelung unrichtig beantwortet, auch von Wieland ungelöst bleibt.

Ein besonderes Augenmerk richtete Adelung auf die deutsche Orthographie. Eine Menge von Schriftstellern, berufenen und unberufenen, beschäftigte sich damals mit der Verbesserung der deutschen Orthographie. Klopstock hatte im J. 1778 seine Schrift über die deutsche Rechtschreibung herausgegeben, worin er den kühnen Versuch macht, die ganze bisherige deutsche Orthographie über den Haufen zu werfen und sie durch eine streng durchgeführte phonetische zu ersetzen. Klopstock's Unternehmen fand zwar nur mäßigen Anklang, aber unzählige Andere bemühten sich, jeder in seiner Weise, die deutsche Orthographie zu verbessern, so daß Wieland im J. 1783 von einer „Art von Orthographischer Influenza" spricht, die „in diesen letzten Jahren unter uns epidemisch" geworden sei [2]), und von einer „lächerlichen und unsere ganze Nation beschimpfenden Sprachverwirrung, die daraus entsteht, daß nicht nur die Magnaten unsrer gelehrten Republik, (die dem Volk hierin mit keinem guten Beyspiele vorgehen) sondern beynahe jeder, der etwas drucken läßt, sich eine eigne Sprache und eine eigne Unrecht Schreibung macht" [3]). Dieser hereinbrechenden Willkür setzte Adelung mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die Vertheidigung des Hergebrachten entgegen. Dem ausführlichen Abschnitt seines Umständlichen Lehrgebäudes über die Orthographie ließ er in seinem Magazin (1782) eine Abhandlung über das „Grundgesetz der Deutschen Orthographie" [4]), und später eine „Vollständige Anweisung zur

1) Teutscher Merkur 1782, Dec. S. 215. — 2) Teutscher Merkur 1783 S. 320 (eigentlich S. 16). — 3) Ebend. S. 20. — 4) Magazin für die Deutsche Sprache, Ersten Jahrg. erstes Stück, S. 59.

Deutschen Orthographie, nebst einem kleinen Wörterbuche für die Aussprache, Orthographie, Biegung und Ableitung, Leipzig 1787", folgen. „Unsere gewöhnliche Orthographie", sagt er, „ist nicht das Werk eines oder des andern Individui, sondern, so wie alles in der Sprache, der gesammten Nation, welche dabey nach der dunkeln Erkenntniß der Absicht und Mittel gehandelt hat" [1]). „Die deutsche Orthographie ist in der Anwendung der richtigen Grundsätze mit mehr Uebereinstimmung und Verstande zu Werke gegangen, als die Orthographie irgend einer andern Sprache" [2]). „Das erste und vornehmste Gesetz der Schrift ist: Schreib wie du sprichst. Dieß ist gleichsam das Naturgesetz der Schrift" [3]). Wo findet man aber die Aussprache, welche durch die Schrift wiedergegeben werden soll? „Unter der Hochdeutschen Orthographie", antwortet Adelung, „verstehet man die Orthographie der Deutschen Schriftsprache, und da die Bezeichnung der Aussprache das erste ganz in der Absicht der Schrift gegründete Gesetz derselben ist, so kann nur die Hochdeutsche Aussprache, d. i. die Aussprache der obern Classen, in welchen das Hochdeutsche einheimisch ist, zum Grunde der Schrift geleget werden, weil man sonst nicht Hochdeutsch, sondern Provinzial-Deutsch schreiben würde" [4]). Wir dürfen hier nicht näher darauf eingehen, in welches Verhältniß dann Adelung diesen seinen obersten Grundsatz zu den anderen Schreibgesetzen bringt, und wollen nur noch bemerken, daß er neben manchem Verkehrten vieles Verständige und Durchdachte sagt, ohne doch, bei seiner unrichtigen Voraussetzung über das Wesen der hochdeutschen Schriftsprache, der Sache auf den Grund kommen zu können.

Wir haben im Bisherigen Adelung's Leistungen auf dem Gebiet der neueren deutschen Sprache betrachtet. Adelung hat aber auch einen nicht geringen Theil seines Fleißes dem Studium der älteren deutschen Sprache und Literatur gewidmet. Er selbst nennt einmal die Geschichte unserer ältern Dichter sein altes Lieblings-

1) Magazin für die Deutsche Sprache I, 1 (1782) S. 63. — 2) Ebend. S. 81. — 3) Ebend. S. 60. — 4) Umständl. Lehrgebäude, Bd. II, (1782) S. 703.

studium [1]). In mehr als einem seiner Werke gibt er eine Uebersicht über die Geschichte unsrer Sprache und ihrer alten Denkmäler. So namentlich in der Einleitung zu seinem Umständlichen Lehrgebäude der deutschen Sprache. Er untersucht die Geschichte und die Sprache der Gothen und findet freilich diese letztere über die Maßen rauh und ungeschlacht. Denn „man bemerkt, daß die Völker dieses höhern Stammes an Roheit und Unkultur zunehmen, je weiter sie östlich wohnen" [2]). Eine Reihe zum Theil umfangreicher Arbeiten in seinem Magazin für die deutsche Sprache beschäftigt sich mit der älteren deutschen Literatur, darunter sein „Chronologisches Verzeichniß der Dichter und Gedichte aus dem Schwäbischen Zeitpunkte" (1784) [3]). Hier macht er in Bezug auf das Beiwort Meister, das manchen Dichtern des Hohenstaufischen Zeitalters gegeben wird, die Bemerkung: „Es ist aus hundert Stellen der Schwäbischen Dichter erweislich, daß die Dichtkunst zu ihrer Zeit eben so zünftig war, als alle übrige Fertigkeiten, und als die Ritterschaft selbst. Eben so erweislich ist, daß die nachmahligen Meistersänger in gerader Linie von ihnen abstammen, oder eigentlich nichts anders sind, als eben diese ältern Dichter, und daß der ganze Unterschied bloß in dem größern und geringern Ansehen bestehet, denn in dem dichterischen Geiste sind sie sich so ziemlich gleich" [4]). In dieser Abhandlung, so wie in seiner Schrift über Püterich von Reicherzhausen klärt Adelung so manchen Punkt in der Geschichte der altdeutschen Dichtkunst auf, wenn er auch natürlich viele thatsächliche Irrthümer mit seinen Zeitgenossen theilt. Aber das Interesse, das Adelung an unsren alten Dichtungen nimmt, ist nur ein antiquarisches und lexikographisches [5]). Von deren dichterischem Werth hat er keine Ahnung; wie er denn überhaupt unsre deutsche Vorzeit mit wahrem Ingrimm haßt. Seine „Aelteste Geschichte der Deutschen, ihrer

---

1) Püterich von Reicherzhausen, Leipz. 1788, S. 5. — 2) Adelung in Zahn's Ausgabe des Ulfilas, Weißenfels 1805, Einleitung S. 10. — 3) Magazin für die Deutsche Sprache II, 3, S. 3—92. — 4) Ebend. II, 3, S. 6. — 5) Vgl. Ebend. I, 2, S. 152. Ueber den Deutschen Styl II, (1785) S. 310 fg.

Sprache und Litteratur bis zur Völkerwanderung" (1806) ist eine giftige Schmähschrift auf die alten Germanen, das gerade Widerspiel von Tacitus Germania. Trunkenbolde, Spieler, grausam gegen die Feinde waren die Germanen. Aber das genügt Adelung bei weitem nicht. Treulosigkeit, Nothzucht, Unterdrückung des Weibes, „welches bis zur Sclavinn herabgewürdigt ist" [1]), wirft er ihnen vor. Ihre sogenannte Liebe zur Freiheit ist nichts als der Haß gegen alle Einschränkung. Ja selbst ihre viel gerühmte Keuschheit hat keinen Werth. Sie ist nur eine Folge ihrer ungebildeten Rohheit [2]). Und daß ihre Tapferkeit nicht weit her war, sieht man aus ihren Schlachtgesängen, indem „der ungebildete Mensch nicht ehe etwas wagt, wenn nicht vorher die Vorstellung der Gefahr durch den Rausch der Seele verdunkelt worden" [3]). Genug, der alte Germane ist „das Raubthier, welches schläft, so bald es nicht jagt oder frißt" [4]); „der Barbar grenzt hier weit näher an das reißende Thier, als an den durch Kenntniß, Sitten und Geschmack veredelten Weltmann" [5]).

Und wie Adelung bei den ältesten Germanen nichts als thierische Rohheit sieht, so in den Dichtungen der Hohenstaufischen Zeit nichts als elende Reimerei und Geschmacklosigkeit. Es war allerdings mit den Deutschen etwas besser geworden. Das Christenthum hatte sie gezähmt, sie fiengen an, zu einigem Wohlstand zu gelangen, „und wenn das Bedürfniß befriedigt ist, und der Mensch mehr erwirbt, als er zur Nothdurft bedarf, so wird der Trieb zum Vergnügen herrschend, und dann entstehen die schönen Künste

1) Adelung, Aelteste Geschichte der Deutschen, 1806, S. 297. — 2) Ich kann nur sehr abgekürzt geben, was sich bei Adelung, Aelteste Gesch. der Deutschen S. 295 fg. findet. — 3) Aelteste Gesch. der Deutschen S. 385. — 4) Ebend. S. 297. — 5) Ebend. S. 296. [Vgl. Umständl. Lehrgeb. der Deutschen Sprache I, (1782) S. 27. 33. Wir wollen indessen nicht verschweigen, daß Adelung ausdrücklich zugibt, daß der Germane jener rohen Zeiten „schon zum voraus alle Hülfsmittel in seine Sprache gelegt habe, seine Begriffe bis ins Unendliche zu vervielfältigen." Aelteste Gesch. der Deutschen. S. 318.

von selbst" [1]. Zu den Dichtern „aus dem Schwäbischen Zeitpunkte" ist nun schon Manches ganz erträglich, „z. B. wenn sie den Mai, den Sommer, die Empfindungen der Liebe singen"; aber „so bald sie das Feld der angenehmen Empfindungen verlassen, werden sie matt, prosaisch und oft ekelhaft; am unausstehlichsten sind sie, wenn sie Gegenstände der Religion und Sittenlehre besingen, wo sich die Dichtkunst allemahl auf das grausamste an ihnen rächet" [2]. So Adelung im Jahr 1782, und dabei hatte es sein Bewenden, auch nachdem Müller im J. 1783 das Nibelungenlied vollständig herausgegeben hatte. Gerade in seiner Beurtheilung der Müller'schen Sammlung, deren erste Lieferungen das Nibelungenlied enthalten, versteigt sich Adelung am Schluß einer langen Reihe von Schmähungen zu dem Ausspruch: „Kurz, von Seiten der Dichtung verdienen alle diese Ueberbleibsel nicht die mindeste Aufmerksamkeit" [3]. Aber nicht bloß die altdeutsche Poesie ist nach Adelung völlig werthlos, auch in der Sprache der Gegenwart ist ihm das volksthümlich Naturwüchsige ein Gegenstand der tiefsten Verachtung. „Die Sprüchwörter", sagt er in der Vorrede zu seinem Wörterbuch, „gehören größtentheils in die niedrige und pöbelhafte Sprache. Ich habe es daher nicht der Mühe werth gehalten, sie zu sammeln und noch weiter fortzupflanzen. Wer in ihnen und andern schmutzigen Blümchen des großen Haufens den Kern der deutschen Sprache suchet, der kann einen reichen Vorrath davon in Gottsched's Sprachkunst finden" [4]. An den altdeutschen Poesieen ist ihm aber noch ganz besonders die Sprache zuwider. „Wie kalt", sagt er, „wie prosaisch, wie unanschaulich ist hier alles. Und welches wirkliche Genie wird sich wohl so weit vergessen können, eine so unausstehliche Sprache zu reden" [5]. So urtheilt ein Mann, der mit jedem Wort beweist, daß er auch nicht die ersten

1) Umständl. Lehrgebäude der Deutschen Sprache I, (1782) S. 51. — 2) Ebend. S. 55. — 3) Magazin für die Deutsche Sprache II, 2 (1784), S. 148. — 4) Versuch eines — Wörterbuchs der Hochdeutschen Mundart, Leipz. 1774, Erster Theil, Vorr. S. XIV. — 5) Magazin für die Deutsche Sprache II, 2 (1784) S. 148.

Elemente der Sprache kennt, über die er jene Absurditäten vorbringt: „enchan für kann", „enhat für hat", meint er, seien „müßige, nichtsbedeutende Sylben" [1]). Das o am Schluß des althochdeutschen Franko (Franke), guoto (gut) u. s. f. hält er für eine bloße Verlängerung um des Wohlklangs willen. „Vor dem zwölften Jahrhundert", sagt er, „da die Körper, folglich auch die Sprachwerkzeuge noch sehr grob und ungeschlacht, und die Kenntnisse noch sehr ungebildet waren, wandte man dieses Mittel bey nahe ohne allen Unterschied an, und verlängerte jedes Wort, es mochte ein Wurzelwort oder abgleitetes seyn, durch einen Vocal" [2]).

Wie um das Altdeutsche, so hat sich Adelung auch um die allgemeine Sprachforschung bemüht. Aber auch hier sehen wir seine Einsicht in eine sehr bestimmte Gränze eingeschlossen. Er bemerkt ganz richtig, daß man die Sprachen erst zergliedern und ihre Wurzelsylben herausschälen müsse, ehe man ihrer Verwandtschaft nachspüren könne. „Nur aus der Vergleichung der Wurzelsylben, „sagt er, „läßt sich die Verwandtschaft und Verschiedenheit der Sprachen beurtheilen" [3]). „Selbst die ganze Etymologie ist verächtliches Taschenspiel, wenn sie nicht von dieser Auflösung der Sprachen ausgehet" [3]). Ja bisweilen nimmt er einen Ansatz selbst zur Zergliederung der Flexionen. „Die Biegungssylben der Personen [am Verbum]", sagt er, „scheinen ursprüngliche alte Pronomina zu seyn; daher sind auch die meisten Sprachen darin ähnlich", und nun stellt er zum Beweis dessen die Beugungen von φιλῶ, amo und ich liebe zusammen, sogar mit Herbeiziehung des alten liebemes und liebent [4]). Aber man hüte sich, aus dergleichen zu viel zu schließen. Von einer wissenschaftlichen vergleichenden Sprachforschung hat Adelung keine Ahnung. Er denkt nicht einmal daran, Gesetze für den Lautwandel aufzusuchen und sie bei seinen Etymologieen zu Grunde zu legen [5]). Ja er ist überhaupt weit entfernt, von der Verwandt-

---

1) Ebend. — 2) Magazin für die Deusche Sprache I, 3 (1782) S. 22 fg. — 3) Adelung, Mithridates I, (1806), Vorr. S. XIII. — 4) Umständl. Lehrgebäude I, (1782) S. 764. — 5) Vgl. z. B. was Adelung auch in der 2. Ausg. seines Wörterbuchs Bd. II, (1796) Sp. 1436 über die Etymologie

schaft der indogermanischen Sprachen eine richtige Vorstellung zu haben. Noch in einer seiner letzten Schriften erklärt er das Vorkommen vieler Wörter im Persischen, welche Aehnlichkeit mit deutschen haben, daraus, daß germanische Völker auf ihren Wanderungen in Persien eingedrungen seien, „sich mit den Einwohnern vermischt, und aus Dankbarkeit einen Theil ihrer Sprache zurückgelassen haben" [1]). Dieselbe Ansicht hat er hier auch noch von der griechischen Sprache Er hält die „Germanischen Wurzelwörter", die sich im Griechischen finden, für Andenken barbarischer Völker, die Griechenland überschwemmt und beherrscht haben [2]). Aber in den zehn Jahren, die zwischen der Ausarbeitung seiner Aeltesten Geschichte der Deutschen und deren Veröffentlichung liegen, dämmert Adelung allmählich eine richtigere Ansicht auf [3]). Im ersten Band seines Mithridates, den er wenige Monate vor seinem Tode vollendete [4]), kommt er auch auf das vor kurzem von der europäischen Wissenschaft entdeckte Sanskrit zu sprechen. Er hat es nicht mehr erlernt, aber aus zweiter Hand stellt er eine Menge sanskritischer Wörter mit lateinischen, griechischen, deutschen u. s. f. zusammen, und bei dieser Gelegenheit bemerkt er: „Das hohe Alter dieser Sprache erhellet unter andern auch aus der Uebereinkunft so vieler ihrer Wörter mit andern alten Sprachen, welches wohl keinen andern Grund haben kann, als daß alle diese Völker bey ihrem Entstehen und vor ihrer Absonderung zu einem gemeinschaftlichen Stamme gehöret haben; denn an eine spätere Entlehnung oder Vermischung ist bei so sehr entfernten Völkern wohl nicht zu denken" [5]). Aber auch jetzt noch hat Adelung keine Ahnung davon,

des Wortes Joch sagt: „Das Lateinische jungere kommt mit unserm einigen, so wohl der Form, als der Bedeutung nach überein; es würde also einen und ein das Stammwort von allen sein", nämlich von Joch, jugum, ζυγός u. s. w. — 1) Aelteste Geschichte der Deutschen (1806) S. 350. — 2) Ebend. S. 352. — 3) Vgl. Aelteste Geschichte der Deutschen (1806), Vorr. S. IV und S. VI, und Mithridates, Thl. I, (1806) S. 277—279. — 4) Den 20. Julius 1806 ist die Vorrede unterzeichnet, am 10. September desselben Jahres starb Adelung. — 5) Adelung, Mithridates, Thl. I, (1806), S. 149.

welche großartigen Ergebnisse die Wissenschaft aus der Erforschung dieser Urverwandtschaft der indogermanischen Sprachen ziehen wird. Denn noch in dem nachgelassenen zweiten Theil seines Mithridates sagt er von dem germanischen Sprach- und Völkerstamm: „Daß dieses Volk in seinem Ursprunge mit andern alten nahen und fernen Völkern verwandt gewesen, gibt die Natur der Sache, und so viele gemeinschaftliche Ueberreste in den Sprachen aller bestätigen es. Allein die Zeit dieser ersten Verwandtschaft liegt so weit außer den Grenzen aller Geschichte, und fällt noch so tief in die Dunkelheit ihres ersten Stammsitzes in Asien, daß weder der Sprach- noch der Geschichtforscher einen andern Gebrauch davon machen kann, als diesen gemeinschaftlichen Ursprung überhaupt anzuerkennen" [1].

Hiemit schließen wir unsere Darstellung Adelung's. Trotz aller Irrthümer und Verkehrtheiten war er dennoch einer der merkwürdigsten Gelehrten, die sich mit der Erforschung der deutschen Sprache beschäftigt haben. Bei seinen Zeitgenossen erfreute er sich eines fast unbegränzten Ansehens [2], und wie bedeutend seine Einwirkung auch auf die Folgezeit war, das werden wir an dem bewußten Gegensatz erkennen, in welchem sich der Gründer der geschichtlichen deutschen Sprachforschung zu Adelung befindet. Wir sind deshalb absichtlich etwas näher auf Adelung's Arbeiten eingegangen und können am Schluß dieses Abschnitts nur noch die Namen einiger Zeitgenossen Adelung's nennen, die sich gleichfalls um die Behandlung der neuhochdeutschen Sprache verdient gemacht haben. Samuel Johann Ernst Stosch (geb. zu Liebenberg 1714, gest. zu Berlin 1796) wurde durch seinen Versuch in richtiger Bestimmung einiger gleichbedeutender Wörter der deutschen Sprache (1770—80)

1) Adelung, Mithridates. Thl. II, S. 169. Daß das Stück, dem die obigen Worte entnommen sind, noch von Adelung selbst herrührt, darüber vgl. den Herausgeber und Fortsetzer des Mithridates, Severin Vater, in der Vorr. zum 2. Theil, S. X. — 2) Vgl. z. B., wie Wieland über Adelung spricht im Teutschen Merkur 1782, Nov. S. 145. Dec. S. 194. 1783, April S. 307. 313. 30.

einer der Gründer der deutschen Synonymik; und Karl Philipp Moriz (geb. zu Hameln 1757, gest. zu Berlin 1793) verfaßte eine Reihe von populären Schriften, um Richtigkeit und Geschmack im Gebrauch der deutschen Sprache zu verbreiten, machte sich aber, abgesehen von seinen Leistungen auf anderen Gebieten, besonders durch seine Ansichten über deutsche Metrik bekannt, die er in dem Versuch einer deutschen Prosodie, Berlin 1786, niederlegte, und durch welche er einigen Einfluß auf Goethe's Versbau übte [1]). Schließlich wollen wir noch eines fleißigen Sammlers und Kritikers auf unserem Gebiete gedenken, nämlich Johann Christian Christoph Rüdiger's (geb. zu Burg bei Magdeburg 1751, 1791 Prof. zu Halle, gest. 1822), der in den Jahren 1782 bis 1796 zu Leipzig eine Art Zeitschrift herausgab unter dem Titel: „Neuester Zuwachs der teutschen, fremden und allgemeinen Sprachkunde in eigenen Aufsätzen, Bücheranzeigen und Nachrichten.“

2. Die Bearbeitung der deutschen Volksmundarten bis zum Jahr 1797.

Von Volksmundarten kann nur da die Rede sein, wo sich eine Gemeinsprache gebildet hat, die sich von den Mundarten des Volkes, wie sie in den einzelnen Landschaften gesprochen werden, unterscheidet. Eine solche Gemeinsprache hat sich in Deutschland, wie in vielen anderen Ländern, durch Vermittlung der Schrift gebildet: Die neuhochdeutsche Schriftsprache. Daß diese Sprache nicht bloß geschrieben, sondern im höheren Verkehr auch gesprochen wird, ändert nichts an der Thatsache, daß sie nur mit Hülfe der Schrift zu Stande gekommen ist. Vor der Entstehung einer solchen Gemeinsprache gibt es keine „Volksmundarten“, sondern die Redeweisen der einzelnen Stämme stehen sich gleichberechtigt gegenüber und jede von ihnen trägt in sich die Möglichkeit, zur besonderen Schriftsprache ausgebildet zu werden [2]). Alle diese Vorgänge

1) Vgl. Goethe's Ital. Reise, Rom den 10. Jan. 1787. (Goethe's Werke, 1840, Bd. 23, S. 192). — 2) Auch in der früheren Periode des Hochdeutschen kann nur gerade in dem Maß und in dem Umfang von Volksmundarten gesprochen werden, als man dem Mittelhochdeutschen den

lassen sich recht deutlich wahrnehmen an der Behandlung der deutschen Volksmundarten. Schon beim Beginn unserer neuhochdeutschen Gemeinsprache wissen unsre Grammatiker das „rechte und reine Deutsch“ von den Mundarten der einzelnen Landschaften zu unterscheiden. So im J. 1531 [illegible], so [illegible] Hieronymus Wolf im J. 1578 [illegible]. Und je mehr sich dann [illegible] die deutsche Schriftsprache in ihren Formen grammatisch feststellt, um so mehr wendet man sich andrerseits der Betrachtung der Mundarten zu. So folgt auf die grammatischen Bestrebungen des 17. Jahrhunderts der eigentliche Beginn der mundartlichen Forschung. Namentlich sehen wir auch hier wieder anregend und selbst eingreifend Leibniz thätig. In dem von ihm beabsichtigten Glossarium sollten neben den alten auch die [illegible] des gemeinen Mannes“ Aufnahme finden [illegible]. Den [illegible] Gerhard Meier muntert er auf, ein sächsisches Glossarium zu verfassen, worin die Ausdrücke des gemeinen Volkes in Niedersachsen neben den veralteten gesammelt und erklärt werden sollten [illegible]. Meier starb jedoch vor Vollendung des Werks. Ein handschriftliches Verzeichniß niedersächsischer Wörter aus den Herzogthümern Bremen und Verden, das Johann [illegible] († 1720) [illegible] verfaßt hatte, [illegible]). Auch in anderen Theilen Deutschlands regte sich damals das Interesse für die Mundarten. So gab Johann Ludwig Prasch (geb. 1637 zu Regensburg, gestorben 1690 als Bürgermeister daselbst) im J. 1689 zu Regensburg ein kleines Glossarium Bavaricum heraus, und Christian Meisner aus [illegible] in Schlesien [illegible]

[illegible]
[illegible] — [illegible] grammaticarum Joannis Rivii libri octo, Augustae Vindel. 1578, p. [illegible] — [illegible] Hist. studii etymol. p. 107. — Leibnitii Collectanea etymol. 1717, II. [illegible] — [illegible] S. XXI. — [illegible] Collect. etymol. 1717, I. [illegible] 1717, [illegible] — [illegible]

theilte in seiner Silesia loquens (Wittenberg 1705) ein kleines schlesisches Idioticon mit [1]). Aber das Alles sind doch nur geringfügige Anfänge. Ihren eigentlichen Aufschwung nahm die Darstellung der Mundarten erst im weiteren Verlauf des 18. Jahrhunderts, d. i. in derselben Zeit, welche sich um die Feststellung unserer neueren Schriftsprache so redlich bemühte. Im J. 1734 veröffentlicht Leonhard Frisch seinen kurzen, aber wohldurchdachten „Entwurf Was für Wörter in jeder Provintz und Gegend von Teutschland, sonderlich in der Mark Brandenburg zusammlen sind" [2]). 1743 und in zweiter sehr vermehrter Auflage 1755 gab Michael Richey, Professor am Gymnasium zu Hamburg (geb. daselbst 1678, gest. 1761), sein „Idioticon Hamburgense oder Wörter Buch, Zur Erklärung der eigenen, in und um Hamburg gebräuchlichen, Nieder Sächsischen Mund Art" heraus. 1756 folgte Johann Christoph Strodtmann (geb. zu Welau 1717, 1749 Rector zu Osnabrück, gest. 1756) mit einem Idioticon Osnabrugense. Am umfassendsten aber behandelte dann das Niederdeutsche der „Versuch eines bremisch-niedersächsischen Wörterbuchs", herausgegeben von der bremischen deutschen Gesellschaft, fünf Theile, Bremen 1767—71. Nehmen wir dazu noch Johann Karl Dähnert's (Prof. zu Greifswald, geb. zu Stralsund 1719, † 1785) Platt-Deutsches Wörterbuch nach der alten und neuen Pommerschen und Rügischen Mundart (Stralsund 1781) und eine ganze Reihe kleinerer Arbeiten über andere niederdeutsche Dialekte, so sehen wir die niederdeutschen Volksmundarten im Lauf des 18. Jahrhunderts einen Gegenstand weit ausgebreiteter Untersuchungen bilden. Unter allen deutschen Mundarten hatten aber auch die niederdeutschen, eben weil sie von der hochdeutschen Schriftsprache am weitesten abstehen, für den Forscher den größten Reiz. An den niederdeutschen Mundarten zeigt sich am augenfälligsten, was

---

seine Dissertatio altera de origine Germanica Latinae linguae, Ratisbonae 1689, p. 15—26. — 1) S. Richey a. a. O. S. XVII. XLI. — 2) Der erste Auszug von einigen die Teutsche Sprach betreffenden Stücken u. s. w., Berlin 1734, S. 3 fg.

wir oben über Volksmundart und Schriftsprache gesagt haben. Im Mittelalter steht das Niederdeutsche dem Hochdeutschen gleichberechtigt zur Seite. Auch im ersten Jahrhundert der neueren Zeit ist dies noch so. Luther's Bibelübersetzung erscheint 1534 zu Lübeck in niederdeutscher Uebertragung. Katechismus, Liturgie, Gesangbuch sind niederdeutsch. So schreibt im J. 1582 der Rostocker Professor Nathan Chytraeus (geb. 1543 zu Menzingen in der Pfalz, gest. 1598) seinen Nomenclator Latino-saxonicus zwar wohl mit dem Bewußtsein, daß er sich eines anderen Dialektes bedient als die Oberdeutschen, aber in der Ueberzeugung, daß man sich dieses Dialektes in einem gelehrten Schulbuch ganz mit dem gleichen Recht bediene, wie die Oberdeutschen des ihrigen [1]. Im J. 1625 erschien dieser Nomenclator zum vierten mal [2], dann nicht wieder. Denn im Lauf des 17. Jahrhunderts wurde das Niederdeutsche als Schriftsprache vom Hochdeutschen verdrängt. Im J. 1621 wird die letzte niedersächsische Bibel gedruckt [3]. Wenn dann auch noch fernerhin, und gerade in der neusten Zeit am häufigsten, Dichtungen in niederdeutscher Sprache erscheinen, so ist das Verhältniß ein ganz anderes, als früher. Der Dichter bedient sich jetzt absichtlich einer Volksmundart im Gegensatz zu der auch in Niederdeutschland geltenden hochdeutschen Schriftsprache. Wem dies nicht klar ist, der braucht sich bloß die Frage vorzulegen, ob wohl gegenwärtig ein Lehrbuch der Physik oder irgend eine andere wissenschaftliche Arbeit in plattdeutscher Sprache erscheinen könnte, ohne den Eindruck eines Scherzes zu machen.

Wie die niederdeutschen, so erfreuen sich auch die übrigen deutschen Volksmundarten im 18. Jahrhundert einer immer ausgebreiteteren Berücksichtigung. Im J. 1789 veröffentlicht Andreas Zaupser zu München den „Versuch eines baierischen und oberpfälzischen Idiotikons", 1795 Johann Caspar Schmid (geb. zu Ebingen 1756, † 1827) den „Versuch eines schwäbischen Idioti-

1) Vgl. die Widmung und die Vorrede des Buchs. — 2) Zu Rostock. Diese Ausgabe liegt mir vor in dem Exemplar der Münchner Bibliothek. — 3) Kinderling, Gesch. der niedersächs. Sprache S. 397.

ken." In Oestreich trat Valentin Popowitsch (1750) für die Wichtigkeit der Mundarten ein. Auch die äußersten Vorposten der deutschen Sprache fanden bereits ihre Bearbeiter. Gustav Bergmann (1785) und Aug. Wilh. Hupel (1795) sammeln livländische, Joh. Georg Bock (1759) und Siegmund Hennig (1785) preußische, Joh. Seivert (1781) und Joh. Binder (1785) siebenbürgische Idiotismen. Selbst die deutsche Sprachinsel der Sette Communi wird von F. K. Fulda (1778) in die deutsche Sprachforschung eingeführt. Ja in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wird die Beschäftigung mit den Volksmundarten eine förmliche Liebhaberei der Gebildeten. Zeitschriften, wie das Deutsche Museum[2], Reisende, wie Friedrich Nicolai[3], wenden ihnen ihre Aufmerksamkeit zu. Wenn dann dazwischen gerade von den Freunden der mundartlichen Studien öfters die Klage erschallt, daß nicht genug für die Erforschung der Mundarten geschehe, so ist dies nur ein neuer Beweis, welchen Werth man auf deren Untersuchung legte. Denn daß die Bearbeitung der Mundarten im Lauf des 18. Jahrhunderts, verglichen mit der vorangegangenen Zeit, wirklich eine erstaunliche Ausbreitung gewann, das erkennt man leicht, wenn man in Hoffmann's reichhaltiger Literatur der Mundarten die Masse dessen, was das 18. Jahrhundert hervorgebracht, mit den wenigen Schriften vergleicht, die der früheren Zeit angehören[4]. Natürlich bleibt hier der wissenschaft-

---

1) Untersuchungen vom Meere. Frankf. und Leipz. 1750. Vgl. auch: Versuch eines Vocabulars der Mundarten von Deutschland, aus den hinterlassenen Schriften des [illegible] Joh. Siegm. Val. Popowitsch. Wien 1780. — 2) [illegible] Probe einer Sammlung von Nürnberg. Idiotismen im deutschen Museum 1781, II. 157 fg. — 3) Beschreibung einer Reise durch Deutschland, Bd. V, (1785) Beil. S. 7—105. — 4) Vgl. Hoffmann, Die deutsche Philologie. Breslau 1836. S. 171 fg. Ich habe hier natürlich nur den Gesammteindruck der mundartlichen Studien angeben können. Wegen der sonstigen [illegible] Literatur verweise ich auf Hoffmann a. a. O. und Paul Trömel, die Literatur der deutschen Mundarten in Petzholdt's Anzeiger, Jahrg. 1854.

liche Werth der einzelnen Leistungen zunächst außer Frage. Es handelt sich nur um deren Anzahl. — Auch der Versuch, alle deutschen Mundarten unter gewisse Gesichtspunkte zusammenzufassen, wird bereits gemacht von Friedrich Karl Fulda in der Göttinger Preisschrift: „Ueber die beiden Hauptdialecte der Teutschen Sprache" (Leipzig 1773), und derselbe Gelehrte gibt (1788) einen „Versuch einer allgemeinen teutschen Idiotikensammlung" heraus. Doch wir brechen hier ab, da wir auf diesen merkwürdigen Mann im folgenden Abschnitt noch einmal zurückkommen.

3. Die älteren germanischen Sprachen und Literaturen in Deutschland und die Einwirkung der deutschen Klassiker auf die germanische Philologie in den Jahren 1748 bis 1797.

Die Periode, von der wir hier handeln, unterscheidet sich wesentlich von den vorangehenden. In der früheren Zeit war das Interesse, das man an den älteren deutschen Schriftwerken nahm, ein vorzugsweise antiquarisches, insbesondere historisch-juristisches. In der vorliegenden Periode aber tritt der ästhetisch poetische Antheil in den Vordergrund, den man an den Dichtungen der deutschen Vorzeit nimmt. So wie aber auch in den früheren Zeiten dieser letztere Gesichtspunkt keineswegs ganz ohne Vertretung ist, so findet natürlich auch in der jetzigen die rein antiquarische und linguistische Seite ihre Fortsetzung. Selbstverständlich stehen alle diese Bestrebungen in einem gewissen Zusammenhang, indem sie sich wechselseitig unterstützen. Dennoch aber treten sie sich theilweise so fern, daß wir am besten thun werden, sie getrennt zu behandeln. Wir sprechen also zuerst von den rein linguistischen und antiquarischen Leistungen auf dem Gebiet der älteren germanischen Sprachen und Literaturen. Dann fassen wir zusammen, was in dieser Zeit für die Herausgabe und das Verständniß der mittelhochdeutschen Dichtungen geschehen ist, und zuletzt schildern wir die Anregungen, welche die germanische Philologie nach den verschiedensten Seiten hin von den großen neuhochdeutschen Schriftstellern des 18. Jahrhunderts erhalten hat.

1) Die linguistisch-antiquarische Behandlung der älteren germanischen Sprachen von 1748 bis 1797.

Wir haben hier zuvörderst ein Hauptwerk der juristisch-antiquarischen Richtung zu besprechen, das der Zeit seiner Herausgabe nach unserer Periode angehört, obwohl seine Entstehung noch in der vorangehenden wurzelt, nämlich das Glossarium von Haltaus. Christian Gottlob Haltaus wurde geboren zu Leipzig im J. 1702. Er widmete sich an der dortigen Universität philologischen und historischen Studien, vorzugsweise unter der Leitung von Burkhard Mencke, der ihn zum Mitarbeiter an seinen Scriptores rerum Germanicarum machte. Im J. 1734 wurde Haltaus Lehrer an der Nicolaischule zu Leipzig, 1751 Rector dieser Anstalt. Er starb am 11. Februar 1758[1]). Durch ein streng geschichtliches Studium des Mittelalters, insbesondere seiner rechtlichen Einrichtungen, wurde Haltaus auf die Erforschung der älteren deutschen Sprache geführt. Es war ihm vor allem um die Erklärung der Urkunden und der übrigen Rechtsquellen des deutschen Mittelalters zu thun. Aus diesem Streben gieng erst sein Specimen Glossarii Fori Germanici, ex diplomatibus, Lipsiae 1738, und dann sein großes Hauptwerk hervor: Glossarium Germanicum medii aevi maximam partem e diplomatibus multis praeterea aliis monimentis tam editis quam ineditis adornatum, Lipsiae 1758. Haltaus erlebte die Herausgabe dieses seines bedeutendsten Werkes nicht mehr, aber noch im Jahr seines Todes wurde dieselbe durch Joh. Gottlob Böhme bewerkstelligt. Dies Buch bietet einen wahren Schatz deutschrechtlicher Gelehrsamkeit und bildet bis auf den heutigen Tag ein nach dieser Seite hin unentbehrliches Hülfsmittel. Unter den übrigen Bemühungen zur Erforschung der germanischen Sprachen von juristisch antiquarischer Seite erwähnen wir nur noch die Schriften Tilemann Dothias Wiarda's (geb. zu Emden 1746, gest. als Landsyndikus zu Aurich den 7. März 1826)[2]) und die Abhandlungen, welche der verdiente Historiker

1) Ueber Haltaus Leben vgl. Böhme's Vorrede zu Haltaus Glossarium Germanicum. — 2) In unseren Zeitraum fallen von Wiarda's Schriften

Johann Christoph Gatterer in den Commentationen der Göttinger Societät über den Gebrauch der deutschen Sprache in Urkunden veröffentlichte [1]).

Schließen sich die bisher besprochenen Arbeiten den verwandten der früheren Periode an, so tritt ein neues Element in die Studien der deutschen Sprachforscher dadurch ein, daß es nun endlich auch in Deutschland zu Versuchen kommt, die älteren germanischen Sprachen nicht bloß lexikalisch, sondern auch grammatisch zu behandeln. Wir erinnern uns, daß die Bahn hiezu schon längst in England von Hickes, in Holland von Ten Kate gebrochen war. Ja auch in Deutschland war schon im J. 1710 ein Anfang derartiger Studien gemacht durch Diederich's von Stade handschriftliche Grammatik der Sprache Otfrid's. Aber diese Grammatik wurde nicht veröffentlicht und fand keine Nachfolge. Der erste Deutsche, der sich auf diesem Gebiet öffentlich hervorthat, war Friedrich Karl Fulda. Geboren zu Wimpfen im J. 1724, studierte Fulda zu Tübingen Theologie und daneben Philosophie und Mathematik, gieng dann als Feldprediger nach den Niederlanden und nahm nach Auflösung des Regiments, bei dem er stand, an der Universität Göttingen seine Universitätsstudien wieder auf, dehnte sie aber jetzt vorzugsweise über deutsche Alterthümer und Geschichte aus. 1751 wurde er Garnisonsprediger auf der würtembergischen Festung Hohenasperg, 1758 Pfarrer in dem Dorf Mühlhausen an der Enz, 1787 erhielt er die Pfarrei Ensingen. Hier ist er am 2. Dec. 1788 gestorben. Obwohl in gelehrte Studien aller Art vergraben, war Fulda ein pflichttreuer Seelsorger, ein liebenswürdiger Gesellschafter und ein vortrefflicher Hausvater [2]). Um Fulda als Sprachforscher

die Geschichte der alten friesischen oder sächsischen Sprache. Aurich 1784, und Altfriesisches Wörterbuch. Aurich 1786. — 1) Commentationes societatis regiae scientiarum Gottingensis. Vol. II, (1780) Hist. et philol. p. 52 sq. und Vol. III (1781) Hist. phil. p. 3 sq. — 2) Diese Angaben über Fulda's Leben sind entnommen aus der „Nachricht von dem Leben und den Schriften Friedrich Carl Fulda's (aus dessen hinterlassenen Papieren gezogen)", die sich vor Zahn's Ausgabe des Ulfilas, Weißenfels 1805, findet.

richtig zu würdigen, muß man sich erinnern, daß er nicht von der Philologie, sondern von einer generalisierenden und abstrahierenden Speculation herkam. Unter seinen handschriftlichen Werken fand sich ein „Stammbaum aller Wissenschaften, Künste, Professionen und Handwerker" vom Jahr 1753, und eine Ontologia sive doctrina, quae continet universalissimas notiones et praedicata, methodo genealogica erecta 1763 [1]). Obwohl nun 1762 der Unwille über Popowitsch's alphabetisches Verzeichniß der s. g. ungleich fließenden Conjugationen der Anlaß wurde, daß Fulda sich auf die Erforschung der deutschen Sprache warf, sprang er doch sofort über auf „die wesentliche Radikaleinstimmung aller Sprachen" und machte sich ein „Stammbäumchen der Sprachorgane und des Ursprungs der menschlichen Sprache und Begriffe" unter dem Titel „Origo linguae humanae" [2]). Den Antrieb, öffentlich als Sprachforscher aufzutreten, erhielt Fulda durch eine von der Göttinger Societät der Wissenschaften gestellte Preisfrage. Fulda's Bearbeitung derselben erhielt im Jahr 1771 den Preis [3]) und wurde von ihm unter dem Titel: Ueber die beiden Hauptdialecte der Teutschen Sprache. — Leipzig 1773, veröffentlicht. Als Ergänzung folgte einige Jahre darauf Fulda's umfangreichstes Werk: Sammlung und Abstammung Germanischer Wurzel-Wörter, nach der Reihe menschlicher Begriffe. — Halle 1776. In den beiden nächsten Jahren betheiligte er sich an dem teutschen Sprachforscher, den Johann Nast, Professor am Stuttgarter Gymnasium, „Stutgart" 1777 und 78 herausgab, mit einer Reihe größerer Arbeiten, unter welchen die zu „Stutgart" 1778 auch einzeln erschienenen „Grundregeln der teutschen Sprache" die bedeutendste Stelle einnehmen [4]). Noch in seinem letzten Lebensjahr veröffentlichte Fulda den „Versuch einer allgemeinen teutschen Idiotikensammlung, — Berlin und Stettin 1788, und nach seinem Tode gab

1) S. die oben angeführte „Nachricht" S. III u. IV. — 2) Ebend. S. V. — 3) Vgl. Gettingische Anzeigen von Gelehrten Sachen 1771, 138. Stück, S. 1178. — 4) Der teutsche Sprachforscher. Zweiter Teil. Stutgart 1778. S. 113 — 220.

Gräter heraus: C. F. Fulda's Geschichte der Teutschen und der menschlichen Natur. Ein Pendant zu seinem Wurzelwörterbuche und Commentar über Tacitus Germania. Nürnberg und Altdorf 1795.

Sehen wir uns diese Arbeiten Fulda's darauf an, was ihr Verfasser für die deutsche Sprachforschung geleistet hat, so werden wir vor allen Dingen den Eifer anerkennen, mit dem er sich auch auf das Studium der älteren germanischen Sprachen geworfen hat. Er begnügt sich nicht mit dem bloßen Wortvorrath derselben, sondern er sucht auch ihren grammatischen Bau zu erforschen. In seiner Preisschrift über „die beiden Hauptdialecte der Teutschen Sprache" (1773) gibt er eine Uebersicht über die gothischen und althochdeutschen Flexionen [1], und in den „Grundregeln der Teutschen Sprache" (1778) hat er Einiges noch weiter ausgeführt. Fulda [2]) kennt seine Vorgänger Hickes [3]), Ten Kate [4]) und Ihre [5]), sucht sich aber seinen eigenen Weg zu bahnen. Seine Angaben wimmeln zwar von Fehlern [6]), aber doch bleibt ihm das Verdienst, als der erste in Deutschland auch über den grammatischen Bau der altgermanischen Sprachen etwas veröffentlicht und mit richtigem Blick erkannt zu haben, daß die ältesten germanischen Flexionen mit den griechischen und lateinischen „viele Gemeinschaft hatten" [7]). Fulda's eigenthümlichste Seite ist seine Wurzelforschung. Hier aber schweift er so weit über das Gebiet des Germanischen hinaus, daß wir ihm an dieser Stelle nicht folgen dürfen. Wir begnügen uns, zu bemerken, daß es seiner Entwicklungsgeschichte der Sprache nicht an geistreichen Bemerkungen und richtigen Blicken fehlt, daß

1) S. 24 fg. — 2) In (Nast's) teutschem Sprachforscher II. (1778) S. 119 fg. — 3) Fulda, Ueber die beiden Hauptdialecte S. 55. — 4) Sammlung — German. Wurzelwörter 1776, S. 29. — 5) Der teutsche Sprachforscher II, S. 119. Fulda's gothische Sprachlehre müssen wir hier außer Betracht lassen, weil sie erst 1805 in Zahn's Ulfilas veröffentlicht worden ist, und auch da nur von Zahn überarbeitet. — 6) Belege z. B. in Fulda's Schrift über die beiden Hauptdialecte S. 24. — 7) Fulda im Teutschen Sprachforscher II, (1778) S. 134.

aber in wissenschaftlicher Hinsicht seine ganze Art zu etymologisieren auf Sand gebaut ist, indem ihr das erste Erforderniß jeder wissenschaftlichen Etymologie: Die Beobachtung der historischen Lautwandelgesetze, vollständig abgeht. — Fast gleichzeitig mit Fulda machte der Jesuit Karl Joseph Michaeler (geb. zu Innsbruck 1735, 1783 Custos an der Universitätsbibliothek in Wien, gest. 1804) einen Versuch zur grammatischen Behandlung der älteren germanischen Sprachen in seinen 1776 zu Innsbruck erschienenen, auf Hickes fußenden Tabulae parallelae antiquissimarum teutonicae linguae dialectorum, moesogothicae, francotheotiscae, anglo-saxonicae, runicae et islandicae. Wir erwähnen außerdem noch die Preisschriften über die Hauptepochen der deutschen Sprache seit dem 8. Jahrhundert von Leonhard Meister [1]) in Zürich und von Wilhelm Petersen [2]) in Stuttgart (1787), und die „Praktische Anweisung zur Kenntniß der Hauptveränderungen und Mundarten der teutschen Sprache von den ältesten Zeiten bis ins vierzehnte Jahrhundert," die Joh. Peter Willenbücher (Rector zu Brandenburg, geb. zu Beerfelden 1748, † 1794) im J. 1789 anonym herausgab [3]).

Die Beschäftigung mit den ältesten germanischen Sprachen war damals in Deutschland noch etwas sehr Seltenes. Dennoch erhielt dies Gebiet in unserer Periode einige werthvolle Bereicherungen Um das Jahr 1756 entdeckte der Archidiaconus Franz Anton Knittel (geb. zu Salzdahlum 1721, gest. 1792) zu Wolfenbüttel in einem Codex rescriptus der dortigen Bibliothek ein Bruchstück der gothischen Uebersetzung des Römerbriefs, das er einige Jahre darauf (1762) zu Braunschweig herausgab. Aus einer anderen Wolfenbüttler Handschrift fügte er einige Bruchstücke des Otfrid bei. Von großem Werth für das Studium des Gothischen war es ferner, daß der bekannte Geograph Anton Friedrich Bü-

---

1) In den Schriften der Kurfürstlichen deutschen Gesellschaft in Mannheim Bd. I, S. 255 fg. u. Bd. II. — 2) Ebend. Bd. III. — 3) Willenbücher war Verf. dieser 1789 zu Leipzig erschienenen Schrift. S. Kinderling in Gräter's Bragur, Bd. VI, S. 127

sching in Berlin die gehaltvollen Schriften Ihre's über das Gothische vom Verfasser selbst vermehrt und verbessert (Berlin 1773) gesammelt herausgab. Unsere althochdeutschen Quellen vermehrte durch einige kleine Stücke (1765, 1779 [1]) der gelehrte Abt von St. Blasien im Schwarzwald Martin Gerbert (Freiherr von Hornau, geb. zu Horb 1720, gest. 1793). Für das Altsächsische war von Wichtigkeit, daß der französische Emigrant Gerard Gley (geb. zu Gerardmer in Lothringen 1761, gest. zu Paris 1830) im Jahr 1794 den verschollenen, ehemals zu Würzburg befindlichen Codex des Heliand auf der Kathedralbibliothek zu Bamberg wieder entdeckte. In Bezug auf das Niederdeutsche überhaupt schrieb J. F. A. Kinderling (geb. zu Magdeburg 1743, 1774 Prediger zu Calbe an der Saale, gest. 1807) einen Ersten Grundriß einer Literatur der plattdeutschen oder niedersächsischen Sprache und ihrer Töchter (1794) [2]), den er dann später (1800) zu einer Geschichte der niedersächsischen Sprache erweitert hat. Auf das Altnordische kommen wir in einem späteren Abschnitt zurück. Hier bemerken wir nur, daß Joh. Erichson (geb. 1700 zu Sternberg in Mecklenburg, 1745 Pastor zu Starkow in Schwedisch-Pommern) im Jahr 1766 zu Greifswald eine Bibliotheca runica herausgab, worin er die Schriften über die Runen verzeichnet und Nachrichten über ihre Verfasser gibt. Schließlich wollen wir noch erwähnen, daß in dieser Periode ein geachteter Literator, Joh. Andreas Fabricius (geb. 1696 zu Dodendorf, 1753 Rector des Gymnasiums zu Nordhausen, gest. 1769) in seinem Abriß einer allgemeinen Historie der Gelehrsamkeit (Leipzig 1752) [3]) bereits in überraschender Weise die Wichtigkeit und den Umfang der deutschen Philologie bezeichnet.

---

1) M. Gerbert, monumenta veteris liturgiae Alemannicae II, (1779), 31. (In Müllenhoff's und Scherer's Denkm. Nr. LXXIV). — 2) In: Für deutsche Sprache, Litteratur und Culturgeschichte. Her. von Kinderling, Willenbücher und Koch, Berlin 1794. — 3) Bd. I, S. 153. 154. S. Heinr. Hoffmann, Die deutsche Philologie, 1836, Vorr. S. V.

2. Die Herausgabe mittelhochdeutscher Dichtungen. Oberlin's Glossar.

Während, wie schon bemerkt, die vorangehende Periode (1665—1748) sich vorzugsweise mit der Herausgabe althochdeutscher Quellen befaßte, wendet sich in der jetzigen (1748—1797) die Thätigkeit hauptsächlich den mittelhochdeutschen Dichtungen zu. Schon Gottsched's Bemühungen um die Erforschung der älteren deutschen Literatur hatten diese Richtung angebahnt [1]). Viel wichtiger aber für die Bekanntmachung der altdeutschen Dichter wurden die Bestrebungen seiner schweizerischen Gegner Joh. Jak. Bodmer (geb. 1698 zu Greifensee bei Zürich, gest. den 2. Jan. 1783 zu Zürich) und Joh. Jak. Breitinger (geb. zu Zürich 1701, gest. ebenda den 15. Dec. 1776). Beide Männer, eng befreundet in ihren Kämpfen für die Ausbildung des deutschen Geschmacks, sind auch in ihren Leistungen für die ältere deutsche Literatur so nah verbunden, daß sie ihre wichtigsten Arbeiten gemeinsam unternehmen. Einerseits als Geschichtsforscher, andrerseits als Dichter und Kritiker wurde Bodmer schon früh dem Studium der älteren deutschen Sprache und Dichtung zugeführt. Ein Richtebrief der Stadt Zürich aus dem 13. Jahrhundert weckte seine Liebe zu unsrer alten Sprache und Literatur, und in Goldast's Paraenetikern fand diese ihre erste Befriedigung. Auch sind ohne Zweifel Gottsched's gleichartige Bestrebungen nicht ohne Einfluß auf Bodmer geblieben [2]).

1) S. o. S. 208. — 2) Im Deutschen Museum 1783, I, S. 269 wird erzählt, daß ein Richtebrief der Stadt Zürich aus dem 13. Jahrhundert zuerst Bodmer's Liebe zur Sprache der Minnesinger geweckt habe. Bodmer selbst erwähnt die Poesie der hohenstaufischen Zeit in seinem Gedicht „Charakter der Teutschen Gedichte" vom Jahr 1734 (J. J. Bodmer's Gedichte, 2. Aufl. Zürich 1754, S. 19—21). Seine Kenntniß scheint sich aber damals noch auf Goldast's Paraenetiker beschränkt zu haben. Daß die Abhandlungen über Gegenstände der älteren deutschen Literatur, die sich in den von Gottsched herausgegebenen Beyträgen zur Critischen Historie der deutschen Sprache (1732 fgde) finden, nicht ohne Einwirkung auf Bodmer geblieben sind, ist bei der damals noch bestehenden (von Danzel, Gottsched S. 186 fg.

Im Jahr 1743 veröffentlichte Bodmer in der „Sammlung Critischer, Poetischer, und anderer geistvoller Schriften, zur Verbesserung des Urtheiles und des Witzes in den Wercken der Wohlredenheit und der Poesie“ [1]) seine Abhandlung: „Von den vortrefflichen Umständen für die Poesie unter den Kaisern aus dem schwäbischen Hause.“ Hier macht er auf den nachher so berühmt gewordenen Codex (7266) der Pariser Bibliothek aufmerksam, unter dessen Stücken „etliche sind, die mittelst eintzelner Zeilen, die von Goldast aus ihnen angezogen worden, ein starckes Verlangen nach dem gantzen erwecket haben“ [2]). Nach dem Anfang einer kritischen Ausgabe von Opitzens Gedichten durch Bodmer und Breitinger (1745), in welcher die Opitzische Ausgabe des Annoliedes mit weiteren neuen Anmerkungen versehen wurde, folgten dann die „Proben der alten schwäbischen Poesie des dreyzehnten Jahrhunderts. Aus der Maneßischen Sammlung, Zürich 1748,“ durch welche die mittelhochdeutsche Lyrik in den Kreis unsrer Litteratur eingeführt wurde. Mittheilungen von Schertz aus dem Codex 7266 der Pariser Bibliothek hatten Bodmer in der Muthmaßung bestärkt, „daß in demselben die Liebes-Poeten des Schwäbischen Jahrhunderts enthalten wären,“ welche Goldast in seinen Peraenetikern anführt. Durch Vermittlung Schöpflin's in Straßburg erhielten Bodmer und Breitinger die Handschrift zu freier Benutzung nach Zürich gesendet. Sie gab ihnen die volle Ueberzeugung, daß es wirklich die von Goldast gebrauchte Handschrift sei, die im Beginn des 17. Jahrhunderts aus dem Besitz der Freiherren von Hohensax in die Biblio-

nachgewiesenen) Verbindung zwischen Gottsched und den Schweizern vorauszusetzen. Aber der Brief Bodmer's an Gottsched, den Danzel (Gottsched S. 192) zum Beweis hiefür mittheilt, ist vom Jahr 1738, also vier Jahr jünger als das oben erwähnte Gedicht Bodmer's. Will man die erste Anregung Bodmer's zum Studium der altdeutschen Poesie durchaus auf Gottsched zurückführen, so könnte man Bodmer's Bekanntschaft mit Goldast's Paraenetikern aus den Beyträgen zur Crit. Hist. der Deutschen Sprache, 2. Stück (1732) S. 285 herleiten.

1) Siebendes Stück, Zürich 1743, S. 25 fg. — 2) Ebend. S. 35.

thek der Kurfürsten von der Pfalz zu Heidelberg und von da nach der Einnahme Heidelberg's durch Tilly in die königliche Bibliothek zu Paris gekommen sei [1]). Da sie meinten, die Handschrift sei einzig in ihrer Art, so glaubten sie, mit Sicherheit die Worte des Dichters Hadlaub (um 1300) von dem Liedersammeln der Manesse [2]) in Zürich auf unsere Handschrift beziehen zu dürfen [3]). In ihrem Vorbericht stellen sie dann weiter Alles zusammen, was sie über die Lebensumstände der einzelnen Dichter ermitteln konnten, und schon hier macht Bodmer die späterhin weiter ausgeführte Entdeckung, daß in Rudolf's von Neuenburg Liedern sich einige Strophen finden, die aus dem Provenzalischen des Folquet von Marseille übersetzt sind [4]). Die „Grammatischen Anmerkungen über die Sprache der schwäbischen Poeten" beginnen die Herausgeber mit den treffenden Sätzen: „Die alte schwäbische Sprache hat keine geringe Schwierigkeiten. Diese entstehen von der Menge Wörter, die man hat untergehen lassen, ohne daß man sie mit andern ersetzet hat; von einer gleich so grossen Anzahl Wörter, die zwar in unsrer Sprache noch sind, die aber in dem Munde der Leute, durch welchen sie gelaufen, durch das Alter, den Zufall, den Eigensinn, ganz andere Bestimmungen empfangen haben; von dem Abgange und den Abweichungen, welche die Sprache in der Inflexion, der Ableitung, der Stellung, und der Verbindung der Wörter erlitten hat" [5]). Die reichhaltige Auswahl, in welcher unter Anderen Walther von der Vogelweide der neueren Zeit zum erstenmal in größerem Umfang vor die Augen tritt, wird dann zum Schluß noch durch ein gedrängtes Glossarium begleitet.

Die Herausgeber hatten gehofft, durch ihre „Proben von Minneliedern aus der Manessischen Sammlung" allgemeine Begierde auf die Veröffentlichung des Ganzen zu erwecken. Aber eine

1) S. Bodmer's Vorbericht zu den Proben S. IV—XII. — 2) In (Bodmer's) Minnesingern II, (1759) S. 187 a. — 3) Proben, Vorbericht S. XIII fg. Minnesinger I, S. XII fg. Dagegen Lachmann in der Vorr. zum Walther (2) S. VI fg. 4) Proben, Vorbericht S. XXVIII. Die weitere Ausführung s. in (Bodmer's) Neuen Critischen Briefen (2) Zürich 1763, S. 95 fg. — 5) Proben, Vorbericht, S. XXXIX.

„Aufforderungsschrift" vom Jahr 1753 überzeugte sie, daß sie sich in ihren Erwartungen getäuscht hatten. Das Publicum zeigte wenig Theilnahme, und nur die höchst ehrenwerthe Unterstützung ihrer Züricher Mitbürger machte es Bodmer und Breitinger möglich [1]), neun Jahre nach Herausgabe der Proben die ganze Pariser Handschrift erscheinen zu lassen unter dem Titel: „Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkte CXL Dichter enthaltend; durch Ruedger Manessen, weiland des Rathes der uralten Zyrich. — Erster Theil. Durch Vorschub einer ansehnlichen Zahl von Freunden des Minnegesanges. Zyrich — 1758." „Zweyter Theil" 1759. In der Vorrede sprechen die Herausgeber mit warmer Liebe von ihren Minnesingern und wiederholen dann die Auseinandersetzung, die sie in den Proben über die Handschrift und ihren vermeintlichen Sammler gegeben hatten. Sie erwähnen auch des Jenaer Codex und der Nachricht, die über ihn inzwischen Professor B. Chr. Bernhard Wiedeburg [2]) (geb. zu Jena 1722, gest. ebend. 1758), durch Breitinger und Bodmer dazu aufgemuntert [3]), gegeben hatte [4]). Aber auf eine nähere Vergleichung lassen sie sich nicht ein. Auch geben sie diesmal weder eine grammatische Einleitung, noch ein Glossar. Ja, was den Text selbst betrifft, so enthalten sie sich sogar der Interpunction und beschränken sich auf den Abdruck der Handschrift. Wir kennen jetzt die Mängel dieser Ausgabe recht wohl. Aber trotz alle dem ist diese Leistung Bodmer's und Breitinger's eine höchst verdienstliche, und wenn sie auch zunächst nicht den Erfolg hatte, den die Herausgeber wünschten, so werden wir um so glänzender ihre tief eingreifende Wirkung auf die Entwicklung unserer Wissenschaft in der folgenden Periode kennen lernen. Kurz vor der Veröffentlichung der großen Minne-

1) Sammlung von Minnesingern, I, (1758) Vorrede S. III. — 2) Ausführliche Nachricht von einigen alten teutschen poet. Manuscripten aus dem dreyzehenden und vierzehenden Jahrhunderte, welche in der Jenaischen akademischen Bibliothek aufbehalten werden, her. von Bas. Chr. Bernhard Wiedeburg. Jena 1754. — 3) Vgl. die Vorr. von Wiedeburg's eben angeführter Schrift Bl. 2. — 4) I, Vorrede S. IX.

sängerhandschrift hatten Bodmer und Breitinger zwei andere mittelhochdeutsche Dichterwerke herausgegeben, deren eines dem Geschmack jener Zeit besonders entsprach, während das andere erst in der Folgezeit als eins der größten Dichterwerke des deutschen Geistes erkannt werden sollte. Das erstere waren die „Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, Zürich 1757“ [1]), als deren Verfasser man später den Bonerius ermittelt hat; das zweite: „Chriemhilden Rache, und die Klage; zwey Heldengedichte aus dem schwäbischen Zeitpuncte. Samt Fragmenten aus dem Gedichte von den Nibelungen und aus dem Josaphat. — Zvrich 1757.“ In diesem kleinen Quartanten liegt nun der erste, wenn auch noch unvollständige Druck unseres Nibelungenliedes vor. Ehe wir aber weiter darüber sprechen, wollen wir der Thätigkeit gedenken, die Bodmer noch in seinem höchsten Greisenalter für Herausgabe der altdeutschen Dichterwerke entwickelte. Auch nach der Bekanntmachung der Pariser Handschrift blieb er unermüdlich thätig im Sammeln und Lesen altdeutscher Dichtungen. Es war ihm jedoch nicht mehr vergönnt, seine angesammelten Schätze selbst zu veröffentlichen. Aber an seiner Stelle fand sich einer seiner jüngeren Freunde und Verehrer, um das angefangene Unternehmen fortzusetzen. Es war dies Christoph Heinrich Müller, oder, wie er sich nach Bodmer's Weise zu schreiben pflegte, Myller. Geboren zu Zürich im Jahr 1740 war dieser eigenthümliche Mann [2]) schon früh Lehrer am Joachimsthal'schen Gymnasium in Berlin geworden, im Jahr 1788 kehrte er in seine Vaterstadt zurück und starb daselbst am 22. Febr. 1807. Im Sommer des Jahres 1780 wandte sich Müller von Berlin aus brieflich an Bodmer mit dem Anerbieten, „die Ausgabe der schwäbischen Dichter in Berlin zu besorgen.“ Er wiederholte dies Anerbieten dann unter dem 16. Sept. 1780

1) Den Hauptantheil an dieser Ausgabe hat Breitinger. Vgl. die Vorrede, und Franz Pfeiffer's Ausgabe des Boner (Leipz. 1844), Vorw. S. VIII. — 2) Vgl. die Schilderung, die er von sich selbst gibt, in der Anmerkung zu: Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner. Aus Gleim's — Nachlasse herausg. v. Körte, Zürich 1804, S. 406.

öffentlich in einem Schreiben an den Herausgeber des Deutschen Museums, welches dieser im Novemberheft desselben Jahres abdrucken ließ. Eine Gesellschaft von dreißig Liebhabern sollte zusammentreten, von denen jeder drei Jahre lang jährlich drei Louisdor für den Abdruck der alten Handschriften hergäbe. Dies reiche hin, alle altschwäbischen Dichter dem Untergang zu entreißen. Er selbst erbot sich, mit seinem Beitrag voranzugehen [1]). Das Unternehmen fand zwar nicht ganz den gewünschten Anklang [2]), aber doch reichten die dargebotenen Mittel hin, um die Dichtungen zu veröffentlichen, welche den Kern unsrer erzählenden mittelhochdeutschen Poesie bilden. Der greise Bodmer bot seine reichen Sammlungen an [3]) und förderte das Unternehmen auf jede Weise. Das Werk, mit welchem Myller den Beginn machte, war das Nibelungenlied. Bodmer hatte, wie wir oben sahen, den zweiten Theil desselben bereits im J. 1757 veröffentlicht, und zwar hatte er dies aus der jetzt mit C bezeichneten Handschrift gethan, die er im Jahr zuvor durch Herrn von Wocher aus der Bibliothek von Hohen Ems erhalten hatte. Als Bodmer später im J. 1779 von dem Ganzen Abschrift zu nehmen wünschte, waren inzwischen große Veränderungen in der Grafschaft Hohen Ems vorgegangen. Die früher mitgetheilte Handschrift der Nibelungen war nicht aufzufinden: aber nach langem Durchwühlen der beinahe vermoderten Bücherhaufen gelang es Herrn von Wocher, eine andere Handschrift desselben Gedichts zu entdecken, und diese sendete er Bodmer zu. Es war die jetzt mit A bezeichnete Handschrift. Bodmer bemerkte recht wohl, daß die Handschrift, aus der er sich jetzt die erste Hälfte der Nibelungen abschreiben ließ, eine andere war, als die, aus welcher er die zweite Hälfte hatte abdrucken lassen, und er theilte

1) Deutsches Museum 1780, Bd. II. S. 461. — 2) Vgl. die Angaben, die Zarncke in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Nibelungenlieds (3) 1868 S. XXIV fg.) aus seinem Exemplar der Myller'schen Sammlung macht. Den beiden Exemplaren, die mir zu Gebote stehen, sind diese Rechnungsablagen nicht beigebunden. — 3) Vergl. Deutsches Museum 1781, Bd. I. S. 287.

diesen Umstand Hrn. Müller mit, als er diesem jene Abschrift der ersten Hälfte sandte [1]). Dieser aber übersah Bodmer's Bemerkung und erklärte am Schluß seines Abdrucks, das ganze Gedicht sei einer und derselben Hohenemser Handschrift entnommen, die erste Hälfte nach der von Bodmer besorgten Abschrift, die zweite nach dessen Ausgabe [2]). Durch dies Versehen hat der gute Müller allerdings unsägliche Verwirrung angerichtet. Aber es bleibt ihm das Verdienst, durch seinen schönen Eifer die erste vollständige Ausgabe unseres gewaltigsten Heldengedichts zu Stande gebracht zu haben, deren Druck im September 1782 bei Christian Sigismund Spener vollendet wurde unter dem Titel: „Der Nibelungen Liet ein Rittergedicht aus dem XIII. oder XIV. Jahrhundert. Zum ersten male aus der Handschrift ganz abgedruckt." Wie früherhin Bodmer, so fügte auch Müller die Klage dem Nibelungenlied bei; aber sie unterscheidet sich bei ihm schon äußerlich stärker davon, weil er das Nibelungenlied nicht, wie Bodmer, in kurzen, sondern in langen Zeilen abdrucken läßt. Strophen unterscheidet er jedoch nicht, obschon Bodmer in dem oben angeführten Brief an ihn beiläufig von „Strophen" des Nibelungenliedes spricht [3]). Wenige Monate nach der Versendung des Nibelungenlieds starb Bodmer. Aber so schmerzlich sein Tod den Herausgeber und alle Freunde der altdeutschen Literatur berührte, so erlitt doch das Unternehmen keine Unterbrechung. Im Lauf eines Jahres wurden noch geliefert außer einigen kleineren Sachen: „Die Eneidt — von Heinrich von Veldecken zum ersten male aus der Handschrift abgedruckt", (geendigt Anfang April 1783), „Parcival ein Ritter-Gedicht aus dem dreizehnten Jahrhundert von Wolfram von Eschilbach zum zweiten male aus der Handschrift abgedruckt, weil der erste Anno 1477 gemachte Abdruck so selten wie Manuscript ist", endlich der Arme Heinrich des Hartmann von Aue. Alles bisher Genannte

1) S. Bodmer's Brief an Müller vom 1. Mai 1781, in F. H. v. der Hagen's Sammlung für Altdeutsche Literatur und Kunst, I. Bd., 1. Stück, Breslau 1812, S. 5 fg. — 2) Vgl. die Schlußbemerkung Müller's in seiner Ausgabe des Nibelungenlieds S. 152. — 3) A. a. O. S. 11.

wurde dann zusammengefaßt unter dem Titel: „Samlung deutscher Gedichte aus dem XII. XIII. und XIV. Jahrhundert. Erster Band. — Geendiget im Anfang des Februars 1784." Der Herausgeber hatte das erste Stück der Sammlung: das Nibelungenlied, Friedrich dem Großen gewidmet. Es gehörte freilich eine merkwürdige Naivetät dazu, bei einem solchen Unternehmen auf den Beifall dieses Monarchen zu hoffen. Die Aufnahme war denn auch danach. Der König beantwortete die Uebersendung des Dedicationsexemplars mit folgendem Schreiben: „Hochgelahrter, lieber getreuer. Ihr urtheilt, viel zu vortheilhafft, von denen Gedichten, aus dem 12., 13. und 14. Seculo, deren Druck ihr befördert habet, und zur Bereicherung der Teutschen Sprache, so brauchbahr haltet. Meiner Einsicht nach, sind solche, nicht einen Schuß Pulver, werth; und verdienten nicht, aus dem Staube der Vergessenheit, gezogen zu werden. In meiner Bücher Sammlung wenigstens, würde Ich, dergleichen elendes Zeug, nicht dulten; sondern herausschmeissen. Das Mir davon eingesandte Exemplar mag dahero sein Schicksaal, in der dortigen großen Bibliothec, abwarten. — Viele Nachfrage verspricht aber solchem nicht; Euer sonst gnädiger König Frch. Potsdam, d. 22. Februar 1784" [1]). Erinnern wir uns, daß Ludwig Tieck ein geborener Berliner, daß Hagen, Lachmann, Jacob und Wilhelm Grimm Lehrer an der Berliner Universität waren, so werden wir zugeben, daß die Voraussagung des großen Königs nicht eingetroffen ist, und daß es dem Nibelungenlied auf der Berliner Bibliothek an Nachfrage nicht gefehlt hat. Professor Müller ließ sich auch durch dies wegwerfende Urtheil Friedrichs II. nicht irre machen, sondern fuhr fort in der Veröffentlichung der altdeutschen Dichterwerke, so daß aus dem nun ferner Gedruckten im J. 1785 ein zweiter Band seiner Sammlung gebildet werden konnte. Dieser Band enthält wiederum neben manchem Anderen eine Anzahl von Werken, die zum Grundstock unsrer altdeutschen Dichtung gehören. Gleich zum Eingang: „Tristran ein Rittergedicht aus dem XIII. Jahrhundert von Got-

1) A. Höfer, die deutsche Philologie, S. 7, Anm.

frit von Strazburc zum erstenmal aus der Handschrift abgedrukt." „Dieses Gedicht, heißt es am Schluß, ist abgedruckt worden aus einer Abschrift, welche der löbliche Canton Zürich hat nehmen lassen von einer Membran aus der grosherzoglichen Bibliothek zu Florenz." Ferner bringt dieser Band den ersten Druck von Heinrich's von Freiberg Fortsetzung des Tristan, von Konrad Fleck's Flore und Blanscheflur, von Hartmann's Iwein (aus der Florentiner Handschrift), oder wie er durch einen seltsamen Lesefehler hier durchweg heißt, „Twein" [1]), endlich den ersten mittelhochdeutschen Text des Freidank nach Breitinger's Abschrift des Straßburger Codex, und Ergänzungen zur Pariser Minnesingerhandschrift aus dem Jenaer „Alten Meister-Gesangbuch." Ein dritter Band von Müller's Sammlung, der nicht vollendet wurde, fügte dem Bisherigen noch die erste Hälfte von Konrad's von Würzburg Trojanischem Krieg hinzu. Dann aber gerieth das Unternehmen in's Stocken. Prüfen wir nun die Verdienste, die sich der Herausgeber um die Veröffentlichung unsrer alten Dichtungen erworben hat, näher, so sollen alle die großen Mängel, die seiner Arbeit ankleben, durchaus nicht geläugnet werden. Wir kennen dieselben, ebenso wie die von Bodmer's und Breitinger's Ausgabe der Minnesinger, zur Genüge. Aber trotz all dieser Mängel ist das Verdienst, das diese Männer sich um die altdeutsche Literatur erworben haben, ein höchst schätzbares. Durch ihre Bemühungen ist der wichtigste Theil sowohl der lyrischen, als der erzählenden Poesie unsrer mittelhochdeutschen Blüthezeit zum Druck befördert worden. Auf diesen Abdrücken, so fehlerhaft sie sind, ruht zunächst die Kenntniß, welche in der folgenden Periode die Romantiker von der altdeutschen Poesie haben. Ja noch bei der eigentlichen Begründung unsrer germani-

1) Dieser Mißgriff ist um so auffallender, als Michaeler, der im Anhang zu seinen Tabulis parallelis 1776 schon ein Bruchstück des Iwein veröffentlicht, ihn bereits Ywein (S. 293) oder Ywan (S. 317) schreibt. Auch Bodmer, der in seinen Altenglischen Balladen u. s. f. Zürich 1780, S. 181 fg. noch Twein schreibt, hat sich in sein Handexemplar, welches die Züricher Stadtbibliothek aufbewahrt, die Notiz gemacht: „S. 181 leset allmahl Iwein, sonst schreibt man es auch Ywein, Ywain, Yban.«

schen Philologie, bei dem Erscheinen von Grimm's Grammatik (1819) bildet das, was diese drei Züricher geleistet haben, die Hauptgrundlage für die Kenntniß der mittelhochdeutschen Dichtung. Denn verglichen mit dem, was Bodmer, Breitinger und Müller zum Druck befördert haben, erscheint alles, was außerdem in den Jahren 1748 bis 1797 für Veröffentlichung altdeutscher Werke geschehen ist, nur als eine, wenn auch sehr dankenswerthe Ergänzung. So G. Casparson's (geb. zu Gießen 1729, gest. zu Kassel 1802) sehr mangelhafte Ausgabe von Wolfram's Willehalm mit Ulrich's von dem Türlin Hinzudichtung (Kassel 1782—84), Gottfried Schütze's Ausgabe der Weltchronik des Rudolf von Ems[1]) (Hamburg 1779—81), Michaeler's nochmaliger Abdruck des Iwein aus der Ambraser Handschrift (Wien 1787), Johann Joachim Eschenburg's (geb. zu Hamburg 1743, gest. zu Braunschweig 1820) Mittheilungen aus altdeutschen Handschriften[2]), und endlich Friedrich Adelung's (eines Neffen des deutschen Grammatikers, geb. 1768 zu Stettin, gest. als Präsident der Akademie der Wissenschaften in Petersburg 1843) Nachrichten von altdeutschen Gedichten, welche aus der Heidelbergischen Bibliothek in die Vaticanische gekommen sind (Königsberg 1796. 1799). Aber ein Mann muß hier noch genannt werden, der unter den Vertretern der altdeutschen Studien im 18. Jahrhundert eine der achtungswerthesten Stellen einnimmt, nämlich Jeremias Jakob Oberlin. Er war geboren zu Straßburg am 7. Aug. 1735 und machte seine Studien auf der dortigen Universität. Einer der wenigen, die damals schon die Philologie zu ihrem Lebensberuf erwählten, steht er in seiner Zeit fast einzig da durch den schon früh gefaßten Entschluß, das Studium der antiken Sprachen mit dem der neueren

1) Wir bezeichnen hier das Werk der Kürze wegen so. Ueber den eigentlichen Sachverhalt vgl. Vilmar, Die zwei Recensionen und die Handschriftenfamilien der Weltchronik Rudolfs von Ems S. 53 fg. — 2) In Lessing's Beiträgen (1781), im Deutschen Museum (1776 fg.). Gesammelt und vermehrt herausgegeben als: Denkmäler altdeutscher Dichtkunst, Bremen 1799.

zu verbinden und den Zusammenhängen beider nachzuspüren [1]). Oberlin schloß sich in seinen Studien besonders dem namhaften Geschichts- und Alterthumsforscher Joh. Daniel Schöpflin († 1771) an, der ihm die Fortsetzung seiner Alsatia illustrata übertrug. Viele Jahre mußte sich Oberlin mit einem untergeordneten Lehramt am Straßburger Gymnasium begnügen, bis er endlich 1778 außerordentlicher, 1782 ordentlicher Professor an der dortigen Universität wurde. Hochgeehrt und geliebt von seinen Mitbürgern und seinen zahlreichen Schülern starb er am 10. Oktober 1806 [2]). Das Charakteristische an Oberlin war seine Verbindung der antiken Studien mit den mittelalterlichen. Seine Verdienste um die klassische Philologie können wir hier nicht weiter verfolgen. Sein Studium der neueren Sprachen erstreckte sich sowohl auf das Französische, als das Deutsche. Ein Ferienaufenthalt bei seinem Bruder, dem trefflichen Pfarrer im Steinthal, veranlaßte ihn zu einer Schrift über das Lothringische Patois (1775), wobei er auch das Altfranzösische und das Provenzalische in den Kreis seiner Untersuchungen zog. Auf dem Gebiet der altdeutschen Sprache und Literatur besitzen wir von ihm schätzbare Abhandlungen über Boner's Edelstein (1782) und über Konrad von Würzburg (1782) [3]) und die Ausgabe eines deutschen Beichtbuches aus dem 14. Jahrhundert (1784). Sein Hauptwerk aber ist die Herausgabe von Scherz altdeutschem Wörterbuch, dessen erster Band im J. 1781 zu Straßburg unter dem Titel erschien: Joh. Georgii Scherzii Glossarium Germanicum medii aevi potissimum dialecti Suevicae edidit illustravit supplevit Jeremias Jac. Oberlinus. Der zweite Band folgte im J. 1784. Den Grundstock dieses Werkes

---

1) Vgl. Oberlin's eigene Worte in Schweighäuser's Memoria Oberlini, Argentorati 1806, p. 9. — 2) Ueber Oberlin's Leben und Charakter vgl. die eben angeführte Memoria von Schweighäuser. — 3) Auch zu den Abhandlungen seiner Schüler über die Alsatia litterata sub Celtis, Romanis, Francis und sub Germanis saeculo IX et X, de Johannis Tauleri dictione vernacula, de Johannis Geileri scriptis Germanicis, de poetis Alsatiae eroticis medii aevi, und über Jakob Twinger lieferte Oberlin den Stoff.

bildet die Lebensarbeit des gelehrten J. G. Scherz. Aber durch Oberlin's Zuthaten hat das Werk erst die eigenthümliche Stellung bekommen, die es in der Geschichte der altdeutschen Studien einnimmt. Vergleichen wir nämlich das Scherz-Oberlin'sche Glossar mit dem nur fünfundzwanzig Jahre früher erschienenen Haltaus'schen, so erkennen wir sofort den augenfälligen Unterschied. Bei Haltaus ist es abgesehen auf die Erklärung von Urkunden und anderen Rechtsdenkmälern. Was außerdem herangezogen wird, das soll nur dazu dienen, den Sprachgebrauch des Rechts zu erläutern. Wo der Herausgeber, J. G. Böhme, die neueren Werke aufzählt[1], die noch in den letzten Jahren vor Vollendung des Drucks (1758) benutzt werden konnten, da thut er der Proben der alten schwäbischen Poesie und der anderen vor 1758 erschienenen Veröffentlichungen der Zürcher nicht einmal Erwähnung, und wenn man den übrigens sehr hübschen Artikel Minne im Wörterbuch selbst vergleicht, so sieht man, daß jene Dichterwerke auch wirklich nicht berücksichtigt worden sind. Ganz anders Oberlin. Er benutzt nicht nur die herausgegebenen mittelhochdeutschen Dichter, und zwar Schritt haltend mit den Veröffentlichungen im zweiten Band auch Müller's Nibelungen und Heinrich von Veldeck und Casparson's Wilhelm von Oranse, sondern es ist ihm auch ausdrücklich darum zu thun, ein Hülfsmittel zum Verständniß dieser Dichtungen zu bieten. Hat nun gleich auch hiefür Scherz bereits vorgearbeitet, so konnte doch schon der wichtigen erst nach Scherzens Tod (1754) herausgegebenen Quellen halber nur Oberlin dem Werke diesen Charakter aufprägen. Und so viel auch seine Bemühungen zu wünschen übrig lassen, so war doch ein Anfang gemacht, den Freunden der mittelhochdeutschen Dichtung wenigstens ein lexikalisches Hülfsmittel zu bieten. Dies wurde auch von den Zeitgenossen und der nächstfolgenden Generation dankbar anerkannt, und unter den Subskribenten auf Oberlin's Werk finden wir Herder und Wieland, die wir unter den Unterzeichnern eines Buches wie Haltaus' Glossarium vergeblich suchen würden.

1) Am Schluß der Vorrede.

3. Die Einwirkung der deutschen Klassiker auf die germanische Philologie in den Jahren 1748 bis 1797.

Blicken wir zurück auf alles, was in den Jahren 1748 bis 1797 für Herausgabe unsrer alten Dichtungen geschehen ist, so sehen wir, daß ein sehr reichhaltiges Material dem Zeitalter durch den Abdruck zugänglich gemacht war. Die Aufnahme und Wirkung dieser Schätze aber war bedingt durch den Zustand unserer Literatur und Bildung überhaupt. Wir müssen deshalb einen Blick auf die Entwicklung der deutschen Literatur in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts werfen, doch ohne daß wir uns zu einer Darstellung dieser Entwicklung selbst verlocken lassen. Denn unsere Aufgabe ist hier allein, zu untersuchen, welchen Einfluß die verschiedenen Richtungen der Literatur und ihre Häupter auf die Entwicklung der germanischen Philologie geübt haben [1]. Gleich die ersten, die wir in der Geschichte unsrer Wissenschaft zu nennen hatten, Gottsched und seine schweizerischen Gegner, nehmen bekanntlich auch in der Geschichte der deutschen Literatur eine wichtige Stelle ein. Was Gottsched betrifft, so war sein Verhältniß zur älteren deutschen Literatur ein mehr äußerliches. Es war mehr der löbliche Eifer für die Zusammenstellung und Hervorhebung aller deutschen literarischen Leistungen, der ihn trieb, als eine innere Hinneigung zu unsrer alten Dichtung. Ganz anders standen Bodmer und Breitinger, die in den altdeutschen Dichtungen eine Bestätigung ihrer Theorieen fanden und ihrem ganzen Wesen nach weit mehr Verwandtschaft mit ihnen hatten. So finden wir denn auch bei Bodmer, dem überdies seine vertraute Bekanntschaft mit der italienischen Literatur sehr zu Statten kam, manche treffende Bemerkung über unsere mittelhochdeutschen Dichtungen. Er spricht von ihnen mit warmer Liebe und Begeisterung. „Unser Vergnügen darüber, sagt er im Vorbericht zur Sammlung von Minnesingern [2]), entstand von ihrem innerlichen und poetischen Werthe, von den Em-

---

1) Vgl. hierüber A. Koberstein, Grundriß der Geschichte der deutschen National-Litteratur, Bd. II, vierte Ausgabe, Leipzig 1856. — 2) S. XX.

pfindungen, Bildern und Gedanken; und diese Art von Freude ist es, die wir durch unsere Bemühungen gerne unter unsern witzigen Landsleuten weiter ausbreiten möchten." Dies, nicht das rechtsgeschichtliche Interesse, wie so manchen früheren Herausgeber altdeutscher Dichtungen, habe sie geleitet. In der Vorrede zu seiner Ausgabe der zweiten Hälfte des Nibelungenlieds (1757)[1]) spricht Bodmer mit Bewunderung von der „anziehenden Einfalt" und „großen Klarheit" in den Ausführungen dieses Gedichts und von der Mannigfaltigkeit in der Schilderung der verschiedenen Helden und Kämpfe. Er ahnt die Vortrefflichkeit der Dichtungen aus dem Hohenstaufischen Zeitalter, bevor er sie noch kennt[2]), und er bestimmt die Dauer ihrer Blüthe ziemlich richtig, nachdem er ihnen näher getreten ist[3]). Auch für die Tüchtigkeit des sechzehnten Jahrhunderts fehlt es Bodmer nicht an Verständniß. Er weiß die Vorzüge Sebastian Brant's und Fischart's wohl anzuerkennen[4]). Aber wie schwankend und unsicher ist trotz alle dem noch das Urtheil! Aus der ersten Hälfte des Nibelungenlieds theilt Bodmer in seiner Ausgabe der zweiten (1757) nur einzelne Stellen mit „einigen Neugierigen zu gefallen." „Man siehet, sagt er, keinen Anschein, daß er [dieser „födere Theil des Gedichtes"] jemals werde ganz gedrukt werden. Es ist in der That für den Ruhm des schwäbischen Zeitpunktes am besten gesorget, wenn man nicht alles, was noch in dem Staube verborgen liget, an den Tag hervorziehet, sondern in dem, was man uns giebt, eine reife und einsichtsvolle Wahl beobachtet"[5]). Dafür leitet er dann die zweite Hälfte mit einigen altdeutschen Zeilen von seinem eigenen Gemächte ein. Ebenso versuchte er sich in neuhochdeutschen Umdichtungen der

---

1) S. VII. — 2) „Von den vortrefflichen Umständen für die Poesie unter den Kaisern aus dem schwäbischen Hause", in der Sammlung Critischer, Poetischer, und anderer geistvollen Schriften" u. s. w. 7tes Stück, Zürich 1743, S. 25 fg. — 3) Nämlich auf die Jahre 1180—1330, in den Neuen Critischen Briefen, N. A., Zürich 1763, S. 59. — 4) Sammlung Crit. — Schriften 7. St. (1743) S. 54 fg. — 5) Chriemhilden Rache, Zyrich. 1757, S. X.

alten Meisterwerke, in denen er sie nach seinem Geschmack zu verbessern suchte. Auf Grundlage der Nibelungen dichtete er in matten Hexametern „Die Rache der Schwester"[1]), und aus Wolfram's Gedicht zieht er seinen „Parcival" zusammen[2]). Und wie über die Dichtung des 13., so zeigt sich Bodmer's Urtheil über die des 16. noch äußerst unsicher. Während er Brant und Fischart lobt, spricht er mit der größten Geringschätzung von Hans Sachs[3]), ja er erkühnt sich sogar einmal, Luther den Bibelübersetzer für einen „Gottschedianer vor Gottscheden" zu erklären, weil er in seinem Sendbriefe vom Dolmetschen gewisse Redeweisen als undeutsch verwirft[4]). Aber alle diese Mißgriffe würden dem Einfluß Bodmer's nicht so viel Abbruch gethan haben, als seine eigenen Dichtungen, deren Zahl von Jahr zu Jahr in's Unglaubliche anwuchs; und auch die kritischen Schriften des in seiner früheren Periode hochverdienten Mannes konnten sich keiner sehr bedeutenden Einwirkung mehr erfreuen, seit Lessing dem deutschen Volke in Styl und Gehalt einen ganz anderen Maßstab bot. Die altdeutsche Literatur bedurfte also im deutschen Geistesleben noch anderer Vertreter, als der mehr und mehr in den Hintergrund geschobenen Zürcher. Sie fand diese auch unter den zu ihrer Zeit angesehensten Dichtern und Kritikern. Schon gegen Ende der vorigen Periode (1744) hatte Gellert den Fabeln des Bonerius ein warmes Lob gespendet[5]). Als dann im J. 1748 die Proben aus der Pariser Handschrift der mittelhochdeutschen Lyriker erschienen, „war Hagedorn ganz von ihnen eingenommen"[6]). Er erlebte die Herausgabe der ganzen Handschrift (1758) nicht mehr. Aber an seine Stelle trat gewisser-

1) In: Calliope von Bodmern. Zweyter Band. Zürich 1767. S. 307 fg. — 2) Der Parcival ein Gedicht in Wolframs von Eschilbach Denckart. Zyrich 1753. Wieder abgedruckt in der Calliope, Bd. II. (1767) S. 33 fg. — 3) Sammlung Critischer u. s. w. Schriften, Stück 7 (1743) S. 53. 79. — 4) (Bodmer) die Grundsätze der deutschen Sprache, Zürich 1768, S. 20. — 5) S. Gellert's Dissertation De poesi apologorum eorumque scriptoribus. Lips. 1744, p. 45. — 6) S. Sammlung von Minnesingern, Thl. I, (1758) Vorr. S. IV.

maßen Gleim, der solches Wohlgefallen an unsern alten Minnesingern fand, daß er sich wiederholt (1773. 1779) an deren Nachbildung versuchte[1]). Man kann sich den Geschmack dieser „horazischen Anakreontiker“ an den Lyrikern des 13. Jahrhunderts recht wohl erklären, obschon man sich zu hüten hat, die Aehnlichkeit zwischen beiden größer zu finden, als die Verschiedenheit. Aber so beliebt auch Hagedorn und Gleim[2]) eine Zeit lang waren, so wurden sie doch bald überflügelt durch die begabteren Geister unserer Literatur, und es fragt sich nun, wie diese sich zu unserem Alterthum stellten. Wieland und Klopstock sind beide durch die Ueberlieferungen unseres Alterthums angezogen worden, aber in sehr verschiedener Weise. Von Bodmer angeregt, beschäftigt sich Wieland schon sehr früh mit der Lyrik der Minnesinger[3]). Aber weit mehr noch ziehen ihn später die erzählenden Dichtungen des Mittelalters an. Als Michaeler ihm Hartmann's Iwein mittheilt, antwortet Wieland (16. Aug. 1777): „Ich bin sehr der Meinung, daß dieser bisher noch ganz unbekannte Schatz — ans Licht gezogen und als eines der kostbarsten Ueberbleibsel der goldnen Zeit unsrer Sprache und Litteratur unter den schwäbischen Kaisern öffentlich aufgestellt und gemeinnützig gemacht werden sollte“[4]). Die Ausgabe solle aber auch Glossar, Erklärungen u. s. w. bringen. „Mit einem Worte, ich wünschte, daß unserm Hartmann (dem

---

1) Gedichte nach den Minnesingern. Berlin 1773. Gedichte nach Walter von der Vogelweide. 1779. Goedeke, Grundrisz S. 581. — 2) Wir schreiben hier nicht die Geschichte der Einwirkung der mittelhochdeutschen Poesie auf die neuhochdeutsche, sondern untersuchen vielmehr, welche Förderung die germanische Philologie durch die neuhochdeutschen Dichter erfahren hat. Sonst hätten wir noch eine Reihe von Erscheinungen zu besprechen, so die Einwirkung der mittelhochdeutschen Lyriker auf Hölty. Vgl. z. B. Hölty's Gedichte her. von K. Halm Nr. 76, Z. 10 mit Walther v. der Vogelweide 46, 19 (Lachm. 2 = 111, 17 Wack.) — 3) Schon vor 1753. Vgl. Wieland's Leben von J. G. Gruber, in Wieland's Werken, Leipzig 1827, Bd. 50, S. 131. — 4) Iwain — von Michaeler, Bd. 1, Wien 1787, Vorbericht S. 26 fg.

meines Erachtens unter unsern altschwäbischen Dichtern eine der ersten, wo nicht überall die oberste Stelle gebührt) eben die Ehre angethan würde, die man den klassischen Autoren Griechenlands und Latiums zu erweisen gewohnt ist" [1]). Zugleich spricht Wieland seine Ueberzeugung aus, daß sowohl der Iwein, als „alle wahren deutschen Rittergedichte aus dem 13. und 14. Jahrhundert weder mehr, noch weniger als freie Uebersetzungen aus provenzalischen und französischen Dichtern sind" [2]). Diese französischen Dichtungen waren es ja, denen auch Wieland Anregung und Stoff zu seinem berühmtesten Werke, dem Oberon, verdankte, welcher nur drei Jahre jünger (1780) als der eben erwähnte Brief an Michaeler die mittelalterliche Romantik mit Meisterschaft in ein modernes Gewand kleidete. Durch Wieland angeregt, versuchten auch Andere, die wunderbaren Erzählungen der Vorzeit, wie sie sich theils in Büchern, theils in der mündlichen Ueberlieferung des Volkes erhalten hatten, in die Literatur einzuführen. Ich nenne nur den bedeutendsten dieser Versuche, die in den Jahren 1782—86 erschienenen „Volksmährchen der Deutschen" von Joh. Karl August Musäus (geb. zu Jena 1735, gest. als Professor am Gymnasium zu Weimar den 28. Okt. 1787).

In einer ganz anderen Weise und von einer ganz anderen Seite als Wieland wurde Klopstock der germanischen Philologie förderlich. Begeistert für deutsches Vaterland und deutsche Sprache suchte er deren Ruhm in jeder Weise zu heben. Dahin zielen nicht nur seine Dichtungen, sondern eben so sehr seine Prosaschriften. In seinen Fragmenten über Sprache und Dichtkunst, (Hamburg 1779), in seinen Grammatischen Gesprächen (Altona 1794), so wie in mehreren seiner Vorreden und Abhandlungen bestrebt er sich, die Vorzüge der deutschen Sprache in's Licht zu setzen, und es finden sich darin neben manchen Wunderlichkeiten nicht wenige feine Bemerkungen über Sprache und Dichtkunst. Von besonderer Bedeutung aber wurde es, daß Klopstock sich gerade der frühsten Periode des deutschen Alterthums mit Vorliebe zuwandte. Er that

1) Ebend. S. 80. — 2) Ebend. S. 28.

dies freilich in einer Weise, in der Irrthum und Wahrheit wunderlich gemischt sind. Die Berichte des Tacitus bilden den Zettel, Druiden, Barden und Ossian den Einschlag dieses seltsamen Gewebes. Denn „Ossian war deutscher Abkunft, weil er ein Kaledonier war" [1]. Aber zugleich fühlte sich Klopstock angezogen durch die ältesten Reste der wirklich germanischen Poesie. Er beschäftigt sich mit Cädmon, dem „größten Dichter nach Ossian unter unsern Alten" [2]. Er liest den Otfrid und freut sich seiner wohlklingenden Sprache [3], ja in einem Briefe an Denis versucht er sogar, ein par althochdeutsche Hexameter zu machen [4]. Vor allen aber zieht ihn sein großer Vorgänger auf dem Gebiet des christlichen Epos, der altsächsische Heliand an. Er lernt ihn aus dem Bruchstück in Hickes' Thesaurus kennen, verschafft sich weitere Mittheilungen aus dem Codex Cottonianus zu London und hat die Absicht, ihn „mit einer fast ganz wörtlichen Uebersetzung und mit kurzen, aber bedeutenden Anmerkungen" vollständig herauszugeben [5]. Daß Klopstock's Kenntniß der alten Sprache zu einem solchen Unternehmen bei weitem nicht ausgereicht haben würde, braucht nicht erst bemerkt zu werden. Es blieb bei der bloßen Absicht und deshalb ohne unmittelbare Wirkung. Aber von tiefer greifendem Einfluß war Klopstock's Hinwendung zur altnordischen Mythologie. Die deutsche Gelehrsamkeit hatte zwar die nordische Götterlehre auch in unserer Periode nicht aus dem Auge verloren. Gottfried Schütze (geb. zu Wernigerode 1719, 1750 Rector des Paedagogiums zu Altona, 1762 Professor der griechischen Sprache und der Geschichte

1) Klopstock's Brief an Gleim d. 31. Juni 1769, in Klopstock's sprachwiss. u. ästhet. Schriften, her. von Back u. Spindler, Bd. 6, S. 240. — 2) Ebend. — Vgl. Ueber Sprache und Dichtkunst. Fragmente von Klopstock. Zweite Fortsetzung, Hamburg 1780, S. 48 fg. Bei Back u. Spindler Bd. 2, S. 215. — 3) Vom Sylbenmaße, bei Back und Spindler Bd. 3, S. 229. — 4) Briefe von und an Klopstock, her. von J. M. Lappenberg, Braunschweig 1867, S. 161. — 5) S. den obigen Brief an Gleim S. 241. — Klopstock's Anführungen aus dem Heliand in den Fragmenten über Sprache und Dichtkunst, Hamburg 1779, S. 28 fg. Bei Back und Spindler Bd. 3, S. 105 fg.

am Gymnasium zu Hamburg, gest. den 2. Juli 1784)[1] hatte in seiner Abhandlung von den Freidenkern unter den alten deutschen und nordischen Völkern (Leipzig 1748), in seinem Lehrbegrif der alten deutschen und nordischen Völker von dem Zustande der Selen nach dem Tode überhaupt und von dem Himmel und der Hölle insbesondre (Leipzig 1750) und anderen Schriften die Wichtigkeit der altnordischen Literatur gezeigt, auch zahlreiche Mittheilungen aus den Edden in der Grundsprache und in lateinischer Uebersetzung als Belege beigebracht. „Aber," so klagt er, „die Deutschen Alterthümer haben das unverschuldete Unglück gehabt, unter die gelehrten Calmeusereien gerechnet zu werden"[2]. Mehr Aufmerksamkeit erregte Mallet's 1755 zu Kopenhagen herausgegebene Introduction à l'histoire de Danemarc nebst dem dazu gehörigen Supplément: Monumens de la Mythologie et de la Poësie des Celtes Et particulièrement des Anciens Scandinaves (à Copenhague 1756). Beide erschienen im Jahr 1765 (zu Rostock und Greifswald) in deutscher Uebersetzung[3]. Hier wurde ein bedeutender Theil der jüngeren Edda mitgetheilt, der in Verbindung mit Mallet's geistvoller Einleitung wohl geeignet war, die Augen der Gebildeten auf sich zu ziehen. Aber Beachtung in weiteren Kreisen fand die altnordische Götterlehre in Deutschland erst, nachdem die Dichter sich ihrer bemächtigten. Den Anfang machte H. W. von Gerstenberg mit seinem im Jahr 1766[4] (anonym) erschienenen „Gedicht eines Skalden," und gleich nach ihm begann Klopstock die altnordische Mythologie statt der griechisch-römischen in seine Oden einzuführen[5]. Ueber die aesthetische

---

1) Meusel, Lexicon XII. 510. — 2) Lehrbegrif der alten Deutschen von dem Zustande der Selen u. s. f., 1750, S. 52. — 3) In: Hrn. Prof. Mallet's Geschichte von Dänemark. Aus dem Französischen übersetzt. Mit einer Vorrede Hrn. Gottfried Schützens. Erster Theil. — 4) Zu Kopenhagen, Odensee und Leipzig. Ein Exemplar der Ersten Ausg. findet sich auf der Bibl. zu Göttingen. Wieder abgedruckt in Gerstenberg's Vermischten Schriften, Bd. II, Altona 1815, S. 87 fg. unter dem Titel: „Der Skalde." — 5) Vgl. Klopstock's Brief an Gleim vom 1. März 1766 über seinen Verkehr mit Gerstenberg, bei Back und Spindler Bd. 6, S. 227, und

Seite der Sache haben wir hier kein Urtheil abzugeben: aber für die Verbreitung nordisch-mythologischer Kenntnisse blieb selbst das seltsame Bardenwesen, das Klopstock's Beispiel hervorrief, nicht ganz erfolglos. Michael Denis gibt in den Liedern Sined's des Barden (Wien 1772) eine Uebersetzung der Völuspa und der Vegtamsquidha aus dem Lateinischen [1]). Aber viel wichtiger als dies mißverstandene Bardenthum war die Weckung des deutschen Sinns durch Klopstock. Aus dem Kreise seiner Verehrer gieng die Zeitschrift hervor, die in den Jahren 1776 bis 1788 der Sammelpunkt für die Freunde der älteren deutschen Poesie wurde: das von Boie geleitete Deutsche Museum.

Wenn Lessing sich auch niemals mit Fragen unsrer Wissenschaft beschäftigt hätte, so würde sein Name dennoch in einer Geschichte der germanischen Philologie eine achtunggebietende Stelle einnehmen. Seine großartig befreiende Thätigkeit, seine siegreiche Bekämpfung des französischen Geschmacks, seine bahnbrechende Verherrlichung Shakespeare's bereiteten den Boden für unsere Wissenschaft. Wir dürfen hier nicht näher eingehen auf diese großen Seiten von Lessing's Thätigkeit, sondern müssen uns begnügen, mit wenigen Worten seine Beschäftigung mit Gegenständen der deutschen Philologie zu schildern. Aber auch hier wird uns eine der schönsten Seiten des seltenen Mannes entgegentreten, nämlich das gewissenhafte Streben, alles, was er ergreift, treu und gründlich zu treiben. Er wendet seine Aufmerksamkeit sowohl der altdeutschen Literatur, als der älteren deutschen Sprache zu. Gleim's Kriegslieder veranlassen ihn (1758), sich nach den alten Kriegsliedern „der Barden und Skalden" umzusehen. „Der alten Siegeslieder wegen", schreibt er an Gleim [2]), „habe ich sogar das alte Heldenbuch durchgelesen, und diese Lectüre hat mich hernach weiter auf die

über die Einführung der altnordischen Mythologie in seine Gedichte s. Klopstock's Brief an Gleim vom 19. Dec. 1767, ebend. S. 254, und gegen die griechischen Götter in Gleim's Gedichten, den 15. April 1771, eb. S. 258.

1) Vgl. dort S. 5. — 2) Den 6. Febr. 1758, Lessing's Schriften (Lachmann) Bd. 12, S. 107.

zwey so genannten Heldengedichte aus dem Schwäbischen Jahrhunderte [1]) gebracht, welche die Schweizer jetzt herausgegeben haben." So wurde schon gleich nach dessen erstem noch unvollständigem Abdruck unser größtes deutsches Heldengedicht von unserem größten deutschen Kritiker gelesen. Er liest es mit gewohnter Aufmerksamkeit, so daß ihm die „unverantwortlichen Fehler" [2]) der Schweizer nicht entgehen. Auch das Heldenbuch hat er wirklich ganz durchgearbeitet, wie sich aus einer Abhandlung ergibt, die sich unter seinem handschriftlichen Nachlaß vorfand [3]). Lessing ist nicht ohne Empfindung für „die naive Sprache, die ursprünglich deutsche Denkungsart" der „Barden aus dem schwäbischen Zeitalter" [4]), aber eigentlich angezogen haben ihn diese Dichtungen nicht. „Der einzige Vortheil, den ich davon wegbringen werde", schreibt er an Mendelssohn [5]), „ist dieser, daß ich das alte schwäbische Deutsch gelernt habe, und die Gedichte darinn, welche die Schweizer an's Licht bringen, mit vieler Leichtigkeit nunmehr lese." Lessing's Neigung richtet sich vielmehr auf die lehrhafte Dichtung des deutschen Alterthums. „Ueber die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger," welche die Schweizer im Jahr 1757 herausgegeben hatten [6]), theilt er 1773 die Entdeckung mit, daß dieselben schon 1461 zu Bamberg gedruckt worden waren [7]), und in einer zweiten Abhandlung erweist er (1780) Bonerius als den deutschen Verfasser dieser Fabeln [8]), indem er zugleich gründliche Untersuchungen über die lateinischen Quellen desselben anstellt [9]). Auch das entgeht ihm nicht, daß Bonerius jünger sei als der Renner des Hugo von Trimberg [10]),

1) D. i. »Chriemhilden Rache und die Klage; zwey Heldengedichte aus dem schwaebischen Zeitpuncte — Zyrich 1757.« S. o. S. 258. — 2) Lessing's Werke 12, 108. 116. Uebrigens erkennt Lessing die Verdienste der Schweizer um die Herausgabe der altdeutschen Dichtungen späterhin vollkommen an. S. Lessing's Werke 9, 5. — 3) Lessing's Werke 11, 30—43. Vgl. bes. S. 31, §. 3. — 4) Lessing's Vorbericht zu Gleim's Grenadierliedern 1758. In Lessing's Werken 5, 103. — 5) 2. April 1758. Wke. 12, 116. — 6) S. o. S. 258. — 7) Wke. 9, 7. — 8) Wke 10, 335. — 9) Ebend. 10, 352 fg. — 10) Ebend. 10, 356 fg.

wenn er ihn gleich mit Unrecht erst an das Ende des 14. Jahrhunderts setzt [1]). Vom Renner, den er sehr schätzte, hatte er eine Ausgabe vorbereitet [2]). Wie zu diesen Arbeiten, so lieferte ihm seine Stellung an der Wolfenbüttler Bibliothek auch zu einem anderen Unternehmen den Stoff. Er gedachte nämlich, unter dem Titel: „Altdeutscher Witz und Verstand" eine Sammlung von Sprichwörtern, Apophthegmen und Denkversen altdeutscher Schriftsteller zu veranstalten, und in seinem Nachlaß fand sich ein vortrefflicher Anfang dieses Unternehmens [3]). Es waren vorzüglich die letzten Jahrhunderte des Mittelalters und die ersten der neueren Zeit, die Lessing durch ihre überwiegende Verstandesschärfe und ihren gesunden Mutterwitz anzogen. So findet sich unter seinem Nachlaß eine reichhaltige literarische Sammlung „Zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur von den Minnesängern bis auf Luthern. Größtentheils aus Handschriften der Herzoglichen Bibliothek. Angefangen den 1. Aug. 1777" [4]). Und schon 1759, bald nach Beginn seiner Laufbahn, hatte er einen Dichter des 17. Jahrhunderts: Friedrich von Logau, in Gemeinschaft mit Ramler herausgegeben und ihn mit einem Wörterbuch nebst einem „Vorbericht von der Sprache des Logau" [5]) versehen. Es ist ihm dabei nicht bloß um die Erklärung des Dichters, sondern vorzüglich auch darum zu thun, die „guten, brauchbaren Wörter," welche die Schriftsteller des 18. Jahrhunderts haben veralten lassen, den Rednern und Dichtern seiner Zeit zu einer verständigen Wiedereinführung zu empfehlen [6]). Denn wie sich Lessing gleich im Beginn auf die Seite Heinze's gegen Gottsched stellt [7]), so zeigen die „Anmerkungen über Adelungs Wörterbuch der Hoch-

1) Ebend. 10, 360. — 2) An Herder 10. Jan. 1779, Wke. 12, 521. — 3) Zuerst veröffentlicht durch Fülleborn in Lessing's Leben von K. G. Lessing, Thl. 3, Berlin 1795, S. 220 fg. Vgl. Fülleborn's Anm. ebend. Vorr. S. XVI und Eschenburg im Fünften Beytrag, Zur Gesch. und Litter. u. s. w. Braunschweig 1781, S. 185. — 4) Lessing's Wke. 11, 468. — 5) Lessing's Wke 5, 297. Vgl. den 43. und 44. Litteraturbrief, in Lessing's Wken. 6, 112 fg. — 6) Ebend 5, 298 fg. — 7) Briefe, die neueste Litteratur betreffend, 65ster, in Lessing's Wken. 6, 177. S. o. S. 209.

deutschen Mundart," die sich in seinem Nachlaß fanden, daß er, bei aller kritischen Strenge am rechten Ort, eine freiere Ansicht von der deutschen Sprache hatte, als jene Grammatiker. Ueberhaupt sehen wir ihn fast überall für das Echte und Tüchtige Partei nehmen. Selbst für das Volkslied, das scheinbar seiner eigenen Art und Weise so fern liegt, gewinnt er früh den richtigen Gesichtspunkt. Bei Erwähnung eines lappländischen Liedes in den Literaturbriefen (1759) sagt er: „Sie würden auch daraus lernen, daß unter jedem Himmelsstriche Dichter geboren werden, und daß lebhafte Empfindungen kein Vorrecht gesitteter Völker sind." Und zum Beweis dessen theilt er dann einige litauische „Dainos oder Liederchen" mit, die ihn zu dem Ausruf veranlassen: „Welch ein naiver Witz! Welche reizende Einfalt!" [1]).

So sehr nun aber Lessing durch seinen unübertroffenen Verstand und seine gesunde Natur auf die richtigen Wege geleitet wurde, so sollte doch der tieferen Auffassung der Poesie und der Sprache noch von einer ganz anderen Seite her die Bahn gebrochen werden. Es waren die epochemachenden Ansichten Hamann's und Herder's, die auch auf die Entwicklung der germanischen Philologie den größten Einfluß geübt haben. Wir können hier weder den Nachweis liefern, inwiefern sich die Samenkörner zu manchen epochemachenden Herder'schen Werken schon bei Hamann finden, noch dürfen wir erörtern, wieso Herder trotz dieser Einflüsse ein selbständiger, in Natur und Ansichten von Hamann wesentlich verschiedener Geist war. In einer Geschichte der germanischen Philologie müssen wir uns begnügen, auf die tiefen Anregungen hinzudeuten, die von Hamann ausgiengen; wie er die Unmittelbarkeit an die Stelle der Reflexion setzt und der Phantasie und der Leidenschaft in Sprache und Poesie ihr Recht verschafft. Wo es sich aber um eine unmittelbare und umfassende Einwirkung auf die Wissenschaft der germanischen Philologie handelt, da haben wir uns vorzugsweise an Herder zu halten. Gleich in seiner ersten epochemachenden Schrift, in den Fragmenten über die neuere

1) Lessing's Wke. 6, 75.

deutsche Literatur (1767) bricht der Geist mächtig hervor, durch welchen Herder auf die deutsche Literatur und Wissenschaft eine unvergängliche Einwirkung gewinnen sollte. Aus der Stubenluft eines verkünstelten Zeitalters führt er den Leser in die freie Natur und lehrt ihn statt einer bloß papierenen, mit Scheere und Kleister gemachten Poesie die wahrhaft naturwüchsige und ursprüngliche kennen. Nicht mit allgemeinen, aus einigen wenigen Proben abstrahierten Regeln haben wir an die Poesie zu gehen, sondern wir müssen uns in die verschiedenen Völker und die Perioden ihrer geistigen Entwicklung versenken, um ihre Dichtung zu verstehen. „Der Genius der Sprache ist auch der Genius von der Litteratur einer Nation“ [1]). Die Sprache aber hat ihre verschiedenen Alter, so wie der einzelne Mensch. „Eine Sprache in ihrer Kindheit bricht, wie ein Kind, einsylbichte, rauhe und hohe Töne hervor“ [2]). „Das Kind erhob sich zum Jünglinge.“ — „Und dieses jugendliche Sprachalter war bloß das poetische: man sang im gemeinen Leben, und der Dichter erhöhete nur seine Accente in einem für das Ohr gewählten Rhythmus; die Sprache war sinnlich, und reich an kühnen Bildern, sie war noch ein Ausdruck der Leidenschaft.“ „Die beste Blüthe der Jugend in der Sprache war die Zeit der Dichter; jetzt sangen die αοιδοι und ῥαψωδοι“ [3]). Der Jüngling wird zum Manne. „Eine Sprache in ihrem männlichen Alter ist nicht eigentlich mehr Poesie, sondern die schöne Prose“ [4]). „Das hohe Alter (endlich) weiß statt Schönheit bloß von Richtigkeit“ [5]). „Die Grammatik und das Vernünfteln über die Sprache hat den Reichthum geschwächt“ [6]). „Ein Frauenzimmer, das gut, nicht aber gelehrt, erzogen ist, wird über Dinge, die in ihrer Sphäre sind, mit einer Geläufigkeit, ungekünstelten Bestimmtheit und naiven Schönheit sprechen, daß sie gefällt“ [7]). „Ein Originalschriftsteller im hohen Sinne der Alten, ist, wenige Beispiele ausgenommen, be-

1 (Herder) Ueber die neuere Deutsche Litteratur. Erste Sammlung von Fragmenten. 1767. S. 20. — 2) Ebend. S. 28 — 3) Ebend. S. 30 fg. — 4) Ebend. S. 31. — 5) Ebend. S. 33. — 6) Ebend. S. 59. — 7) Ebend. Dritte Sammlung, 1767, S. 53.

ständig ein Nationalautor. Ein Mann, dessen Seele, von Gedanken schwanger, zu gebären ringet, denket nie darauf, wie ein aesthetischer Regelnschmid einst an ihm sitzen wird, um Beispiele des Ausdrucks zu seinen Schulgesetzen auszuklauben, und es wird ihm also unmöglich, den Ausdruck abgesondert vom Gedanken zu behandeln, zu ordnen, zu wählen. Er bildet sich das Ganze des Gedankens in seinem Geiste; — das Bild schaffet sich in seinem Kopf und tritt, vollständig an Gliedmaßen und gesund an Farbe, mit glänzenden Waffen gerüstet hervor und wird Ausdruck." „Die Groß- und Kleinmeister der Schreibart" mögen ihn dann „nach allen Regeln der Grammatik hochmüthig verdammen" oder „nach allen Privilegien der Poetik und Rhetorik großmüthig lossprechen;" er fragt nichts danach. „Er dachte, und der Gedanke formte den Ausdruck; mit diesem hadert! Jura negat sibi data" [1]).

Was Herder in seiner ersten größeren Schrift fragmentarisch ausspricht, bildet er dann in den folgenden Jahren immer tiefer und umfassender aus. In der „Abhandlung über den Ursprung der Sprache, welche den von der Königl. Academie der Wissenschaften für das Jahr 1770 gesezten Preis erhalten hat", Berlin 1772, ist es nicht sowohl die Zurückweisung des göttlichen Ursprungs der Sprache, als vielmehr die Art, wie Herder den menschlichen erweist, was für die germanische Philologie von unberechenbarem Einfluß geworden ist. „Poesie ist älter gewesen, als Prosa. Denn was war die erste Sprache, als eine Sammlung von Elementen der Poesie?" [2]). „Ein Wörterbuch der Seele, was zugleich Mythologie und eine wunderbare Epopee von den Handlungen und Reden aller Wesen ist! Also eine beständige Fabeldichtung mit Leidenschaft und Interesse! Was ist Poesie anders?" [3]). „Indem die ganze Natur tönt, so ist einem sinnlichen Menschen nichts natürlicher, als daß sie lebt, sie spricht, sie handelt." „Bei den

1) Ebend. Dritte Samml. 1767, S. 81. Lies nata). Ich mache vorläufig auf die nahe Verwandtschaft dieser Ansichten mit denen J. Grimm's aufmerksam. — 2) Herder, Ueber den Ursprung der Sprache, Berlin 1772, S. 87. — 3) Ebend. S. 87 fg.

Wilden von Nordamerika, z. B. ist noch Alles belebt, jede Sache hat ihren Genius, ihren Geist; und daß es bei Griechen und Morgenländern eben so gewesen, zeugt ihr ältestes Wörterbuch und Grammatik — sie sind, wie die ganze Natur dem Erfinder war, ein Pantheon! ein Reich belebter, handelnder Wesen" [1])! „Nicht mit der einzigen kalten Abstraktionsgabe der Philosophen läßt sich je Sprache erfinden." Sondern „je minder die Seelenkräfte noch entwickelt und jede zu einer eignen Sphäre abgerichtet ist, desto stärker wirken alle zusammen, desto inniger ist der Mittelpunkt ihrer Intensität." So „gebar sich Sprache mit der ganzen Entwicklung der menschlichen Kräfte" [2]). „Es ist für mich unbegreiflich, wie unser Jahrhundert so tief in die Schatten, in die dunkeln Werkstätten des Kunstmäßigen sich verlieren kann, ohne auch nicht einmal das weite, helle Licht der uneingekerkerten Natur erkennen zu wollen. Aus den größesten Heldenthaten des menschlichen Geistes, die er nur im Zusammenstoß der lebendigen Welt thun und äußern konnte, sind Schulübungen im Staube unsrer Lehrkerker; aus den Meisterstücken menschlicher Dichtkunst und Beredsamkeit Kindereien geworden, an welchen greise Kinder und junge Kinder Phrases lernen und Regeln klauben" [3]). Wie hier nach der Seite der Sprache, so entwickelte Herder im darauf folgenden Jahr seine Gedanken in Bezug auf die Poesie weiter in seinem „Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker", den er in der Schrift: „Von Deutscher Art und Kunst. Einige fliegende Blätter, Hamburg 1773," veröffentlichte. „Sie wissen aus Reisebeschreibungen", sagt er hier, „wie stark und fest sich immer die Wilden ausdrücken. Immer die Sache, die sie sagen wollen, sinnlich, klar, lebendig anschauend; den Zweck, zu dem sie reden, unmittelbar und genau fühlend; nicht durch Schattenbegriffe, Halbideen und symbolischen Letternverstand (von dem sie in keinem Worte ihrer Sprache, da sie fast keine abstracta haben, wissen) durch alle dies nicht zerstreuet, noch minder durch Künsteleien, sklavische Erwartungen, furchtsamschleichende

1) Ebend. S. 82 fg — 2) Ebend. S. 167 fg. — 3) 168 fg.

Politik und verwirrende Praemeditation verdorben, über alle diese Schwächungen des Geistes seligunwissend, erfassen sie den ganzen Gedanken mit dem ganzen Worte, und dies mit jenem. Sie schweigen entweder, oder reden im Moment des Interesse mit einer unvorbedachten Festigkeit, Sicherheit und Schönheit, die alle wohlstudierte Europäer allezeit haben bewundern müssen, und müssen bleiben lassen. Unsere Pedanten, die Alles vorher zusammenstoppeln und auswendig lernen müssen, um alsdenn recht methodisch zu stammeln, — diese gelehrte Leute, was wären die gegen die Wilden? Wer noch bei uns Spuren von dieser Festigkeit finden will, der suche sie ja nicht bei solchen; unverdorbne Kinder, Frauenzimmer, Leute von gutem Naturverstande, mehr durch Thätigkeit, als Speculation gebildet, die sind, wenn das, was ich anführete, Beredsamkeit ist, alsdenn die einzigen und besten Redner unsrer Zeit. In der alten Zeit aber waren es Dichter, Skalden, Gelehrte, die eben diese Sicherheit und Festigkeit des Ausdrucks am meisten mit Würde, mit Wohlklang, mit Schönheit zu paaren wußten; und da sie also Seele und Mund in den festen Bund gebracht hatten, sich einander nicht zu verwirren, sondern zu unterstützen, beizuhelfen, so entstanden daher jene für uns halbe Wunderwerke von *αοιδοις*, Sängern, Barden, Minstrels, wie die größten Dichter der ältesten Zeit waren. Homer's Rhapsodien und Ossian's Lieder waren gleichsam impromptus, weil man damals noch von nichts als impromptus der Rede wußte; dem letztern sind die Minstrels, wiewohl so schwach und entfernt, gefolgt; indessen doch gefolgt, bis endlich die Kunst kam und die Natur auslöschte" [1]). Diese Ansichten begründet Herder durch Beispiele, darunter aus der älteren Edda die Vegtamsquidha [2]) und „Der Webegesang der Valkyriur" [3]) aus der Njalssaga. Nach Mittheilung einer schottischen Romanze fährt er fort: „Sie glauben, daß auch wir Deutschen wohl mehr solche Gedichte hätten, als ich mit der schottischen Romanze angeführet; ich glaube nicht allein, sondern ich weiß es. In mehr als einer Provinz sind mir Volkslieder, Provinziallieder, Bauer-

1) Von Deutscher Art und Kunst, Hamburg 1773, S. 39 fg. — 2) Ebend. S. 32. — 3) Ebend. S. 36.

lieder bekannt, die an Lebhaftigkeit und Rhythmus, und Naivetät und Stärke der Sprache vielen derselben gewiß nichts nachgeben würden; nur wer ist, der sie sammle? der sich um sie bekümmre? sich um Lieder des Volks bekümmre?" [1]). Wenige Jahre nachher sehen wir Herder selbst der Erfüllung seines Wunsches nahe. Die gehaltreiche Abhandlung „Von Aehnlichkeit der mittlern englischen und deutschen Dichtkunst," die er im Jahrgang 1777 des Deutschen Museums veröffentlicht, ist zugleich eine Ankündigung seiner demnächst erscheinenden Volkslieder. Ausgehend von der Verwandtschaft der Angelsachsen und der Deutschen weist er die große Aehnlichkeit der alten englischen und deutschen Dichtung nach und dringt darauf, daß wir uns mit Ernst und Eifer auf die Erforschung der altdeutschen Dichtkunst werfen sollen. „Goldast, Schilter, Schatz [2]), Opitz, Eckard haben treffliche Fußstapfen gelassen; Freher's Manuscripte sind zerstreuet; einige reiche Bibliotheken zerstreuet und geplündert; wenn sammlen sich einst die Schätze dieser Art zusammen, und wo arbeitet der Mann, der Jüngling vielleicht im Stillen, die Göttin unsres Vaterlands damit zu schmücken und also darzustellen dem Volke"? [3]). Ein solcher müßte die reiche geschriebene Dichtung des deutschen Alterthums auf den europäischen Bibliotheken durchforschen. „Rittergeist der mittlern Zeiten, in welchem Palaste würdest du weben!" Aber „auch die gemeinen Volksagen, Märchen und Mythologie gehören hieher. Sie sind gewissermaßen Resultate des Volksglaubens, seiner sinnlichen Anschauung, Kräfte und Triebe, wo man träumt, weil man nicht weiß, glaubt, weil man nicht siehet, und mit der ganzen, unzertheilten und ungebildeten Seele wirket: also ein großer Gegenstand für den Geschichtschreiber der Menschheit, den Poeten und Poetiker und Philosophen. Sagen Einer Art haben sich mit den nordischen Völkern über viel Länder und Zeiten ergossen, jeden Orts aber und in jeder Zeit sich anders gestaltet; wie trifft das nun auf Deutschland? Wo sind die allgemeinsten und sonderbarsten Volksagen entsprungen? wie gewandert?

---

1) Ebend. S. 51. — 2) Scherz? — 3) Deutsches Museum, Bd. 2, Juli bis Dez. 1777, Leipzig, S. 423.

wie verbreitet und getheilet? Deutschland überhaupt und einzelne Provinzen Deutschlands haben hierin die sonderbarsten Aehnlichkeiten und Abweichungen: Provinzen, wo noch der ganze Geist der Edda von Unholden, Zauberern, Riesenweibern, Walkyriur selbst dem Ton der Erzählung nach voll ist; andre Provinzen, wo schon mildere Märchen, fast Ovidische Verwandlungen, sanfte Abenteuer und Feinheit der Einkleidung herrschet. Die alte wendische, schwäbische, sächsische, holsteinische Mythologie, sofern sie noch in Volkssagen und Volksliedern lebt, mit Treue aufgenommen, mit Helle angeschaut, mit Fruchtbarkeit bearbeitet, wäre wahrlich eine Fundgrube für den Dichter und Redner seines Volks, für den Sittenbilder und Philosophen" [1]). Aber vor allem ist's nöthig, die einfachen Lieder des deutschen Volkes zu sammeln, wie Ramsay und Percy dies in Schottland und England gethan haben [2]). Aber nicht bloß unsre eignen Lieder sollten wir Deutsche sammeln, sondern auch die der anderen Völker. Denn nichts läßt uns so tief in den Geist der Völker blicken [3]). Was Herder hier fordert, das sucht er unmittelbar darauf zu verwirklichen durch seine „Volkslieder. Erster Theil. Leipzig 1778." Zweiter Theil 1779. Seit Herder's erstem Auftreten hatten seine Ansichten über Poesie, Volkslied u. s. f. gewaltigen Lärm veranlaßt und neben manchem Besseren auch vieles Verkehrte zu Tage gefördert. Zum Bedeutendsten gehörte, was Bürger unter der Ueberschrift „Aus Daniel Wunderlichs Buch" als einen „Herzensausguß über Volks Poesie" im Jahrgang 1776 des Deutschen Museums veröffentlichte [4]). Dieser begeisterte Aufsatz Bürger's veranlaßte Friedrich Nicolai zur Herausgabe seines: „Eyn feyner kleyner Almanach vol schönerr echterr liblicherr Volckslieder, lustigerr Reyen vnndt kleglicherr Mordgeschichte, gesungen von Gabriel Wunderlich weyl. Benkelsengernn tzu Dessaw, herausgegeben von Daniel Seuberlich, Schusternn tzu Ritzmück ann der Elbe. Berlynn und Stettynn 1777." „Zweyter

1) Ebend. S. 424 fg. — 2) Ebend. S. 426 fg. — 3) Ebend. S. 432 fg. — 4) Teutsches Museum, Erster Band, Jänner bis Junius 1776 S. 443 fg.

Jargang" 1778. Der schale Spott hatte die Wirkung, die Vorzüge des einfachen volksthümlichen Liedes nur noch glänzender an's Licht zu stellen und zugleich durch die Veröffentlichung der echten Volkslieder, welche der Almanach enthielt, Herder's und Bürger's Bestrebungen Vorschub zu leisten. Die epochemachende Stellung, die Herder's Volkslieder in der Geschichte der deutschen Literatur einnehmen, ist bekannt. Die feine, sinnige Art, mit der seine Uebersetzungen den Ton und die Seele des fremden Liedes wiedergeben, ist mustergültig für alle Zeiten, und die meisterhafte Vorrede zum zweiten Band gehört zum Schönsten, was je über lyrische Poesie gesagt worden ist. Auch die tiefere Auffassung und Erforschung der deutschen Poesie fand hier die lebendigste Anregung.

Um dieselbe Zeit aber, in der Herder den Quellen der echten Poesie nachgrub, sollte die Poesie selbst in Deutschland wieder erstehen durch unseren größten Dichter, und es war von den glücklichsten Folgen für beide Theile, daß Goethe in ein so nahes Verhältniß zu Herder geführt wurde. Was Goethe's Dichtung, wie allen geistigen Bestrebungen, so insbesondere auch der tieferen Erkenntniß unsrer Poesie geworden ist, dies zu schildern, gehört der Geschichte der deutschen Literatur an. Hier dürfen wir nur darauf hindeuten, wie Goethe in der ersten Periode seines Dichtens vorzugsweise deutsch war. Die tüchtigen Charaktere der alten deutschen Zeit erfüllen seine Phantasie und ergreifen sein Herz. Götz von Berlichingen wird der Held seines ersten Dramas. Der forschende Tiefsinn des deutschen Volkes findet in den ältesten Fragmenten des Faust seinen genialsten Ausdruck, und die barbarisch gescholtene Baukunst des Mittelalters reißt unsern Dichter beim Anblick des Straßburger Münsters zu begeistertem Lobe hin. Aber auch die ältere deutsche Literatur findet an ihm einen warmen Verehrer, doch nicht sowohl die damals noch wenig gekannte mittelalterliche, als die des sechzehnten Jahrhunderts. Ueber „Hans Sachsens poetische Sendung" sagt er (1776) das Schönste, was je über diesen Dichter gesagt worden ist; und schon im Jahr 1771 sammelt er auf Herder's Anregung im Elsaß deutsche Lieder aus

dem Munde des Volkes, die er „als einen Schatz an seinem Herzen trägt“ [1]).

Das Streben nach dem Unmittelbaren und Ursprünglichen, wie es von Hamann und Herder angeregt wurde und in Goethe begeisterten Anklang fand, begegnete den Ansichten, die Justus Möser auf dem Gebiet der Politik und Geschichte vertrat. Ueberall ist es der Zug aus dem Verkünstelten und Gemachten zum Ursprünglichen und Naturwüchsigen. Nicht daß Möser die später aufgegebene Absicht hatte, „alle deutsche Poeten, welche bis zu Ende des 15. Jahrhunderts geschrieben haben“, herauszugeben [2]), oder daß er in seinen Patriotischen Phantasieen ein par niederdeutsche Minnelieder mittheilte [3]), gibt ihm seine bedeutende Stelle in der Geschichte der germanischen Philologie, sondern daß er in allen seinen Schriften, in der Osnabrückischen Geschichte sowohl, als in den Patriotischen Phantasieen in die Sitte und Denkweise des Deutschen Volkes alter und neuer Zeit tiefe und weithin anregende Blicke that. Dies macht ihn zum würdigen Genossen Herder's und Goethe's in der epochemachenden kleinen Schrift: Von Deutscher Art und Kunst. Einige fliegende Blätter. Hamburg 1773.

So schien in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts Alles im besten Zuge, um die germanische Philologie zu einer baldigen Blüthe zu fördern. Und wirklich sehen wir auch in den beiden nächsten Jahrzehnten verschiedene Gelehrte auftreten, welche die mächtigen Anregungen, die von unsern großen Schriftstellern ausgiengen, und den sich immer mehr anhäufenden gelehrten Stoff in Verbindung zu setzen suchen. In dieser Weise war gegen das Ende unserer Periode besonders Friedrich David Gräter thätig. Geboren im J. 1768 in der freien Reichsstadt Schwäbisch Hall studierte Gräter auf der Universität Erlangen Theologie, wurde

1) Goethe's Brief an Herder in: Aus Herders Nachlaß. Her. von H. Düntzer und F. G. von Herder Bd. I, S. 29. — 2) Möser's Brief an Gleim vom 21. Juli 1756, in Möser's Vermischten Schriften, Thl. II, 1798, S. 201. — 3) Möser, Patriot. Phantasieen, Thl. III, (4), S. 228 fg.

1789 Lehrer am Gymnasium seiner Vaterstadt, 1804 Rector dieser Anstalt, 1818 wurde er Rector und Paedagogarch des Gymnasiums zu Ulm, 1826 als Rector in Ruhestand versetzt, lebte er seit dieser Zeit in Schorndorf und starb daselbst am 2. August 1830 [1]). Gräter wurde zu seinen altdeutschen Studien von den verschiedensten Richtungen der damaligen deutschen Literatur aus angeregt. Klopstock, Kretschmann [2]) und Denis [3]) begeisterten ihn für die altnordische Poesie, und so trat er zuerst (1789) in seinen „Nordischen Blumen" mit Uebersetzungen aus dem Altnordischen, insbesondere aus der älteren Edda auf. Diese Uebersetzungen waren untermischt mit Abhandlungen, die mit vieler Wärme und nicht ohne Geschick Gegenstände der nordischen Mythologie behandeln [4]). Zugleich aber war Gräter ein enthusiastischer Verehrer Herder's [5]) und suchte an dessen Hand die Kenntniß der Poesie, insbesondere auch die der deutschen Volkspoesie zu fördern. Für alle diese Bestrebungen erschien als das erwünschteste Organ eine Zeitschrift, die den altdeutschen Studien gewidmet wäre, und eine solche zu gründen, gelang Gräter im J. 1791 in Verbindung mit dem Archidiakonus Christian Gottfried Böckh (geb. 1732 zu Näher-Memmingen bei Nördlingen, gest. in Nördlingen den 31. Jan. 1792) [6]). Die Zeitschrift erschien vom J. 1791 bis 1802 in sieben Bänden unter dem Titel: Bragur ein litterarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit, vom vierten Bande (1796) mit dem Nebentitel: Braga und Hermode oder neues Magazin für die vaterländischen Alterthümer der Sprache Kunst und

---

1) Neuer Nekrolog der Deutschen VIII, 2, S. 969. — Meusel, Gel. Teutschland II, 5) S. 633. — H. Döring in Ersch. und Gruber, Allg. Encykl. I. Section, 78. Thl., S. 91 fg. — 2) Gräter, Idunna und Hermode I, S. 21. — 3) Mich. Denis Literar. Nachlass, her. von Retzer, II, Wien 1802, S. 188. — 4) Vgl. das Lob, das Finn Magnusson diesen Abhandlungen Gräter's ertheilt (Idunna und Hermode 1816, S. 116. 188). — 5) Vgl. Gräter's „Auf Herders Grab" in Wieland's Teutschem Merkur 1804. Wieder abgedruckt in Gräter's Zerstreuten Blättern, Erste Sammlung, Ulm 1822, S. 287 fg. — 6) Meusel, Lexikon I, 456. — Bragur II, Vorr. Bl. 2; S. 461 fg.

Sitten [1]). In dieser Zeitschrift fanden die bisher vereinzelten Bestrebungen für deutsches Alterthum einen Sammelpunkt. Vor allem war es Gräter um die Pflege der nordischen Literatur zu thun. Den bodenlosen Phantastereien gegenüber, die damals noch Glauben fanden, hatte in historischer Hinsicht Schlözer's Isländische Literatur und Geschichte (1773) kritisch aufgeräumt; aber die wichtigste Seite dieser Literatur, die poetisch-mythologische, hatte dadurch zunächst mehr verloren, als gewonnen, und Jakob Schimmelmann's (geb. zu Demmin 1712, preuß. Consistorialrath in Stettin, gest. 1778) hirnverbrannte Isländische Edda (1777) war nicht geeignet, die Sache auf den richtigen Weg zu bringen. Hier hat sich nun Gräter das unbestreitbare Verdienst erworben, ein besseres Verständniß der altnordischen Poesie in Deutschland anzubahnen. Nachdem Klopstock's Hermann's Schlacht in dem Jüngling die Begierde nach „dem Eichenkranz des teutschen Barden" geweckt hatte, suchte er sich mit „den Liedern der alten Barden" bekannt zu machen. Lange war sein Suchen vergeblich, bis er auf der Universitätsbibliothek zu Halle, die der Schwede Thunmann als deren Bibliothekar mit altskandinavischen Büchern ausgerüstet hatte, fand, wonach er sich sehnte. Er warf sich nun mit großem Eifer auf das Studium der altgermanischen Sprachen, um die Lieder der alten Skalden in der Ursprache lesen zu können [2]). Seine Kenntniß der altnordischen Sprache war zwar keine philologisch gründliche [3]), aber sein poetischer Sinn, sein rastloses Studium und vor allem seine genauere Bekanntschaft mit den Arbeiten der skan-

1) Ueber einen 8. Band des Bragur, der den Nebentitel: Odina und Teutona, führte, s. Buch III, Kap. 2. — 2) Gräter, Idunna und Hermode I, S. 22. — 3) Dies beweisen schon die Titel seiner Schriften: „Braga und Hermode", „Idunna und Hermode." Dazu das wiederkehrende „die Bragur" (Bragur II, Vorr. Nachschrift, und S. 459). Vgl. auch Gräter's eigene Erklärung über seine Sprachstudien, Idunna und Hermode I, S. 22. Bragur I, S. 258. Daß er übrigens in ziemlichem Umfang Altnordisch verstand, beweisen trotz aller ihrer Mängel seine Uebersetzungen und anderweitigen Arbeiten.

dinavischen Gelehrten verhalfen ihm zu besseren Einsichten. Trotz seines Zusammenhangs mit den neudeutschen Barden spricht er es unumwunden aus: „Barden hatten die Deutschen nie" [1]. „Den Skalden des Nordens horche also, wenn du den Geist der alten Deutschen noch erhorchen willst" [2]. Wie für das Altnordische, so war die Zeitschrift auch für die anderen Zweige der altdeutschen Literatur durch Mittheilung von Originalen, Uebersetzungen und Abhandlungen förderlich. Besonders wurde nach Herder's Vorgang das deutsche Volkslied gepflegt, wie dies von einem der Mitarbeiter, Anselm Elwert (geb. zu Dornberg bei Darmstadt 1761) schon vorher in seinen Ungedruckten Resten alten Gesangs (1784) geschehen war. Gräter's eigene Abhandlung „über die teutschen Volkslieder" (1794) [3] hat später noch die rühmende Anerkennung Arnim's gefunden [4]. Vom vierten Bande (1796) an zog die Zeitschrift außer den „Alterthümern der Sprache" auch die „der Kunst und der Sitten" in ihren Bereich, und wenn man Gräter's Vorrede zu diesem Bande [5] liest, wird man nicht läugnen, daß es hier schon so ziemlich auf dasselbe abgesehen war, was man jetzt unter dem Namen Culturgeschichte zusammenzufassen pflegt. Andrerseits aber dürfen wir nicht verschweigen, daß das Fundament aller philologischen Studien, eine gründliche Kenntniß der Sprache, bei den Bestrebungen Gräter's und seiner Freunde noch sehr zu kurz kam.

Auch für die Bearbeitung der deutschen Literaturgeschichte haben die letzten Jahrzehnte unsrer Periode manche tüchtige Arbeit aufzuweisen. So die bibliographischen Werke des unermüdlichen Georg Wolfgang Panzer (geb. zu Sulzbach in der Oberpfalz

1) Bragur I, (1791) S. 52. — 2) Ebend. S. 53. Vgl. Bragur I, S. 95. 96. II, S. 57. Aber seltsam nimmt es sich daneben aus, wenn Gräter selbst späterhin eine „Vorlesung über die Königsweise der Barden und Skalden" mit den Worten beginnt: „Die Barden unserer eignen Voreltern, der Teutschen, sind nicht mehr" Idunna und Hermode I, (1812) S. 1. — 3) Bragur, Bd. III, S. 207—284. — 4) Wunderhorn I, (1806) S. 455. — 5) Vgl. besonders S. XIX und S. XXII—XXVII.

1729, gest. als Pastor an der St. Sebalduskirche zu Nürnberg den 9. Jul. 1805)[1]), vor allem seine „Annalen der ältern deutschen Litteratur oder Anzeige und Beschreibung derjenigen Bücher, welche von Erfindung der Buchdruckerkunst bis MDXX. in deutscher Sprache gedruckt worden sind, Nürnberg — 1788“[2]). C. F. Flögel (geb. 1729 zu Jauer, 1774 Professor an der Ritterakademie zu Liegnitz, gest. 7. März 1788)[3]) wandte in seiner Geschichte der komischen Literatur den altdeutschen Schriften (1786) seine besondere Aufmerksamkeit zu[4]). Von hervorragender Wichtigkeit aber waren die Leistungen Erduin Julius Koch's (geb. zu Loburg im Magdeburgischen 1764, 1786 Lehrer des Griechischen und Lateinischen am Paedagogium der Realschule in Berlin, seit 1790 zugleich Prediger zu Stralau, 1795 an der Marienkirche zu Berlin[5]); seit 1815 im Arbeitshause zu Creuzburg in Schlesien, gest. 21. Dec. 1834)[6]). Nach dem Muster, das sein von ihm verehrter Lehrer F. A. Wolf für die Geschichte der römischen Literatur aufgestellt hatte[7]), gab er in seinem Compendium der deutschen Literaturgeschichte von den ältesten Zeiten bis auf Lessing's Tod (Erster Band 1790, 2. umgearb. Ausg. 1795, zweiter Band 1798)[8]) eine gedrängte, aber sorgfältige und reichhaltige Uebersicht über die damals bekannten Erzeugnisse sowohl der älteren, als der neueren deutschen Literatur.

Aber wenn wir auch den Samen, den unsre großen Klassiker in den sechziger und siebziger Jahren gestreut hatten, allmählich aufgehen sehen, so ist doch die nächste Folgezeit noch weit entfernt, den erregten Erwartungen zu entsprechen. Als in den Jahren 1782—85 die Meisterwerke der altdeutschen Dichtung: Die Nibelun-

---

1) Will, Nürnb. Gel.-Lex., fortges. von Nopitsch, VII, 95. — 2) Forts. u. Zusätze 1802—5. — 3) Jördens, Lexikon deutsch. Dicht. u. Prosaisten I, 551—557. — 4) Vgl. die Vorrede zum dritten Band. — 5) Meusel, Gel. Teutschl. IV (5) S. 175. — 6) Vgl. über Koch's Leben und Bedeutung Hoffmann von Fallersleben im Weimarischen Jahrbuch für deutsche Sprache u. s. w. I, Hannover 1854, S. 58 fg. — 7) Koch, Compendium, Bd. I (2) Berlin 1795, S. II. — 8) Nebentitel: Grundrifs einer Geschichte der Sprache und Literatur der Deutschen.

gen, der Parzival, der Tristan, im Druck erschienen, giengen sie an dem größten Theil auch unsrer geistvollsten und gebildetsten Landsleute fast spurlos vorüber. Zwar machte der berühmteste deutsche Historiker des 18. Jahrhunderts, Johannes Müller, eine Ausnahme von dieser Gleichgültigkeit. Er berichtet über die einzelnen Theile der Myller'schen Sammlung gleich nach deren Erscheinen in den Göttingischen Anzeigen und erkennt (1783)[1] die hohe Bedeutung des Nibelungenliedes, das er mit Homer vergleicht, ohne doch die Vorzüge des Griechen zu übersehen. In seinem Hauptwerk, den Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft, spricht er (1786) mit warmer Liebe und für seine Zeit großer Einsicht von den deutschen Dichtern des 12. und 13. Jahrhunderts[2]. Aber erst in der folgenden Periode sollten Johannes Müller's Anregungen Frucht tragen. Unter seinen großen Zeitgenossen verhallt seine Stimme. Nur Schriftsteller untergeordneten Ranges äußern sich eingehender über die geöffneten Schätze altdeutscher Poesie. So der Botaniker und hamburgische Bibliothekar Paul Dieterich Giseke (geb. zu Hamburg 1741, † daselbst 1796)[3] in einer anerkennenswerthen Schrift über das Nibelungenlied (1795)[4]. Die großen Genien unsres Volkes aber haben sich theils anderen

1) Gött. Anzeigen 1783, S. 357. Anzeige der Eneidt ec. 1784, des Parcival 1785. Alle diese Anzeigen wieder abgedruckt in J. von Müller's sämmtl. Werken, Bd. X, Tübingen 1811, S. 15—69. — 2) Der Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft Anderes Buch. Zweyter Theil, Leipz. 1786, S. 118—122. „S. was in den göttingischen Anz. 1784," heißt es hier S. 121 in Bezug auf das Nibelungenlied, „über dieses vortreffliche alte Stück (und bey weitem nicht mit allem Gefühl, womit es der Verfasser der Anzeige gelesen) kurz angemerkt worden ist." In Müller's Werken etwas erweitert Bd. XX (1815) S. 212—215; Bd. XXV (1817) S. 307—311. — 3) H. Schröder, Lexikon der hamburgischen Schriftsteller II, 4 (1854) S. 496 fg. — 4) Ueber der Nibelungen Liet. An den Herrn Joh. Joach. Eschenburg, von G. Hamburg 1795. 4. Vielleicht ist er auch der „G.", von dem die Probe einer Bearbeitung der Nibelungen im Deutschen Museum 1783, II. S. 49—73 ist. S. Fr. H. von der Hagen in der Nibelungen Lied, Berlin 1807, S. 483.

Bestrebungen zugewendet, theils sind sie damals zum deutschen Alterthum in ein geradezu feindseliges Verhältniß gerathen. Herder geht nach Herausgabe der Volkslieder zu seinen umfassenderen geschichtsphilosophischen und theologischen Arbeiten über [1]). Er bewahrt zwar der altdeutschen Poesie ein warmes Interesse und spricht dies von Zeit zu Zeit aus; so in seinen nach beiden Seiten hin sehr treffenden Bemerkungen über die nordische Mythologie und ihren Werth für die neuere deutsche Dichtung (1796. 1803) [2]), in seinem „Andenken an einige ältere deutsche Dichter" (1793) [3]), wo er unter Andrem eine Grammatik über Otfrids beneidenswerth reiche Flexionen wünscht [4]) und die „fließende Anmuth und Süßigkeit der alten deutschen Sprache" in den Minnesingern bewundert [5]). Aber doch hat es ihm „an Lust und Muße gefehlt," „die langen epischen Gedichte" des Hohenstaufischen Zeitalters zu lesen [6]). Das Entscheidende aber war die Abwendung Goethe's von den Bestrebungen seiner Jugend und seine immer ausschließlichere Hingabe an das griechische und römische Alterthum. Diese Umwandlung des großen Dichters traf zusammen mit dem Aufblühen der klassischen Philologie in Deutschland. Der größte Philologe Europas: Friedrich August Wolf, sollte erst das klassische Alterthum von neuem erschließen und den engen Verband unsrer Geistesbildung mit den Griechen und Römern für immer befestigen, bevor wir zu einem einsichtigen Verständniß unsrer eigenen deutschen Vergangenheit gelangen konnten. Wir sind weit entfernt, unzufrieden zu sein mit diesem Gang unsrer geistigen Entwicklung. Wie durch Winckelmann und Goethe in künstlerischer, so sind in philologischer Beziehung durch F. A. Wolf und seine Nachfolger die Deutschen die hauptsächlichsten Verwalter jenes nie genug zu preisenden Schatzes alter Kunst und Weisheit geworden, an welchem die Menschheit

1) Vgl. die Nachschrift zu den Volksliedern II (1779), S. 314 fg. — 2) In den Horen Bd. V (1796) S. 1—28, und in der Adrastea Bd. V, Stück 2 (1803) S. 357—366. Beides in Herder's Wken, Zur schönen Liter. u. Kunst, Thl. 18 (1830) S. 109—140. — 3) Zerstreute Blätter. Fünfte Sammlung, Gotha 1793, S. 165—286. — 4) Ebend. S. 173. — 5) Ebend. S. 209. — 6) Ebend. S. 217.

sich bilden und erfreuen wird, so lange sie nicht in Barbarei versinkt. Aber so viel wir auch von den Griechen zu lernen haben, so sollte doch nicht das eitele und vergebliche Bestreben, mit Verläugnung der eigenen Volksthümlichkeit Griechen zu werden, das Ziel unsrer Bemühungen sein. Vielmehr sollten wir gerade durch das hingebende Studium der Griechen zugleich auch unsre eigene Volksthümlichkeit tiefer erfassen lernen. So mußte jene Hinwendung zum klassischen Alterthum nicht nur unsrer Bildung überhaupt, sondern gerade auch unsrer germanischen Philologie die reichsten Früchte tragen. Aber Beides konnte sie nur dadurch, daß sich gegen die einseitige und zur Selbstvernichtung führende Vergötterung des klassischen Alterthums ein heilsames Gegengewicht bildete.

—

Drittes Buch.

Vom Auftreten der Romantiker bis zum Erscheinen von Grimm's Grammatik.

1797 bis 1819.

Erstes Kapitel.

Die Romantiker.

Die Romantiker von 1797 bis 1806.

Wir schreiben hier nicht die Geschichte der deutschen Literatur, sondern die der deutschen Philologie. Es ist deshalb nicht unsere Aufgabe, uns über die dichterischen Erzeugnisse der Romantiker auszusprechen und zu zeigen, wie sie zwar weit zurückstehen hinter den großartigen Schöpfungen Goethe's und Schiller's, wie sie aber doch ihres eigenthümlichen Werthes nicht entbehren. Uns liegt hier vielmehr ob, darzustellen, in wie hohem Maß die Richtung und die Leistungen der Romantiker der Erforschung unsrer eigenen älteren Poesie und unsres deutschen Alterthums überhaupt zu gute gekommen sind.

Wir haben gesehen, wie unser größter Dichter, Goethe, im Beginn seiner Laufbahn sich mit Begeisterung der deutschen Vorzeit zuwandte und wie die Dichtungen seiner jüngeren Jahre aus diesem Geist erwachsen sind. Es ist bekannt, welche Umwandlung in den Anschauungen des Dichters insbesondere durch seinen Aufenthalt in Italien vorgegangen ist, wie er sich mehr und mehr von

der deutschen Vorzeit ab und dem griechischen und römischen Alterthum zuwandte. Daß die hohe Vollendung der antiken Kunst den großen Dichter mit Bewunderung erfüllte, lag in der Natur der Sache, und wir verdanken diesem Verwachsen desselben mit dem alten Griechenthum einige seiner herrlichsten Werke. Eine Verkennung seiner selbst aber, seines Volkes und seiner Zeit war es, wenn er nun die Bewunderung der Griechen zu solcher Ausschließlichkeit trieb, daß neben ihnen Nichts mehr bestehen sollte. Die Reste antiker Baukunst mußten durch ihre innere Harmonie das Entzücken des gleichgestimmten Geistes erregen. Aber durfte er sich dadurch zu höhnischen Schmähungen der vaterländischen Meister hinreißen lassen [1], für deren herrliche Werke er selbst wenige Jahre zuvor dem deutschen Volk die Augen geöffnet hatte? Es war ein ganz richtiges Gefühl, daß die Dichtung der Griechen in ihrer Art einen Grad innerer Vollendung erreicht hat, dessen sich kein anderes Volk rühmen kann. Aber wohin es führen mußte, wenn man sich dadurch verleiten ließ, deshalb nun einzig und allein die griechische Dichtung gelten zu lassen und alles davon Abweichende zu verwerfen, das zeigt gegen Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts Goethe's Theorie und Praxis gleichermaßen. Das gewaltigste und ursprünglichste Werk, das er geschaffen, das älteste Fragment seines Faust, behandelt er jetzt (1797) mit geringschätzigem Hohn. Er schämt sich fast, daß er sich mit diesen „Luftphantomen" wieder einläßt. Er thut es aber auch nur in Ermangelung eines Bessern. Sein eigentlicher Lebensplan geht auf eine wiederholte Reise nach Italien. „Sollte aus meiner Reise nichts werden," schreibt er am 1. Juli 1797 an Schiller, „so habe ich auf diese Possen mein einziges Vertrauen gesetzt." Und damit meint er den Faust. Ja auch die köstlichen Dichtungen, die aus der lebensvollen Verbindung des Antiken und Deutschen hervorgegangen sind, finden jetzt keine Gnade mehr in seinen Augen. Mit seiner Iphigenie ist er durchaus nicht zufrieden. Er findet sie „ganz verteufelt human" [2].

---

1) Vgl. den Brief aus Venedig vom 8. Oct. 1786 in der Italiänischen Reise, Goethe's Wke. 1840, Bd. 23, S. 100. — 2) Goethe an Schiller

Nach der Vollendung von Hermann und Dorothea wählt er sich einen antiken Stoff: den Tod des Achilleus, zu epischer Bearbeitung. Er möchte nun Alles abstreifen, was nicht ganz in der Weise des Homer ist. „Soll mir ein Gedicht gelingen, das sich an die Ilias einigermaßen anschließt," schreibt er an Schiller (12. Mai 1798), „so muß ich den Alten auch darin folgen, worin sie getadelt werden, ja ich muß mir zu eigen machen, was mir selbst nicht behagt." Und was kommt auf diese Weise zu Stande? — Die Achilleis, ein Gedicht, von dem Gervinus mit Recht urtheilt, daß es keine Zeile enthalten sollte, die Homer nicht geschrieben haben könnte, und in der That keine enthält, die er hätte schreiben können [1]).

Dieser ausschließlichen Vergötterung der Griechen gegenüber regt sich gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts das Gefühl, daß die Poesie nicht einem einzigen Volk und einem einzigen Zeitalter allein angehöre, daß sie vielmehr ein Gemeingut der Menschheit sei, an welchem die verschiedenen Völker jedes in seiner Weise Theil haben. Insbesondere richtet diese Ansicht ihren Blick auf die Poesie und Kunst der Völker, die nach dem Untergang des alten Römerreiches die Geschicke Europas bestimmt haben. Es sind die germanischen und romanischen Völker; und hier wieder ist es vorzugsweise die Poesie und Kunst des Mittelalters und die des 16. und 17. Jahrhunderts, welcher die Vertreter der neuen Richtung ihre Liebe zuwenden. Man hat dieser Richtung, im Gegensatz zur klassischen, den Namen der romantischen gegeben. Ueber keine Erscheinung unsrer Literatur aber hat sich das Urtheil so sehr in Extremen bewegt, wie über die so genannten Romantiker. Während man sie von der einen Seite in den Himmel erhob, spricht man ihnen von der anderen nicht weniger als Alles ab. Weder Talent,

d. 19. Jan. 1802, verglichen mit Schiller's Antwort vom 20. Jan. S. auch Schiller an Körner den 21. Jan. 1802.

1) Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung, Bd. V, vierte Ausg. 1853, S. 131. — Vgl. über die damalige Stellung Goethe's zum klassischen Alterthum: Hermann Hettner, die romantische Schule in ihrem inneren Zusammenhange mit Göthe und Schiller, Braunschweig 1850, S. 95 fg.

noch Charakter, weder Kenntnisse, noch Urtheil sollen sie besessen haben. Was aus alle dem zuvörderst hervorgeht, ist, daß wir es hier mit einer sehr verwickelten Erscheinung zu thun haben. Und wie könnte dies auch anders sein bei einer so gründlichen Verschiedenheit, wie wir sie gleich vom Beginn an bei den einzelnen Häuptern der romantischen Schule wahrnehmen, und bei den tief greifenden Umwandlungen, welche mehrere von ihnen im Lauf der Zeit durchgemacht haben? Wie ganz anders geartet ist im Grunde seines Wesens Tieck als Novalis, und wie weit stehen beide von den Brüdern Schlegel ab? Und auch diese wieder unter sich bilden, wie sich später gezeigt hat, einen Gegensatz der Naturen. Und welche Wandlungen der Ueberzeugung hat Friedrich Schlegel, und in anderer Weise wieder Tieck durchgemacht! Man wird sich deshalb zu hüten haben, nicht das Kind mit dem Bade auszuschütten und das Gute mit dem Schlimmen zu verwerfen, oder umgekehrt das Schlimme mit dem Guten anzunehmen.

Was gleich von vorn herein die Stellung der Romantiker sehr verwickelt macht, ist ihr Verhältniß zu den beiden größten deutschen Dichtern. Wir haben gesehen, daß die Romantik sich am Ende des achtzehnten Jahrhunderts im Gegensatz zu Goethe's ausschließlicher Hinwendung zu den Griechen entwickelt. Man würde aber sehr irren, wenn man daraus schließen wollte, die Romantiker hätten die Griechen gering geschätzt oder Goethe nicht geachtet. Goethe bildet vielmehr den Mittelpunkt ihrer höchsten Verehrung, und was die Griechen betrifft, so geben gerade die Häupter der romantischen Kritik, die Brüder Schlegel, von dem eindringendsten Studium und der liebevollsten Bewunderung der Griechen aus. Wie zu Goethe, so nehmen die Romantiker auch zu unserem zweiten großen Dichter, zu Schiller, eine doppelseitige Stellung ein. Einerseits hat man nicht mit Unrecht in Schiller's aesthetischen Schriften den Ausgangspunkt für die Theorie der Romantiker gefunden, und andrerseits steht ihnen wieder unser größter Dramatiker weit ferner als Goethe.

Wie zu unsern beiden größten Dichtern, so stehen die Romantiker zu der Entwicklung, welche die deutsche Philosophie gegen den

Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts nahm, in nächster Beziehung. Aber auch hier sind die Verhältnisse nicht so einfach, daß man die Romantiker ohne weiteres als Mitglieder einer bestimmten philosophischen Schule bezeichnen dürfte. Fichte übt auf zwei ihrer Häupter: Friedrich Schlegel und Hardenberg (Novalis), den tiefsten Einfluß, während die beiden anderen: Tieck und A. W. Schlegel trotz des literarischen und geselligen Zusammenhangs ihm innerlich ferner bleiben. Schelling's erste Philosophie steht in naher Verwandtschaft mit den Ansichten der Romantiker; aber obwohl Schelling mit den Romantikern nah verbündet ist, fühlen doch beide Theile den tief gehenden Unterschied, der sie von einander trennt. Wie nah in seiner ganzen Art und Weise steht Schleiermacher den Romantikern; und doch, wie weit sind in der Folgezeit Schleiermacher's Bahnen von denen Friedrich Schlegel's abgegangen, mit dem er anfänglich ein Herz und eine Seele schien!

Wir durften diese Andeutungen über die allgemeine Stellung der Romantiker nicht übergehen, können sie aber natürlich hier nicht weiter verfolgen. Wir wenden uns vielmehr zu einer Darstellung dessen, was die einzelnen Romantiker geleistet haben, um die Gründung der neueren deutschen Alterthumswissenschaft vorzubereiten. Denn als eine vorbereitende müssen wir ihre Thätigkeit im wesentlichen bezeichnen, als solche aber nimmt dieselbe in der Entwicklung unserer Wissenschaft, wie des deutschen Geisteslebens überhaupt, eine sehr bedeutende Stelle ein. Was aber die Verirrungen der Romantiker betrifft, die wir so entschieden verwerfen wie nur irgend einer ihrer Gegner, so werden wir im weiteren Verlauf unsrer Darstellung sehen, wie gerade auf dem Boden unsrer Wissenschaft diese Verirrungen ihre positive Berichtigung und Widerlegung gefunden haben.

Ludwig Tieck. — W. H. Wackenroder.

Der dichterisch begabteste unter den Romantikern, Ludwig Tieck, nimmt auch durch seine die Gründung der deutschen Philologie vorbereitende Thätigkeit eine der ersten Stellen ein. Geboren zu Berlin im Jahr 1773 wuchs Tieck dort in einer Zeit und Um-

gebung auf, deren prosaische Nüchternheit dem neuen Aufschwung der deutschen Poesie feindselig gegenüberstand. Es waren die Epigonen Lessing's, die damals in Berlin das große Wort führten, zum Theil ganz ehrenwerthe Männer, die manche tüchtige Seite ihres großen Meisters geerbt hatten, nur die nicht, durch welche unser größter Kritiker sich mit unsren größten Dichtern berührt. In solcher Umgebung fühlte sich Tieck tief vereinsamt, und eine an Verzweiflung gränzende Schwermuth ergriff sein Gemüth. Was ihn in dieser Stimmung aufrichtete, war die Poesie, vor allem unser größter deutscher Dichter Goethe. „Die früheren Werke Goethe's," so erzählt er uns selbst, „waren die erste Nahrung meines Geistes gewesen. Ich hatte das Lesen gewissermaßen im Berlichingen gelernt. Durch dieses Gedicht hatte meine Phantasie für immer eine Richtung nach jenen Zeiten, Gegenden, Gestalten und Begebenheiten bekommen" [1]). Goethe's Werke wurden, nach mancher Störung und Unterbrechung, immer wieder der Trost und die Freude des Jünglings und des Mannes. Er versenkte sich immer mehr in deren geistige Schönheit. Vor allem waren es die Jugendwerke des großen Dichters, die den unauslöschlichsten Eindruck auf Tieck machten [2]). Neben Goethe erfüllte bald Shakespeare die Seele des jugendlichen Dichters. Sein Studium vor allen und daneben das der Spanier, insbesondere des Cervantes, betrieb er auf das eifrigste, nachdem er das Gymnasium absolviert und um Ostern 1792 die Universität zu Halle, im Herbst desselben Jahres die zu Göttingen bezogen hatte.

Wenn nun auch Tieck mit allen diesen Studien gewissermaßen auf dem Wege war zur altdeutschen Poesie, so blieb ihm dieselbe doch noch fremd, bis ein anderer Umstand ihm den Zugang zu ihr erschloß. Tieck's gleichgestimmter Jugendfreund W. H. Wackenroder war noch ein Jahr lang in Berlin geblieben, als Tieck um Ostern 1792 die Universität Halle bezog. In Berlin lebte damals

---

1) L. Tieck's Schriften. Bd. VI. Berlin 1828. Vorbericht S. VI. — 2) Vgl. Tieck's Einleitung zu den Gesammelten Schriften von Lenz Bd. I. Berlin 1828. S. XLIX.

der Prediger Erduin Julius Koch, von dessen „Compendium der deutschen Literaturgeschichte" wir früher gesprochen haben. Von diesem gelehrten Kenner ließ sich Wackenroder Vorlesungen über deutsche Literatur halten, die für seine ganze Richtung von großer Bedeutung wurden [1]). Wackenroder fand nämlich inniges Gefallen an der altdeutschen Poesie und erwähnte dies auch in den Briefen an seinen damals in Göttingen studierenden Freund Tieck. Von dem Collegium, das er beim Prediger Koch hört, schreibt er ihm am 4. December 1792: „Da hab' ich denn manche sehr interessante Bekanntschaft mit altdeutschen Dichtern gemacht und gesehn, daß dies Studium, mit einigem Geist betrieben, sehr viel Anziehendes hat." — „Schon Sprache, Etymologie und Wortverwandtschaften (besonders auch das Wohlklingende der alten Ostfränkischen Sprache) machen das Lesen jener alten Ueberbleibsel interessant. Aber auch davon abstrahiert, findet man viel Genie und poetischen Geist darin" [2]). Tieck, damals noch ausschließlich in den Shakespeare und die Spanier vertieft, muß in seiner Antwort seinen Freund vor den altdeutschen Studien gewarnt haben. Denn in einem folgenden Brief (im Januar 1793) schreibt ihm dieser: „Sei doch nicht bange, daß ich mit der altdeutschen Poesie meinen Geschmack verderbe. Was soll ich anders thun, als mich auf Dinge legen, die meinen Geist mit weniger erhabenen Ideen nähren!" — „Du kennst übrigens sehr wenig von der altdeutschen Literatur [3]), wenn du bloß die Minnesinger kennst. Ueberhaupt ist sie zu wenig bekannt. Sie enthält sehr viel Gutes, Interessantes und Charakteristisches und ist für die Geschichte der Nation und des Geistes sehr wichtig" [4]). Ostern 1793 bezogen die beiden Freunde die Universität Erlangen. Der Sommer, den Tieck hier zubrachte, ward für ihn epochemachend. Die schönen fränkischen Gegenden der Nachbarschaft boten reichen Naturgenuß, und vor allem erfüllte das oft besuchte Nürnberg Tieck und seinen Freund Wackenroder mit

---

1) Rudolf Köpke, Ludwig Tieck, Thl. I, Leipzig 1855, S. 125. — Briefe an L. Tieck, Bd. IV, Breslau 1864, S. 228. — 2) Briefe an L. Tieck IV, S. 228 fg. — 3) So wird zu lesen sein. — 4) Ebend. IV, S. 239.

Begeisterung für alte deutsche Art und Kunst. Hier wurden die Keime gelegt, die dann in den gemeinsamen Schriften der beiden Freunde, in den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" (Berlin 1797), in den „Phantasien über die Kunst" (Hamburg 1799) und in „Sternbalds Wanderungen" (Berlin 1798) aufgiengen: die ersten beiden überwiegend von Wackenroder, der Sternbald von Tieck allein, aber noch in Wackenroder's letztem Lebensjahr von beiden Freunden gemeinsam entworfen [1]). Hier wurde nun in zwiefacher Weise Herz und Auge für die altdeutsche Kunst geöffnet: durch die Aufhebung der Schranken, welche die Kunst in den Bereich eines einzigen Volkes oder einer einzigen Geschmacksrichtung einschließen sollten, und durch die warme Liebe zur deutschen Kunst. Die „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" erhoben ihre Stimme für „Allgemeinheit, Toleranz und Menschenliebe in der Kunst" [2]). „Kunst," heißt es dort, „ist die Blume menschlicher Empfindung zu nennen. In ewig wechselnder Gestalt erhebt sie sich unter den mannigfaltigen Zonen der Erde zum Himmel empor, und dem allgemeinen Vater, der den Erdball mit allem, was daran ist, in seiner Hand hält, duftet auch von dieser Saat nur ein vereinigter Wohlgeruch. Er erblickt in jeglichem Werke der Kunst, unter allen Zonen der Erde, die Spur von dem himmlischen Funken, der, von Ihm ausgegangen, durch die Brust des Menschen hindurch in dessen kleine Schöpfungen übergieng, aus denen er dem großen Schöpfer wieder entgegenglimmt. Ihm ist der gothische Tempel so wohlgefällig als der Tempel des Griechen" [3]). Und so wird dann mit warmer Liebe das Gefühl für die vaterländische Kunst geweckt. Ein „Ehrengedächtniß unsers ehrwürdigen Ahnherrn Albrecht Dürers" beginnt mit den Worten: „Nürnberg! Du vormals weltberühmte Stadt! Wie gerne durchwanderte ich deine krummen Gassen; mit welcher kindlichen Liebe betrachtete ich deine altväterischen Häuser und

---

1) Vgl. Rudolf Köpke, Ludwig Tieck, I. S. 225. — 2) Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders, Berlin 1797, S. 97. — 3) Ebend. S. 100.

Kirchen, denen die feste Spur von unsrer alten vaterländischen Kunst eingedrückt ist! Wie innig lieb' ich die Bildungen jener Zeit, die eine so derbe, kräftige und wahre Sprache führen! Wie ziehen sie mich zurück in jenes graue Jahrhundert, da du, Nürnberg, die lebendigwimmelnde Schule der vaterländischen Kunst warst, und ein recht fruchtbarer, überfließender Kunstgeist in deinen Mauern lebte und webte: — da Meister Hans Sachs und Adam Kraft, der Bildhauer, und vor allen Albrecht Dürer mit seinem Freunde Wilibaldus Pirkheimer, und so viel andere hochgelobte Ehrenmänner noch lebten!" [1]). So wie in den genannten Schriften beide Freunde sich der bildenden Kunst der deutschen Vorzeit zuwandten, so richtete sich gleichzeitig Tieck's Aufmerksamkeit auf die so genannten deutschen Volksbücher. Auch andere neuere Schriftsteller vor ihm hatten deren Stoffe für ihren eigenen Gebrauch verwendet. Aber aus dem Gesichtspunkt der neueren Kultur und Weltansicht hatten sie dieselben in's Komische gezogen. Tieck dagegen erzählte in seinen „Volksmärchen herausgegeben von Peter Leberecht (Berlin 1797") „die Geschichte von den Heymons Kindern, in zwanzig altfränkischen Bildern" mit dem schlichten Ernst der alten Zeit, und er konnte späterhin mit Recht sagen: „Mein Versuch, die gute, alte Geschichte in einer ruhigen, treuherzigen Prosa, die sich aber nicht über den Gegenstand erheben oder ihn gar parodieren will, wieder zu erzählen, war damals der erste in Deutschland" [2]).

Wackenroder nahm auch das gelehrte Studium der altdeutschen Literatur sehr ernst. Er durchsuchte an seinen verschiedenen Aufenthaltsorten die Bibliotheken nach altdeutschen Schätzen und lieferte seinem Lehrer Erduin Koch zahlreiche Nachträge und Berichtigungen zu dessen Compendium der deutschen Literaturgeschichte [3]). Als er am 13. Februar 1798 starb, hinterließ er seinem Freund Tieck die Pflege der altdeutschen Kunst und Literatur als ein heiliges Vermächtniß. Tieck's eigene Poesie hatte sich dem Mittelalter zuge-

---

1) Ebend. S. 109 fg. — 2) L. Tieck's Schriften. Eilfter Band. Berlin 1828. Vorbericht, S. XLIII. — 3) Koch, Compendium der Deutschen Literatur-Geschichte, Bd. II, Berlin 1798, Vorr. S. III.

wendet und auf diesem Boden duftende Blüthen getrieben [1]). Aber der aesthetische Katholicismus, der sich den großen und klaren Entwickelungen der neueren Jahrhunderte feindselig gegenüberstellte, war weder echte Religion, noch wahres Mittelalter. Er mußte deshalb zu mannigfachen gefährlichen Verirrungen führen, sowohl im Leben, als in der Wissenschaft. Aber so wenig er zu billigen war, so trug er doch in jener Zeit dazu bei, die Augen wieder auf die Denkmäler unsrer Vergangenheit zu lenken. Seit dem Jahre 1801 hatte sich Tieck besonders viel mit der altdeutschen Poesie beschäftigt [2]). Eine Frucht dieser Studien waren die „Minnelieder aus dem Schwäbischen Zeitalter neu bearbeitet und herausgegeben von Ludewig Tieck. Berlin 1803." Daß die Uebersetzung Tieck's mit dem Maßstab unsrer jetzigen Kenntnisse gemessen sehr mangelhaft ist, versteht sich von selbst. Aber diesen Maßstab anzulegen, würden wir nur dann berechtigt sein, wenn jemand jetzt noch die Tieck'schen Uebersetzungen empfehlen oder die außerordentlichen Fortschritte läugnen wollte, welche unsre Kenntniß des Altdeutschen seit sechzig Jahren gemacht hat. Daß aber in der damaligen Zeit die Tieck'schen Uebersetzungen eine sehr geachtete Stellung einnahmen, ersehen wir daraus, daß einer der gründlichsten damals lebenden Kenner, Bernhard Docen, das Urtheil fällt: „Diese Nachbildungen (Tieck's), kleine Untreuen abgerechnet, kommen den Originalen unter allen ähnlichen Versuchen am nächsten" [3]). Der Uebersetzung der Minnelieder schickte Tieck eine Einleitung voraus, in welcher er seine Ansichten über die altdeutsche Poesie und ihr Verhältniß zur Poesie anderer Völker und Zeiten niederlegte. „Sehn wir auf eine unlängst verflossene Zeit zurück," heißt es da, „die sich durch Gleichgültigkeit, Mißverständnisse oder das Nichtbeachten der Werke der schönen Künste auszeichnet, so müssen wir

---

1) Wie sich das specifisch katholisirende Element erst allmählich in Tieck's Poesie einnistete, hat H. Hettner, die romantische Schule u. s. w., Braunschweig 1850, S. 36 fg. auseinandergesetzt. — 2) L. Tieck's Schriften. Eilfter Band. Berlin 1828. Vorbericht S. LXXVIII. — 3) Docen im Neuen literarischen Anzeiger 1807, 12. Mai, Sp. 295.

über die schnelle Veränderung erstaunen, die in einem so kurzen Zeitraum bewirkt hat, daß man sich nicht nur für die Denkmäler verflossener Zeitalter interessiert, sondern sie würdigt, und nicht nur mit einseitigem und verblendetem Eifer bewundert, sondern durch ein höheres Streben sich bemüht, jeden Geist auf seine ihm eigene Art zu verstehn und zu fassen und alle Werke der verschiedensten Künstler, so sehr sie alle für sich selbst das Höchste sein mögen, als Theile Einer Poesie, Einer Kunst anzuschauen und auf diesem Wege ein heiliges unbekanntes Land zu ahnden und endlich zu entdecken, von dem alle gerührten und begeisterten Gemüther geweissagt haben, und dem alle Gedichte als Bürger und Einwohner zugehören. Denn es gibt doch nur Eine Poesie, die in sich selbst von den frühesten Zeiten bis in die fernste Zukunft mit den Werken, die wir besitzen, und mit den verlornen, die unsere Phantasie ergänzen möchte, so wie mit den künftigen, welche sie ahnden will, nur ein unzertrennliches Ganze ausmacht" [1]. Die alte Zeit erkläre die neue und umgekehrt. Unsere Kenntniß der italienischen, spanischen, deutschen, englischen und nordischen Poesie lehre uns auch das Alterthum richtiger fassen; „eben wie es unsern Nachkommen vergönnt sein wird, noch tiefer in das Geheimniß zu dringen, wenn die Lieder des Orients ihnen näher gekommen sind" [2]. — „Erfreulich ist es zu bemerken, wie dies Gefühl des Ganzen schon jetzt in der Liebe zur Poesie wirkt. Wenigstens ist wohl noch kein Zeitalter gewesen, welches so viele Anlage gezeigt hätte, alle Gattungen der Poesie zu lieben und zu erkennen (Individuen, die sich oft beim ersten Anblick zu widersprechen scheinen), und von keiner Vorliebe sich bis zur Parteilichkeit und Nichterkennung verblenden zu lassen" [2]. — „Unter diesen günstigen Umständen ist es vielleicht an der Zeit, von neuem an die ältere deutsche Poesie zu erinnern." Man habe zwar seit Opitz und noch häufiger seit Gottsched mannigfache Versuche gemacht, die Aufmerksamkeit auf die altdeutsche Poesie zu lenken. Die Bemühungen Bodmer's,

---

1) Minnelieder — her. von L. Tieck, Berlin 1803, Vorr. S. I, fg. —
2) Ebend. S. III.

Lessing's, Eschenburg's, Moller's, Gräter's, Koch's seien nicht zu verkennen. Aber trotzdem sei das größere Publicum immer noch mit der ältern deutschen Zeit unbekannt geblieben. Die Darstellung der altdeutschen Poesie, welche Tieck hierauf folgen läßt, zeigt trotz aller Unrichtigkeiten, die wir jetzt mit leichter Mühe nachweisen können, wie tief ein verwandter Geist auch bei geringen Hülfsmitteln durch liebevolles Studium in das Wesen der alten Dichtung einzudringen vermochte. Mit richtigem Blick erkennt Tieck die beiden verschiedenen Seiten der altdeutschen Poesie. „Wenn wir das sogenannte Lied der Nibelungen," sagt er, „und die Gedichte ausnehmen, welche zum Heldenbuche gerechnet werden müssen, so waren ohne Zweifel die Dichter der Provence die Vorbilder der Deutschen, Franzosen und Italiener." — „Bei den Provenzalen und Franzosen finden wir zuerst die Gedichte vom Artus, welche die deutschen Minnesänger bald darauf übertrugen und nachahmten." „Früher [1]), und zwar um mehrere Jahrhunderte, muß man das Erste Gedicht von den Nibelungen setzen, bei welchem es eben so vergeblich sein möchte, nach einem einzigen Verfasser zu fragen, als bei der Ilias oder Odyssee. Die Nibelungen sind ein wahres Epos, eine große Erscheinung, die noch wenig gekannt und noch weniger gewürdigt ist, ein vollendetes Gedicht vom größten Umfange. Das Heldenbuch und diejenigen Erzählungen, welche dazu gerechnet werden müssen, haben noch Vieles vom Ton eines epischen Zeitalters; es zeigt sich in ihnen eine Größe und Erhabenheit, die zuweilen sich herabstimmt und in ihren Schilderungen rauh und barbarisch erscheint; viele Erzählungen erinnern an die Nibelungen, auch sind manche wohl aus diesen entstanden, und wenn sie sich nicht zu der reinen Erhabenheit dieses Gedichtes erheben, so tragen sie doch noch viele Spuren einer alten Zeit und ergötzen durch eine starke und männliche Fröhlichkeit, die durchaus dem Gegenstande ihrer Darstellung angemessen ist" [2]). — Tieck's Minnelieder und besonders die eben geschilderte Vorrede dazu machten einen außerordentlichen

---

1) Als das 12. und 13. Jahrhundert. — 2) Ebend. S. VI fg.

Eindruck. Wir werden sehen, wie sie auch für den größten Gelehrten unseres Faches, für Jacob Grimm epochemachend wurden.

August Wilhelm Schlegel. — Friedrich Schlegel.

Wenn Tieck durch die verwandte Art seiner eigenen Poesie sich zur altdeutschen Dichtung hingezogen fühlte, so wurden die Brüder Schlegel durch ihr umfassendes Studium der gesammten Literatur auch dem deutschen Alterthum zugeführt. Wir sehen sie in neuer Weise und mit sehr vervollkommneten Mitteln die Richtung wieder aufnehmen, welcher Herder die Bahn gebrochen hatte. Der ältere der beiden Brüder, August Wilhelm (geboren zu Hannover 1767), war sich dieser Geistesverwandtschaft wohl bewußt, wie wir aus seiner treffenden Schilderung Herder's sehen [1]. Was er Herder nachrühmt, daß „seine Muse gern eine gesellige Dolmetscherin der Zeiten und Völker ist, die allen Zungen nachzusingen und jeden Ton zu treffen weiß" [2]), das gilt in eminenter Weise von A. W. Schlegel selbst. Schon in einer seiner ersten größeren Abhandlungen, in den „Briefen über Poesie, Silbenmaß und Sprache," die er im Jahr 1795 in Schiller's Horen veröffentlichte, spricht er aus, worauf es abgesehen war. Der Kunstrichter soll „sich bis zur Weltgeschichte der Phantasie und des Gefühls erheben." „Welch ein weiter Horizont ist es," ruft er aus, „der alles uns bekannte Schöne der Poesie, was jemals irgendwo unter den Menschen erschien, in sich faßt!" [3]). — Beide Brüder giengen aus von einem gründlichen Studium der griechischen und römischen Literatur. August Wilhelm hatte seine klassischen Studien unter Heyne in Göttingen gemacht; Friedrich war besonders angeregt durch Friedrich August Wolf's Schriften, vor allem durch die im Jahr 1795 erschienenen Prolegomena ad Homerum. An der griechischen Literatur und der geistvollen Behandlung, die sie durch Wolf erfuhr, lernten sie, die Literatur eines Volkes nicht als eine

1) 1797. A. W. von Schlegel's Werke, Leipzig 1846, Bd. X, S. 376 fg. — 2) Ebend. S. 110. — 3) A. W. von Schlegel's Werke, Bd. VII, S. 107.

zufällige Masse beliebiger Schriftwerke, sondern als das organische Erzeugniß des Volkes auffassen, das sie hervorgebracht hat. In diesem Sinn ist F. Schlegel's geistvolle „Geschichte der Poesie der Griechen und Römer“ [1]) geschrieben. Neben dem Studium der Griechen und Römer war es den beiden Brüdern von Anfang an um eine richtige Würdigung der damals in ihrem höchsten Glanze stehenden neueren deutschen Literatur zu thun. In Goethe verehren sie den gebornen Herrscher auf dem Gebiet der deutschen Poesie und suchen sich in dessen Werke immer tiefer einzuleben. Von Schiller's aesthetischen Abhandlungen erfahren sie in ihren theoretischen Ansichten bedeutende Einwirkungen. Auf dem Gebiet der philosophischen Speculation treten sie mit Fichte, dann mit Schelling und Schleiermacher in nahe Beziehung, auf dem der Poesie mit den ihnen verwandten Bestrebungen Tieck's und Hardenberg's. Von den antiken Klassikern ausgegangen, breiten sie ihr Studium der Poesie zunächst auf die Literatur der romanischen Völker aus. Für Dante und Cervantes eröffnen sie ein Verständniß, wie es bis dahin in Deutschland nicht entfernt vorhanden gewesen war. Vor allen aber ist es ein germanischer Dichter: Shakespeare, dem August Wilhelm Schlegel's eifrigstes Studium sich zuwendet. Seine meisterhafte Uebersetzung hat den größten englischen Dichter auch zu einem deutschen Klassiker gemacht.

Alle diese Studien wiesen die Schlegel von verschiedenen Seiten auch auf die altdeutsche Literatur hin. Aber so selbstverständlich, wie heutzutage, muß man sich die Sache nicht denken; und so blieb ihnen denn auch eine eingehendere Beschäftigung mit unsrer eigenen älteren Literatur noch geraume Zeit fern, nachdem sie schon die umfassendsten Studien fremder Geisteswerke, alter wie neuer, gemacht hatten. Zwar einige Kenntniß der mittelhochdeutschen Dichter

---

1) Ersten Bandes erste Abtheilung. Berlin 1798. Ich kann natürlich hier auf diesen Gegenstand nicht näher eingehen und muß deshalb auch das Verhältniß von F. Schlegel's früherer Schrift: „Die Griechen und Römer. Erster Band. Neustrelitz 1797“ zu der „Geschichte der Poesie der Griechen und Römer“ unerörtert lassen.

läßt sich bei A. W. Schlegel schon ziemlich früh nachweisen. In den „Betrachtungen über Metrik", die vor 1798 geschrieben sind, macht er die Bemerkung, daß „bei unsern Minnesängern, wenn wir sie nach der heutigen Aussprache lesen, häufig der Reim, der doch ursprünglich gewiß richtig war, verloren geht" [1]. Ebenso beruft er sich in seiner Beurtheilung der „Beyträge zur weitern Ausbildung der deutschen Sprache", die 1797 in der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung erschien, darauf, daß flexionslose Formen, wie „ein blutend Herz, ein ebern Band", „durch den guten, alten Besitz der Dichter von den Zeiten der Minnesinger bis auf die unsrigen" sich vertheidigen lassen. Aber eine tiefere und eingehendere Beschäftigung mit unsrer alten Literatur schreibt sich bei den Brüdern Schlegel erst aus der Zeit her, als sie mit Tieck und Novalis in nähere Beziehung traten. Wie sich bei ihnen voraus setzen läßt, greifen sie nun die Sache weder als bloße Antiquare, noch als bloße Liebhaber an, sondern mit der Wärme und dem Blick genialer Literaturforscher. Wir sehen dies gleich aus ihren ersten eindringenderen Aeußerungen, die dies Gebiet betreffen. Ein deutscher Edelmann hatte gegen Ende des 18. Jahrhunderts einen Preis von hundert Ducaten auf die Entdeckung der alten Bardengesänge gesetzt, welche Karl der Große hat aufzeichnen lassen. A. W. Schlegel äußert sich darüber im Athenäum 1799 [2]) in einer Weise, die von einer für die damalige Zeit nicht geringen Einsicht in den Gegenstand zeugt. Es solle sich niemand auf die vergebliche Mühe einlassen, sagt er. „Fürs erste haben die alten Germanier keine Barden

1) A. W. von Schlegel's Werke Bd. VII. S. 181. Daß diese „Betrachtungen über Metrik. An Friedrich Schlegel" vor 1798 geschrieben sind, ergibt sich daraus, daß der Verf sie für das Gespräch: „Die Sprachen," bereits benutzt hat, womit das erste Heft des Athenäums (erschienen zur Ostermesse 1798) eröffnet wurde. Vgl. z. B. A. W. von Schlegel's Werke VII, S. 159 mit S. 211; oder S. 170 mit S. 217. — 2) Athenäum. Eine Zeitschrift von A. W. Schlegel und F. Schlegel, Zweiter Band, Zweites Stück, Berlin 1799, S. 306 fg. Wieder abgedruckt in A. W. von Schlegel's Werken, Bd. XII, Leipzig 1847, S. 39 fg.

gehabt, folglich auch keine Bardengesänge. Das Wort Barde ist gallisch, und die heillose Verwirrung der gallischen Völkerschaften mit den germanischen unter der griechischen Benennung der Celten ist schon längst für ungültig erkannt." — „Aber wie, wenn der Inhalt der auf Karl's Befehl aufgeschriebnen Lieder, in einer späteren Bearbeitung wirklich auf uns gekommen, schon längst bekannt, und das Nachsuchen also doppelt vergeblich wäre? Das Lied der Nibelungen bezieht sich auf burgundische Geschichten aus dem fünften Jahrhundert; Johannes Müller (in der Beurtheilung der Müller'schen Ausgabe in den Götting. Anz. vom J. 1783) glaubt, die Grundlage der Fabel sei schon zu Karl's des Großen Zeiten vorhanden gewesen. Wirklich deutet die herbe Wildheit dieser kolossalischen Dichtungen auf hohes Alterthum; das eigentlich Ritterliche kann ihnen in der Behandlung aus dem Zeitalter der Minnesinger, die wir besitzen, erst angebildet sein." In der letzten Zeit seines Jenaer Aufenthalts und zu Berlin, wohin er im Jahr 1802 auf längere Zeit übersiedelte, beschäftigte sich A. W. Schlegel eifrig mit dem Studium der altdeutschen Literatur. Wir sehen dies aus den eingehenden und oft sehr treffenden Bemerkungen, die er in seinen Briefen an Tieck macht über dessen Minnelieder [1]), über das Metrum der Nibelungen, in welchem er „den längeren Vers am Schluß der vierten Zeile als durchaus wesentlich" erkennt [2]), über den lateinischen Walther von Aquitanien, dessen nahen Zusammenhang mit dem Nibelungenlied er sieht und von dem er sagt, daß er zwar nicht so alt sei, als der Herausgeber will, „aber immer noch viel älter als unser heutiger Text der Nibelungen." „Was aber mir das Wichtige dabei scheint", fügt er hinzu, „ist die über allen Zweifel einleuchtende Gewißheit, daß der lateinische Verfasser nach einem deutschen Gedicht im Styl und aus dem Zeitalter der Nibelungen gearbeitet und solches bloß mit Virgilischen Phrasen zugestutzt" [3]). Auf Grundlage dieser Studien hielt

1) Briefe an L. Tieck, her. von K. v. Holtei, Bd. III, Breslau 1864, S. 285 fg. — 2) Berlin 13. März 1804. Ebend. S. 292. — 3) Berlin d. 8. Febr. 1804. Ebend. S. 289.

A. W. Schlegel in den Jahren 1802 und 3 zu Berlin seine Vorlesungen über das Mittelalter [1]) und über Geschichte der deutschen Poesie. Er erstattete darin namentlich auch Bericht über das Lied der Nibelungen und machte damit einen bedeutenden Eindruck auf die sehr zahlreiche Versammlung. Unter den Zuhörern befand sich auch Friedrich Heinrich von der Hagen, der nachherige Herausgeber der Nibelungen, der eben durch diesen Vortrag Schlegel's zu seinem Unternehmen angeregt wurde [2]).

Friedrich Schlegel, der jüngere der beiden Brüder, (geboren zu Hannover 1772), machte sich erst etwas später mit der altdeutschen Literatur bekannt, als sein älterer Bruder. Seine frühesten Schriften zeigen noch eine vollständige Unkenntniß derselben. Dann aber, im Bunde mit seinem Bruder, mit Tieck und Novalis wird er mächtig von der alten deutschen Kunst und Dichtung ergriffen. Unter seinen im Athenäum 1800 veröffentlichten „Ideen", die sich durch Geist und Tiefsinn nicht weniger auszeichnen, als durch widerwärtige Paradoxien, findet sich die Aeußerung: „Der Geist unsrer alten Helden deutscher Kunst und Wissenschaft muß der unsrige bleiben, so lange wir Deutsche bleiben. Der deutsche Künstler hat keinen Charakter oder den eines Albrecht Dürer, Keppler, Hans Sachs, eines Luther und Jacob Böhme. Rechtlich, treuherzig, gründlich, genau und tiefsinnig ist dieser Charakter, dabei unschuldig und etwas ungeschickt. Nur bei den Deutschen ist es eine Nationaleigenheit, die Kunst und die Wissenschaft bloß um der Kunst und der Wissenschaft willen göttlich zu verehren" [3]). Und in dem „Gespräch über die Poesie", das sich in demselben Jahrgang des Athenäums findet, knüpft Friedrich Schlegel die größten Hoffnungen für die deutsche Poesie daran, daß die Deutschen „auf die Quellen ihrer eignen Sprache und Dichtung zurückgehn und die alte Kraft, den hohen Geist wieder frei machen,

---

1) S. Deutsches Museum, her. von F. Schlegel, Bd. II, Wien 1812, S. 432 fg. — 2) A. W. Schlegel in F. Schlegel's Deutschem Museum Bd. I. Wien 1812, S. 16. Vgl. Briefe an L. Tieck, Bd. III, S. 290. — 3) Athenäum, Band III. Stück 1, Berlin 1800, S. 25.

der noch in den Urkunden der vaterländischen Vorzeit vom Liede der Nibelungen bis zum Flemming und Weckherlin bis jetzt verkannt schlummert" [1]).

Im Jahr 1802 unternahm Friedrich Schlegel eine Reise nach Paris. Seit dieser Zeit vorzüglich wandte er der Literatur und Kunst des Mittelalters, besonders der altdeutschen Poesie und Sprache seine Aufmerksamkeit und Liebe zu [2]). Im ersten Heft der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Europa" schildert er uns die Eindrücke seiner Reise. Wir erkennen daraus, wie tief Schlegel von dem damaligen Elend des deutschen Volkes ergriffen war und wie er den Blick auf dessen ruhmvolle Vergangenheit richtete und aus ihr neue Hoffnung für die Zukunft schöpfte. Der wunderbar schöne Anblick der Wartburg ruft in ihm die Erinnerung an die Zeiten wach, „da die Poesie hier in voller Blüte stand und durch ganz Deutschland das allgemeine Element des Lebens, der Liebe und der Freude war. Nur der Rhein hat noch einen gleichen Eindruck auf mich machen können." — „Wenn man solche Gegenstände sieht, so kann man nicht umhin, sich zu erinnern, was die Deutschen ehedem waren, da der Mann noch ein Vaterland hatte" [3]). Nach einem begeisterten Preis des frischen und poesiereichen Lebens, das „die Ritter, die Alten, die Männer des herrlichen Landes" auf Berges Höhen und in Waldesgrüne führten, fährt er fort: „Diese Poesie ist nun verschwunden und auch die Tugend, die mit derselben verschwistert war. Statt des Furor Tedesco, dessen in den italienischen Dichtern so oft erwähnt wird, ist nun die Geduld unsere erste Nationaltugend geworden und nebst dieser die Demuth zum Gegensatz jener ehedem herrschenden Gesinnung, wegen welcher noch zur Zeit Kaiser Karl des Fünften ein Spanier, der mit ihm dieses Land durchreiste, die Deutschen los fieros Alemanes nennt. Aber was uns betrifft, so wollen wir fest halten an dem Bilde

1) Athenäum, Band III. Stück 1, Berlin 1800, S. 96. — 2) Fr. Schlegel, Geschichte der alten und neuen Litteratur. Erster Thl. Wien 1815, Vorr. S. XI. — 3) Europa. Eine Zeitschrift. Herausgeg. von Friedrich Schlegel. Ersten Bandes Erstes Stück. Frankfurt a. M. 1803. S. 7.

oder vielmehr an der Wahrheit jener großen Zeiten und uns nicht verwirren lassen durch die gegenwärtige Armseligkeit, unter welcher dieses große Volk nicht weniger erliegt, wie andere minder bedeutende. Vielleicht wird der schlummernde Löwe noch einmal erwachen und vielleicht wird, wenn wir es auch nicht mehr erleben sollten, die künftige Weltgeschichte noch voll sein von den Thaten der Deutschen" [1]. — In Paris sind es hauptsächlich zwei Gegenstände, die Friedrich Schlegel's Thätigkeit in Anspruch nehmen. Erstens und vor allem das Studium der orientalischen Sprachen und zweitens die Betrachtung und Erforschung der mittelalterlichen Kunst. Die epochemachenden Ergebnisse von Schlegel's orientalischen Studien, die durch die Einführung des Sanskrit in den Kreis der deutschen Wissenschaft auch für die germanische Philologie von so tiefgreifender Bedeutung wurden, besprechen wir später in einem besonderen Abschnitt. Aber auch die andere Seite von Schlegel's Bestrebungen, die Erforschung der mittelalterlichen Kunst, die ihn nicht bloß während des Pariser Aufenthaltes, sondern auch in den folgenden Jahren in Anspruch nahm, hat für die deutsche Geistesgeschichte einen sehr wichtigen Anstoß gegeben. Die großartige Vereinigung von Kunstschätzen, die in jenen Jahren zu Paris stattfand, veranlaßte Schlegel, seine früheren Dresdner Kunststudien wieder aufzunehmen. Er wandte sich vorzüglich den älteren Italienern und dann mit wachsender Vorliebe den altdeutschen Malern zu. Die Nachrichten von Gemälden in Paris, die er in seiner Europa gab, und die er dann in derselben Zeitschrift auch über die Niederlande und Köln ausbreitete, haben einen wesentlichen Antheil an der Gründung der seitdem so reich erblühenden deutschen Kunstgeschichte. Schon lange zwar hatten die Antiquare sich mit den deutschen Kunstalterthümern sammelnd und beschreibend abgegeben. Aber wenn es sich um eine sinnvolle Auffassung, um die künstlerische Würdigung und um die geschichtliche Erforschung der altdeutschen Kunst handelte, so konnte Schlegel damals (1803) mit Recht sagen: Die altdeutsche Malerschule ist noch so gut als völlig

1) Ebend. S. 11.

unbekannt[1]). Schlegel versenkte sich mit gleicher Liebe in den „unergründlichen und verwickelten Tiefsinn“ des Albrecht Dürer, wie in die entwickelte Formvollendung des Holbein. Was aber vor allem epochemachend wurde in seinen kunstgeschichtlichen Betrachtungen, war, daß er die Größe Johann's van Eyck erkannte und ihn an die Spitze der deutschen Malerei stellte, deren Geschichte durch die „bestimmte und äußerst einfache Stufenfolge des Eyck, Dürer und Holbein“ bezeichnet werde. Neben Eyck wird hier zum erstenmal dem deutschen Publicum der Preis des „Hemmelink“ verkündet[2]). Eine neue wichtige Erweiterung bekommen dann Schlegel's Kunstanschauungen, als er in Köln die reichen Schätze der dortigen Malerschule kennen lernt, und vor allem erhält das eben damals wieder auftauchende, jetzt so berühmte Dombild die höchsten Lobsprüche[3]). — Wie für die Malerei, so sind für die altdeutsche Baukunst Friedrich Schlegel's Anregungen von nachhaltiger Wirkung gewesen. Wir haben früher erzählt, wie unser größter Dichter in seinen jüngeren Jahren der begeisterte Verkünder unsrer alten Baukunst und ihrer Herrlichkeit wurde. Wir haben aber auch gesehen, wie so ganz er in späterer Zeit von diesen Anschauungen seiner Jugend zurückkam; und in diese Periode der ausschließlichen Vergötterung des Griechischen von Seite der Weimarischen Kunstfreunde fällt die neue Wiederbelebung des Sinns für altdeutsche Baukunst durch Friedrich Schlegel. Seine Ansichten darüber hat er ausgesprochen in seinem Poetischen Taschenbuch für das Jahr 1806. Die Stadt Köln mit ihren Kunstdenkmälern aus einer langen Reihe von Jahrhunderten liefert ihm vor allen den Stoff zu seinen Betrachtungen. Wir können hier nicht näher eingehen auf Schlegel's Versuche, die Formen der altdeutschen Baukunst zu den

1) Europa Band II. Stück 2, S. 2. — 2) Europa, Band II, Stück 2, S. 36 fg. Vgl. die schon frühere rühmende Erwähnung des „alten Maler Hemmerlink“ ebend. Band I, Stück 1, S. 154. — 2) Ebend. Bd. II, Stück, 2, S. 134. fg. — Einige starke Uebertreibungen würde man dem ersten Enthusiasmus noch lieber zu gute halten, wenn sie nicht bereits mit irrigen Ansichten in naher Beziehung stünden.

ten und ihren Ursprung zu erklären. Die Hauptsache war, daß er von der großartigen Schönheit des Kölner Doms wirklich tief ergriffen war und seine Gefühle in begeisterten Worten aussprach.

In mehr als Einer Beziehung sehen wir die Einsicht in unsre deutsche Vorzeit auch durch besondre Forschungen A. W. und F. Schlegel's gefördert. Aber das Wichtigste an ihrer Thätigkeit war, daß sie den Sinn für unsre Kunst wecken halfen; daß sie, die gründlichen Kenner alter und neuer Literatur, die von den Meisten verachteten Reste unsrer Vorzeit in ihrer hohen Bedeutung anerkannten. — Wenn wir nun mit unbefangenem Blick die großen Verdienste der Brüder Schlegel hervorheben, so sind wir doch weit entfernt, ihre Mißgriffe und Verirrungen in Schutz nehmen zu wollen. Die Brüder Schlegel erkannten den hohen Werth der mittelalterlichen Literatur und Kunst und bekämpften mit überlegenem Geist die Vorurtheile, welche Unwissenheit und Seichtigkeit gegen die großen Erscheinungen des Mittelalters hegten. Aber sie übersahen oder verschwiegen die abschreckenden Schattenseiten des Mittelalters [1]) und verkannten die unschätzbaren Vorzüge, durch welche sich trotz aller ihrer Gebrechen die neuere Zeit vor dem Mittelalter auszeichnet. So versenkte sich endlich Friedrich Schlegel mit solcher Ausschließlichkeit in die Anschauungen des Mittelalters, daß er (1808) auch dessen religiösen Glauben annahm und auf kirchlichem, wie auf politischem Gebiet die Schöpfungen und Bestrebungen der neueren Jahrhunderte bekämpfte.

Ganz anders als sein Bruder Friedrich verhielt sich A. W. Schlegel zu den Erscheinungen des Mittelalters. In einer späteren Schrift: „Berichtigung einiger Mißdeutungen, Berlin 1828" [2]), hat er sich über sein Verhältniß zum Katholicismus ausgesprochen.

---

1) Wo sich eine Hindeutung auf die Schattenseiten des Mittelalters nicht vermeiden läßt, da wird sie doch möglichst gedämpft und durch das umgebende Licht überstrahlt. So z. B. in A. W. Schlegel's Vorlesung über das Mittelalter, gehalten im J. 1803 und abgedruckt in Fr. Schlegel's Deutschem Museum Bd. II, Wien 1812, S. 432 fg. Vgl. das. S. 158. — 2) Wieder abgedruckt in A. W. Schlegel's Werken, Bd. VIII, Berlin 1846, S. 220—284.

So manchen harten und ungerechtfertigten Ausspruch über die neuere Zeit, den er früherhin gethan, hat er hier zurückzunehmen. Was aber die Stellung zur mittelalterlichen Literatur und Kunst betrifft, die er in diesen später abgelegten Bekenntnissen einnimmt, so läßt sich nachweisen, daß sie schon in den Erzeugnissen seiner jüngeren Jahre wesentlich dieselbe war. Er lehnt nämlich die Zumuthung ab, daß man entweder den religiösen Glauben des Mittelalters annehmen oder die Kunsterzeugnisse, die aus diesem Glauben hervorgegangen sind, verwerfen müsse. Der Protestant befinde sich vielmehr den mittelalterlichen Kunstwerken gegenüber in einer ganz ähnlichen Stellung, wie der Christ überhaupt den Erzeugnissen des klassischen Alterthums. Hier falle es keinem ein, den Bewunderern der griechischen Plastik zuzumuthen, entweder die Werke der antiken Künstler zu verwerfen, oder zu den olympischen Göttern zu beten [1]). Ganz denselben Gedanken, den er hier im Jahr 1828 äußert, spricht A. W. Schlegel bereits einunddreißig Jahre früher in der Beurtheilung von Wackenroder's Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders aus, die er im Jahrgang 1797 der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung veröffentlichte. „Wenn wir," heißt es hier, „der Forderung gemäß, daß der Betrachter sich in die Welt des Dichters oder Künstlers versetzen soll, sogar den mythologischen Träumen des Alterthums gern ihr luftiges Dasein gönnen, warum sollten wir nicht, einem Kunstwerke gegenüber, an christlichen Sagen und Gebräuchen einen näheren Antheil nehmen, die sonst unsrer Denkart fremd sind?" [2]).

Die Niederwerfung Deutschlands durch die Franzosen in den Jahren 1805 und 1806 und das Erwachen der deutschen Gesinnung. Fichte. Arndt. Jahn.

Nachdem durch die Schlacht bei Austerlitz Oestreich, durch die bei Jena Preußen in den Staub geworfen und durch den Friedensschluß zu Presburg (1805) die Macht Oestreich's, durch den zu

1) Berichtigung einiger Mißdeutungen 1828. A. W. Schlegel's Werke VIII, S. 223—226. — 2) A. W. Schlegel's Werke X, S. 365 fg.

Tilsit (1807) die Macht Preußen's gebrochen war, schien jeder Widerstand gegen den französischen Unterdrücker für immer unmöglich gemacht. Aber gerade in dieser Zeit des schwersten Unglücks zeigte sich die unerschöpfte Lebenskraft des deutschen Volkes. Die Helden der Befreiungskriege schufen die Heere, mit denen sie dann den französischen Zwingherrn aus dem Felde schlugen, und der größte deutsche Staatsmann gab Preußen eine neue politische Grundlage. In dieser Zeit der größten Zerrissenheit und scheinbaren Vernichtung unsres Vaterlandes erwachte in den kräftigsten und edelsten Geistern unseres Volkes nur um so lebhafter das Gefühl der deutschen Gemeinsamkeit. Je trostloser aber die politische Gegenwart war, um so mehr mußte sich der Blick auf die gemeinsamen geistigen Güter richten, welche dem deutschen Volke noch geblieben waren und an welche sich die Hoffnung der künftigen Auferstehung knüpfen ließ. Vor allem ist es die deutsche Sprache, die man als das gemeinsame Band erkennt und preist, das alle deutschen Stämme umschlingt. Denn wäre sie nicht gewesen, woran hätten sich die Deutschen, die sich damals in erbittertem Kampfe gegenüberstanden, jemals wieder als Genossen Eines Volkes erkennen sollen? Zugleich aber richtete sich der Blick aus der trüben Gegenwart auf die großen Zeiten der deutschen Vergangenheit. Man erinnerte sich, was das deutsche Volk in früheren Tagen gewesen, welche Stellung es eingenommen, was es seit ältester Zeit für die Menschheit geleistet habe.

Unter den Männern, die in jener trüben Zeit das deutsche Volk durch ihr Wort aufgerichtet und ihm seine große Bestimmung in leuchtenden Zügen vorgehalten haben, sind in erster Linie zu nennen: Johann Gottlieb Fichte, Ernst Moritz Arndt und Friedrich Ludwig Jahn. Wir haben hier nicht die Aufgabe, das Leben und die Thätigkeit dieser Männer zu schildern. Wir müssen uns vielmehr begnügen, darauf hinzuweisen, daß einerseits die Belebung des deutschen Sinnes auch unsrer Wissenschaft zu gute kam, und daß andrerseits gerade diese Herolde der deutschen Freiheit den unschätzbaren Werth der deutschen Sprache hervorhoben. In Fichte's Reden an die deutsche Nation handelt die vierte

vorzugsweise von der deutschen Sprache; und so wenig wir auch so manche von Fichte's hier geäußerten Ansichten unterschreiben können, so folgen wir doch mit Freude den lebendigen und tiefsinnigen Betrachtungen des genialen Mannes. Der Deutsche, meint er, rede eine bis zu ihrem ersten Ausströmen aus der Naturkraft lebendige Sprache, dagegen seien die neulateinischen Sprachen von den Völkern, die sie sprechen, nur angelernt und deshalb bloß auf der Oberfläche sich regend, in der Wurzel aber todt. „Welchen unermeßlichen Einfluß auf die ganze menschliche Entwicklung eines Volks," sagt er, „die Beschaffenheit seiner Sprache haben möge, der Sprache, welche den Einzelnen bis in die geheimste Tiefe seines Gemüths bei Denken und Wollen begleitet, und beschränkt oder beflügelt, welche die gesammte Menschenmenge, die dieselbe redet, auf ihrem Gebiete zu einem einzigen gemeinsamen Verstande verknüpft, welche der wahre gegenseitige Durchströmungspunkt der Sinnenwelt und der der Geister ist und die Enden dieser beiden also in einander verschmilzt, daß gar nicht zu sagen ist, zu welcher von beiden sie selber gehöre; wie verschieden die Folge dieses Einflusses ausfallen möge, da wo das Verhältniß ist wie Leben und Tod, läßt sich im Allgemeinen errathen [1]).

Einen wie hohen Werth Arndt auf die Sprache eines Volkes legt, ist zu bekannt, um einer näheren Erörterung zu bedürfen. In seinem berühmtesten Liede hat er seiner Ansicht den kürzesten Ausdruck gegeben. „So weit die deutsche Zunge klingt," das ist des Deutschen Vaterland. So sang Arndt in den ersten Monaten des Jahres 1813, zu einer Zeit, als Deutschland von der Karte Europa's verschwunden war. Die Sprache und ihre innige Verflechtung mit dem Dasein der Völker hat Arndt während des ganzen Verlaufs seiner langen Schriftstellerlaufbahn immer von neuem beschäftigt. Schon eine seiner frühesten Schriften waren die „Ideen über die höchste historische Ansicht der Sprache (Rostock 1805)." Aus der Zeit von Arndt's erfolgreichster Thätigkeit wollen wir nur

1) Reden an die deutsche Nation durch Johann Gottlieb Fichte, Neue Aufl. Leipzig 1824, S. 108.

hinweisen auf die treffenden Bemerkungen, die in seiner Schrift: „Ueber Volkshaß und über den Gebrauch einer fremden Sprache. 1813“ [1]), enthalten sind. „So ist jede Sprache der Ausdruck jedes Volkes,“ sagt er hier [2]), „eine gleichsam in beweglichen Typen ausgedrückte leserliche Geschichte seines Lebens und Wesens. Auf diese Weise sieht sie der Erforscher und Erkunder eines Volkes an. Das Volk selbst aber muß seine Sprache als seine älteste Ueberlieferung und als sein heiligstes Heiligthum ehren und bewahren: seine Sprache ist auch seine früheste Geschichte und sein frühestes Leben, und sein jüngstes Leben kann nur ein würdiges und glückliches Leben werden, in wie fern es mit dem frühesten Geist dieser seiner Sprache in Uebereinstimmung ist, so wie man nur denjenigen einen glückseligen Mann nennen kann, dessen Jugend und Mannesalter mit seiner Kindheit in Gleichmaß und Uebereinstimmung fortgebildet ward.“ Nur Einen Zug in Arndt's Wesen möchte ich noch hervorheben, weil er gerade auch für die Art, wie Arndt auf die germanische Philologie eingewirkt hat, von Bedeutung war. Es ist dies seine liebevolle Beschäftigung mit den skandinavischen Völkern. Als ein genauer Kenner ihrer gegenwärtigen Zustände übersieht er die Verschiedenheit zwischen ihnen und den Deutschen nicht. Aber „verwandt,“ sagt er, „sind wir allerdings dem Norden sehr durch die Sprache, worin sich, wie in einer geistigen Kapsel, auch der gemeinsame Kern von Sinn, Art und Streben der Völker am sichersten zu bewahren pflegt“ [3]). Außer mit seinen lieben Deutschen hat er sich mit keinem Volke so zusammengelebt wie mit den Nordgermanen der skandinavischen Halbinsel. Es ist das Reingermanische, was ihn anzieht, und überdies der gemeinsame Protestantismus. „Es lag auch wohl von jeher ein gewisser Prote-

1) Ohne Ort. Wieder abgedruckt in E. M. Arndt's Schriften für und an seine lieben Deutschen. Erster Theil, Leipzig 1845, S. 353—453, doch ohne die Beilagen der früheren Ausgabe. 2) S. 33. Schriften I, S. 384. — 3) E. M. Arndt, Versuch in vergleichender Völkergeschichte, Leipzig 1843, S. 329.

stantismus," meint er, „lange vor Doctor Martin in dem kühleren, ernsteren und freieren Sinn der nordischen Menschen" [1]).

Friedrich Ludwig Jahn (geboren im Jahr 1778 zu Lanz in der Priegnitz gestorben 1852 zu Freiburg an der Unstrut) hat nicht nur durch sein Wort, sondern mehr noch durch die That zur Kräftigung des deutschen Volkes mitgewirkt, indem er der eigentliche Gründer des deutschen Turnwesens wurde. Wir haben ihn und seine Gründung hier nur von Seiten ihrer Verbindung mit den deutschen Sprach- und Alterthumsstudien zu betrachten; aber gerade diese Seite ist von nicht geringer Bedeutung. Jahn selbst war von Hause aus Sprachforscher. Als er während seiner Universitätsstudien zu Halle (1796—1800) Mitglied von Friedrich August Wolf's philologischem Seminar war, pflegte dieser Jahn's „Sprachinstinkt" zu rühmen [2]). Schon bevor er Gründer des Turnwesens wurde, trat Jahn mit einer philologischen Schrift auf: „Bereicherung des Hochdeutschen Sprachschatzes versucht im Gebiethe der Sinnverwandtschaft, ein Nachtrag zu Adelung's und eine Nachlese zu Eberhard's Wörterbuch von F. F. L. Ch. Jahn. Leipzig 1806," und durch seine ganze Schriftstellerei, sowohl durch das Deutsche Volksthum (Lübeck 1810) als die Deutsche Turnkunst (Berlin 1816) und seine späteren Schriften (Neue Runenblätter. Naumburg 1828. — Merke zum Deutschen Volksthum. Hildburghausen 1833) zieht sich diese philologisch-linguistische Ader. Wir kennen die so oft verspotteten Seltsamkeiten und Schroffheiten Jahn's so gut, wie ein Anderer, und sind weit entfernt, sie in

1 Ebend. S. 344. Arndt's Bedeutung für die germanische Philologie besteht nicht in seinen Leistungen auf dem Gebiet der Sprachforschung, sondern in seiner begeisterten Erweckung des deutschen Sinnes. Daß er als Sprachforscher, trotz so manches tiefsinnigen und geistvollen Gedankens, doch im Ganzen die Art und Weise seiner Zeitgenossen theilte, das ersieht man aus seiner Abhandlung: „Fragen und Antworten aus teutschen Alterthümern und teutscher Sprache" im Jahrbuch der Preußischen Rhein-Universität. I. Bandes II. u. III. Heft. Bonn 1819. S. 99—158. — 2) Friedrich Ludwig Jahn's Leben. Von Dr. Heinr. Pröhle. Berlin 1855. S. 9.

Schutz nehmen zu wollen; aber wir lassen uns dadurch nicht blind machen für seine Tüchtigkeit. Jahn hat einen lebendigen Sinn für das Volk, seine Denkweise und seine Sprache. Schon im Deutschen Volksthum (1810) dachte er an eine Sammlung der deutschen Volksmärchen und Sagen. „Wer sie erzählen will," sagt er, „darf nicht mit Fremdheiten überladen, wie Musäus; muß einfältig vortragen wie Stilling und hochgebildet sein wie Goethe" [1]). Vortrefflich spricht Jahn in der Vorrede zur Deutschen Turnkunst (1816) über den Werth der Mundarten. Sie sind „keineswegs für bloße Sprachbehelfe zu halten, für Ausdrucksweisen von niederm Range, die nur annoch in einem Versteck und Schlupfwinkel des Sprachreichs aus Gnade und Barmherzigkeit Duldung genießen. Im Gegentheil sind sie nach altem wohlhergebrachten Recht in irgend einem Gau auf Grund und Boden erb- und eingesessen." „Ihre Wohlhabenheit ist der wahre Sprachreichthum. Ihr beschränkter Bereich ist Samenbet, Gehäge und Schonung von kräftigem Nachwuchs." „Die Gesammtsprache hat hier Fundgruben und Hülfsquellen, die wahren Sparbüchsen und Nothpfennige des Sprachsatzes" [2]). — Jahn hat sich in den deutschen Schriftwerken der verschiedensten Jahrhunderte umgesehen und vieles Treffende daraus seinem treuen Gedächtniß eingeprägt. Legt man aber an seine eigentlich linguistischen Anläufe den Maßstab der strengen Wissenschaft, so wird man sich vor allem zu erinnern haben, daß seine Bildung vor die Zeit des großen Umschwungs fällt, den die germanische Sprachforschung durch Grimm's Grammatik erfahren hat. In seinen späteren Schriften hat Jahn die Trefflichkeit von Grimm's Leistungen nicht verkannt [3]), aber sich in eine ganz neue Bahn zu finden, war ihm so wenig gegeben, wie seinem älteren Mitkämpfer Ernst Moritz Arndt. Wir werden deshalb in Jahn's

---

1) Deutsches Volksthum, Lübeck 1810, S. 391. — 2) Die deutsche Turnkunst, Berlin 1816, Vorbericht S. XLI fg. — 3) Neue Runen Blätter, Naumburg 1828 Vorr. S. VII; obwohl ihm „der treffliche Grimm" in seinen grammatischen Kunstwörtern „unnöthig und über Gebühr lateinenzet." Vgl. auch ebend. S. VI.

Etymologien nichts Anderes erwarten, als in denen seiner meisten Altersgenossen: neben manchem geistreichen Blick ein regelloses und willkürliches Tasten und Rathen. Aber durch alle Willkür seiner Sprachforschung und durch alle Seltsamkeiten seiner eigenen Wortbildungen bricht öfters ein bewundernswerther Sprachsinn, der den Nagel auf den Kopf trifft. Eben deswegen haben sich manche Ausdrücke Jahn's trotz aller dagegen erhobenen Einwendungen unaufhaltsam Bahn gebrochen. Weder politische, noch linguistische Bedenken haben vermocht, der von Jahn eingeführten Benennung „turnen" das Bürgerrecht zu entziehen. Und die Wörter: Volksthum, volksthümlich, Volksthümlichkeit, sind bereits so fest mit unserem übrigen Sprachschatz verwachsen, daß die Meisten sich wundern werden, wenn sie hören, daß diese Wörter erst in unsrem Jahrhundert von Jahn geschaffen worden sind. Und doch sagt Jahn selbst noch in seinem 1810 erschienenen Deutschen Volksthum [1]: „Uebrigens traue ich den deutschen Zeitgenossen so viel zu von dem, was in den Neubildungen Volksthum, volksthümlich und Volksthümlichkeit liegt, daß sie diese drei Versuche nicht anstößig finden" [2]. — Was Jahn's Thätigkeit eine so hohe Bedeutung gibt, war die innige Verbindung des Turnens mit der vaterländi-

1) S. 376. — 2) Grimm, Gramm. II, S. 491 erklärt die Bildung Volksthum für unorganisch, und Manche haben sich dadurch bestimmen lassen, Volkthum, volkthümlich zu sagen. Aber Grimm selbst kann nicht umhin, an der angeführten Stelle fortzufahren: „fürstenthum gilt aber allgemein für fürstthum." Das heißt: Die Zusammensetzungen mit thum sind zwar sonst eigentliche Compositionen, die den Stamm des ersten Worts mit dem zweiten verbinden (wie Herzogthum, Königthum u. s. w.); das Neuhochdeutsche bedient sich aber des Wortes thum doch auch zu uneigentlichen Compositionen, d. h. solcher, in welchen dies Wort einem Casus des vorangehenden Wortes angefügt ist, so dem schwach declinierten der fürst, des fürsten. Fürsten-thum ist gebildet, wie Fürsten-stuhl, Fürstenkind u. s. f. So wie nun hier ein schwacher Genetiv in einem Compositum mit thum steckt, so in Volks-thum ein starker. Das Eine ist nicht unorganischer, als das Andere; und wir haben mithin nicht nöthig, von der Form abzugehen, die der Schöpfer des Wortes ihm gegeben hat.

schen Gesinnung. Die Jugend rüstig und wehrhaft zu machen zum Kampf für das Vaterland, das war sein Ziel. Und so gut und echt preußisch Jahn gesinnt war, so faßte er doch nicht ein beschränkt preußisches, sondern das ganze deutsche Vaterland in's Auge. Bei aller Bewunderung der preußischen Heldenthaten, wie sie die Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts so glänzend verzeichnet, drang sein Blick doch weiter zurück in die großartige Vergangenheit des deutschen Volkes. Deutsche Jünglinge und Männer wollte er bilden rüstig an Seele und Leib und erfüllt von Begeisterung für das deutsche Vaterland. Wie er selbst, so sollten seine Turner ihr Vaterland kennen lernen in seiner thatenreichen Geschichte, in seinen Sitten und Einrichtungen, in der uralten Herrlichkeit seiner Sprache und seiner Geisteserzeugnisse. Die Eröffnung des Berliner Turnplatzes im Frühling 1811 steht deshalb in engster Beziehung zu der warmen Aufnahme, welche damals die altdeutschen Studien in Berlin fanden. Schon die frühere Thätigkeit der Romantiker hatte den Boden bereitet. In Berlin hatte A. W. Schlegel in den Jahren 1802 und 3 seine Vorlesungen über Literatur, Kunst und Geist des Zeitalters und über das Mittelalter gehalten; und hier trat an der eben gegründeten Universität im Jahr 1810 F. H. von der Hagen als Lehrer der altdeutschen Sprache und Literatur auf. Friedrich Friesen aus Magdeburg, Jahn's reichbegabter Genosse bei der Ausbildung des Turnwesens, war „bei Fichte ein fleißiger Zuhörer gewesen, und bei Hagen in der Altdeutschen Sprache“ [1]. Als dann Hagen im Jahr 1811 nach Breslau versetzt wurde, trat statt seiner August Zeune (geb. zu Wittenberg 1778, † 1853) mit seinen Vorlesungen über das Nibelungenlied auf. Sein Hörsaal war gefüllt von Jahn's Turnern, und die kleine Handausgabe des Nibelungenliedes, die Zeune einige Jahre später (Berlin 1815) herausgab, ist neben anderen „Richterstimmen“ durch Jahn's Worte eingeführt: „Der Nibelungenhort ist das Nibelungenlied“ [2]. Den wissenschaftlichen Werth

1) Jahn, in der meisterhaften Schilderung Friesen's im Vorbericht zur Deutschen Turnkunst (Berlin 1816) S. VII. — 2) Auf der Rückseite des Titelblattes.

von Zeune's Ausgabe wird niemand hoch anschlagen, so wenig als die ersten Anfänge der von Jahn, Zeune und Anderen 1815 gestifteten Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache [1]: aber das war es auch nicht, worauf es damals ankam. Die lebendige Begeisterung für Deutschlands alte Herrlichkeit sollte den Muth stählen für die Erkämpfung einer bessern Zukunft. Max von Schenkendorf hat dieser Stimmung Worte gegeben in seinem ergreifenden Lied vom Rhein.

Die Häupter der romantischen Schule und deren Thätigkeit auf dem Gebiet der germanischen Philologie in den Jahren 1806 bis 1819.

Erinnern wir uns dessen, was wir über die Thätigkeit gesagt haben, welche die Romantiker in den Jahren 1797 bis 1806 für die Auferweckung unsrer alten Literatur und Kunst entwickelten, so vergegenwärtigen wir uns leicht, wie sehr diese Bestrebungen in der Zeit der Unterdrückung zur Wiederbelebung des deutschen Sinnes mitwirken mußten. Man hat den Romantikern bisweilen vorgeworfen, daß sie die Kunst ganz vom Leben getrennt hätten und daß sie dadurch in bloß aesthetischem Genießen aufgegangen seien. Hiebei ist jedoch zu bemerken, daß die Romantiker jene Abwendung vom Leben der Nation, jenes Aufgeben in künstlerische Bestrebungen mit den Heroen der Weimar'schen Epoche: mit Goethe und Schiller, gemein haben. Aber während Goethe sich durchaus nicht in seiner olympischen Ruhe will stören lassen und eben deswegen in den Jahren 1806 bis 1813 die klägliche Rolle spielt, die auch seine aufrichtigsten Bewunderer mit Widerwillen und Verdruß erfüllt [2], sehen wir die Romantiker von inniger Theilnahme an den Schicksalen des Vaterlands und von tiefem Schmerz über die Unter-

1) Die späteren Leistungen dieser Gesellschaft dürfen übrigens keineswegs unterschätzt werden. — 2) Daß ich weit entfernt bin, Goethe's Dichtergröße verkleinern oder etwa die dichterischen Erzeugnisse der Romantiker neben die seinigen stellen zu wollen, brauche ich nicht erst zu versichern. Aber Goethe's Benehmen in den Jahren 1806—13 zu rechtfertigen, wird auch den bestgemeinten Versuchen nicht gelingen. Hätte das deutsche Volk in jenen Jahren die Stimmung Goethe's getheilt, so wäre das Joch des französischen Gewalthabers auf uns lasten geblieben.

drückung des deutschen Wesens ergriffen. Wir haben die Klagen gehört, in die sich schon im Jahr 1802 Friedrich Schlegel über den Verfall Deutschland's ergoß. Auch A. W. Schlegel spricht sich bereits vor dem Zusammenbruch Preußen's mit großer Klarheit und Entschiedenheit über die Aufgabe der Poesie in der jammervollen Lage des Vaterlands aus. In einem Brief an Fouqué vom 12. März 1806 schreibt er: „Die Poesie, sagt man, soll ein schönes und freies Spiel sein. Ganz recht, in so fern sie keinen untergeordneten, beschränkten Zwecken dienen soll. Allein wollen wir sie bloß zum Festtagsschmuck des Geistes? Zur Gespielin seiner Zerstreuung?" — „Wir bedürften einer durchaus nicht träumerischen, sondern wachen, unmittelbaren, energischen und besonders einer patriotischen Poesie." — „Vielleicht sollte, so lange unsere nationale Selbständigkeit, ja die Fortdauer des deutschen Namens so dringend bedroht wird, die Poesie bei uns ganz der Beredsamkeit weichen" [1]).

Wie schwer das Unglück des Vaterlands auf Tieck's Gemüth lastete, das spricht der Schluß der schönen Reisegedichte im Sommer 1806 aus. Krank an der Gicht war Tieck im Jahr 1805 nach Italien gegangen und hatte dort Genesung und reichen geistigen Genuß gefunden. In einer Reihe lebensvoll anschaulicher Gedichte spricht er uns die Eindrücke der in jeder Beziehung so beglückenden Reise aus. Aber das letzte dieser Gedichte: „Dresden," ist erfüllt von Sorge und Kummer um das bedrohte Vaterland. „Und nun der Heimat nahe," sagt er, „Gesund und kräftig, Was könnt' ich klagen, Da Alles mir Freude bietet?" — „O wäre Wahnsinn meine Furcht, Und Kleinmuth meine Angst: — Was soll mir Kraft und Gesundheit, Wenn mein theures, innigst geliebtes, Wenn mein Vaterland zum Tode erkrankt?" [2]).

Friedrich Schlegel war bald nach seinem Uebertritt zur römischen Kirche nach Wien gegangen und hatte dort eine Stellung im östreichischen Staatsdienst erhalten. Es war in dem für Oestreich

1) A. W. von Schlegel's sämmtl. Werke, Bd. VIII, Leipzig 1846, S. 141 fg. — 2) Ludwig Tieck, Gedichte, Berlin 1841, S. 347.

so ruhmvollen Jahr 1809, und Schlegel wirkte nach Kräften mit an der begeisterten Erhebung des Kaiserstaats. Man vergesse dabei nicht, wie damals noch die verschiedensten Elemente zur Abschüttlung des französischen Joches sich die Hand reichten. Aber schon in den Jahren 1810 bis 15 sehen wir Schlegel in Verhältnissen, die zu seinen hochfliegenden Idealen von deutscher Kraft und Herrlichkeit wenig passen wollen. Die geistvollen, wenn auch öfters einseitigen Vorlesungen über Geschichte der alten und neuen Literatur, die er im Jahr 1812 zu Wien gehalten hatte, widmet er bei ihrer Herausgabe im Jahr 1816 dem Fürsten von Metternich. Vollends nach Herstellung des Friedens wird er immer mehr in die Netze des östreichischen Rückschritts verstrickt; und so mußte es den Anschein gewinnen, als wenn die Begeisterung für die mittelalterliche Größe des deutschen Volkes, mit welcher Schlegel begonnen hatte, nur dahin führen könne, in religiöser Hinsicht die Reformation der Kirche, in politischer die großen bürgerlichen Errungenschaften der neueren Jahrhunderte zu bekämpfen. Es war deshalb von unschätzbarem Werth für die Entwicklung unsrer Wissenschaft, daß gerade in jenen Jahren (1807 bis 1819) eine neue Richtung in der Auffassung und Behandlung des deutschen Alterthums sich Bahn brach. Schon Görres, und in andrer Weise wieder Arnim und Brentano kamen, bei aller Verwandtschaft mit der früheren Romantik, doch eigentlich aus einer anderen Gegend an das Studium des deutschen Alterthums. Eine ganz neue Grundlage aber schaffen die Brüder Grimm.

Wir mußten dieses Emporwachsen einer neuen Richtung um so mehr schon hier vorläufig berühren, als der Zeit nach die späteren Leistungen der Romantiker (1806 bis 1819) mit den früheren der Brüder Grimm zusammenfallen. Man muß sich deshalb erinnern, daß die Arbeiten der Romantiker, von denen wir jetzt etwas nähere Rechenschaft geben wollen, sich durchkreuzen mit den Schriften von Hagen, Görres, Arnim, Brentano und den Brüdern Grimm, von denen wir erst in den folgenden Abschnitten handeln werden.

Ludwig Tieck verfolgte auch jetzt den Weg weiter, den wir ihn früherhin haben einschlagen sehen. Er richtete sein Augenmerk

vorzüglich darauf, die deutschen Dichtungen des Mittelalters durch Erneuerungen seinen Zeitgenossen zugänglich zu machen. Wie in der früheren Periode die Lyriker, so wollte er jetzt das großartigste Epos der deutschen Vorzeit: das Lied der Nibelungen, in's Neuhochdeutsche übertragen. Es handelte sich aber dabei nicht um eine bloße Uebersetzung, sondern um eine förmliche Umdichtung, in welcher das alte Lied in neuhochdeutscher Bearbeitung enthalten, zugleich aber an passenden Stellen von anderen Sagen durchflochten und ergänzt sein sollte. Tieck beschäftigte sich schon im Jahr 1805 mit der Herausgabe eines solchen Werks; aber es kam nur ein kleiner Theil davon zu Stande; und erst nach Tieck's Tod, im Jahr 1853, wurde ein Bruchstück davon durch von der Hagen veröffentlicht [1]. Aehnlich wie mit dem Nibelungenlied ergieng es Tieck mit seiner Uebertragung des König Rother. Während seines Aufenthalts in Rom im Jahr 1805 und 6 beschäftigte er sich eifrig mit den altdeutschen Handschriften der Vaticanischen Bibliothek. Vom König Rother nahm er eine Abschrift, und aus dieser Abschrift ist der erste Druck des Gedichts, den von der Hagen besorgte, geflossen [2]. Tieck's eigene Absicht aber gieng auf eine Erneuerung, und von dieser hat er nur einige Bruchstücke in Arnim's Zeitung für Einsiedler (1808) [3] erscheinen lassen. Eine vollständige Bearbeitung aber gab Tieck im Jahr 1812 vom Frauendienst des Ulrich von Lichtenstein heraus. Wie der Poesie des Mittelalters, so wandte Tieck seine Bemühungen auch der Dichtung der darauf folgenden Jahrhunderte zu. Eine Frucht dieser Studien war sein 1817 erschienenes „Deutsches Theater", eine Sammlung deutscher Dramen aus dem 15. bis 17. Jahrhundert, begleitet von geistvollen und kenntnißreichen Bemerkungen über die Entwicklung der deutschen Schaubühne.

1) Im Neuen Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für Deutsche Sprache und Alterthumskunde. Her. durch F. H. von der Hagen, Bd. X, Leipz. 1853, S. 1–11, u. dort S. 14—16 auch Hagen's Bericht über Tieck's Unternehmen. — 2) Deutsche Gedichte des Mittelalters. Her. v. F. H. von der Hagen u. Büsching. Bd. I. Berlin 1808, Einleitung zum Rother S. XII. — 3) Nr. 3–5.

Von einigen der wichtigsten Arbeiten der Brüder Schlegel werden wir in späteren Abschnitten zu sprechen haben. Sie erschienen theils als besondere Werke, so die epochemachende Schrift Friedrich Schlegel's über die Sprache und Weisheit der Indier, Heidelberg 1808; theils wurden sie in Zeitschriften veröffentlicht. Außer den Heidelberger Jahrbüchern war es vorzüglich das von Friedrich Schlegel 1812 und 1813 zu Wien herausgegebene Deutsche Museum, worin die Brüder jetzt ihre Ansichten niederlegten. Das Deutsche Museum stellte sich recht eigentlich die Aufgabe, „deutsche Sprache und Geschichte, deutsche Kunst und Erkenntniß nach besten Kräften zu befördern" [1]. Und zwar war es ganz besonders darauf abgesehen, „daß man die vielfachen Schätze unsrer alten Sprache, Geschichte und Kunst immer mehr zu Tage fördern helfe: nicht bloß für die Gelehrten und einige Liebhaber, sondern allgemein zugänglich und verständlich für alle, damit eine neue Belebung der gesammten deutschen Sprache, Kunst und Erkenntniß aus der ursprünglichen Quelle erfolge" [2]. Im ersten Band des Deutschen Museums veröffentlichte Friedrich Schlegel seine Abhandlung „Ueber nordische Dichtkunst." Durch seinen ganzen Bildungsgang war er zu der Ueberzeugung hingeführt, daß Poesie und Kunst als Aeußerungen des nationalen Lebens der Völker zu betrachten seien. In diesem Sinn gibt er einen Ueberblick über die Geschichte der deutschen Poesie während des Mittelalters in den Vorlesungen, die er im Jahr 1812 zu Wien über die Geschichte der alten und neuen Literatur hielt. Und von diesem innigen Zusammenhang der Poesie mit dem Geist und der Entwicklung der Völker geht auch die Abhandlung über nordische Dichtkunst aus. Die Sage und Heldendichtung ist ihm „die Poesie in ihrer ursprünglichen Gestalt selbst." In der nordischen Edda findet er die ursprünglichste Quelle der germanischen Poesie: „Jenes alldurchdringende tiefe Naturgefühl, welches aus den germanischen Sitten und Einrichtungen des Lebens hervorleuchtet." „So viel auch der Einfluß des Christen-

---

1) Deutsches Museum, her. v. F. Schlegel, Zweiter Band, Wien 1812, S. 463. — Deutsches Museum, Bd. II, 1812, S. 272.

thums und mildere Sitten nachher daran geändert haben, es ist viel von jener alten Denkart und Gefühlsweise, wenn gleich in neuer verwandelter Gestalt geblieben. Durch die ganze Ritterzeit, durch alle Thaten und Sitten, alle Dichtungen und Gebilde des Mittelalters geht dieser Grundton gleichsam wie die nordische Ader hindurch, und noch schlagen diese Gefühle in den Herzen aller Völker deutscher Abkunft" [1]). Mit der Edda bringt Schlegel zunächst das Nibelungenlied in Beziehung, wobei wir uns zu erinnern haben, daß diese Abhandlung Schlegel's jünger ist als die früheren Arbeiten von Wilhelm Grimm, Hagen und Görres. Aber nicht nur das Nibelungenlied, sondern auch den Shakespeare verknüpft er mit der alten nordischen Dichtung. „Was das Wesentliche darin ist", sagt er, „der darin athmende freie Naturgeist, die in unser aller Herzen tief eingewurzelte und eigenthümliche nordische Gefühlsweise, das tritt uns viel näher noch im Shakespeare entgegen, greift unmittelbar ein in unsere Welt und wird wieder Leben und Gegenwart. Mit Recht ist er deshalb der Lieblingsdichter nicht bloß der Engländer, sondern überhaupt aller Völker von germanischer Abkunft" [2]).

Unter den Arbeiten A. W. Schlegel's aus dieser Periode werden wir die Untersuchungen über den Titurel (1811) und die Beurtheilung der Grimm'schen Altdeutschen Wälder später noch berühren. Hier beschränken wir uns auf einige Bemerkungen über die Bruchstücke, die A. W. Schlegel im Deutschen Museum 1812 „Aus einer noch ungedruckten historischen Untersuchung über das Lied der Nibelungen" mittheilt. Schlegel ist begeistert von der Schönheit und Großartigkeit des Nibelungenlieds. Er setzt es weit über alle anderen deutschen Dichtungen des Mittelalters und stellt es unmittelbar neben den Homer. „Des bunten Schmuckes der homerischen Göttergestalten", sagt er, „mußte das Lied der Nibelungen freilich entbehren, weil es wesentlich ein christliches Gedicht ist; dagegen schildert es das Walten einer geheimnißvollen Vorsehung". — „Was aber die Hoheit der dargestellten menschlichen Gemüther

1) Deutsches Museum, Band I. (1812) S. 167. — 2) Ebend. S. 189.

überhaupt betrifft, da dürfte sich die Waage entschieden auf die Seite des altdeutschen Dichters neigen“ [1]. Schlegel fordert deshalb, daß das Nibelungenlied „in allen Schulen, die sich nicht kümmerlich auf den nothdürftigsten Unterricht einschränken, gelesen und erklärt werde“ [2]. „Lange“, sagt er, „habt ihr das heranwachsende Geschlecht mit süßlicher, aber markloser Nahrung kläglich verzärtelt: der Erfolg ist auch darnach ausgefallen. Versucht es einmal anders. Führt die Jugend in's Freie hinaus, an den halb verwitterten Urfels der Sage, wo der mit Eisen geschwängerte Quell der Heldendichtung noch lebendig hervorsprudelt. Da laßt sie einen frischen Trunk thun“ [3]. Seine Erörterungen über die Entstehung des Nibelungenliedes knüpft Schlegel an die Aussprüche Johann von Müller's an, indem er ihnen berichtigend entgegentritt. Er geht davon aus, „daß wir in unserm Text der Nibelungen nur die jüngste Umgestaltung vor uns haben, daß aber dieselbe Dichtung, der Grundlage nach, längst in andern Gestalten vorhanden war“ [4]. Solcher Gestaltungen nimmt Schlegel vier an, deren älteste schon bald nach den Zeiten Attila's und Theodorich's des Großen entstanden sei [5]. Von der jüngsten aber, dem Nibelungenlied, wie es auf uns gekommen, sagt Schlegel: „Es kann nicht früher als in den letzten Jahren des zwölften, nicht später als etwa in den ersten zehn Jahren des dreizehnten Jahrhunderts abgefaßt sein“ [6]. Daß es nicht älter sein könne, beweist Schlegel daraus, daß die Gedichte aus den früheren Theilen des 12. Jahrhunderts, wie der König Rother und andere, noch sehr ungenau in den Reimen seien, während des Nibelungenlied schon unter dem Einfluß der großen Umgestaltung stehe, welche die Verskunst etwa seit Veldeck's Eneidt erfahren habe. Daß aber unser Nibelungenlied „wenigstens im zweiten Jahrzehend des dreizehnten Jahrhunderts schon vorhanden und bekannt war“, beweist Schlegel aus der Anspielung, die sich in Wolfram's Parzival auf unsere Nibelungen

1) Deutsches Museum, Band I, Wien 1812, S. 11. — 2) Ebend. S. 20. — 3) Ebend. S. 22. — 4) Ebend. S. 521. — 5) Ebend. S. 535. — 6) Ebend. S. 505.

findet [1]). Wolfram's Parzival aber sei noch bei Lebzeiten des Landgrafen Hermann von Thüringen geschrieben, der im Jahre 1215 starb [2]). Wie der Zeit, so weiß Schlegel auch der Gegend auf echt wissenschaftlichem Wege nahe zu rücken, in welcher unsere Nibelungen abgefaßt sein müssen. Er prüft nämlich zu diesem Behuf die geographischen Kenntnisse des Dichters, und diese Prüfung führt zu dem Ergebniß, „daß der Dichter genauere örtliche Kenntnisse vom südlichen als vom nördlichen, und in jenem wieder von der östlichen als von der westlichen Seite besaß" [3]). Bei der Schilderung der Jagd in den Gegenden des Rheins geräth er in offenbare Verwirrung; dagegen weiß er an der Donau sehr gut Bescheid. „Die genaue Kenntniß Oesterreich's beweist, daß der Dichter lange hier einheimisch war" [4]). Mit diesem wissenschaftlich nachgewiesenen Ergebniß aber wollte sich Schlegel nicht begnügen, sondern er gieng von da zu der Vermuthung über, der Dichter der Nibelungen möge wohl Heinrich von Ofterdingen gewesen sein [5]). A. W. Schlegel hatte im Sinn, eine vollständige kritische Ausgabe des Nibelungenliedes mit wort- und sacherklärenden Anmerkungen erscheinen zu lassen. Dieser Plan aber, den er im Juni 1812, im Deutschen Museum [6]), ankündigt, ist nicht zur Ausführung gekommen.

Zweites Kapitel.

Die altdeutschen Studien zur Zeit des Auftretens der Brüder Grimm.

Wir haben im vorigen Kapitel die Umwandlung geschildert, welche die Auffassung unsrer deutschen Vorzeit durch die Romantiker erfahren hat, und wir haben gesehen, wie die Häupter unsrer romantischen Dichtung sich auch selbst an der altdeutschen Forschung

---

1) Ebend. S. 514 fg. — 2) Ebend. S. 520. — 3) Deutsches Museum, Zweiter Band, Wien 1812, S. 14. — 4) Ebend. S. 17. — 5) Ebend. II, S. 19 fg. — 6) Ebend. II, S. 366.

betheiligten. Gleichzeitig aber nimmt die altgermanische Specialgelehrsamkeit ihren weiteren Verlauf, erst unabhängig von den Romantikern, bald aber von ihrem Einfluß durchdrungen. Die Gelehrten, die wir am Ende der vorigen Periode auf dem Gebiet der altdeutschen Sprache und Literatur beschäftigt sahen, setzen ihre Thätigkeit auch in der gegenwärtigen fort. Vor allen der unermüdliche Gräter. Die letzten Bände seines Bragur [1]) fallen schon in unseren Zeitabschnitt. Dem achten Bande desselben (1812) gibt er den Nebentitel: „Odina und Teutona“ [2]). In diesem Bande veröffentlicht Gräter (1812) zum erstenmal das mittelniederländische Gedicht Van den vos Reinaerde, das er in der Comburger Handschrift entdeckt und (vor 1806) als das Orginal des niederdeutschen Reineke Vos erkannt hatte [3]). Zugleich mit der Herausgabe des 8. Bandes des Bragur beginnt Gräter noch eine neue Zeitschrift „Idunna und Hermode“, die es in den Jahren 1812 bis 16 auf fünf Jahrgänge bringt. Auch hier wieder hat er es in Verbindung mit seinen Mitarbeitern sowohl auf die literarische, als auf die anderen Seiten des germanischen Alterthums abgesehen. Vor allem aber ist es ihm um den Zusammenhang mit dem skandinavischen Norden zu thun. Er übersetzt und erläutert nicht nur mehrere Lieder der älteren Edda, sondern er ist auch durch seine Ausgabe der „Helga-Quida Haddingia-Scata“, die 1811 zu Schwäbisch Hall erschien, der erste Deutsche, der ein altnordisches Denkmal „zuerst und ohne Vorgänger zu entziffern gewagt hat“ [4]). Im Gefühl seiner Verdienste weiß er sich dann freilich nicht darein zu finden, daß Männer von überlegener Begabung auf den Plan treten, und verscherzt namentlich durch seine vornehme Behandlung der Brüder Grimm [5]) für eine Zeit lang die Anerkennung des Ver-

---

1) S. o. S. 285. — 2) Diese „Odina und Teutona“ hat einen dreifachen Titel, nämlich: 1) Bragur. Achter Band. 2) Braga und Hermode. Fünfter Band. 3) Odina und Teutona. Erster Band. — 3) Bragur, Bd. VIII, S. 274. — 4) Idunna und Hermode 1812 S. 16. In Odina und Teutona, Breslau 1812, S. 211 ließ Gräter seine Ausgabe der Helga-Quida noch einmal abdrucken. — 5) Idunna und Hermode 1812, Nr. 17.

dienstes [1]), das er sich um die Förderung der deutschen Alterthumsstudien wirklich erworben hat.

Wie Gräter vorzugsweise für das Altnordische thätig war, so für das Gothische Wilh. Friedr. Herm. Reinwald (geb. zu Wasungen 1737, gest. den 6. Aug. 1815 als Bibliothekar zu Meiningen) [2]) und Joh. Christian Zahn (geb. zu Halberstadt 1767, seit 1798 Pfarrer zu Delitz bei Lützen, gest. 25. Mai 1818) [3]). Der letztere gab im J. 1805 zu Weißenfels die damals bekannten Ueberreste des Ulfilas heraus auf der Grundlage von Fulda's Arbeiten, doch so, daß er selbst Fulda's gothische Sprachlehre vielfach berichtigte, während Reinwald dessen gothisches Glossar umarbeitete. Wie für die älteren, so geschah auch für die jüngeren germanischen Sprachen des Mittelalters in jener Zeit so Manches: für das Niederdeutsche durch P. J. Bruns [4]) († 1814; Gedichte in altplattdeutscher Sprache 1798); für das Mittelhochdeutsche durch F. W. Oetter († 1824; Wernher's Maria 1802); für das ältere Neuhochdeutsche durch G. W. Panzer, G. Veesenmeyer und Andere. Aber alle diese Bemühungen hatten zunächst nur die Bedeutung,

18. Ebend. 1816, Literar. Beyl. S. 39. In der Uebersicht dessen, was bis 1812 auf dem Gebiet der altdeutschen Literatur geschehen ist (Bragur VIII, XIV fg.) nennt Gräter die Brüder Grimm nicht einmal. Doch sagt er in demselben Bande (S. 275): „die Herrn Grimm, die sich durch seltenen Eifer für das Studium der nordischen sowohl als altteutschen Literatur auszeichnen." — 1) Um J. Grimm's strenges Urtheil (Deutsche Mythol. (1) Zuschrift an Dahlmann S. XXIX) zu verstehen, muß man vergleichen, in welchem Maß Gräter in seinen Zeitschriften sein eigenes Lob ausbreitet. Vgl. Bragur I, 21. 24. III, 552. Iduna und Hermode I, S. 22. Ebend. Anzeiger 19. Dec 1812. Ebend. III und IV, Lit. Beyl. S. 11. — 2) (Hall.) Allg. Literatur Zeitung 1815, Nr. 232. — 3) Hoffmann, Die deutsche Philol. S. 17. — 4) Ich führe hier auch gleich an die gegen Ende unsres Zeitabschnitts erschienenen Ausgaben des Annoliedes von G. A. F. Goldmann (1816) und des Kolocz aer Codex von Joh. Nep. Grafen Mailáth und J. Paul Köffinger (Pesth 1817), so wie die gelegentlichen Beiträge zur Kenntniß der althochdeutschen Quellen in Ildefons von Arx Geschichten des Cantons St. Gallen, Bd. I, (1810).

daß durch sie das Material für die Wissenschaft der germanischen Philologie sich etwas vermehrte. Die Entwicklung dieser Wissenschaft selbst wurde durch eine Reihe eigenthümlicher Erscheinungen bis zu dem Punkte fortgeführt, wo sie durch die Brüder Grimm eine neue Gestalt bekam, und diese Erscheinungen wollen wir nun zunächst in ihren Trägern und deren Leistungen schildern.

Friedrich Heinrich von der Hagen.

Hagen's und Büsching's Leben.

Friedrich Heinrich von der Hagen wurde geboren am 19. Februar 1780 zu Schmiedeberg in der Ukermark. Nach Absolvierung des Lyceums zu Prenzlau widmete er sich auf der Universität Halle der Rechtswissenschaft. Zugleich aber zogen ihn dort die Vorlesungen des großen Meisters der klassischen Philologie Friedrich August Wolf [1]) an und nährten seine Liebe zu philologischen Studien. Im Jahr 1803 trat er zu Berlin als Referendar in den Staatsdienst. Es waren die Jahre, in denen durch die Häupter der romantischen Schule sich in Berlin die Liebe zu unserer altdeutschen Dichtung verbreitete. Als A. W. Schlegel im Jahr 1803 dort seine Vorlesungen über Geschichte der deutschen Poesie hielt, befand sich Hagen unter seinen Zuhörern und wurde hier zuerst zur Herausgabe des Nibelungenlieds angeregt [2]). Schon früher war er durch Johannes Müller auf dasselbe aufmerksam gemacht worden [3]), und dieser, der in den Jahren 1804 bis 1807 eine ansehnliche Stellung in Berlin einnahm, förderte nun auch vor allen Hagen's Bestrebungen [4]). Nach einigen Jahren verließ Hagen den praktischen Staatsdienst und widmete sich von da an ganz dem Studium der älteren deutschen Literatur. Als im Jahr 1810 die neugegründete Universität Berlin eröffnet wurde, erhielt

1) Vgl. die Widmung der Hagen'schen Ausgabe des Nibelungenlieds vom J. 1810 an F. A. Wolf. — 2) A. W. Schlegel in Fr. Schlegel's Deutschem Museum Bd. I, Wien 1812, S. 16. — 3) F. H. von der Hagen, Briefe in die Heimat, Bd. II. S. 338. — 4) Vgl. die Widmung der Hagen'schen Ausg. des Nibelungenlieds vom J. 1807 an Johann von Müller.

er an derselben eine außerordentliche Professur der deutschen Sprache und Literatur und führte so das Altdeutsche in die Reihe der Universitätsstudien ein. 1811 wurde er an die Universität Breslau versetzt. Von hier unternahm er in den Jahren 1816 und 17 eine Reise durch Süddeutschland, die Schweiz und Italien, um die Bibliotheken dieser Länder für die altdeutschen Studien auszubeuten. In seinen „Briefen in die Heimat aus Deutschland, der Schweiz und Italien", (4 Bände, Berlin 1818 - 1821) gibt er uns ein reichhaltiges Bild von den Eindrücken dieser Reise, so wie von ihren gelehrten Ergebnissen. Im Jahr 1821 wurde er ordentlicher Professor an der Universität Berlin, wo er nach einer langjährigen Wirksamkeit am 11. Juni 1856 gestorben ist [1]).

In naher Verbindung mit F. H. von der Hagen stand Johann Gustav Büsching. Er war ein Sohn des Geographen Anton Friedrich Büsching und wurde am 19. September 1783 zu Berlin geboren. Nachdem er sich auf den Universitäten Erlangen und Halle dem Studium der Rechtswissenschaft gewidmet hatte, wurde er im J. 1806 als Regierungsreferendar in Berlin angestellt. Aber seine Neigung zog ihn zum Studium der deutschen Alterthümer hin. Er übernahm daher im J. 1810 das Commissorium, die saecularisierten Klöster Schlesien's zu bereisen und deren Handschriften und Kunstgegenstände zu verzeichnen und zu übernehmen. Im J. 1811 wurde er Archivar zu Breslau. Seit 1816 war er zugleich Privatdocent, seit 1817 außerordentlicher und seit 1823 ordentlicher Professor der Alterthumswissenschaften an der dortigen Universität und ist am 4. Mai 1829 daselbst gestorben [2]). Büsching erwarb sich sowohl in seiner amtlichen Stellung, als durch einen großen Theil seiner Schriften besondere Verdienste

1) Die vorstehenden Angaben über Hagen's Leben sind, wo keine andere Quelle angeführt ist, aus der Brockhaus'schen Real-Encyklopädie, 11. Aufl., Bd. VII, Leipzig 1866. S. 562, entnommen. — 2) Die obigen Angaben sind einem Nekrolog Büsching's entnommen, den der Neue Nekrolog der Deutschen, Siebenter Jahrgang 1829, Thl. I, S. 409 fg. aus der Bresl. Ztg. 1829. Nr. 108 abdruckt.

um die Alterthümer Schlesien's. Seine wichtigsten Leistungen auf dem Gebiet der germanischen Philologie unternahm er in Gemeinschaft mit F. H. von der Hagen. Unter den Schriften, die er allein herausgab, erwähnen wir die „Wöchentlichen Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters" (1817—1819), das Leben des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen von ihm selbst aufgesetzt (1820 fg.) und „Ritterzeit und Ritterwesen" (1823).

Friedrich Heinrich von der Hagen's Arbeiten vom Jahr 1805 bis zum Jahr 1819.

Nicht nur durch äußere Anregungen, durch seine Beziehungen zu A. W. Schlegel und Ludwig Tieck, sondern auch seiner natürlichen Anlage nach, war F. H. von der Hagen ein Sprößling unserer Romantik. Der Geist des deutschen Mittelalters, wie er sich in Kunst und Dichtung, in Denkweise und Sitte ausspricht, zog ihn mächtig an. Im Anschluß mehr an Tieck, als an die Schlegel, wollte er die altdeutsche Poesie unmittelbar genießen. Die Sprache war ihm hiezu nur Mittel zum Zweck; die Sprachforschung an sich zog ihn weniger an. Wie die Häupter der Romantik richtete Hagen sein Augenmerk keineswegs bloß auf Literatur und Sprache, sondern ebenso auch auf die bildenden Künste des Mittelalters, insbesondere auf die Baukunst. Seine „Briefe in die Heimat aus Deutschland, der Schweiz und Italien" verfolgen mit gleicher Liebe alle Spuren alter und neuer deutscher Kunst, wie sie uns den Verfasser als eifrigen Leser der altdeutschen Handschriften auf den Bibliotheken zeigen. In diesem umfassenden Sinn gründete Hagen in Verbindung mit Docen und Büsching das „Museum für Altdeutsche Literatur und Kunst", dessen erster Band 1809 zu Berlin erschien und bei dessen zweitem Bande (erstes Heft, Berlin 1811) sich die Herausgeber noch durch den Zutritt Bernhard Hundeshagen's ergänzten. „Musik, Bildnerei, Baukunst, öffentliches und häusliches Leben", sagen die Herausgeber in der Vorrede zum ersten Band, „und was man gewöhnlich unter dem Namen der Alterthümer begreift, sind daher nicht von unserer Betrachtung ausgeschlossen,

sondern werden, zum Theil erneut und verjüngt, auch hier noch eine Zierde oder anschauliche Vorstellung gewähren. Unser Hauptgegenstand wird jedoch immer die Sprache, Poesie, kurz, die gesammte Literatur und ihre Geschichte bleiben; sowohl wegen unseres vorzüglich nur darauf gerichteten Studiums, als auch wegen ihres reichen, die obigen Gegenstände auf gewisse Weise schon in sich schließenden Umfanges." Dieser Ankündigung entspricht dann auch der Inhalt der Zeitschrift, jedoch mit einer einzigen charakteristischen Ausnahme. Obwohl nämlich unter den Hauptgegenständen der Zeitschrift die Sprache an erster Stelle genannt wird, enthält dieselbe doch keine der Sprachforschung angehörige Arbeit. Die übrigen Fächer aber sind durch werthvolle Beiträge der Herausgeber vertreten. Unter den wenigen sonstigen Mitarbeitern findet sich auch Jacob Grimm. Als eine Fortsetzung des Museums kann man die von denselben Herausgebern unternommene „Sammlung für Altdeutsche Literatur und Kunst" betrachten, die aber trotz manches werthvollen Beitrags nicht über das Erste Stück des Ersten Bandes, Breslau 1812, hinausgediehen ist.

Das Herausgeben altdeutscher und altnordischer Texte und das Sammeln literarischer Nachweisungen bildet das gelehrte Hauptverdienst von der Hagen's. Einer kleinen „Sammlung Deutscher Volkslieder, — Berlin 1807", folgten 1808 die wichtigen „Deutschen Gedichte des Mittelalters, — Erster Band [1]), Berlin 1808." Sie enthalten unter Anderen den ersten Druck des Königs Rother. Beide Sammlungen unternahm Hagen in Gemeinschaft mit seinem Freunde Büsching. — Unter allen altdeutschen Dichtungen aber zog keine von der Hagen in so hohem Maß an, wie die Nibelungen. Von seinem ersten Eintritt in die Literatur bis zum Ausgang seines Lebens widmet er den Nibelungen und der mit ihnen verwandten altdeutschen und altnordischen Heldendichtung den besten Theil seiner Thätigkeit. „Und wahrlich nicht, um mich hiermit zu rühmen", sagt er 1819, „— denn ich weiß, wie wenig ich noch geleistet, wie manchmal geirrt habe — aber ich darf es wohl bekennen: ich

1) Mehr ist nicht erschienen.

habe den besten Theil meines Lebens an dies Werk gesetzt und habe es gern und freudig gethan und thue es noch, weil ich muß, und darin einen früh gesuchten Mittelpunkt alles meines Thuns und Tagewerkes, eine unendliche Aufgabe und meinen liebsten Beruf gefunden zu haben glaube. In der schmachvollsten Zeit des Vaterlandes war es mir, mit vielen Freunden, ein großer Trost, eine wahre Herzstärkung und eine hohe Verheißung der Wiederkehr deutscher Weltherrlichkeit, die uns nicht getäuscht hat" [1]). Mit der Probe einer Bearbeitung des Nibelungenlieds in der Zeitschrift Eunomia (März 1805) trat Hagen zuerst vor die Oeffentlichkeit. Darauf folgte: Der Nibelungen Lied herausgegeben durch F. H. von der Hagen, Berlin 1807. Es war dies keine Ausgabe des mittelhochdeutschen Grundtextes, aber auch keine Uebersetzung in die Sprache der Gegenwart, sondern ein Mittelding zwischen beiden. Die mittelhochdeutschen Wörter werden meistens stehen gelassen, aber ihre Laute in's Neuhochdeutsche umgeschrieben. Oefters aber werden auch die Wörter selbst mit anderen vertauscht, bald mit noch gebräuchlichen, bald mit anderen veralteten, die der Verfasser für verständlicher hält, als die im Grundtext vorgefundenen. Gewiß war dies ganze Verfahren ein verkehrtes, und Wilhelm Grimm [2]) hatte vollkommen Recht, wenn er es streng verurtheilte. Aber wir müssen uns erinnern, daß Hagen's Vorbilder, Ludwig Tieck in den Minneliedern und A. W. Schlegel in den Proben mittelhochdeutscher Dichtungen, die er dann und wann seinen Abhandlungen einflicht, ein verwandtes Verfahren eingeschlagen hatten. Und so gut es war, daß dieser Zwittergattung ein rasches Ende bereitet wurde, so dürfen wir doch nicht verkennen, daß derartige Werke auf die Zeitgenossen einen nicht geringen Eindruck gemacht haben.

Schon für die eben besprochene Bearbeitung der Nibelungen vom Jahr 1807 hatte sich Hagen einen besseren Grundtext hergestellt als den der Müller'schen Sammlung, theils durch Conjectur,

1) F. H. von der Hagen, Die Nibelungen: ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer, Breslau 1819, S. 196. — 2) S. unten.

theils durch Benutzung der Prunn-Münchener Handschrift [1]). Drei Jahr später erschien dann: Der Nibelungen Lied in der Ursprache mit den Lesarten der verschiedenen Handschriften herausgegeben durch F. H. von der Hagen zu Vorlesungen Berlin 1810. Diese Ausgabe ist F. A. Wolf gewidmet und sollte „nach bestem Wissen und Vermögen eine wirklich und durchaus kritische sein, in der Art, wie wir sie von den Werken des griechischen und römischen Alterthums haben" [2]). Aber der Herausgeber war nicht glücklich in der Herstellung seines Textes. Tieck hatte ihm mündlich die ganz richtige Mittheilung gemacht, daß der vordere Theil des Müller'schen Abdrucks nicht aus dem St. Galler Codex genommen sein könne, weil er sich wesentlich von diesem unterscheide. Der Anfang einer Abschrift des St. Galler Codex, die Hagen von Prof. Scheitli erhielt, bestätigte Tieck's Mittheilung. Da nun jene vordere Hälfte des Müller'schen Abdrucks, nach Hagen's eigener Angabe, auch mit den Bruchstücken, die Bodmer aus der Hohenemser Handschrift mittheilt, durchaus nicht stimmt, so folgte mit Nothwendigkeit, daß jene vordere Hälfte des Müller'schen Drucks aus einer dritten Handschrift herrühren müsse. Dennoch meint Hagen, es sei am Ende doch das Wahrscheinlichste, daß es mit der Angabe, der Müllerische Druck rühre aus der Hohenemser Handschrift her, im Ganzen seine Richtigkeit habe, und demgemäß legt er den Müller'schen Text zu Grunde, in der Meinung, daß er in diesem die „älteste und echteste Handschrift", nämlich die von ihm vorausgesetzte einzige Hohenemser vor sich habe [3]). Die Frage war freilich verwickelt genug und wie gemacht, auch die besseren Köpfe zu verwirren. Kurze Zeit nach Veröffentlichung seiner kritischen Ausgabe erhielt Hagen Aufklärung über das wahre Sachverhältniß. Anfangs November 1810 theilte ihm Professor J. Horner in Zürich den Brief Bodmer's an Prof. Müller vom 1. Mai 1781 mit, aus welchem sich ergab, daß Bodmer zwei verschiedene Hohenemser Handschriften benutzt hatte, und daß er Chriemhilden Rache 1757 aus der

1) Lachmann's D. Vgl. den Anhang zu Hagen's Nib. von 1807, S. 489 fg. — S. 596. — 2) Vorr. S. VII. — 3) S. X. XI.

einen (Lachmann's C), dagegen die an Müller geschickte Abschrift des vorderen Theils aus der anderen Hohenemser Handschrift (Lachmann's A) genommen hatte [1]. In denselben Jahren kamen auch die beiden kostbaren Handschriften, die aus Hohenems verschwunden und den Augen der Forscher entrückt worden waren, wieder zum Vorschein. Die letzte Besitzerin, eine Gräfin Harrach, hatte sie (1807) ihrem Advocaten, dem Dr. Schuster in Prag geschenkt. Dieser überließ die eine (Lachmann's A) durch Tausch der Bibliothek in München, die andere (Lachmann's C) verkaufte er an einen Hrn. Frikart in Wien, und von diesem erwarb sie, mit Hülfe der Fürstin Elise von Fürstenberg, (1816) der Frhr. Joseph von Laßberg [2], mit dessen Bücherschätzen sie (1855) in die Fürstenbergische Bibliothek in Donaueschingen kam.

Im Jahr 1816 erschien die zweite Auflage der eben besprochenen Hagen'schen Ausgabe des Nibelungenlieds unter dem Titel: Der Nibelungen Lied zum erstenmal in der ältesten Gestalt aus der St. Galler Handschrift mit Vergleichung der übrigen Handschriften herausgegeben durch F. H. von der Hagen. Zweite mit einem vollständigen Wörterbuche vermehrte Auflage. Breslau 1816. — Hagen selbst bezeichnet in der Vorrede diese Ausgabe als „ein ganz neues Buch" gegenüber der Ausgabe von 1810, und er darf dies auch mit voller Wahrheit thun. Hier hat er nämlich Gebrauch gemacht von den oben erzählten Aufschlüssen, die sich inzwischen über die Haupthandschriften der Nibelungen ergeben hatten. Er kommt zu dem Ergebniß, daß die eine Hohemser [3], die St. Galler und die Münchner Handschrift [4] „die Nibelungen in einer gemeinsamen Darstellung enthalten" und mit „„der Nibelungen Noth"" schließen [5]. Ihnen gegenüber stehe „eine bedeutend abweichende Darstellung" in der anderen Hohenemser Handschrift [6]. Sie ent-

1) Sammlung für altdeutsche Literatur und Kunst. Her. von F. H. v. der Hagen u. s. w. I. Band, 1. Stück, Breslau 1812, S. 1—11. — 2) So wäre wohl der von Dr. Barack (Pfeiffer's Germ. X, 508) mitgetheilte Bericht des Frhrn. v. Laßberg zu verstehen sein. — 3) Lachmann's A. — 4) Lachmann's B. — 5) Vorrede S. VIII. — 6) Lachmann's C.

halte nicht nur eine Menge von Stanzen, die den anderen fehlen, sondern ändere auch grundsätzlich, um den Charakter Chriemhild's in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen [1]. Die Nibelungen zeigten sich hier zwar in einer mehr ansprechenden, motivierten, gebildeten Gestalt. „Aber", fährt er fort, „es ist dadurch offenbar auch die ältere strenge Einfachheit, das Kühne, oft mehr nur Andeutende und Rhapsodische oder vielmehr Romanzenartige des deutschen Volks und Heldenliedes verwischt" [2]. Unser Nibelungenlied „verläugnet" nämlich nach Hagen's Ansicht „seinen Ursprung aus älteren und anderweitigen Volksliedern nicht" [3]. Aber „es rührt in dieser Gestalt nur von Einem her, und zwar von einem der größten und herrlichsten seiner Zeit, in welchem sich der neue Ritter- und Minnesang auf's innigste mit dem alten Volksliede verquickte und es mit allem neuen Glanze erhob und verklärte, wie nirgend anderswo" [4]. Hagen ist geneigt, mit A. W. Schlegel auf Heinrich von Ofterdingen als Verfasser unsres Nibelungenlieds zu rathen, wenn sich dies auch nicht zur Gewißheit erheben lasse [5]. Lange bevor unser Nibelungenlied von diesem Einen gedichtet wurde, habe es übrigens seinen Durchgang durch die lateinische Aufzeichnung gemacht, die der Passauer Bischof Pelegrin († 991) aus mündlicher Ueberlieferung durch seinen Schreiber, Meister Conrad, von dieser großen Geschichte hatte abfassen lassen [6]. Die „echteste und älteste Urkunde" jener herrlichen einheitlichen deutschen Dichtung bietet uns nach Hagen's Ansicht die St. Galler Handschrift und nächst ihr die kürzere Hohenemser und die Münchner. „Die St. Galler Handschrift ist also fast wörtlich und buchstäblich abgedruckt" [7]. Aus den übrigen Handschriften sollen die Strophen, die wirkliche Zusätze enthalten, mit einem Sternchen bezeichnet eingeschaltet werden. Was nun die Ausführung seines Unternehmens betrifft, so ist Hagen auch hier noch sehr weit entfernt von dem, was wir jetzt von einer Ausgabe des Nibelungenlieds fordern.

---

1) Vorrede S. IX. — 2) Vorrede S. X. — 3) Vorrede S. XX. — 4) Vorrede S. XVI. — 5) Vorrede S. XX. — 6) Vorrede S. X. — 7) Vorrede S. XXV.

Aber der Ausgabe von 1810 gegenüber bezeichnet diese neue einen bedeutenden Fortschritt. Der Abdruck einer der besten Handschriften war ohne Frage sehr dankenswerth. Und auch was Hagen für die Berichtigung seines Textes und für dessen Ausstattung mit einem Wörterbuch gethan, gab dieser Ausgabe der Nibelungen trotz vieler Mängel entschiedene Vorzüge vor allen bisherigen. Insbesondere ist hervorzuheben, daß Hagen hier bereits „das Grundgesetz" der altdeutschen Metrik „andeutet" [1], und dadurch selbst einem Forscher wie Benecke voraus ist. Hagen spricht zwar auch noch von jambischem, daktylischem, anapästischem Sylbenfall und so fort, erkennt aber, daß „die Mischung aller dieser durcheinander zugegeben werden muß." „Die Grundregel", sagt er, „ist (für den Nibelungenvers), daß ein sechsfacher Hauptaccent mit ungefähr eben so viel minder betonten Sylben abwechselt" [2]). Und auch das entgeht ihm nicht, daß „in der Nibelungen-Stanze die letzte Halbzeile meist um einen Fuß länger ist" [3]). Ueberhaupt wandte Hagen dem altgermanischen Versbau nicht ohne Erfolg seine Aufmerksamkeit zu, wie er denn bereits im J. 1809 die Alliteration im altsächsischen Heliand richtig erkannte [4]).

Seiner Uebertragung des Nibelungenliedes wollte Hagen eine ähnliche Bearbeitung der anderen Gedichte aus dem Kreis der deutschen Heldensage folgen lassen. „Der Helden Buch herausgegeben durch F. H. von der Hagen. Erster Band. Berlin 1811" blieb aber ohne Fortsetzung. Es war keine Wiederholung des alten Heldenbuchs, sondern eine Sammlung der deutschen Heldengedichte aus den ältesten dem Herausgeber zugänglichen Handschriften und Drucken [5]), und zwar nach denselben Grundsätzen bearbeitet, wie das Niebelungenlied von 1807 [6]).

Hagen's Thätigkeit für die deutsche Heldenpoesie beschränkte

---

1) Worte Lachmann's in der Jen. Literatur-Zeitung 1817, Juli Sp. 127. — 2) Der Nibelungen Lied, her. durch F. H. von der Hagen, 1816, Vorr. S. XXVIII. — 3) Ebend. S. XXIX. — 4) Hagen's Anzeige von Docen's Miscellaneen in der Jen. Literatur-Zeitung 1809, 27. Juli. — 5) Vorr. S. VIII. — 6) Ebend. S. X.

sich nicht auf die deutschen Werke, sondern sie erstreckte sich mit gleichem Eifer auf die skandinavischen Dichtungen dieses Sagenkreises. Dahin gehören: Lieder der älteren oder Sämundischen Edda. Zum erstenmal herausgegeben durch F. H. von der Hagen. Berlin 1812 [1]). Dann: Die Edda-Lieder von den Nibelungen zum erstenmal verdeutscht und erklärt durch F. H. von der Hagen. Breslau 1814. Ferner: Altnordische Sagen und Lieder, welche zum Fabelkreis des Heldenbuchs und der Nibelungen gehören. Herausgegeben durch F. H. von der Hagen. Breslau (ohne Jahr); und endlich: Nordische Heldenromane, Breslau 1814—16, enthaltend die Uebersetzung der Wilkina-, Niflunga, Völsunga, Ragnar Lodbroks- und Nornagests Saga.

Zu dem ersten der vier genannten Bücher hat Hagen die Lieder der alten Edda, deren Inhalt der deutschen Heldensage angehört, zum erstenmal durch den Druck veröffentlicht. „Die Art der Herausgabe dieser Lieder anlangend", sagt er, „so sind sie genau nach der Abschrift der alten von Müller (über die Asalehre, S. 73) in's dreizehnte Jahrhundert gesetzten Handschrift der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen abgedruckt, welche ich der Güte Nyerup's verdanke" [2]). Hagen erwarb sich durch dies Buch das Verdienst und die Ehre, den Text dieser eddischen Heldenlieder zuerst durch den Druck zugänglich gemacht zu haben. Für das Verständniß derselben that er hier noch nichts. Die Lieder sind fast ohne Interpunktion abgedruckt. Nur am Schluß der Strophen steht ein Punkt, und dazwischen findet sich ganz vereinzelt hin und wieder ein Fragezeichen. Dem Ganzen aber ist eine ausführliche Einleitung vorausgeschickt über die Geschichte und das Verhältniß dieser nordischen und deutschen Dichtungen und über die Literatur der

1) So lautet der zweite Titel. Voran geht ein Haupttitel: Altnordische Lieder und Sagen, welche zum Fabelkreis des Heldenbuchs und der Nibelungen gehören. Mit einer Einleitung über die Geschichte und das Verhältniß dieser Nordischen und Deutschen Dichtungen durch F. H. von der Hagen. Berlin 1812. — 2) Lieder der älteren Edda. Her. durch F. H. von der Hagen, Berlin 1812. Vorr. S. VIII. fg.

beiden Edden. Das hier Versäumte sollte die zwei Jahre später erschienene Verdeutschung und Erklärung eines Theiles dieser Edda lieder nachholen. Die Uebersetzung ist stabreimend. Sie ist nicht ohne Geschick gemacht, und wenn man den Stand der damaligen Hülfsmittel [1]) bedenkt, wird man die Sprachkenntniß des Uebersetzers nicht unterschätzen. An Mißgriffen konnte es natürlich bei einem so schwierigen Unternehmen nicht fehlen, und man würde unrecht thun, sie dem Verfasser zu hoch anzurechnen. Aber charakteristisch und keineswegs zu billigen ist es, daß auch hier wieder die Anmerkungen fast ausschließlich sachlicher Natur sind, und daß der Verfasser oft auch bei den größten Schwierigkeiten nicht das Bedürfniß empfindet, sich und den Lesern Rechenschaft zu geben über seine Auffassung des Textes. Er verdeckt vielmehr öfters die Schwierigkeit durch irgend einen allgemeinen Ausdruck oder läßt auch wohl das dunkele Wort stillschweigend ganz aus [2]). — In Bezug auf den von Hagen herausgegebenen Grundtext altnordischer Sagen bemerken wir nur, daß er die Völsunga-, die Ragnar Lodbroks- und die Nornagests-Saga aus Bierner abdruckt, die Blomsturvalla-Saga aber, nach einer Abschrift, die ihm Nyerup besorgte, zum erstenmal veröffentlicht [3]).

Mehr als irgendetwas Anderes erfüllten die Nibelungen Hagen's Gemüth. Seine Gedanken darüber faßte er zusammen in der Schrift: Die Nibelungen: ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer. Breslau 1819. Hagen ergießt sich hier in ein begeistertes Lob der Nibelungen, indem er neben manchem Ueberschwänglichen vieles Wahre und richtig Empfundene sagt. Zugleich aber sucht er auch seinen Gegenstand nach allen Seiten hin tiefer zu ergründen. Wir dürfen dabei nicht übersehen, daß Hagen bei

1) Vgl. die Vorrede S. XXII. — 2) Vgl. z. B. die schwierigen Strophen Sigurdarkvida II. 3 u. 4, bei denen Hagen nur eine einzige und zwar sachliche Bemerkung macht. Oder Sigurdarkv. I. Gripisspá 19, wo Hagen das skala mit „nicht sollt du“ übersetzt, ohne auch nur eine Bemerkung dazu zu machen. Oder ebend. Str. 8, wo Hagen das Wort gegn ohne weiteres ausläßt. — 3) Vorr. S. V.

dieser im Jahr 1819 erschienenen Schrift die früher veröffentlichten Arbeiten von J. und W. Grimm, von Görres, Friedrich Schlegel und Lachmann schon vor sich hat. Auf das Verhältniß zu Lachmann kommen wir in einem späteren Abschnitt zurück. Hier wollen wir nur noch des Zusammenhangs gedenken, in welchen Hagen das Nibelungenlied mit der skandinavischen Mythologie setzt. Siegfried's Leben und Tod ist, nach seiner Ansicht, nichts Anderes als das Leben und der Tod Baldur's des Guten [1]), und der Nibelunge Noth ist der Untergang aller Götter in der Götterdämmerung [2]): „also, jener unter mancherlei Namen und Gestalten überall vorkommende Ur-Mythus von Leben, Tod und Wiedergeburt, von Schöpfung, Untergang und Wiederkehr der Zeiten und Dinge überhaupt" [3]). Hagen begnügt sich in seinen mythologischen Deutungen nicht mit dem Erweisbaren, sondern er schweift auf der Spur Kanne's in's unbegrenzt Phantastische. Da ist Siegfried nicht bloß Baldur, sondern zugleich auch „Nimrod, Nibelot" und Orion [4]). Etzel ist Atli, aber „zugleich der uralte Atlas" [5]). Und „im Nordischen heißt auch ein Ring selber Orm, unser Wurm, von welchem, der Sage nach, Worms den Namen hat, —, von dem Ur-Worte Ur, welches Anfang und Ende, Tod und Leben umschließt" [6]). Wir machen natürlich Hagen keinen besonderen Vorwurf daraus, daß er auf einer Bahn wandelt, auf der wir selbst Jacob Grimm in jüngeren Jahren treffen werden. Aber es war ein eigener Unstern für Hagen, daß er diese Dinge gerade noch in demselben Jahr zum besten geben mußte, in welchem das Erscheinen von Grimm's Grammatik diesem Unwesen ein Ende machte.

Noch haben wir eins der bedeutendsten Werke Hagen's zu besprechen, nämlich den von ihm in Gemeinschaft mit Büsching herausgegebenen Literarischen Grundriß der Geschichte der Deutschen Poesie von der ältesten Zeit bis in das sechzehnte Jahrhundert (Berlin 1812). Hier führt Hagen, dem die Ausarbeitung des

---

1) F. H. von der Hagen, die Nibelungen: ihre Bedeutung u. s. f. S. 37. 60. — 2) Ebend. S. 37. 85. — 3) Ebend. S. 37. — 4) Ebend. S. 72. — 5) Ebend. S. 89. — 6) Ebend. S. 66.

Buchs allein angehört [1], weiter aus, was er in der Einleitung zu den Deutschen Gedichten des Mittelalters 1808 begonnen hatte: Ein möglichst vollständiges Verzeichniß aller bis dahin bekannten Handschriften und Drucke altdeutscher Dichtungen. Natürlich hat sich seit jener Zeit unsre Kenntniß sehr vermehrt, unser Urtheil vielfach berichtigt. Wir mögen es deshalb immerhin als einen Beleg anführen, wie niedrig Hagen's kritisches Urtheil noch stand, wenn er den Otnit, Hug- und Wolf-Dietrich dem Wolfram von Eichenbach zuschreibt [2]. Aber das vermindert nicht das Lob, das Hagen's reichhaltige und grundlegende Arbeit verdient, und das ihr selbst von Jacob Grimm, sonst einem strengen Beurtheiler von Hagen's Leistungen, trotz mancher Ausstellungen zu Theil geworden ist [3].

Docen.

Weit mehr als von der Hagen war ein anderer gelehrter Vorläufer Grimm's und Lachmann's auf eigentlich grammatisch-philologische Thätigkeit angelegt, wenn sich auch der Umfang seiner Wirksamkeit mit der Hagen's nicht vergleichen läßt, nämlich Bernhard Joseph Docen. Geboren zu Osnabrück am 1. Oct. 1782 als der dritte von fünf Söhnen des dortigen ersten Canzlei-Secretärs Philipp Docen, besuchte er in seiner Vaterstadt mit Auszeichnung das katholische Gymnasium (Carolinum), dem damals, seit die Jesuiten aufgehoben worden waren, Franciskaner-Mönche aus Bielefeld vorstanden. Er war fleißig und entzog sich, um zu studieren, den Spielen seiner Geschwister und Kameraden. Seiner Neigung für Literatur, die schon sehr lebendig war, genügte aber diese Schule so wenig, daß er beim Rector des protestantischen Gymnasiums Fortlage Unterricht im Griechischen nahm. Im Jahr 1799 bezog er, um Medicin zu studieren, die Universität Göttingen. Bald aber brachte ihn das anatomische Theater von dieser Lebensrichtung ab, und nun gab er sich ganz seinem Hange zur Literatur und

---

1) Hagen, Literar. Grundriß Vorr. S. XVIII. — 2) Hagen, Liter. Grundriß S. 6. — 3) Heidelb. Jahrbücher der Litteratur 1812, Bd. II, S. 849 fg.

Archäologie hin. Auf der göttingenschen Bibliothek war er bald so einheimisch wie Einer und er beschwerte sich scherzweise über die Masse von Büchertiteln, die er im Kopf herumtrage. Von Heyne wurde er sehr geschätzt, und er rechnete nicht ohne Grund darauf, durch diesen Gelehrten zu einer passenden Anstellung empfohlen zu werden. Im Jahr 1802 ging er nach Jena. Nach Vollendung des akademischen Cursus wandte er sich nach dem Süden und es scheint, daß er selbst eine Reise nach Italien beabsichtet habe, die noch späterhin einer seiner oft wiederkehrenden und nie erfüllten Wünsche geblieben war. Indessen muß gerade um diese Zeit schon seine Vorliebe für vaterländische ältere Literatur entschieden gewesen sein; denn bereits im Sommer 1803, wo er in Nürnberg und Altdorf erschien, stand er in Verkehr mit E. J. Koch in Berlin, dem Herausgeber des Compendiums der altdeutschen Literatur, beschäftigte sich, von Panzer, Siebenkees, Kiefhaber, Nopitsch und Anderen begünstigt, mit altdeutschen Handschriften der Ebner'schen Bibliothek, und war, wahrscheinlich durch Heyne empfohlen, in brieflicher Verbindung mit Baron Christoph von Aretin, damaligem Vorsteher der Hofbibliothek in München. Diesem war, als Docen im Spätherbst 1803 nach München kam, dessen Mitwirkung bei seinen vielen literarischen Unternehmungen und bibliothekarischen Arbeiten sehr willkommen. Andrerseits mußte es Docen anziehend finden, so viele durch die Säcularisation in München zusammenströmende literarische Schätze, besonders des deutschen Alterthums, zuerst untersuchen und bekannt machen zu können[1]). Wir werden später sehen, welche Verdienste Docen sich in dieser Beziehung erworben hat. Vom Juni 1804 an arbeitete er regelmäßig auf der kurfürstlichen Hofbibliothek an einer Recension ihrer deutschen, französischen und anderen Handschriften. Im Jahr 1806 wurde er als Scriptor an dieser Bibliothek angestellt und rückte 1811 zum

1) Die hier nachstehenden Angaben über Docen sind zum Theil wörtlich der Biographie Docen's von Schmeller entnommen (im Neuen Nekrolog der Deutschen, Sechster Jahrgang, 1828. Zweiter Theil. Ilmenau 1830).

Custos derselben vor. Docen war ein musterhafter Bibliothekar: überall zu Hause wußte er auf die speciellsten Fragen sicheren Bescheid zu geben. Dabei war er sehr gefällig und sogar wenn Objecte berührt wurden, die er gewissermaßen sich selbst vorbehalten hatte, verstand er einer gewissen naturwüchsigen Aengstlichkeit Meister zu werden. Eine Liebhaberei Docen's war die bildende Kunst. Auch als Dichter hat er sich versucht, und zwar nicht bloß in hochdeutscher, sondern auch in niederdeutscher Sprache [1]. Im Jahr 1811 wurde Docen Adjunct, 1821 außerordentliches und 1827 ordentliches Mitglied der Münchner Akademie der Wissenschaften. Er starb am 21. November 1828 an der Abzehrung.

Docen's wissenschaftliche Thätigkeit war eine sehr ausgebreitete. Er hat jedoch kein größeres vollendetes und in sich zusammenhangendes Werk hinterlassen, sondern seine Entdeckungen, Forschungen und Ansichten in einer Unzahl kleinerer und größerer Abhandlungen niedergelegt, die nur zum geringsten Theil einzeln gedruckt, der Mehrzahl nach in den verschiedensten Zeitschriften zerstreut sind. So in Kiefhaber's Quartalschrift (1803 ff.), in der Aurora (München 1804—7), in Aretin's Beiträgen, im Neuen Literarischen Anzeiger (München 1806—8), im Museum für Altdeutsche Literatur und Kunst, das er in Verbindung mit F. H. von der Hagen und Büsching 1809—1811 herausgab, und in der sich (1812) daran anschließenden „Sammlung für Altdeutsche Literatur und Kunst,“ in Schelling's Allgemeiner Zeitschrift für Deutsche 1813 und vielen anderen [2]. Einmal hat er selbst den Versuch gemacht, seine kleinen Arbeiten zu einem größeren Ganzen zusammenzufassen, in seinen Miscellaneen zur Geschichte der teutschen Literatur, neu aufgefundene Denkmäler der Sprache, Poesie und Philosophie unserer

---

1) Ueber seine hochdeutschen Gelegenheitsgedichte s. den Nekrolog des [illegible] a. a. O. S. [illegible]. In plattdeutscher Sprache ist z. B. ein Gesang zu Schiller's Musen-Almanachen in sechs Strophen abgedruckt; [illegible] 18[illegible] eine „Neue Vorstellung des Abenteuers, in plattdeutschen Reimen“ in den Miscellaneen II, 25[illegible]. — 2) S. das Verzeichniß in Docen's Leben im Neuen Nekrolog der Deutschen, Sechster Jahrgang, II. S. [illegible].

Verfahren enthaltend (Bd. I und II, München 1807). Im Jahr 1809 erschien eine erneuerte Ausgabe, deren erstem Bande der Verfasser einen Anhang, Zusätze zu beiden Theilen enthaltend, beifügte. — Ueberblickt man diese weithin zerstreute literarische Thätigkeit Docen's, so könnte man versucht sein, ihm Zersplitterung seiner Kräfte vorzuwerfen. Man würde aber unrecht daran thun. Denn Docen's Thätigkeit entsprach nicht nur seiner besonderen Naturanlage, sondern sie diente auch in höchst dankenswerther Weise gerade dem damaligen Stadium unsrer Wissenschaft. Die reichen verborgenen Schätze aufzuschließen und sie den Forschern in Nord und Süd zugänglich zu machen, Vorurtheile zu zerstreuen, irrige Meinungen zu berichtigen, neue Untersuchungen anzuregen, darauf kam es in jener Zeit besonders an. Nach allen diesen Richtungen, namentlich nach der zuerst genannten, hat Docen in höchst verdienstlicher Weise gewirkt. Und hat er auch, wie wir später sehen werden, gerade in manchen seiner Hauptarbeiten geirrt, so ist nichtsdestoweniger auch da sein redlich und fleißig verfolgter Irrthum der Anlaß geworden, daß größere Meister das Richtige entdeckt haben.

Docen gehörte keineswegs zu den Gelehrten, die in den kleinen Einzelheiten ihrer Wissenschaft aufgehen, ohne den Blick zu dem großen Ganzen zu erheben, das dem Vereinzelten erst seinen Werth verleiht. Er beklagte, „daß man bisher fast durchgängig fragmentarisch und viel zu unbestimmt unter den Denkmälern der früheren Zeiten umhergeschwärmt und jede Kleinigkeit, die eben hervorgezogen wurde, schon als bedeutenden Gewinn angesehen habe; dieses aber einzig aus dem Grunde, weil man bei jener unfruchtbaren Geschäftigkeit die unendlich wichtigeren schon vorhandenen oder leicht zu erhaltenden Werke vernachlässigte, und weil sich nirgends ein deutliches Hinstreben zu Einem Ganzen, zu einer wahrhaft historischen Einsicht bemerken ließ" [1]). Man dürfe weder, wie das bisher oft geschehen, sich ohne Kenntniß des Einzelnen in allgemeinem Theoretisieren ergehen, noch dem unersättlichen literärischen Mikrologis-

1 Docen, Miscellaneen, Bd. 1, München 1807, Vorr. S. IX.

mus fröhnen und den jetzt schon so überladenen Wust untauglicher Notizen noch mehr anhäufen. „Um beide Abwege zu vermeiden, gibt es kein sicheres Mittel, als sich von den übergebliebenen Werken der früheren Zeiten, die wie die Ruinen eines großen Tempels ohne Ordnung und oft versteckt genug noch daliegen, eine so viel möglich vollständige Kenntniß zu erwerben, um die zerstreuten Bruchstücke in den ununterbrochenen Umkreis des Ganges der teutschen Bildung, jedes an den ihm zukommenden Ort zurückzuführen" [1]).

Betrachten wir Docen's Thätigkeit nach ihren verschiedenen Seiten, so tritt uns zuerst der Herausgeber bis dahin theils noch gar nicht, theils nur mangelhaft bekannt gemachter altdeutscher Denkmäler entgegen. Dazu bot ihm seine Stellung an der Münchener Bibliothek, in welche damals die unerschöpflichen handschriftlichen Schätze der säcularisierten Klöster und mancher anderen bayerischen Bibliotheken zusammenflossen, die erwünschteste Gelegenheit. Wir können hier natürlich kein Verzeichniß aller von Docen bekannt gemachten Stücke geben, sondern müssen uns begnügen, einige der hauptsächlichsten hervorzuheben. Dahin gehört z. B. die Mittheilung eines Abschnitts aus dem Bamberger Codex des Heliand (1806) [2]). Dann die kleinen althochdeutschen Stücke, die Docen im ersten Band der Miscellaneen Handschriften der Münchner Bibliothek entnimmt, darunter das Lied auf den heiligen Petrus und der freisinger Text der Exhortatio ad plebem christianam [3]). Die Miscellaneen bringen ferner die erste Kunde vom Windberger Psalter und die erste Mittheilung daraus. Sein besonderes Augenmerk wandte Docen der Menge von althochdeutschen Glossen zu, welche die Münchner Handschriften enthalten. Er sah in ihnen mit Recht einen der vorzüglichsten Beiträge zu einem gründlichen deutschen Wörterbuch [4]). Er verkannte nicht, daß die Methode, Glossen

1) Ebend. S. X. — 2) Miscellaneen II, 1807, S. 3 fg. — 3) Der Fuldaer Text war schon von Hottinger in der Hist. Ecclesiast. N. T. bekannt gemacht und von J. G. Eccard in der Catechesis theotisc. S. 74 wiederholt worden. — 4) Docen, Miscell. I, 184.

in ihrer ursprünglichen Folge bekannt zu machen, viel für sich habe, aber für die damalige Zeit schien es ihm nützlicher, die von ihm durchgearbeiteten Glossen aus Münchner Handschriften als ein alphabetisch geordnetes Glossarium theotisco-latinum seinen Miscellaneen einzuverleiben[1]. Hier finden sich die ersten Mittheilungen aus den reichhaltigen Tegernseeer Glossen, die den Abdruck der Monseeer Glossen in Pez Thesaurus Anecdotorum in unzähligen Fällen ergänzen und berichtigen. Docen entdeckte den Muspilli[2], wenn er auch nicht dazu gekommen ist, ihn herauszugeben. Wie für die althochdeutsche Zeit, so boten Docen's Veröffentlichungen auch für die mittelhochdeutsche den erwünschtesten Zuwachs. Bis dahin noch nicht gedruckte Lieder aus der Blüthezeit der mittelhochdeutschen Lyrik, darunter zwei von Wolfram's Tageliedern[3], den ersten Druck der zahlreichen Strophen des Wartburgstreits, welche die Jenaer Handschrift mehr enthält als die s. g. Manessische[4], und vieles Andere verdanken wir Docen. Sein wichtigster Fund aber auf mittelhochdeutschem Gebiet waren die Bruchstücke des Wolfram'schen Titurel, die er in einem Münchner Codex fand und in seinem Ersten Sendschreiben über den Titurel, auf das wir später noch einmal zurückkommen werden, im Jahr 1810 veröffentlichte. Aber auch auf die spätere Zeit erstreckte sich sein Interesse, und besonders war es das deutsche Volkslied des 16. Jahrhunderts, das er in treuen Abdrucken zugänglich machte[5]. Docen beschränkte sich aber nicht auf die bloße Veröffentlichung alter Schriften, sondern er lieferte auch vielfältige eigene Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur. Seine „Marginalien zu Hrn. Fr. Adelung's Nachrichten von altdeutschen Gedichten, welche aus der Heidelbergischen Bibliothek in die Vaticanische gekommen sind“[6], seine „Zu-

1) I, 153—246. — 2) Conr. Hofmann in den Sitzungsberichten der Münchener Akad. 1[illegible], 3. [illegible] — 3) Miscellan. I, 100. „Den morgenblic bî wahters sange erkôs“ Wolfram, her. v. Lachmann 1833, S. 3) und 102: Sîne klâwen durh die wolken sint geslagen (eb. S. 4). — 4) Miscellan. I, 113. — 5) Miscellan. I, 247. II, 239. — 6) Zuerst im Neuen Literar. Anzeiger 26. Aug. und 16. Sept. 1806. Dann erweitert in den Miscellaneen II, 124.

sätze und Berichtigungen zu E. J. Koch's Compendium der deutschen Literatur Geschichte" [1]), sein „Alphabetisches Verzeichniß der altteutschen Lieder Dichter aus dem schwäbischen Zeit Puncte" [2]), seine „Gallerie altdeutscher Dichter" [3]), sein „Versuch einer vollständigen Literatur der älteren Deutschen Poesie" [4]), seine Aufsätze „Zur Literatur und Kritik altdeutscher Gedichte" [5]), seine ausführliche Beurtheilung der Hagen-Büsching'schen Sammlung deutscher Gedichte des Mittelalters [6]) haben die Kenntniß unsrer alten Literatur wesentlich gefördert. Auf seine Erörterungen über den Unterschied der Minne- und Meister-Sänger, bei denen er zwar Jacob Grimm gegenüber den Kürzeren zog, aber doch eben zu dessen durchschlagenden Untersuchungen den Anstoß gab, kommen wir später zurück.

Docen hatte sehr richtige Ansichten über das, was der altdeutschen Philologie noth thue. Vor allem müsse man dafür sorgen, daß die altdeutschen Werke in kritischer Weise herausgegeben würden. „Die Herausgabe eines altdeutschen Gedichts", sagt er (1813), „wird durch fast alle jene Erfordernisse bedingt, welche bei der Darstellung des Textes eines griechischen oder römischen Auctors von Seiten der exegetischen und kritischen Einsicht nun unter uns, seitdem man in Italien die Werke der Alten durch den Druck bekannt machte, anerkannt und befolgt werden. Von einem Denkmale des deutschen Alterthums, was Jemand nicht in allen seinen Theilen versteht, wird er nie eine genügende Ausgabe zu liefern vermögend sein — denn hier so wenig wie bei den Alten, gibt es auch nur Eine Handschrift, die wir als den zuverlässigen Originaltext anerkennen könnten" [7]). Die Ausübung dieser kritischen Thätig-

1) Angefangen in den Literarischen Blättern 27. Oct. 1804, weiter geführt in den Miscellan. I, 64, im Neuen Literar. Anzeiger 13. Jan. 1807 und in Aretin's Beiträgen Bd. VI, (1806) S. 176; Bd. VII, (1806) S. 310. — 2) Neuer Literar. Anzeiger 12. Mai 1807. — 3) Museum für Altdeutsche Literatur und Kunst Bd. I, (Berlin 1809) S. 37 fg. — 4) Ebend. S. 126 fg. — 5) Ebend. Bd. II, (1811) S. 245 fg. — 6) Allgemeine Zeitschrift von Deutschen für Deutsche, her. von Schelling, Bd. I, Nürnberg 1813, S. 196—261 und S. 384—422. — 7) Docen's Beur-

keit fordere nicht nur einen großen Fonds an Sprach- und Alterthumskenntnissen, sondern „das Wissen wäre hier unwirksam, ohne durch einen hohen Grad von Scharfsinn, Divinationsgabe und das feinste Gefühl des Passenden belebt zu sein." „Nach den hier aufgestellten Grundsätzen", fügt er dann hinzu, „ist freilich noch kein Denkmal des deutschen Alterthums herausgegeben worden" [1]). In der Beurtheilung von Hagen's und Büsching's Sammlung deutscher Gedichte des Mittelalters, welcher die obenstehenden Aussprüche Docen's entnommen sind, gibt er eine große Menge Berichtigungen der mitgetheilten Texte, und so sehr er das Verdienst der Herausgeber anerkennt, kommt er doch zu dem Ergebniß, daß „die Herausgeber für die vervielfältigte, treue Mittheilung durch den Druck sehr viel, für die Lieferung eines richtigen lesbaren Textes aber überaus wenig gethan haben" [2]).

Wie wir hier in Docen einen Vorläufer Lachmann's kennen gelernt haben, so hat er bereits im Jahr 1807 eine Ahnung von dem, was dann zwölf Jahre später Jacob Grimm in so großartiger Weise verwirklicht hat. „Die Geschichte der teutschen Sprache", sagt er in der Vorrede zum zweiten Band der Miscellaneen, „verlangt eine durchaus neue Bearbeitung. So gewiß es ist, daß keine wahre, gründliche Kenntniß unsrer heutigen teutschen Sprache möglich sei, ohne die ältere, die die Wurzeln und den Stamm derselben umschließt, erforscht zu haben: so gewiß ist auch, daß, wenn überhaupt das System der Sprache auf eine geistvollere und würdigere Art dargelegt werden kann, wie in den gewöhnlichen Grammatiken, in denen die lebendige Erkenntniß ganz untergegangen, geschieht, daß, sage ich, für eine solche sinnvollere Behandlung ein noch fast ganz unbebautes Feld vor uns daliege" [3]). Er selbst hatte im Sinn, „grammatische Vergleichungstafeln" [4]) und eine „Theorie der älteren deutschen Sprache" [5]) herauszugeben. Aber

theilung der Hagen-Büsching'schen Sammlung in Schelling's Allgemeiner Zeitschrift I. (1813) S. 201. — 1) Ebend. S. 203. — 2) Ebend. S. 356. — 3) Docen, Miscellaneen (1807) Vorrede S. VII. — 4) Ebend. I, Vorr. S. XII. — 5) Erstes Sendschreiben über den Titurel (1810) S. 63.

wie auf dem Gebiet der Textkritik von Lachmann, so wurde auf dem der geschichtlichen deutschen Grammatik von Jacob Grimm das weit überboten, was Docen hätte leisten können. Es gereicht ihm nicht zum Tadel, daß noch begabtere Männer das erreichten, was er erstrebte, sondern wir müssen rühmend anerkennen, daß er einer der ersten war, welche die Forderungen der deutschen Philologie richtig beurtheilten.

Die Auffindung des älteren Titurel durch Docen. Docen's und A. W. Schlegel's Ansichten über denselben.

Zu den schönsten Entdeckungen jener Jahre gehört die Auffindung des älteren Titurel durch Docen. Bis zum Jahr 1810 kannte man nur den jüngeren Titurel, wie er in dem Drucke von 1477 vorliegt. Da fand im ersten Jahrzehend unseres Jahrhunderts Docen auf der Münchner Bibliothek in einer Handschrift des Parzival auf vier angebundenen Blättern eine Reihe Strophen, deren Inhalt mit Capitel [1]) 5, 6, 7 und 10 des jüngeren Titurel übereinstimmt, deren Darstellung aber in Ausführung, Sprache und Versbau sich wesentlich von diesem unterscheidet. Docen gab diese Bruchstücke mit Erläuterungen und einer vorausgeschickten Untersuchung über ihren Ursprung heraus unter dem Titel: „Erstes Sendschreiben über den Titurel, enthaltend: Die Fragmente einer Vor-Eschenbachischen Bearbeitung des Titurel. Berlin und Leipzig 1810." Mit richtigem Gefühl erkannte Docen die Vortrefflichkeit dieser Strophen. „Jeder Kunstfreund", sagt er, „der, was der deutsche Genius in alter und neuer Zeit gebildet, seiner Theilnahme werth achtet, wird diese Bruchstücke mit besonderm Wohlgefallen betrachten. Wem auch könnte dieser südliche Glanz und Wärme, diese Pindarisch fortströmende, lyrische Sprache, und diese Großheit der Behandlung unbemerkt bleiben? Wer wird nicht in diesen Fragmenten ein vorzügliches Zeugniß von dem hohen Genius und der wahrhaft poetischen Bildung der alten Sprache wahrnehmen

1 So bezeichnet der Druck von 1477 im Register die einzelnen Abschnitte.

und anerkennen?" [1]). „In unserm Fragment", sagt Docen an einer anderen Stelle, „herrscht mehr Jugendlichkeit und Frische, wie in den streng geschlossenen, regelmäßigen Strophen des größeren Gedichts" [2]). Wie nahe scheint uns Docen hier der Entdeckung des wahren Sachverhalts zu sein, uns, die wir jene Bruchstücke als das echte Werk Wolfram's, den jüngeren Titurel dagegen als ein späteres mittelmäßiges Produkt kennen. Und wirklich war Docen auch beim ersten Anblick der Meinung, dieses Fragment sei „ein früherer Versuch von Eschenbach selbst" [3]). Bald aber kam er von dieser Ansicht zurück, und in der That war sie auch in der eben angeführten Fassung in sich selbst widersprechend. Docen hielt nämlich, wie damals noch alle seine Zeitgenossen, den jüngeren Titurel für ein Werk des Wolfram von Eschenbach. Und von dieser unrichtigen Grundlage aus führte er den Beweis, daß jene älteren Fragmente nicht vom Verfasser des jüngeren Titurel und mithin nicht von Wolfram von Eschenbach sein könnten [4]). Daß er dieselben in das Jahr 1189 verlegte [5]), beruhte überdies auf einer irrigen Berechnung [6]).

Docen widmete das angeführte Sendschreiben, in welchem er die Bruchstücke des älteren Titurel veröffentlichte, August Wilhelm Schlegel, „mit dem Wunsch, eine lange Hochachtung gegen den gebildetesten Kritiker der Modernen zu beurkunden." Schlegel schrieb eine ausführliche Beurtheilung von Docen's Sendschreiben in den Heidelbergischen Jahrbüchern der Literatur vom Jahr 1811 [7]). Er ist hoch erfreut über Docen's Entdeckung und läßt dessen Scharfsinn und Gelehrsamkeit alle Gerechtigkeit widerfahren; aber mit Docen's Grundansicht über das Verhältniß der aufgefundenen Bruchstücke zum bisher bekannten Titurel kann er sich nicht einverstanden erklären. Zwar, daß diese Bruchstücke älter sind als der

1) Docen, Erstes Sendschreiben über den Titurel (1810) S. 11 fg. — 2) Ebend. S. 5. — 3) Ebend. S. 4. — 4) Ebend. S. 7—10. — 5) Ebend. S. 12. — 6) Lachmann's Ausgabe des Wolfram, Vorrede S. XXVII, Anm. — 7) Wieder abgedruckt in A. W. von Schlegel's sämmtlichen Werken. Her. von Böcking. Bd. XII. Leipzig 1847, S. 288—321.—

andere Titurel, steht auch ihm fest. Aber, daß sie „Vor-Eschenbachisch“ seien, bestreitet er. „Wir müssen hier mit der Vermuthung hervortreten“, sagt er, „die vielleicht Manchem gewagt erscheinen wird, der ältere Titurel sei unmittelbar von Eschenbach's Hand, und der zweite, der bisher allgemein für den seinigen gegolten, sei nur eine Umarbeitung von zwei späteren Meistern. Wir glauben in dem Bruchstücke die ganze Eigenthümlichkeit des Dichters, ja sogar seine Seltsamkeit zu erkennen, allein wir wollen uns auf greiflichere historische Gründe stützen“ [1]). Und nun versucht Schlegel den Beweis, daß Wolfram seinen Titurel spätestens zwischen den Jahren 1210 und 1220 gedichtet habe, und daß wir in den neu aufgefundenen Bruchstücken Theile dieses Wolfram'schen Titurel besitzen. „Schwerlich wurde vor seinem Tode an eine Umarbeitung gedacht, die nach den ersten neun Gesängen wieder funfzig Jahre lang liegen blieb. Dies würde also die Vollendung unseres Titurel ganz nahe gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts hinrücken, und bloß nach innern Gründen zu urtheilen, scheint uns dessen Text nicht älter zu sein“ [2]). Diese Umarbeiter des Wolfram'schen Werks haben, nach Schlegel, nicht bloß dessen vierzeilige Strophe in eine siebenzeilige umgewandelt und „dabei bald die hinzugefügten Reime mit sichtbarem Zwange herbeigeführt, bald schöne Züge weggelassen und dagegen müßige und nur nicht gar Flickwörter gesetzt“, sondern „viele paraphrastische Erweiterungen, viele abschweifende Betrachtungen, worüber dem Leser der Faden der Erzählung entschlüpft, scheinen erst bei der Umarbeitung in das Gedicht gekommen zu sein“ [3]). Hat sich Schlegel auch darin geirrt, daß er dem jüngeren Titurel ein vollständiges Wolfram'sches Original zu Grunde liegen läßt: ausgemacht bleibt, daß er der Erste gewesen ist, der erkannt hat, daß der uns in der Ausgabe von 1477 und allen bis jetzt bekannt gewordenen Handschriften vorliegende in siebenzeiligen Strophen verfaßte Titurel kein Werk Wolfram's ist. Wie bedeu-

1) Heidelb. Jahrbb. 1811, S. 1091 fg. (A. W. Schlegels Wke. XII, S. 307). — 2) Heidelb. Jbb. S. 1098 (Schlegel's Wke. XII, 310). — 3) Heidelb. Jbb. S. 1087 (Schlegel's Wke. XII, 300).

tend aber dieser Fortschritt in unserer Kenntniß eines der größten altdeutschen Dichter war, das tritt uns recht klar entgegen, wenn wir sehen, wie mit allen Uebrigen nicht bloß Docen, sondern auch Jacob Grimm vor Schlegel's Erörterungen nicht den mindesten Zweifel hegt, daß der jüngere Titurel von Wolfram von Eschenbach herrühre [1]. Was die ästhetische Würdigung betrifft, so schlägt zwar Schlegel, trotz seiner Entdeckung, den Werth des jüngeren Titurel immer noch sehr hoch an [2], aber er ist nicht blind gegen dessen Schwächen, er bezeichnet ausdrücklich die Weitschweifigkeit als dessen Hauptfehler; er erkennt klar die gewaltige Ueberlegenheit der echten Bruchstücke [3] und ist von ihrer Schönheit entzückt. Nachdem er eine Anzahl Proben, darunter die ergreifende Stelle, in welcher Sigune Herzelöuden ihre Sehnsucht nach dem abwesenden Geliebten klagt, mitgetheilt hat, fährt er fort: „So hohe und zarte Schönheiten bedürfen keiner weitläuftigen Zergliederung und ertragen sie nicht. In jedem Laute athmet stolze Kraft und innige Lebensfülle, und die begleitenden Rhythmen sind wie jauchzende Pulse, die das frische Heldenblut durch jede Ader des Gesanges hinströmen" [4].

Die Einführung des Sanskrit in den Kreis der deutschen Forschung durch Friedrich Schlegel.

Es kann natürlich hier nicht unsre Absicht sein, eine Geschichte des Sanskritstudiums zu schreiben. Vielmehr wird es in den Abschnitten, in denen wir uns mit dem Sanskrit beschäftigen, bloß darauf ankommen, die Einwirkung zu schildern, welche das Studium des Sanskrit auf die germanische Sprachforschung in Deutschland geübt hat. Wir bemerken daher nur beiläufig, daß der erste Europäer, der eine Sanskritgrammatik herausgegeben hat, ein Deutscher war, der Carmeliter Johann Philipp Wesdin, der unter seinem Ordensnamen Paulinus a Sancto Bartholomaeo im Jahr

1) J. Grimm, Ueber den altdeutschen Meistergesang, Göttingen 1811, S. 59 fg. Vgl. auch S. 85. 179. — 2) Heidelb. Jbb. S. 1109 (Schlegel's Wke. XII, 319). — 3) Heidelb. Jbb. S. 1087 (Schlegel's Wke. XII, 300). — 4) Heidelb. Jbb. S. 1108 (Schlegel's Wke. XII, 319).

1790 eine Grammatica Samserdamica veröffentlichte, daß aber der großartige Aufschwung der indischen Studien, der eine der merkwürdigsten Seiten der neueren europäischen Wissenschaft bildet, hauptsächlich von dem Engländer William Jones († 1794) und der Gründung der Asiatischen Gesellschaft zu Calcutta im Jahr 1784 ausgegangen ist [1]). In Deutschland knüpft sich der Anstoß zu den indischen Studien an einen der Namen, die uns schon in einem früheren Abschnitt als bedeutsam für die Entwicklung der germanischen Philologie begegnet sind. Friedrich Schlegel gieng im Jahr 1802 nach Paris und warf sich dort auf das Studium der orientalischen Sprachen, erst des Persischen, dann im Jahr 1803 unter der Leitung des Engländers Alexander Hamilton [2]) auf das des Sanskrit. Hatte ihn schon am Persischen die große Aehnlichkeit mit dem Deutschen überrascht, so wurde er von der Formvollendung, dem Reichthum und der Wichtigkeit des Sanskrit für das ganze Sprach- und Alterthumsstudium wahrhaft bezaubert. „Anfangs", schreibt er am 15. Sept. 1803 aus Paris an Tieck, „hat mich die Kunst und die persische Sprache am meisten beschäftigt. Allein jetzt ist alles dies vom Sanskrit verdrängt. Hier ist eigentlich die Quelle aller Sprachen, aller Gedanken und Gedichte des menschlichen Geistes; alles, alles stammt aus Indien ohne Ausnahme. Ich habe über Vieles eine ganz andre Ansicht und Einsicht bekommen, seit ich aus dieser Quelle schöpfen kann" [3]). Im

1) Vgl. Max Müller, Lectures on the Science of Language, fourth ed. London 1864, p. 161 fg. — 2) S. F. Schlegel's Schrift: Ueber die Sprache und Weisheit der Indier, Vorr. S. IV. Daß F. Schlegel während des Friedens von Amiens in England gewesen sei, wie man hin und wieder angegeben findet, steht im Widerspruch mit den fortlaufenden Berichten, die er in seinen Briefen an Schleiermacher (Aus Schleiermacher's Leben. In Briefen. Dritter Band) und Tieck (Briefe an L. Tieck, Bd. 3, Breslau 1864) über sein Leben und seine Studien gibt. Vielmehr hielt sich Hamilton im Jahr 1803, als Schlegel dessen Unterricht genoß, in Paris auf. Vgl. A. W. Schlegel, Indische Bibliothek, Erster Band, Bonn 1820, S. 6; Zweiter Band, Bonn 1827, S. 383 fg. — Nouvelle Biogr. générale, Tome 23, Paris 1858 s. n. Hamilton (Alexandre). — 3) Briefe an L. Tieck, Bd. 3, Breslau 1863, S. 329.

Jahr 1808 veröffentlicht er als Frucht seiner Studien die Schrift: „Ueber die Sprache und Weisheit der Indier. Ein Beitrag zur Begründung der Alterthumskunde. Nebst metrischen Uebersetzungen indischer Gedichte" [1]). Im ersten Buch dieser Schrift handelt er von der Sprache, im zweiten von der Philosophie, im dritten endlich fügt er allgemeine historische Ideen hinzu. In Bezug auf die Sprache zeigt er zuerst an einer Reihe von Beispielen die nahe Verwandtschaft, in welcher das Sanskrit mit dem Lateinischen, Griechischen, Germanischen und Persischen steht, und sucht zugleich den Beweis zu führen, daß die indische Form die ältere sei [2]). In seinen etymologischen Vergleichungen bestrebt er sich, dem Vorwurf phantastischer Willkür zu entgehen. „Wir erlauben uns dabei keine Art von Veränderungs- oder Versetzungsregel der Buchstaben, sondern fordern völlige Gleichheit des Worts zum Beweise der Abstammung. Freilich, wenn sich die Mittelglieder historisch nachweisen lassen, so mag giorno von dies abgeleitet werden, und wenn statt des lateinischen f im Spanischen so oft h eintritt, das lateinische p in der deutschen Form desselben Wortes sehr häufig f wird, und c nicht selten h, so gründet dies allerdings eine Analogie auch für andre nicht ganz so evidente Fälle. Nur muß man, wie gesagt, die Mittelglieder oder die allgemeine Analogie historisch nachweisen können; nach Grundsätzen erdichtet darf nichts werden, und die Uebereinstimmung muß schon sehr groß und einleuchtend sein, um auch nur geringe Formverschiedenheiten gestatten zu dürfen" [3]). Wir sehen hier einen großen Fortschritt gegenüber dem phantastischen, hin- und herrathenden Etymologisieren. Zugleich aber bezeichnet uns diese Stelle, wie weit im Jahr 1808 selbst ein Mann wie Friedrich Schlegel noch entfernt war von der Einsicht, die wir Rask und Grimm verdanken, daß eben jene Regeln der Umwandlung die Grundlage der Etymologie bilden, so daß oft gerade die Ungleichheit, nicht die Gleichheit des Lautbestandes für die Identität der Wörter spricht.

---

1) Heidelberg, bei Mohr und Zimmer. — 2) F. Schlegel, Ueber Sprache und Weisheit der Indier. S. 15. — 3) Ebend. S. 6 fg.

Ein noch größeres Gewicht als auf die Aehnlichkeit der Wurzeln legt Schlegel auf die Uebereinstimmung des grammatischen Baues. Nachdem er im zweiten Kapitel eine Anzahl von Wörtern zusammengestellt hat, welche sich einerseits im Sanskrit, andrerseits im Lateinischen, Griechischen, Germanischen oder Persischen finden, beginnt er das dritte, „Von der grammatischen Structur" überschriebene Kapitel mit dem Einwurf: „Könnte man aber nicht vielleicht diesen ganzen Beweis umkehren und sagen: Die Verwandtschaft ist auffallend genug und mag zum Theil gegründet sein, woraus folgt aber, daß die indische unter den verwandten Sprachen grade die ältere und ihr gemeinschaftlicher Ursprung sei? Kann sie nicht eben so gut erst durch Mischung der andern entstanden sein, oder doch dadurch diese Aehnlichkeit erhalten haben?" „Nicht zu erwähnen, antwortet Schlegel, daß Vieles von dem schon Angeführten und auch manche andre Wahrscheinlichkeit dagegen spricht, so werden wir jetzt auf etwas kommen, was die Sache völlig entscheidet und zur Gewißheit erhebt. Ueberhaupt dürfte die Hypothese, welche, was sich in Indien Griechisches findet, von den Seleuciden in Baktrien herleiten zu können meint, nicht viel glücklicher sein als die, welche die ägyptischen Pyramiden für natürliche Krystallisationen ausgeben wollte. Jener entscheidende Punkt aber, der hier Alles aufhellen wird, ist die innere Structur der Sprachen oder die vergleichende Grammatik, welche uns ganz neue Aufschlüsse über die Genealogie der Sprachen auf ähnliche Weise geben wird, wie die vergleichende Anatomie über die höhere Naturgeschichte Licht verbreitet hat" [1]).

Wenn nun auch bei der Durchführung im Einzelnen Schlegel Richtiges und Falsches mischt, so hat er doch in den angeführten Worten einen der fruchtbarsten Grundgedanken der ganzen neueren Sprachforschung ausgesprochen, und auch in der weiteren Ausführung finden wir vieles Treffende. „Mit der griechischen und römischen Grammatik," sagt er [2]), „stimmt die indische so sehr überein,

1) Ebend. S. 27 fg. — 2) Ebend. S. 35.

daß sie weder von der einen noch von der andern mehr verschieden ist, als diese beiden es unter sich sind." In Bezug auf die germanischen Sprachen erkennt Schlegel ganz richtig, daß sie den Formen des Indischen, Griechischen und Lateinischen immer näher rücken, je welter wir in ihr Alterthum hinaufsteigen. Nachdem er einige grammatische Aehnlichkeiten des Deutschen und des Indischen besprochen hat, fährt er fort: „Nehmen wir vollends die Grammatik der ältern Mundarten hinzu, des Gothischen und Angelsächsischen für den deutschen, des Isländischen für den skandinavischen Zweig unsrer Sprache, so finden wir nicht nur ein Perfectum mit einem Augment, wie im Griechischen und Indischen, einen Dualis, genauere Geschlechts- und Verhältnißbestimmungen der Participien und der Declination, die jetzt verloren, sondern auch viele andre Flexionen, die jetzt schon etwas abgestumpft und weniger kenntlich sind; die dritte Person im Singularis und Pluralis der Zeitworte zum Beispiel zeigen sich wieder vollständig und in vollkommner Uebereinstimmung. Es kann mit einem Worte bei der Betrachtung dieser alten Denkmahle der germanischen Sprache nicht der mindeste Zweifel übrig bleiben, daß sie ehedem eine ganz ähnliche grammatische Structur hatte, wie das Griechische und Römische" [1]. Ich führe aus dem Besonderen, was Schlegel über die deutsche Sprache sagt, nur eine Stelle an, weil sie uns zugleich hinüberleitet zu einer allgemeineren Betrachtung. „Wird in einer andern Gattung das Imperfectum durch ein angefügtes t gebildet, so ist dies freilich eine besondre Eigenthümlichkeit, eben so wie das b im römischen Imperfectum; das Princip aber ist immer noch dasselbe, daß nämlich die Nebenbestimmung der Bedeutung nach der Zeit und andern Verhältnissen nicht durch besondre Worte oder von außen angehängte Partikeln geschieht, sondern durch innre Modification der Wurzel" [2]. Diese Stelle bietet uns den Uebergang zu dem Versuch, den Schlegel in den folgenden Kapiteln macht, sämmtliche Sprachen unter gewisse Hauptgesichtspunkte zusammenzufassen.

---

1) Ebend. S. 33 fg. Vgl. die Bemerkung über das Zugrundelegen der ältesten Mundart S. 81. — 2) Ebend. S. 33.

Die Gesammtheit der Sprachen zerfällt ihm in zwei große Klassen. „Entweder", sagt er, „werden die Nebenbestimmungen der Bedeutung durch innre Veränderung des Wurzellauts angezeigt, durch Flexion, oder aber jedesmal durch ein eigens hingefügtes Wort, was schon an und für sich Mehrheit, Vergangenheit, ein zukünftiges Sollen oder andre Verhältnißbegriffe der Art bedeutet; und diese beiden einfachsten Fälle bezeichnen auch die beiden Hauptgattungen aller Sprache. Alle übrigen Fälle sind bei näherer Ansicht nur Modificationen und Nebenarten jener beiden Gattungen; daher dieser Gegensatz auch das ganze in Rücksicht auf die Mannigfaltigkeit der Wurzeln unermeßliche und unbestimmbare Gebiet der Sprache umfaßt und völlig erschöpft" [1]). Wie Schlegel sich das Wesen der Flexion denkt, ergibt sich schon aus der oben über das deutsche Imperfectum angeführten Stelle. Jede Wurzel ist in den flectierenden Sprachen „wahrhaft das, was der Name sagt, und wie ein lebendiger Keim." [2]). Dieser Keim entfaltet sich „durch innere Veränderung" [2]) zur Bezeichnung der verschiedenen Verhältnißbegriffe der Zeit, des Raums, der Beziehungen aller Art. Schlegel findet das, was er Flexion nennt, nur in den indogermanischen Sprachen. Diese bilden daher die eine Hauptgattung der ganzen Sprachwelt, während sämmtliche andere Sprachen der zweiten Gattung angehören. Schlegel rechnet dahin nicht nur die einsylbigen Sprachen, wie das Chinesische, und die „eben so schweren als sonderbaren amerikanischen Sprachen," zu deren Studium ihm Alexander von Humboldt Hülfsmittel verschafft [3]), sondern auch die semitischen Sprachen. Was er von diesen, im Gegensatze zu den flectierenden indogermanischen Sprachen, sagt, läßt uns einen besonders klaren Blick in Schlegel's Ansicht von der Flexion thun. „Zwar, meint er, kann ein Schein von Flexion entstehen, wenn die angefügten Partikeln endlich bis zum Unkenntlichen mit dem Hauptwort zusammenschmelzen; wo aber in einer Sprache, wie in der arabischen und in allen, die ihr verwandt sind, die ersten und wesentlichsten Verhältnisse, wie die der Person

1) Ebend. S. 45. — 2) Ebend. S. 50. — 3) Ebend. S. 46.

an Zeitwörtern, durch Anfügung von für sich schon einzeln bedeutenden Partikeln bezeichnet werden, und der Hang zu dergleichen Suffixis sich tief in der Sprache gegründet zeigt, da kann man sicher annehmen, daß das Gleiche auch in andern Stellen Statt gefunden habe, wo sich jetzt die Anfügung der fremdartigen Partikel nicht mehr so deutlich unterscheiden läßt; kann wenigstens sicher annehmen, daß die Sprache im Ganzen zu dieser Hauptgattung gehöre, wenn sie gleich im Einzelnen durch Mischung oder kunstreiche Ausbildung zum Theil schon einen andern und höhern Charakter angenommen hätte" [1]. Der Stufengang der nicht flectierenden Sprachen ist nach Schlegel dieser: Auf der untersten Stufe steht das Chinesische. Im Baskischen und Koptischen „fangen die angefügten Partikeln schon an, mit dem Worte selbst zu verschmelzen und zu coalescieren. Noch mehr ist dies der Fall im Arabischen und allen verwandten Mundarten, die zwar dem größern Theile ihrer Grammatik nach unläugbar zu dieser Gattung gehören, während doch manches Andre nicht mit Sicherheit darauf zurückgeführt werden kann, hie und da sich sogar schon eine einzelne Uebereinstimmung mit der Grammatik durch Flexion zeigt" [2]. Die arabische und hebräische Sprache „stehen wohl unstreitig auf dem höchsten Gipfel der Bildung und Vollkommenheit in ihrer Gattung, der sie übrigens nicht so ausschließend angehören, daß sie sich nicht in einigen Stücken der andern etwas nähern sollten. Daß aber diese Kunst ihnen später, ja zum Theil gewaltsam, auf den alten rohen Stamm angebildet sein möge, haben die vertrautesten Kenner dieser Sprachen oft geäußert" [3]. Insofern sie ihre Formen durch Affixa bilden, stehen die semitischen Sprachen sammt allen übrigen im unbedingten Gegensatz zu den (indogermanischen) flectierenden Sprachen, die ihre Formen nicht durch Affixa, sondern durch innere Umwandlung der Wurzel selbst bilden [4]. Die älteste unter den Sprachen dieser Klasse ist die indische. „Daß die indische Sprache älter sei als die griechische und römische, geschweige

1) Ebend. S. 48. — 2) Ebend. S. 49 fg. — 3) Ebend. S. 55. — 4) Vgl. auch ebend. S. 56.

denn die deutsche und persische, scheint aus allem Angeführten [1]) wohl mit Gewißheit hervorzugehen. In welchem Verhältniß, als die älteste der abgeleiteten, sie aber eigentlich zu der gemeinschaftlichen Ursprache stehe, darüber wird sich vielleicht dann etwas Näheres bestimmen lassen, wenn wir die Vedas in echter Gestalt sammt den alten Wörterbüchern darüber vor uns haben, welche die beträchtliche Verschiedenheit der Sprache in den Vedas selbst vom Samskrit schon in frühen Zeiten nothwendig machte" [2]).

An das Aufblühen der indischen Studien in Europa knüpft Friedrich Schlegel die größten Erwartungen. „Möchte das indische Studium, sagt er in der Vorrede [3]) zu seinem Werk, nur einige solche Anbauer und Begünstiger finden, wie deren Italien und Deutschland im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert für das griechische Studium so manche sich plötzlich erheben und in kurzer Zeit so Großes leisten sah; indem durch die wiedererweckte Kenntniß des Alterthums schnell die Gestalt aller Wissenschaften, ja man kann wohl sagen der Welt, verändert und verjüngt ward. Nicht weniger groß und allgemein, wir wagen es zu behaupten, würde auch jetzt die Wirkung des indischen Studiums sein, wenn es mit eben der Kraft ergriffen und in den Kreis der europäischen Kenntnisse eingeführt würde."

Ich glaube, daß das Angeführte die außerordentliche Bedeutung von Friedrich Schlegel's Buch hinreichend darthut. Wir haben unsre Mittheilungen so gewählt, daß sie zugleich auch von den schwachen Seiten Schlegel's eine deutliche Anschauung gewähren. Im Gegensatz zu diesen schwachen Seiten werden wir die Sprachforschung insbesondere durch Franz Bopp eine neue Gestalt gewinnen sehen. Ueberhaupt gibt Schlegel nur allgemein ausgesprochene Gedanken. Die beweisende Durchführung fehlt entweder, oder sie ist, wo Schlegel sie versucht, voll von Mißgriffen. Wir würden daher die Mängel von Schlegel's Buch noch stärker hervortreten sehen, wenn es uns hier gestattet wäre, mehr in die Einzel

---

1) Siehe oben. — 2) S. 66 fg. — 3) S. X.

heiten der Ausführung einzugehen. Aber trotz alle dem wird man die epochemachende Bedeutung dieser kleinen, aber inhaltsschweren Schrift nicht in Abrede stellen [1]).

Arnold Kanne.

Es währte noch eine Reihe von Jahren, bis das von Friedrich Schlegel in Deutschland angeregte Studium des Sanskrit gesunde wissenschaftliche Früchte trug. Eine geraume Zeit noch wirkte das Licht aus dem Orient mehr blendend und verwirrend, als erleuchtend und aufklärend. Einen Beleg für diese Thatsache liefern die Schriften Arnold Kanne's. Es ist hier nicht der Ort, das abenteuerliche Leben dieses merkwürdigen Mannes ausführlich zu erzählen. Geboren im Jahr 1773 zu Detmold studierte er unter Heyne in Göttingen klassische Philologie, zugleich mit den orientalischen Sprachen beschäftigt, lebte dann kümmerlich von seiner Feder, bald als gelehrter, bald als humoristischer Schriftsteller, diente dazwischen als östreichischer Soldat, wurde befreundet mit Jean Paul, nahm im Jahr 1806 preußische Kriegsdienste, ward französischer Kriegsgefangener, entsprang und trat dann abermals in östreichischen Kriegsdienst. Auf Jean Paul's Verwendung ward er endlich durch Friedrich Heinrich Jacobi losgekauft und erhielt im Jahr 1809 eine Stelle als Professor der Geschichte am Realinstitut in Nürnberg. Im Jahr 1817 wurde er Professor der orientalischen Sprachen an der Universität Erlangen und starb daselbst am 17. December 1824. Dieser so bewegte äußere Lebenslauf Kanne's ist durchtobt von noch weit größeren inneren Stürmen und Kämpfen, die ihn zwischen hochgehenden wissenschaftlichen Planen und stiller christlicher Entsagung hin und herwerfen, bis er endlich in einem ernsten mystisch beschaulichen Christenthum Ruhe findet [2]).

---

1) Vgl. Max Müller, Lectures on the Science of Language, IV. ed., p. 168 sq. — Theod. Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft, 1869, S. 357 fg. — 2) Vgl. die Selbstbiographie Kanne's in: Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Christen von J. A. Kanne, Erster Thl. Bamberg u. Leipz. 1816, S. 263 fg., und den Neuen Nekrolog der Deutschen, Jahrg. II, S. 1240 fg.

Kanne's Schriften liegen großentheils nicht auf unserem Boden, aber einige derselben sind auch für die Geschichte der germanischen Philologie von nicht geringer Bedeutung. Im Jahr 1804 gab er eine Schrift heraus „Ueber die Verwandtschaft der griechischen und teutschen Sprache." In dieser Schrift hält sich der Verfasser, abgesehen von einigen allgemeineren Ansichten über die geschichtliche Entstehung der Laute, streng an die Sache, indem er vor allem die wichtigsten Lautübergänge zwischen dem Griechischen und Deutschen nachzuweisen sucht, und hier gelingt es seinem Scharfsinn, einen großen Theil der Lautwechsel darzuthun, auf denen das Grimm'sche Lautverschiebungsgesetz beruht. Kein Sprachforscher vor Rask ist dieser großen Entdeckung Grimm's so nahe gewesen, als bereits im Jahr 1804 Arnold Kanne [1]). Wäre Kanne auf diesem Wege weiter gegangen, hätte er auf solche Weise die orientalischen Sprachen in den Bereich seiner Forschung gezogen, so würde er ohne Zweifel eine der vorzüglichsten Stellen unter unsren wissenschaftlichen Sprachforschern einnehmen. Statt dessen ließ er sich von der damals herrschenden titanenhaften Ueberschätzung der vorhandenen Kräfte nicht nur hinreißen, den Zusammenhang aller Sprachen und Mythen in Einem Anlauf erobern zu wollen, sondern er glaubte auch, auf diese Weise die Einsicht in den tiefsten Zusammenhang der Sprache mit den Dingen, ja in den idealen Zusammenhang der Dinge selbst erlangen zu können. In diesem Sinn schrieb er: Erste Urkunden der Geschichte oder allgemeine Mythologie. Zwei Bände. Mit einer Vorrede von Jean Paul. Baireuth 1808. Dann: Pantheum der ältesten Naturphilosophie, die Religion aller Völker. Tübingen 1811. Endlich: System der indischen Mythe, oder Chronus und die Geschichte des Gottmenschen in der Periode des Vorrückens der Nachtgleichen. Leipzig 1813. Das Ganze hatte seine Krönung finden sollen in einem Panglossum, in welchem Kanne die oben bezeichneten Erwartungen vollends zu befriedigen hoffte. Er vernichtete aber die Handschrift dieses Werkes, als

1) Man vgl. in der oben angeführten Schrift S. 111. 122 fg. 205 fg. 209 fg. 230 fg. 237 fg. 241 fg.

sich seiner die Ueberzeugung bemächtigte, daß diese Art, die Wissenschaft zu betreiben, dem Christenthum widerstreite. — Im Anschluß an Schelling's Naturphilosophie hat Kanne in den angeführten Schriften manchen geistvollen Gedanken ausgesprochen. Es fehlte ihm nicht an einer ausgebreiteten linguistischen und mythologischen Gelehrsamkeit und einer unerschöpflichen Combinationsgabe [1]. Aber von besonnener Forschung, wie sie allein zu haltbaren Ergebnissen führen kann, ist keine Rede. Mythen und Sprachen aller Völker, wie sie dem Verfasser mittelbar oder unmittelbar gerade zu Gebote stehen, werden in wild phantastischer Weise durcheinandergeworfen. Wir dürfen in Kanne's Bücher nur beliebig hineingreifen, um uns zu überzeugen, wohin diese Art von etymologischer Willkür führte, und weil es für die richtige Schätzung des hohen Werthes, den sich die wissenschaftliche Etymologie durch Grimm und Bopp erworben hat, sehr wichtig ist, sich ein anschauliches Bild von dem Zustand zu machen, in welchem sich die Etymologie vor dem Erscheinen von Grimm's Grammatik und Bopp's Schriften befand, will ich wenigstens ein Beispiel von Kanne's Verfahren mittheilen. In „Erste Urkunden der Geschichte oder allgemeine Mythologie 1808 S. 573" heißt es wörtlich: „Denn mit Daume, plattt. Dume, ist verwandt דָם dam das Blut, אדם adam rothe Erde, erster Mensch. *Πυρρα*, - *δῆμος* Fett, ursprüngl. Fleisch, *δημος* Volk, *δειμω* bauen, *δεμας* Leib, *δημιουργος* Weltschöpfer, *δυμω* gebären, zeugen, wovon noch *διδυμος* ein Zweigeborner, Zwilling, Ei-dam Schwiegersohn (wie gener von *γενω*), Dame die Frau, dama der zeugende Hirsch, *δαιμων* Gott, ursprüngl. Schöpfer, דמן domen stercus, hier, wie immer, von Worten der Zeugung und Befruchtung, davon abdomen." So war die Sprachforschung beschaffen, welche damals die Geister beherrschte, und nicht bloß Männer wie Görres, wie Friedr. Heinr. von der Hagen, sondern auch Jacob Grimm in der ersten Periode

1) Mit besonderer Beziehung auf das Germanische hat Kanne von diesen Gaben Gebrauch gemacht in seiner Abhandlung: Germanische Trümmer, in Fouqué's Musen, Jahrgang 1814, S. 1 — 63.

seiner Thätigkeit haben von Kanne's Schriften einen unverkennbaren Einfluß erfahren[1].

Joseph Görres.

Der Mann, dessen Verhältniß zur germanischen Philologie wir jetzt schildern wollen, gehört nur mit einem Theil seiner Lebensthätigkeit in unseren Bereich, der größere Theil seiner Wirksamkeit liegt auf anderen Gebieten. Natürlich müssen wir uns hier auf das beschränken, was sich auf die von uns behandelte Wissenschaft bezieht. Geboren zu Koblenz im Jahr 1776 hatte sich Görres mit Begeisterung den Ideen der französischen Revolution angeschlossen. Reifere Einsicht aber und die Entwicklung der französischen Republik zum Napoleon'schen Kaiserthum brachten ihn von den französischen Sympathien ab. Er warf sich nun eine Reihe von Jahren hindurch mit ganzer Kraft auf wissenschaftliche Studien. Schelling's Philosophie, der er sich zwar nicht unbedingt anschloß, von welcher er aber die tiefsten Anregungen erhielt[2], bildete ihm das verknüpfende Band zwischen seinen naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Studien. Von diesem Ausgangspunkt aus vertiefte er sich in die Urgeschichte und Mythologie der Völker. Vor allem aber zog ihn das deutsche Alterthum an. Im Leben des deutschen Volkes, in seiner Dichtung, seiner Geschichte, seinen alten Sitten und Einrichtungen bot sich ihm die Verbindung dar zwischen seinen wissenschaftlichen Forschungen und seinen neuen politisch-vaterländischen Bestrebungen. Im Jahr 1806 gieng er nach Heidelberg und hielt dort Vorträge über asiatische Mythen

---

1) Aus dem letzten Lebensjahr Kanne's (1823—24), das schon jenseits der oben geschilderten Periode (bis 1819) liegt, besitzt die Universitätsbibliothek zu Erlangen handschriftlich den Anfang einer Neubearbeitung des vierzehn Jahre vorher unternommenen Panglossiums, die in solcher Weise ausgeführt ist, wie sie der Verfasser vor seiner streng christlichen Ueberzeugung verantworten zu können glaubte. — 2) Vgl. die im Jahr 1802 geschriebenen (mit neuem Titel: Koblenz 1804, zum zweitenmal ausgegebenen) Aphorismen über die Kunst von J. Görres S. 1 u. Vorr. S. IX.

geschichte. Hier trat er auch in nahen freundschaftlichen Verkehr mit Arnim und Brentano und durch diese mit den Brüdern Grimm in Kassel. Es war die Zeit seines lebendigsten Antheils an den altdeutschen Studien. Sie waren ihm nicht bloß ein Gegenstand der Gelehrsamkeit, sondern ein Trost in trüber Zeit. Ohne sich deshalb von ihnen abzuwenden, warf sich dann Görres in den Jahren der Befreiung ganz auf eine vaterländisch publicistische Thätigkeit. Sein „Rheinischer Merkur" (1814 — 1816) ist ein unvergängliches Denkmal seiner politischen Beredsamkeit. Bald nach dieser Zeit findet der thätige Antheil, den Görres an den altdeutschen Studien nahm, seinen Abschluß, und es steht uns deshalb hier nicht zu, die Schicksale dieses merkwürdigen Mannes weiter zu verfolgen. Wir bemerken nur noch, daß er nach sehr mannigfachen inneren und äußeren Erfahrungen im Jahr 1827 als Professor an die neu gegründete Universität München berufen wurde und daselbst am 27. Januar 1848 starb [1]).

Die Zeit, aus welcher die Schriften zur altdeutschen Literatur herrühren — die Jahre 1806 bis 1817 —, war die schönste in dem Leben des reich begabten Mannes. Den unklaren kosmopolitischen Schwindel seiner Jugendjahre hat er hinter sich gelassen, und obwohl wir die Keime der späteren römisch katholischen Richtung sich bereits bilden sehen, treten sie doch noch zurück gegen die warme deutsche Gesinnung, die ihn beseelt. Die erste Frucht seiner Beschäftigung mit der älteren deutschen Literatur war die Schrift: Die teutschen Volksbücher. Nähere Würdigung der schönen Historien-, Wetter und Arzneybüchlein, welche theils innerer Werth, theils Zufall, Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeit erhalten hat. Von J. Görres. Heidelberg 1807. — In einer allgemeinen Einleitung bespricht Görres das Wesen der Bücher, von denen er hier handeln will. Es sind die Schriften, an denen sich die ganze Masse des Volkes seit Jahrhunderten erfreut. Die wichtigsten und ältesten unter diesen Volksbüchern sind die erzählenden. Die „in-

1) Ueber Görres' Leben finden sich die thatsächlichen Angaben in dem Artikel „Görres" in dem von Wetzer und Welte herausgegebenen Kirchen-Lexikon, Bd. IV, Freiburg 1850, S. 575 fg.

nere im Volke wach gewordene Poesie" „hat sich auf zwiefach verschiedene Weise im Volke selbst geäußert" [1]). Einmal im Volkslied. „Eintretend in die Welt, wie der Mensch selbst in sie tritt, ohne Vorsatz, ohne Ueberlegung und willkürliche Wahl, das Dasein ein Geschenk höherer Mächte, sind sie keineswegs Kunstwerke, sondern Naturwerke wie die Pflanzen; oft aus dem Volke hinaus, oft auch in dasselbe hineingesungen, bekunden sie in jedem Falle eine ihm einwohnende Genialität, dort productiv sich äußernd und durch die Naivität, die sie in der Regel charakterisiert, die Unschuld und die durchgängige Verschlungenheit aller Kräfte in der Masse, aus der sie aufgeblüht, verkündigend; hier aber durch ihre innere Trefflichkeit den feinen Takt und den geraden Sinn bewährend, der schon so tief unten wohnt und nur von dem Besseren gerührt nur allein das Bessere sich aneignet und bewahrt" [2]). Zweitens aber äußerte sich der Volksgeist in den Volkssagen. „In den frühesten Zeiten entstanden die meisten dieser Sagen, da wo die Nationen, klare, frische Brunnen der quellenreichen, jungen Erde eben erst entsprudelt waren; da wo der Mensch gleich jugendlich wie die Natur mit Enthusiasmus und liebender Begeisterung sie anschaute und von ihr wieder die gleiche Liebe und die gleiche Begeisterung erfuhr; wo beide noch nicht alltäglich sich geworden, Großes übten und Großes anerkannten: in dieser Periode, wo der Geist noch keine Ansprüche auf die Umgebung machte, sondern allein die Empfindung, wo es daher nur eine Naturpoesie und keine Naturgeschichte gab, mußten nothwendig in diesem lebendigen Naturgefühle die vielfältig verschiedenen Traditionen der mancherlei Nationen hervorgehen, die kein Lebloses anerkannten und überall ein Heldenleben, große, gigantische Kraft in allen Wesen sahen, überall nur großes, heroisches Thun in allen Erscheinungen erblickten und die ganze Geschichte zur großen Legende machten" [3]). In alter Zeit wandelten diese Sagen lebendig als Gesänge im Leben um. Mit der Erfindung der Schreibkunst und später der Buchdruckerei aber „büßten sie die äußere poetische Form

1) Die teutschen Volksbücher von J. Goerres S. 14. — 2) Ebend. S. 15. — 3) Ebend. S. 16 fg.

ein, die man als bloßes Hülfsmittel des Gedächtnisses jetzt unnütz geworden wähnte und daher mit der gemeinen prosaischen verwechselte" [1]). So sind aus jenen Sagen die meisten Volksbücher hervorgegangen. Von viel geringerem Werth sind die lehrenden unter den Volksbüchern, die „eben ihres innern reflectierenden Charakters wegen durchaus modern sind" [2]). Der Verfasser charakterisiert darauf die einzelnen Volksbücher, so weit sie ihm Clemens Brentano's reiche Privatbibliothek darbot [3]). Wie in der allgemeinen Schilderung, so wird man auch im Einzelnen das Lob, das Görres spendet, übertrieben, seine Urtheile bisweilen verfehlt finden. Aber man wird nicht läugnen können, daß er meist einen sehr richtigen Takt zeigt. Seine vorzügliche Aufmerksamkeit schenkt er der Historie vom gehörnten Siegfried und der von den vier Heymonskindern [4]), und mit besonderer Ausführlichkeit und Ehrfurcht geht er dem Alter und der Verbreitung der Sieben weisen Meister nach [5]). Das Ganze: Einleitung, Uebersicht und rückblickender Schluß, ist mit wunderbarer Frische geschrieben. „An sich, sagt Jacob Grimm gegen F. H. von der Hagen, mag man über dieses ausgezeichnete Werk immer urtheilen, daß es zu früh construieren und aus ungleicher Grundlage mit gleicher Sicherheit folgern wolle, welches Vielen eine ängstliche und manchmal unangenehme Empfindung verursachen kann." Nur habe Hagen seinen Tadel von der ganz verkehrten Seite angebracht. „Das ist vielmehr, fährt J. Grimm fort, das Verkehrteste mit in der Zeit, daß sie das Treffliche nicht rein ehren kann, sondern ihren Tadel daran für weit höher hält. Ohne vollständige historische Ergründung, die ihm in der kurzen Zeit ohne alle Vorarbeiten nicht möglich war, ist Görres in die Wahrheit alter Poesie hineingedrungen. Andere hätten vermuthlich durch eine Menge von Citaten und Noten noch nicht so hell auf den Grund gesehen" [6]).

---

1) Ebend. S. 18. — 2) Ebend. S. 19 — 3) Ebend. S. 308. — 4) Vgl. ebend. S. 93 und 99 mit S. 310, wo der Verf. gerade von diesen sagt, daß sie „noch sehr weiterer Beleuchtung bedürfen." — 5) Ebend. S. 154—173. — 6) Jacob Grimm in der Anzeige von Hagen's u. s. f.

An die „Teutschen Volksbücher" schloß sich eine Anzahl von Abhandlungen an, die Görres unter der Ueberschrift: „Der gehörnte Siegfried und die Nibelungen", in der von Arnim herausgegebenen Zeitung für Einsiedler (April und Mai 1808) veröffentlichte. Hier untersucht er den Zusammenhang unsrer Nibelungen mit dem skandinavischen Norden und gelangt zu dem Ergebniß, daß unsre Heldendichtung auf gothischem [1]) und fränkisch-burgundischem [2]) Boden erwachsen ist, und daß sie den Stürmen der deutschen Völkerwanderung ihre Entstehung verdankt [3]). Die nordische Wilkinasaga, deren Hauptheld Dietrich von Bern ist, ruht auf deutschen Gedichten [4]) und ebenso die Heldenlieder der Edda [5]). Diese ganze Sage, zu welcher auch das lateinische Carmen de rebus gestis Waltharii gehört [6]), gründet sich nicht „auf eine Reihe nur lose untereinander verbundener Romanzen," sondern „es steigt die Wahrscheinlichkeit in uns auf, daß ein großes colossales Gedicht ihr unterliege, in dem die Nibelungen nur ein Gesang gewesen sind, während Trümmer der andern im Heldenbuche und sonstwo sich erhalten haben" [7]). „Behalte unbestritten der Norden seine Mythe, Teutschland sein Epos; jene ruht ebenso unbezweifelbar auf nordischer Natur, wie dies auf gothischteutscher Historie" [8]). Ist auch jene Annahme eines „colossalen Gedichts" verfehlt, so sehen wir doch im übrigen hier Görres mit genialem Scharfblick die ersten Schritte zur richtigen Auffassung unsrer deutschen Heldensage thun. Er bleibt aber dabei nicht stehen, sondern sucht sofort in den Ursprung aller Poesie einzudringen. „Im Urbeginn, sagt er, war eine Poesie und eine Fabel, die bildete im Fortschritte jedes Volk auf eigene Weise sich und seinen Thaten an" [9]). „Der Ursprung der nationellen Poesie fällt zusammen mit dem

---

Museum für Altdeutsche Literatur und Kunst. Heidelb. Jahrbb. 1811, I. S. 157.

1) Zeitung für Einsiedler 1808 Sp. 38. 59. — 2) Ebend. Sp. 166. — 3) Ebend. Sp. 38. S. aber auch weiter unten. — 4) Ebend. Sp. 89. — 5) Ebend. Sp. 90. — 6) Ebend. Sp. 160 fg. — 7) Ebend. Sp. 90. — 8) Ebend. Sp. 95. — 9) Ebend. Sp. 95.

Ursprung der Nation; wo ihre Geschichte aus der Naturgeschichte hervorgebrochen, da ist der Faden angeknüpft, und sie nehmen ihn durch alle Gänge ihrer Entwicklung mit" [1]). So führt uns die germanische Poesie nach Asien, in den Ursitz der Völker hinüber. „In der That geht ein Geschlecht von Sagen im Orient um, das, in gerader Linie von denselben Vorvätern abgestammt, den gleichen Familiencharakter mit den nordischen Traditionen trägt" [1]). Vor allen sind es die Perser, deren Heldendichtung in Ferdoussi's Schach Nameh und sonst „am meisten nordische Physionomie angenommen hat" [1]). „Dort sehen wir alle die Hauptmomente der occidentalischen Poesie gleichsam vorbildlich angelegt" [2]).

Die Ausgabe des Lohengrin, die Görres, nach Ferd. Gloeckle's [3]) Abschrift, Heidelberg 1813, veranstaltete und den Brüdern Grimm zueignete, war als erster Druck des Gedichts ein erwünschter Beitrag zur altdeutschen Literatur. Ueber den Text bemerkt der neueste Herausgeber des Lohengrin, Heinrich Rückert, mit Recht, daß derselbe völlig unbrauchbar sei [4]). Man wird sich aber bei dessen Beurtheilung zugleich des Zustands zu erinnern haben, in welchem sich die altdeutsche Philologie damals überhaupt noch befand. Die ausführliche Einleitung, welche Görres dem Gedicht vorausschickte, enthält neben vielem Willkürlichen und Ueberschwenglichen manche treffende Bemerkung. Gleichzeitig mit der Veröffentlichung des Lohengrin entwarf Görres den Plan zu einer „Bibliotheca Vaticana Altteutscher Dichtungen", in welcher er in Gemeinschaft mit Ferdinand Glockle die Schätze der vaticanischen Bibliothek zugänglich machen wollte [5]). Aber das Unternehmen kam nicht zu Stande.

Den Abschluß von Görres' thätiger Theilnahme an den altdeutschen Studien bildeten die Altteutschen Volks- und Meisterlieder

1) Ebend. Sp. 91. — 2) Ebend. Sp. 92 — 3) So schreibt Görres hier den Namen, oder auch Einl. S. XCIII. XCIV Glöкle. — 4) Lohengrin, her. von Heinr. Rückert, Quedlinburg u. Leipzig 1858. Vorr. S. V. Vgl. ebend. S. 207. — 5) S. Görres' geistvolle Ankündigung in Gräter's Idunna und Hermode 1812, Anzeiger vom 8. Oktober.

aus den Handschriften der Heidelberger Bibliothek. Herausgegeben von J. Görres (1817). Der Sammler hat es nicht auf eine kritische Ausgabe abgesehen. Er hat vielmehr, wie er sich selbst ausdrückt, „die alte Rechtschreibung", in der That aber auch die alte Sprache der neueren möglichst gleich gemacht. In der schönen und reichhaltigen Einleitung nimmt er die Untersuchungen über den Gang der mittelalterlichen Poesie wieder auf, die er in seinen Teutschen Volksbüchern begonnen hatte. Wir wollen unter vielem Anderen nur auf die großentheils treffenden Bemerkungen hinweisen, die Görres hier über das Verhältniß der provenzalischen Lyrik zur altdeutschen macht [1]).

Wir haben bisher den unmittelbaren Antheil geschildert, den Görres durch seine Arbeiten an der altdeutschen Philologie genommen hat. Wir würden aber ein unvollständiges und unrichtiges Bild von diesem Gelehrten geben, wenn wir nicht wenigstens mit einigen Worten auch die allgemeinen Ansichten desselben berührten. Natürlich müssen wir uns auf das Nothwendigste beschränken, da die Schriften, die wir hier in den Kreis unsrer Betrachtung ziehen, größtentheils ganz anderen Gebieten angehören als dem unsrigen. Es sind vor allem die Mythengeschichte der asiatischen Welt (1810) und die Schrift über Glauben und Wissen (1805). Görres hat durch diese Schriften, gleichzeitig mit Kanne und Creuzer, für eine tiefere Auffassung der heidnischen Religionen gewirkt. Zugleich aber zeigt sich bei ihm, wie bei seinen Genossen, das vergebliche Bemühen, durch willkürliches Construieren über Dinge zum Abschluß zu gelangen, die man bei weitem noch nicht genügend erforscht hat. Der Grundgedanke, von dem Görres ausgeht, ist: „Ein Dienst und eine Mythe war in uralter Zeit, es war eine Kirche und auch ein Staat und eine Sprache" [2]). Und am Schluß seiner Untersuchungen sagt er: „So hat es sich denn von allen Seiten bewährt befunden, was wir im Anfange vorahnend verkündigten, eine Gottheit nur wirkt im ganzen Weltall, eine Religion auch

1) Einleitung S. LI fg. — 2) Mythengeschichte der asiat. Welt von J. Görres, Bd. I, S. 11.

nur herrscht in ihm, ein Dienst und eine Weltanschauung in der Wurzel, ein Gesetz und eine Bibel nur durch alle, aber ein lebendiges Buch wachsend wie die Geschlechter, und wie die Gattung ewig jung" [1]). Um seinen Satz zu erweisen, hat Görres in seiner Art umfassende Studien gemacht, und mancher geistvolle Blick thut sich ihm auf. Aber wir können uns jetzt kaum mehr in die Stimmung versetzen, in der man solche Probleme mit so dürftigen Mitteln lösen zu können glaubte, wie sie Görres zu Gebote standen. Wir wissen jetzt, daß alle mythologischen Untersuchungen ohne strenge und gründliche Sprachforschung auf Sand bauen; und Görres, der ein Hauptgewicht auf die indische Mythe legt, glaubt, in diese Mythe eindringen zu können, ohne ein Wort Sanskrit gelernt zu haben! Die nordische Mythologie ist ihm ein Hauptgegenstand des Studiums, um so mehr, da sie seine allgemeinen Mythenforschungen mit seinen Ansichten über die altdeutsche Poesie verbindet; aber von der altnordischen Sprache versteht er so gut wie nichts! [2]) Tritt nun zu diesem Mangel an gründlichen Sprachkenntnissen nicht bloß eine Vernachlässigung, sondern eine absichtliche Verachtung aller nüchternen und klaren historischen Kritik, so kann man sich denken, auf welche Abwege phantastischer Willkür diese Art von Forschung gerathen muß. Was aber Görres schon damals in paradoxer Verhöhnung aller gesunden historischen Kritik zu leisten vermochte, dafür liefert seine Abhandlung über Hunibald's Chronik [3]) den schlagenden Beweis.

Achim von Arnim und Clemens Brentano.

Haben wir im vorigen Abschnitt einen Naturphilosophen und

1) Ebend. Bd. II, S. 619. — 2) Man muß es lobend anerkennen, daß er die Lieder der Edda meist nur in der lateinischen Uebersetzung der Kopenhagener Ausgabe anführt. Die Stelle über Rudbeck's Atlantis (Mythengesch. der asiat. Welt I, 200) oder das Citat aus der „Hialmarsage" ebend. II, 573 fg., noch dazu so, wie es da gedruckt steht, beweisen zur Genüge, daß die altnordische Sprache Görres unbekannt war. — 3) In Fr. Schlegel's Deutschem Museum Bd. III. (1813) S. 319—345. 503—516. Bd. IV, (1813) S. 321—349. 357—375.

Politiker als einen feurigen Vertreter der altdeutschen Studien kennen lernen, so soll uns der gegenwärtige zwei nah befreundete Dichter vorführen, die sich mit warmer Liebe der Wiederbelebung der älteren deutschen Poesie annahmen. Ludwig Achim von Arnim (geboren zu Berlin d. 26. Januar 1781, gestorben zu Wiepersdorf in der Mark d. 21. Jan. 1831 [1]) und Clemens Brentano (geboren im Thal Ehrenbreitstein den 8. Sept. 1778, gest. zu Aschaffenburg den 28. Juli 1842) [2]), waren in manchen Beziehungen verwandte Naturen, so verschieden sie bei näherer Betrachtung in anderen erscheinen. Mit einem überströmenden Reichthum von dichterischer Phantasie und Empfindung ausgestattet, schlossen sie sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts der damals herrschenden romantischen Schule an. Sie theilten mit deren Häuptern die schwärmerische Verehrung Goethe's [3]) und die Liebe zur älteren deutschen Poesie. Aber von dem bloß literarischen Treiben und der ästhetischen Kritik fühlten sie sich mehr abgestoßen als angezogen. Sie wandten sich vielmehr bald dem wirklichen Volksleben zu und der Poesie, die dieses durchdringt. Am nächsten noch stand ihnen in dieser Beziehung unter den Häuptern der Romantik Ludwig Tieck, dessen Volksmärchen Arnim's wärmste Anerkennung fanden [4]). In der Freude am Volksthümlichen begegneten sich Arnim und Brentano, und beide sammelten auf ihren Hin- und Herzügen in Deutschland eifrig alte und neue Volkslieder. In den Jahren 1805 bis 8 [5]) lebten die beiden Dichter zeitweilig zusam

1) Neuer Nekrolog der Deutschen, Neunter Jahrgang 1831, Th. I. S. 88 fg. — Gelehrtes Berlin im J. 1825. Berlin 1826. — 2) Biographisches über Clemens Brentano in Cl. Brentano's Gesammelten Schriften, Bd. VIII. Frankfurt a. M. 1855, S. 1—98. — 3) S. u. A. Arnim's Lehrgedicht, in der Zeitung für Einsiedler 1808, 31. Mai, Nr 14; und die Auszüge aus Brentano's Godwi im eben angeführten Biogr. über Cl. Brentano S. 19. — 4) Des Knaben Wunderhorn, Heidelberg 1806, S. 450. — 5) Arnim's Nachschrift zum ersten Theil des Wunderhorns ist unterzeichnet: Heidelberg im Juli 1805. Der Brief Arnim's an Tieck in: Briefe an L. Tieck, Bd. I, Breslau 1864, S. 14: Heidelberg, Ende November 1808. In

men in Heidelberg in nahem freundschaftlichen Verkehr mit Görres. Dort in Heidelberg kam das einflußreichste Werk der beiden Dichter: Des Knaben Wunderhorn, zum Abschluß, und von ebenda gieng das Unternehmen aus, durch welches sie die Freunde der alten deutschen Art unter Eine Fahne sammelten: Die Zeitung für Einsiedler. Heidelberg war wohl dazu gemacht, ein dichterisches Gemüth mit alter deutscher Freude zu erfüllen und zugleich mit dem Schmerz über den Verlust einer großen deutschen Vergangenheit. Es ist uns bei den Schriften von Görres, von Arnim und Brentano bisweilen, als hörten wir den Neckar rauschen und sähen die Trümmer des alten Schlosses über die prachtvollen Bäume herabblicken.

Durch Brentano's verwandtschaftliche Beziehungen erweiterte sich der Kreis der Heidelberger Freunde weit über Heidelberg hinaus in epochemachender Weise. Im Jahr 1804 nämlich hatte Savigny, der große Rechtslehrer zu Marburg, Brentano's Schwester Kunigunde geheirathet, und so knüpfte sich die Freundschaft an, die bald Brentano und dessen geistvolle Schwester Bettina mit Savigny's reichbegabten Schülern Jacob und Wilhelm Grimm verband. Besonders fühlten sich die Grimm von Brentano's Freund Arnim angezogen. Ihn und Bettina Brentano, die im Jahr 1811 seine Gattin wurde, verband die innigste Freundschaft mit den Brüdern Grimm.

Im J. 1806 erschien zu Heidelberg: Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder gesammelt von L. A. v. Arnim und Clemens Brentano [1]). Es war die Frucht von Arnim's und Brentano's regem Sammeleifer. Das Werk ist Goethe gewidmet und schließt mit einer Abhandlung Arnim's: „Von Volksliedern. An Herrn Kapellmeister Reichardt". Im J. 1808 folgte ein zweiter und dritter Band und ein Heft „Kinderlieder" als „Anhang zum Wunderhorn" [2]). Die Abhandlung Arnim's, unterzeichnet „Berlin

---

Brentano's Gesammelten Schriften, Bd. VIII, S. 129 u. 131 finden sich Briefe Brentano's aus Heidelberg d. 14. Jan. 1805 und 20. Mai 1806. — 1) So der Vortitel. Auf dem Haupttitel ist das „gesammelt von" weggelassen und „Achim" ausgeschrieben. — 2) Die weiteren Schicksale des Buchs be-

im Januar 1805", mit einer „Nachschrift an den Leser" aus „Heidelberg im Juli 1805", ist bestimmt, die Grundansichten der Herausgeber mitzutheilen. Arnim thut dies in seiner geistvollen Weise, die bald das Tiefsinnigste mit wunderbarer Klarheit ausspricht, bald wieder in die seltsamsten Grillen verfällt und in gestaltlosen Nebel sich auflöst. Das Fortleben des Volkslieds vergleicht Arnim mit den Wäldern unsrer Berge. „Ist der Scheitel hoher Berge nur einmal ganz abgeholzt, sagt er, so treibt der Regen die Erde hinunter, es wächst da kein Holz wieder. Daß Deutschland nicht so weit verwirthschaftet werde, sei unser Bemühen" [1]. Trefflich spricht er über den einfachen, seelenvollen Gesang: „Mit großer Bravur, sagt er, können wohl diese vortrefflichen Kunstsänger ihren Kram ausschreien und ausstöhnen, man versuche sie nur nicht mit einem Volksliede, da verfliegt das Unechte; laßt sie auch nicht mit einander reden, sie singen wohl noch mit einander, aber mit dem Sprechen geht der Teufel los." — „Wollt ihr Sänger uns mit der Instrumentalität eurer Kehle durch Himmel und Hölle ängstigen, denkt doch daran, daß dicht vor euch ein großes physikalisches Kabinet von geraden und krummen hölzernen und blechernen Röhren und Instrumenten steht, die alle einen höheren, helleren, dauerndern, wechselndern Ton geben als ihr, daß aber das Abbild des höchsten Lebens oder das höchste Leben selbst, Sinn und Wort vom Ton menschlich getragen, auch einzig nur aus dem Munde des Menschen sich offenbaren könne" [2]. Dem Volke selbst sucht Arnim abzulauschen, was dessen Gemüth erfüllt, dessen Seele bewegt. Hier begegnet er sich mit Clemens Brentano. Denn obwohl dieser Katholik war, Arnim Protestant, wollten doch beide

---

rühren uns hier nicht. Wir wollen nur kurz bemerken, daß im J. 1819 eine zweite Ausgabe des ersten, im J. 1845 eine dritte des ersten und 1846 eine zweite Ausgabe des 2. und 3. Bandes erschien. Endlich im J. 1854 wurde durch Ludwig Erk ein vierter Band hinzugefügt. Vgl. Hoffmann von Fallersleben „Zur Geschichte des Wunderhorns" in: Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache u. s. f. Her. von Hoffmann von Fallersleben und Oskar Schade. II. Bd. Hannover 1855, S. 280 fg. — 1) Wunderhorn I (1806) S. 428. — 2) Ebend. S. 432 fg.

nichts wissen von dem bloß ästhetischen Christenthum, das damals Mode wurde, sondern giengen den Spuren schlichter Frömmigkeit nach. Und „ein Streit des Glaubens, sagt Arnim, wird der Begeisterung Wahnsinn, weil da der Streit aufhört, wo der Glaube anfängt" [1]). Später hat sich dann freilich die tiefgehende Verschiedenheit beider Männer immer mehr herausgestellt. Denn Brentano war, trotz aller zeitweisen Abirrungen, dennoch ein guter Katholik, Arnim aber, so wenig er von seinem religiösen Glauben Wesens machte, durch und durch ein schlichter Protestant [2]). Ihr damaliges gemeinsames Streben faßte Arnim in die Worte zusammen: „Wir wollen wenigstens die Grundstücke legen, was über unsre Kräfte andeuten, im festen Vertrauen, daß die nicht fehlen werden, welche den Bau zum Höchsten fortführen, und Der, welcher die Spitze aufsetzt allem Unternehmen" [3]). Und als er nun das Buch vor sich liegen sieht, sagt er in der Nachschrift an den Leser: „Von dieser unsrer Sammlung kann ich nur mit ungemeiner Neigung reden; sie ist mir jetzt das liebste Buch, was ich kenne, nicht was mein Freund Brentano und ich dafür gethan, ungeachtet es gern geschehen, sondern was innerlich darin ist und webt, die frische Morgenluft altdeutschen Wandels" [4]).

Das Wunderhorn wurde von dem besten Theil des deutschen Publicums mit ungemeinem Beifall begrüßt. Ganz dem Geist jener Zeit entsprechend, waren hier die Bestrebungen Herder's, die dieser dem Volkslied der ganzen Menschheit zugewandt hatte, im vaterländischen Sinn wieder aufgenommen. Auch der Altmeister Goethe spendete dem Unternehmen in der Jenaer Literaturzeitung sein Lob. „Von Rechtswegen, sagt er, sollte dieses Büchlein in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel, oder wo sonst Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden sein" [5]). Andrerseits aber wurde das Wunderhorn auch

---

1) Wunderhorn I. (1806) S. 452. — 2) Vgl. Arnim's Vorrede zu den Predigten des Mathesius, Berlin 1818. — 3) Wunderhorn I, (1806) S. 463. — 4) Ebend. I, (1806) S. 464. — 5) Jenaische Allgem. Literatur-Zeitung d. 31. Jan. 1806, Sp. 137.

auf das heftigste angegriffen, am grimmigsten von Joh. Heinr. Voß im Cotta'schen Morgenblatt [1]). Er nennt dasselbe einen „zusammengeschaufelten Wust, voll muthwilliger Verfälschungen, sogar mit untergeschobenem Machwerk." Dieser Angriff gab Veranlassung zu einem sehr unerquicklichen literarischen Streit, der sich in Erklärungen und Gegenerklärungen bis in das Jahr 1810 hinein fortsetzte. Blicken wir jetzt unbefangen auf das Werk zurück, so können wir freilich vom wissenschaftlichen Standpunkt aus Arnim's und Brentano's Verfahren nicht billigen. Sie gehen mit den Texten der von ihnen mitgetheilten Lieder auf das willkürlichste um, lassen aus und dichten hinzu, begehen in ihren Quellenangaben die wunderlichsten Mißgriffe und sind in ihrer Auswahl nichts weniger als mustergültig. Dennoch ist das Wunderhorn ein epochemachendes Buch. Es ist der erste Vorläufer der bahnbrechenden Unternehmungen zur Erforschung der deutschen Volksdichtung, wie sie dann in den Werken der Brüder Grimm und Ludwig Uhland's ihren wissenschaftlichen Ausdruck erhalten [2]).

Im Beginn des Jahres 1808 unternahm Arnim in Verbindung mit seinen Freunden die Herausgabe eines periodischen Blattes, das unter dem Titel: „Zeitung für Einsiedler", vom 1. April bis zum 30. August 1808 bei Mohr und Zimmer in Heidelberg erschien. Das Ganze erhielt dann den Gesammttitel: Tröst Einsamkeit, alte und neue Sagen und Wahrsagungen, Geschichten und Gedichte. Herausgegeben von Ludwig Achim von Arnim. — Heidelberg — 1808. Das Blatt blieb auf einen nur kleinen Leserkreis beschränkt, aber es ist eine der reichsten Fundgruben für die Anfänge der neuen deutschen Alterthumsstudien. Hier gab J. Görres seine oben besprochenen Untersuchungen über den gehörnten Siegfried und die Nibelungen, hier werden wir die Brüder Grimm

---

1) 1808. Nr. 283. 284. — 2) Schon Docen urtheilte nach beiden Seiten hin sehr verständig über das Wunderhorn (S. dessen Zusätze zu den Miscellaneen 1809). Vor allem aber vgl. man das Urtheil eines der ersten Kenner des Volksliedes, Hoffmann's von Fallersleben, in dem oben angeführten Aufsatz über das Wunderhorn.

einen Theil ihrer Erstlingsarbeiten niederlegen sehen; hier begegnet uns zuerst ein Mann mit dichterischen Beiträgen, der später als Dichter und als Forscher eine der ersten Stellen einnehmen sollte: Ludwig Uhland. Und das Alles reiht sich hier unmittelbar an die altdeutschen Bestrebungen der älteren Romantiker an. Denn hier theilt auch wieder Tieck, den Arnim hoch verehrt [1]), die Bruchstücke seiner Bearbeitung des Königs Rother mit. Den Uebergang der alten in die neue Zeit bezeichnet ein Wort Arnim's: „Der blinde Streit zwischen sogenannten Romantikern und sogenannten Classikern endet sich; was übrig bleibt, das lebt Unsre Blätter werden sich mit beiden und für beide beschäftigen. Man lernt das Eigenthümliche beider Stämme wie in einzelnen Individuen erkennen, achten, und sich gegenseitig erläutern und in seiner Entwickelung erkennen" [2]).

Drittes Kapitel.

Das Leben und die Arbeiten der Brüder Grimm bis zum Jahr 1819.

I. Das Leben der Brüder Grimm bis zum Jahr 1819.

Kein Name steht so epochemachend in der Geschichte der deutschen Alterthumswissenschaft, wie der Name der **Brüder Grimm**. Die Werke Jacob Grimm's bilden die Grundlage dieser Studien, und Wilhelm, sein Bruder, hat nicht nur selbst durch eine Reihe mustergültiger Arbeiten unsere Wissenschaft bereichert, sondern sein ganzes Dasein ist mit dem des älteren Bruders so innig verwachsen, daß sich auch dessen Erscheinung ohne die Gemeinschaft mit ihm gar nicht denken läßt. — Ueber das Leben der beiden Brüder sind wir durch sie selbst unterrichtet. Jeder von ihnen hat nämlich seine eigene Lebensbeschreibung in die „Grundlage zu einer Hessischen

---

1) Zeitung für Einsiedler 1808, 14. Mai, Sp. 100. — 2) Zeitung für Einsiedler 1808, 26. April, Sp. 58.

Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstler-Geschichte vom Jahre 1806 bis zum Jahre 1830 von K. W. Justi, Marburg 1831" geliefert; und außerdem besitzen wir von dem überlebenden älteren Bruder eine leider unvollendet gebliebene „Rede auf Wilhelm Grimm" [1]) und von beiden Brüdern noch manche andere gelegentliche Mittheilung über ihre Erlebnisse.

Wenn bei allen Menschen mehr, als die Meisten wissen, auf die Eindrücke der Kindheit ankommt, so war dies in ganz besonderem Maß bei den Grimm der Fall. Ihr ganzes Wesen, ihre ganze Lebensaufgabe wurzelte in den Eindrücken und Erinnerungen ihrer Jugend. „Ich bin der zweite Sohn meiner Eltern, so erzählt uns Jacob (Ludwig Karl) Grimm [2]), und zu Hanau 4. Jan. 1785 geboren. Mein Vater wurde, als ich ohngefähr sechs Jahre alt war, zum Amtmann nach Steinau an der Straße, seinem Geburtsort, ernannt, und in dieser wiesenreichen, mit schönen Bergen umkränzten Gegend stehen die lebhaftesten Erinnerungen meiner Kindheit. Aber allzufrühe schon, den 10. Jan. 1796, starb der Vater." „Er war ein höchst arbeitsamer, ordentlicher, liebevoller Mann; seine Stube, sein Schreibtisch und vor allem seine Schränke mit ihren sauber gehaltnen Büchern, bis auf die roth und grünen Titel vieler einzelnen darunter sind mir leibhaft vor Augen. Wir Geschwister wurden alle, ohne daß viel davon die Rede war, aber durch That und Beispiel streng reformiert erzogen; Lutheraner, die in dem kleinen Landstädtchen mitten unter uns, obgleich in geringerer Zahl, wohnten, pflegte ich wie fremde Menschen, mit denen ich nicht recht vertraut umgehen dürfte, anzusehen, und von Katholiken, die aus dem eine Stunde weit entlegenen

1) Herausgegeben von Herman Grimm mit der Rede über das Alter. Berlin 1863. Wieder abgedruckt in: Kleinere Schriften von Jac. Grimm, I, Berlin 1864, S. 163 fg. Ebend. I, 1 fg. Jac. Grimm's Selbstbiographie. Ich citiere nach den ersten Ausgaben. — 2) Justi S. 148. Wo ich im weiteren Verfolg dieses Abschnitts Jacob oder Wilhelm Grimm's Worte anführe ohne Hinzufügung eines Citats, sind dieselben aus Justi S. 148—183 genommen.

Salmünster oft durchreisten, gemeinlich aber schon an ihrer bunteren Tracht zu erkennen waren, machte ich wohl mir scheue, seltsame Begriffe. Und noch jetzt ist es mir, als wenn ich nur in einer ganz einfachen, nach reformierter Weise eingerichteten Kirche recht von Grund andächtig sein könnte; so fest hängt sich aller Glaube an die ersten Eindrücke der Kindheit, die Phantasie weiß aber auch leere und schmucklose Räume auszustatten und zu beleben, und großere Andacht ist nie in mir entzündet gewesen, als wie ich an meinem Confirmationstage nach zuerst empfangenem heiligem Abendmahl auch meine Mutter um den Altar der Kirche gehen sah, in welcher einst mein Großvater auf der Kanzel gestanden hatte. Liebe zum Vaterland war uns, ich weiß nicht wie, tief eingeprägt; denn gesprochen wurde eben auch nicht davon, aber es war bei den Eltern nie etwas vor, aus dem eine andere Gesinnung hervorgeleuchtet hätte. Wir hielten unsern Fürsten für den besten, den es geben könnte, unser Land für das gesegnetste unter allen. — Mit einer Art von Geringschätzung sahen wir z. B. auf Darmstädter herab."

Ein Jahr später als Jacob, am 24. Februar 1786 wurde gleichfalls noch in Hanau sein jüngerer Bruder Wilhelm (Karl) geboren. Die beiden Knaben, an Alter so wenig unterschieden, wuchsen in innigster Gemeinschaft auf. Ihren ersten Unterricht erhielten sie von einer älteren Schwester ihres Vaters, einer kinderlosen Wittwe, die in ihrer Nähe wohnte. Die Tante, eine verständige, wohlmeinende, aber ernste und sehr entschiedene Frau, hatte eine Vorliebe für Jacob, ohne jedoch minder theilnehmend für die übrigen Geschwister zu sein. Jacob äußerte seine natürlichen Anlagen auffallend früh. Er konnte schon lesen, bevor andere Kinder anfangen zu lernen. Aber in dem kleinen Steinau war für den Unterricht der Knaben nur wenig zu holen. Das Vermögen der Mutter war schmal und sie hätte die sechs Kinder, die ihr Mann ihr hinterließ, als er am 10. Jan. 1796 starb, nur schwer aufziehen konnen, wenn nicht eine ihrer Schwestern, die bei der damaligen Landgräfin von Hessen erste Kammerfrau war, sie treulich unterstützt hätte. Diese ließ Jacob und Wilhelm im Jahr

1798 [1]) nach Kassel kommen und in Kost geben, damit sie sich auf dem dortigen Lyceum ausbildeten. Die Schule hatte damals einige nicht untüchtige Lehrer, erhob sich aber doch nicht über eine gewisse Mittelmäßigkeit. „Der Unterricht, wie er damals auf dieser gut fundierten Schule im Ganzen ertheilt wurde, sagt Jacob Grimm, ist mir hernach in mancher Beziehung mangelhaft vorgekommen. Es wurde viel Zeit mit Stunden über Geographie, Naturgeschichte, Anthropologie, Moral, Physik, Logik und Philosophie (was man Ontologie nannte) meist nach Ernesti initia doctrinae solidioris verthan und dem philologischen und historischen Unterricht, welche die Seele aller Jugenderziehung auf den Gymnasien sein müssen, abgebrochen." Zu den täglichen sechs Unterrichtsstunden auf der öffentlichen Schule traten dann noch täglich vier bis fünf Privatstunden: eine kaum zu ertragende Arbeitslast. Beide Brüder zeigten schon auf der Schule einen eisernen und höchst erfolgreichen Fleiß. Aber die übermäßige Arbeit wirkte nachtheilig auf Wilhelm's Gesundheit. In dem blühenden, rasch aufgewachsenen Jüngling entwickelte sich ein beängstigendes Brustleiden, das ihn zeitlebens nicht wieder verließ. Aber „unmittelbar in der Schwächung des Leibs fühlte sich sein Geist gekräftigt und früher als gewöhnlich reifend, Geduld und Gleichmuth fachten seine Lebenshoffnung unausgesetzt an, gaben seinen Gedanken Schwung und flößten ihm Feinheit des Nachsinnens, Takt der Beobachtungen ein. Was er damals dachte oder niederschrieb, würde er auch später noch ebenso gedacht und geschrieben haben, seiner Ausbildung war aller Sprung benommen und ein förderndes Ebenmaß verliehen. Um diese Zeit las er nicht allein zur Schonung und Erleichterung, sondern aus

1) 1799 nach Wilhelm's Angabe (Justi S. 169), nach Jacob (Justi S. 149) 1798. Aber trotzdem, daß Wilhelm seine Biographie später geschrieben und dabei die Jacob's vor Augen gehabt hat (Justi S. 169), verdient Jacob's Bericht den Vorzug, da sonst alle folgenden von Jacob bis in's Einzelnste verzeichneten Angaben verrückt und das Ganze mit dem feststehenden Endpunkt: Savigny's Reise nach Paris im Sommer 1804, nicht stimmen würde.

innerem Trieb unsere großen Dichter und war gleich entschieden Goethen zugewandt, während ich, der weniger anhaltend im Zusammenhang lesen konnte, erst mehr von Schiller eingenommen, nach und nach auch von jenem ergriffen wurde“ [1]).

Im Frühjahr 1802 bezog Jacob Grimm die Universität Marburg, ein Jahr früher als Wilhelm, der um diese Zeit lange und gefährlich kränkelte. „Die Trennung von ihm, sagt Jacob, mit dem ich stets in einer Stube gewohnt und in einem Bett geschlafen hatte, gieng mir sehr nahe; allein es galt, der geliebten Mutter, deren Vermögen fast zusammengeschmolzen war, durch eine zeitige Beendigung meiner Studien und den Erfolg einer gewünschten Anstellung einen Theil ihrer Sorge abnehmen und einen kleinen Theil der großen Liebe, die sie uns mit der standhaftesten Selbstverläugnung bewies, ersetzen zu können. Jura studierte ich hauptsächlich, weil mein seliger Vater ein Jurist gewesen war und es die Mutter so am liebsten hatte.“ „Zu Marburg mußte ich eingeschränkt leben; es war uns, aller Verheißungen ungeachtet, nie gelungen, die geringste Unterstützung zu erlangen, obgleich die Mutter Wittwe eines Amtmanns war, und fünf Söhne für den Staat groß zog.“ „Doch hat es mich nie geschmerzt, vielmehr habe ich oft hernach das Glück und auch die Freiheit mäßiger Vermögensumstände empfunden. Dürftigkeit spornt zu Fleiß und Arbeit an, bewahrt vor mancher Zerstreuung und flößt einen nicht unedlen Stolz ein, den das Bewußtsein des Selbstverdienstes, gegenüber dem, was Andern Stand und Reichthum gewähren, aufrecht erhält. Ich möchte sogar die Behauptung allgemeiner fassen und Vieles von dem, was Deutsche überhaupt geleistet haben, gerade dem beilegen, daß sie kein reiches Volk sind. Sie arbeiten von unten herauf und brechen sich viele eigenthümliche Wege, während andere Völker mehr auf einer breiten, gebahnten Heerstraße wandeln.“

In Marburg hörte Jacob Grimm die gewöhnlichen juristischen und einige philosophische Collegia. Die freiere Art des Studierens, die damals noch auf den deutschen Universitäten herrschte, sagte ihm

1) Jacob Grimm, Rede auf Wilhelm Grimm, Berlin 1863, S. 34 fg.

sehr zu. Auch in späteren Jahren hat er sich gegen das viele Eingreifen des Staats in die Aufsicht der Schulen und Universitäten erklärt „Es entspringt aus den vielen Studienvorschriften, sagt er, wenn sie durchzusetzen sind, einförmige Regelmäßigkeit, mit welcher der Staat in schwierigen Hauptfällen doch nicht berathen ist." „Im Durchschnitt betreten jetzt die Schüler die Akademie mit gründlicheren Kenntnissen, als vormals; aber im Durchschnitt geht dennoch daraus eine gewisse Mittelmäßigkeit der Studien hervor. Es ist Alles zu viel vorausgesehn und vorausgeordnet, auch im Kopf der Studierenden. Die Arbeit des Semesters nimmt unbewußt ihre Richtung nach dem Examen."

Unter den Professoren, bei denen Jacob Grimm in Marburg hörte, zog ihn der muntere und gelehrte Vortrag des Romanisten Weis an. Aber nicht mit den Anderen zu vergleichen und geradezu epochemachend in Grimm's Leben war seine Begegnung mit Savigny. Wir werden den erst allmählich reifenden Einfluß, den der große Gründer der historischen Juristenschule auf Grimm's gelehrte Arbeiten gehabt hat, später noch im Besonderen darlegen. Hier sprechen wir nur von den persönlichen Beziehungen zwischen den beiden ausgezeichneten Männern. Savigny, geboren im Jahr 1779, also kaum sechs Jahr älter als Jacob Grimm, stand damals in den frischen Anfängen seiner großartigen Lehrthätigkeit. „Was kann ich aber, heißt es in Jacob Grimm's Selbstbiographie, von Savigny's Vorlesungen anders sagen, als daß sie mich auf's gewaltigste ergriffen und auf mein ganzes Leben und Studieren entschiedensten Einfluß erlangten? Ich hörte bei ihm Winter 1802 bis 1803 juristische Methodologie, sowie Intestaterbfolge (das im Sommer 1802 von ihm gelesene testamentarische Erbrecht wurde aus Heften anderer Studenten abgeschrieben und nachgeholt); Sommer 1803 römische Rechtsgeschichte, Winter 1803—4 Institutionen und Obligationenrecht. Im Jahr 1803 war das Buch über den Besitz erschienen, welches begierig gelesen und studiert wurde." Nachdem fast ein halbes Jahrhundert seit jener ersten Begegnung verflossen war, im October 1850, schildert uns Grimm in der Fest-

schrift, die er zu Savigny's fünfzigjährigem Doctorjubiläum schrieb, sein Marburger Verhältniß zu seinem großen und geliebten Lehrer. Er hebt da zwei Bilder aus ihrem Zusammenleben heraus, das eine aus der frühsten Marburger, das andere, das uns hier noch nicht berührt, aus der spätesten Berliner Zeit. „Das erste Bild, sagt er, fällt in irgend einen Sommertag des Jahrs 1803. Zu Marburg muß man seine Beine rühren und Treppe auf, Treppe ab steigen. Aus einem kleinen Hause der Barfüßer Straße führte mich durch ein schmales Gäßchen und den Wendelstieg eines alten Thurms der tägliche Weg auf den Kirchhof, von dem sich's über die Dächer und Blütenbäume sehnsüchtig in die Weite schaut, da war gut auf und ab wandeln, dann stieg man an der Mauerwand wieder in eine höherliegende Gasse vorwärts zum Forsthof, wo Professor Weis noch weiter hinauf wohnte. Zwischen dessen Bereich und dem Hofthor unten, mitten an der Treppe, klebte wie ein Nest ein Nebenhaus, in dem Sie Ihr heiteres, sorgenfreies und der Wissenschaft gewidmetes Leben lebten. Ein Diener, Namens Bake, öffnete und man trat in ein nicht großes Zimmer, von dem eine Thür in ein noch kleineres Gemach mit Sopha führte. Hell und sonnig waren die Räume, weiß getüncht die Wände, tännen die Dielen, die Fenster gaben in's Gießer Thal, auf Wiesen, Lahn und Gebirg duftige Aussicht, die sich zauberhafter Wirkung näherte, in den Fensterecken hiengen eingerahmt Kupferstiche von J. G. Wille und Bause, an denen ich mich nicht satt sehen konnte, so freute mich deren scharfe und zarte Sauberkeit. Doch noch viel größeren Reiz für mich hatten die im Zimmer aufstrebenden Schränke und in ihnen aufgestellten Bücher, deren ich bisher außer Schulbüchern und des Vaters Hinterlassenschaft nur wenige kannte. Einzelne Reihen folgten unsrer gewöhnlichen Ordnung, bei andern war sie umgekehrt, wie man hebräisch schreibt von der Rechten zur Linken, und ich hörte Sie die Verdrehung, deren Nothwendigkeit mir nicht einleuchten wollte, erklären und vertheidigen. Man durfte auf die Leiter steigen und näher treten. Da bekamen meine Augen zu schauen, was sie noch nie erblickt hatten. Ich entsinne mich,

von der Thür eintretend an der Wand zur rechten Hand ganz hinten fand sich auch ein Quartant, Bodmer's Sammlung der Minnelieder, den ich ergriff und zum erstenmal aufschlug, da stand zu lesen 'her Jacob von Warte' und 'her Kristan von Hamle', mit Gedichten in seltsamem, halb unverständlichem Deutsch, das erfüllte mich mit eigner Ahnung, wer hätte mir damals gesagt, ich würde dies Buch vielleicht zwanzigmal von vornen bis hinten durchlesen und nimmer entbehren. Bei Ihnen prangte es unnütz auf dem Brett, Sie haben es sicher nie gelesen, damals aber getraute meine keimende Neigung noch nicht, es von Ihnen zu entleihen; doch blieb es so fest in meinen Gedanken, daß ich ein paar Jahr hernach auf der Pariser Bibliothek nicht unterließ, die Handschrift zu fordern, aus welcher es geflossen ist, ihre anmuthigen Bilder zu betrachten und mir schon Stellen auszuschreiben. Solche Anblicke hielten die größte Lust in mir wach, unsere alten Dichter genau zu lesen und verstehn zu lernen. Was rede ich aber von den Büchern, nicht von dem Mann, dem sie gehörten, dessen Worte mich noch mehr ermahnten und heimlich ermunterten als was ich lesen konnte? Groß war er gewachsen, damals noch schlank, trug grauen Oberrock, braune blaustreifige Seidenweste, sein dunkles Haar hieng ihm schlicht herunter, das heute noch die Farbe hält, während meine braunen krausen Locken sich schon gebleicht haben. Dieses lehrenden Mannes freundliche Zurede, handbietende Hülfe, feinen Anstand, heiteren Scherz, freie ungehinderte Persönlichkeit kann ich nie vergessen, wie stand er vor uns auf dem Katheder, wie hiengen wir an seinen Worten. Meine erste eingelieferte schriftliche Arbeit hatte einen Fall der Collation bei der Intestaterbfolge zu behandeln, wollen Sie wissen, wie die Worte lauteten, mit welchen Sie mich beurtheilten? Ich kann sie immer noch auswendig: 'nicht nur vollkommen richtig entschieden, sondern auch sehr gut dargestellt.' So günstig hat mich nachher kein andrer Recensent loben mögen. Wenn ich frischen Athem bei Ihnen geschöpft hatte, und ich mich, ich wußte kaum wie, aus den Schranken gehoben fühlte, in denen meine ganze Art vorhin befangen war, schritt ich frohgemut, über Stock und Stein springend die Stufen hinab nach Haus

in mein kleines Stübchen. Damals lag meine Seele offen vor Ihnen, ich hätte Ihnen Alles vertrauen können" [1]).

Ein Jahr, nachdem er selbst die Universität bezogen hatte, holte Jacob Grimm seinen Bruder Wilhelm nach Marburg ab. Beide Brüder besuchten so ziemlich die gleichen Collegia, und auch Wilhelm erfuhr einen tief greifenden Einfluß von Savigny's Lehre und Umgang. — Im Januar 1805 machte Savigny, der auf der Pariser Bibliothek mit den Vorstudien für sein berühmtes Werk über die Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter beschäftigt war, Jacob Grimm den Vorschlag, ungesäumt nach Paris zu kommen, um ihm dort bei seinen literarischen Arbeiten zu helfen. Grimm besann sich nicht lange. Nachdem er die Erlaubniß zur Reise bei seiner Mutter brieflich eingeholt, traf er Anfangs Februar glücklich in Paris ein. Die Mutter machte sich manche Sorge. „Ich befand mich aber, sagt Jacob Grimm, vortrefflich aufgehoben, und verlebte das Frühjahr und den Sommer auf die angenehmste und lehrreichste Weise. Was ich von Savigny empfieng, überwog bei weitem die Dienste, die ich ihm leisten konnte, durch eine öffentliche Anerkennung derselben in der Vorrede zum ersten Bande der Geschichte des römischen Rechts hat er mir viele Jahre nachher die größte Freude zubereitet. Auch ist ein ununterbrochen fortgesetzter Briefwechsel die Folge unserer näheren Bekanntschaft gewesen. September 1805 wurde die Heimreise angetreten und Ende des Monats traf ich mit Wilhelm, den ich zu Marburg mitgenommen hatte, gesund und vergnügt bei der Mutter in Kassel ein, die unterdessen, damit sie ihr Alter in ihrer Kinder Mitte ruhig verleben könnte, aus Steinau nach Kassel gezogen war. Um meine Anstellung wurde sich nun noch denselben Winter beworben. Ich wünschte Assessor oder Secretär bei der Regierung zu werden, aber Alles war versperrt, und mit genauer Noth erlangte ich endlich den Acceß beim Secretariat des Kriegscollegiums und 100 Rthlr. Gehalt (ohngefähr Januar 1806). Die viele und geistlose Arbeit

---

1) Das Wort des Besitzes, eine linguistische Abhandlung von D. J. Grimm. (In: Kleinere Schriften von J. Grimm, Erster Bd. S. 115 fg.)

wollte mir wenig schmecken, wenn ich sie mit der verglich, die ich ein Vierteljahr vorher zu Paris verrichtete, und gegen die neumodische Pariser Kleidung mußte ich in steifer Uniform mit Puder und Zopf stecken. Dennoch war ich zufrieden und suchte alle meine Muße dem Studium der Literatur und Dichtkunst des Mittelalters zuzuwenden, wozu die Neigung auch in Paris durch Benutzung und Ansicht einiger Handschriften, so wie durch den Ankauf seltner Bücher angefacht worden war. Auf diese Weise verstrich nicht völlig ein Jahr, als ungeahnte Stürme über unser Vaterland hereinbrachen, die auch mich betreffen und aus dem kaum betretenen Wirkungskreise stoßen sollten." Das Jahr 1806 lieferte das hessische Land in die Hände der Franzosen. Im Frühjahr 1806 [1]) hatte auch Wilhelm sein Examen bestanden und wahrscheinlich hätte er im Laufe des Jahrs eine Anstellung erhalten, wenn nicht das Land von den Franzosen wäre überzogen worden.

Auch in Jacob's Schicksal griffen die Stürme, die im Herbst 1806 über Norddeutschland hereinbrachen, entscheidend ein. „Gleich nach der feindlichen Occupation, so erzählt er uns, verwandelte sich das Departement des Kriegscollegiums, wobei ich den Dienst zu versehen hatte, in eine für's ganze Land errichtete Truppenverpflegungscommission. Mit der französischen Sprache konnte ich mir besser als die Uebrigen helfen, und ein großer Theil der lästigen Geschäfte fiel auf meine Schultern, so daß ich ein halbes Jahr lang weder Tag noch Abend Ruhe hatte. Müde, mich mit den französischen Commissärs und Verwaltungsbeamten, die uns damals überschwemmten, länger zu befassen, und fest entschlossen, bei der neubevorstehenden Organisation um keinen Preis in diesem Fach angestellt zu bleiben, nahm ich, so bald es angieng, meine Entlassung, fand mich nun aber eine Zeitlang wieder außer Diensten und unfähiger als vorher, zur Erleichterung der Mutter und der Geschwister beizutragen. Ich glaubte um einen Posten bei der öffentlichen

1) W. Grimm in seiner Selbstbiographie (bei Justi S. 171) sagt: 1807. Aber der ganze Zusammenhang ergibt, daß es 1806 heißen muß.

Bibliothek in Kassel werben zu können, da ich mich theils in das Lesen von Handschriften eingeübt, theils durch Privatstudien mit der Geschichte der Literatur vertrauter gemacht hatte, auch wohl fühlte, daß ich in diesem Fache größere Fortschritte thun würde, während mir die Erlernung des französischen Rechts, in das sich unsere Jurisprudenz zu verwandeln drohte, ganz verhaßt war. Allein die gewünschte Stelle wurde einem Andern zu Theil, und nachdem das kummervolle Jahr 1807 vergangen und das neue mit stets getäuschten Aussichten begonnen war, hatte ich bald den tiefsten Schmerz zu empfinden, der mich in meinem ganzen Leben betroffen hat. Den 27. Mai 1808 starb, erst 52 Jahr alt, die beste Mutter, an der wir alle mit warmer Liebe hiengen, und nicht einmal mit dem Trost, eins ihrer sechs Kinder, die traurig ihr Sterbebett umstanden, versorgt zu wissen. Hätte sie nur noch wenige Monate gelebt, wie innig würde sie sich meiner verbesserten Lage erfreut haben! Ich war durch Joh. von Müller's Empfehlung dem damaligen Cabinetssecretär des Königs Cousin de Marinville bekannt und als tauglich zur Verwaltung der Privatbibliothek, die in Wilhelmshöhe aufgestellt war, vorgeschlagen worden. Es muß an andern begünstigten Mitbewerbern gefehlt haben, sonst wäre mir schwerlich eine solche Stelle, wie es den 5. Juli 1808 wirklich geschah, zu Theil geworden. Meine Fähigkeit dazu war von Niemand geprüft. Die ganze Instruction des königlichen Cabinetssecretärs bestand in den Worten: Vous ferez mettre en grands caractères sur la porte: Bibliothèque particulière du Roi. Ich hatte nun alsbald 2000 Franken Gehalt, der sich nach einigen Monaten, vermuthlich weil man mit mir zufrieden war, auf 3000 erhöhte. Nachdem wieder einige Zeit verflossen war, kündigte mir eines Morgens der König selbst an, daß er mich zum Auditeur au Conseil d' État ernannt habe, doch solle ich die Bibliothekstelle daneben und hauptsächlich bekleiden (17. Febr. 1809). Das Amt eines Auditors beim Staatsrathe galt damals für ein besonderes Glück und führte leicht zu höheren Stufen. Da es überdem meine Besoldung um 1000 Fr. mehrte, so genoß ich nun einen Gehalt von über 1000 Reichsthaler, der ich ein Jahr zuvor keinen Pfennig bezogen

hatte, und alle Nahrungssorgen verschwanden. Dabei war mein Amt als Bibliothekar keineswegs lästig, ich hatte mich bloß einige Stunden in der Bibliothek oder im Cabinet aufzuhalten, konnte auch während diesen nach Besorgung des neu Einzutragenden ruhig für mich lesen oder excerpieren. Bücher oder Nachsuchungen von Büchern wurden vom König nur selten verlangt, an Andere wurde aber gar Nichts ausgeliehen. Die ganze übrige Zeit war mein, ich verwandte sie fast unverkümmert auf das Studium der altdeutschen Poesie und Sprache." Der Staatsrath machte so gut wie gar keine Mühe. Der König benahm sich jederzeit anständig und freundlich gegen Grimm. Manche widrige Zufälle, welche die kleine Grimm unterstellte Bibliothek betrafen, wurden leicht von ihm verwunden. Auch Wilhelm lebte in jenen Jahren mit dem Bruder vereint in Kassel.

Während so die Brüder in der Stille fortarbeiteten und nur von Zeit zu Zeit durch kleinere oder größere Veröffentlichungen Kunde von ihren gründlichen Forschungen gaben, knüpfte sich manche für ihr geistiges Leben sehr wichtige Verbindung. Wir haben schon früher erzählt, wie die Brüder Grimm mit Arnim und Brentano, den Herausgebern des Wunderhorns und der Einsiedlerzeitung, und mit deren Freunden in einen regen geistigen Verkehr traten [1]). Bald sollten sie durch die Gediegenheit ihrer Studien der wissenschaftliche Kern dieses ganzen Kreises werden.

Nach der Rückkehr des alten Kurfürsten gegen Ende des Jahres 1813, die einen unbeschreiblichen Jubel erregte, wurde Jacob Grimm am 23. December 1813 zum Legationssecretär ernannt, um den hessischen Gesandten, einen Grafen Keller, in's große Hauptquartier der verbündeten Heere zu begleiten. So kam Grimm, nachdem er vom Januar an die Hin- und Herzüge des diplomatischen Hauptlagers mitgemacht hatte, im April 1814 zum zweitenmal nach Paris. „Unterwegs, erzählt er, hatte ich nicht versäumt, alle Bibliotheken zu besuchen, und jeder freie Augenblick in Paris wurde genutzt, um in den Handschriften zu arbeiten." „Im Som-

1) S. o. S. 374.

mer trat ich die Rückreise nach Kassel an und rüstete mich bald von neuem zu der Fahrt nach dem Wiener Congreß. In Wien brachte ich zu von October 1814 bis Juni 1815, eine Zeit, die auch für meine Privatarbeiten nicht nutzlos verstrich und mir Bekanntschaft mehrerer gelehrten Männer verschaffte. Von besonderem Vortheil für meine Studien war, daß ich mich damals auch mit der slavischen Sprache anfieng bekannt zu machen." „Kaum war ich zu den Geschwistern nach Kassel heimgekehrt, als mich, und diesmal eine Requisition der preußischen Behörde, in das zum zweitenmal eroberte Paris rief, ich sollte die aus einigen Gegenden Preußen's geraubten Handschriften ermitteln und zurückverlangen, nebenbei auch einige Geschäfte des Kurfürsten besorgen, der in dem Augenblick keinen Bevollmächtigten dort hatte. Zwar jener Auftrag brachte mich in ein unangenehmes Verhältniß zu den Pariser Bibliothekaren, die mich früher sehr gefällig behandelt hatten. Jetzt aber wurde einmal Langlès, den ich besonders drängte, so bitter, daß er mir nicht mehr gestatten wollte, auf der Bibliothek zu arbeiten, was ich in Nebenstunden immer zu thun fortfuhr; nous ne devons plus souffrir ce Mr. Grimm, qui vient tous les jours travailler ici et qui nous enlève pourtant nos manuscrits, sagte er öffentlich. Ich machte die Handschrift, die ich eben auszog, zu, gab sie zurück, und gieng nicht mehr hin, um zu arbeiten, sondern nur um zu beendigen, was mir aufgetragen worden war." „Erst im December giengen meine Geschäfte glücklich zu Ende, und ich empfieng später zu Kassel ein Schreiben des Fürsten von Hardenberg (31. August 1816), das mir die Zufriedenheit mit meiner Verrichtung bezeugte." Nach seiner Rückkehr erreichte Jacob Grimm einen schon lange gehegten Wunsch, er wurde (den 16. April 1816) zum zweiten Bibliothekar an der Kasseler Bibliothek ernannt, an der sein Bruder Wilhelm bereits seit dem 15. Febr. 1814 als Bibliothekssecretär angestellt war.

II. Die Arbeiten der Brüder Grimm in der ersten Periode ihrer Thätigkeit 1807 bis 1819.

Wir haben gesehen, wie die Brüder Grimm, Jacob der ältere

und Wilhelm der jüngere, in inniger Herzensgemeinschaft mit einander aufwuchsen, wie sie dann beide auf der Universität Marburg dem Studium der Rechtswissenschaft oblagen und von dem größten Rechtslehrer seiner Zeit, Savigny, tiefgehende Anregungen empfiengen, und wie sie endlich auch nach Vollendung ihrer Universitätsjahre mit geringen Unterbrechungen in Kassel zusammen lebten und zusammen arbeiteten. Und es war nun nicht mehr bloß das Zusammenleben sich herzlich liebender Brüder, sondern sie waren zugleich verbunden durch die gemeinsame Lebensaufgabe, die ihr ganzes Dasein erfüllte: Die Erforschung des deutschen Alterthums. Von gleicher Liebe zu diesen Studien waren Beide ergriffen und Einer arbeitete dem Anderen in die Hände; ja es herrschte eine solche Gemeinschaft des Geistes und Herzens zwischen ihnen, daß sie einen großen Theil ihrer Arbeiten gemeinsam als „die Brüder Grimm" vollendeten und der Oeffentlichkeit übergaben. Bei mehr untergeordneten, auf bereits geebneter Straße einherschreitenden Leistungen hat man ein solches Zusammenarbeiten wohl öfter gesehen; aber bei wahrhaft bahnbrechenden und schöpferischen Werken zeugt es nicht nur von einer Gemeinsamkeit der Gesinnung, sondern auch von einer Reinheit des Herzens, wie man sie selten findet.

So nahe sich nun aber durch Verwandtschaft der Begabung und des Strebens die beiden Brüder standen, und so sehr sie diese Gemeinsamkeit durch das herzlichste wechselseitige Wohlwollen pflegten, so zeigt sich doch andrerseits gleich von ihrem ersten Auftreten an auch die große Verschiedenheit ihrer Naturen. Wir werden später, wenn wir die beiden Männer in ihrer vollen Reife vor uns sehen, diesen Gegensatz zu schildern suchen und weisen hier nur vorläufig auf denselben hin, um daran die Bemerkung zu knüpfen, daß die Brüder auch in dieser ersten Periode ihres Auftretens einem richtigen und gesunden Gefühl folgten, wenn sie die Gemeinsamkeit nicht für alle ihre Arbeiten zu erzwingen suchten, sondern nur einen Theil derselben gemeinsam, andere dagegen getrennt und jeder für sich ausführten.

Jacob Grimm's Arbeiten von 1807 bis 1811. Das erste öffentliche Auftreten Jacob Grimm's.

Mehrere Jahre schon bevor Jacob Grimm sein erstes Buch veröffentlichte, betheiligte er sich als Beurtheiler fremder Leistungen und mit kurzen selbständigen Abhandlungen an gelehrten Zeitschriften. Es waren zwei süddeutsche Blätter, in denen er seine gründlichen Bemerkungen niederlegte: Der zu München erscheinende Neue literarische Anzeiger und die Heidelbergischen Jahrbücher der Literatur. Und zwar hat das genannte Münchner Blatt die Ehre, die erste Arbeit Jacob Grimm's in seinen Spalten veröffentlicht zu haben. Im Jahrgang 1806 des Neuen literarischen Anzeigers hatte Docen aus der Fülle seiner Gelehrsamkeit „Marginalien" geliefert zu dem früher erwähnten [1] Buch des jüngeren Adelung über die altdeutschen Gedichte, welche aus der Heidelbergischen Bibliothek in die Vaticanische gekommen sind [2]. Anknüpfend an diese Marginalien Docen's gibt der zwei und zwanzigjährige Jacob Grimm in dem Blatt vom 17. März 1807 des Neuen literarischen Anzeigers „Bemerkungen" über Fr. Adelung's angeführtes Buch. Mit dem berechtigten Selbstbewußtsein und der vollen Ueberlegenheit, welche den künftigen Meister ahnen läßt, tritt er in die Bahn. Docen, meint er, hätte ein bestimmteres Urtheil aussprechen sollen über dies unkritische Buch, das zu einem lebhaften Muster dienen könne, wie man Manuskripte nicht zu benutzen hat. Und an diesen geharnischten Eingang knüpft sich dann eine Reihe von Berichtigungen und Zusätzen zu dem Adelung'schen Buch, die sofort den gründlichen Gelehrten und scharfsinnigen Forscher verrathen.

Eine zweite größere Arbeit: „Ueber das Nibelungen Liet", die J. Grimm im Neuen literarischen Anzeiger vom 14. und 21. April 1807 veröffentlichte, führt ihn mitten in eine der wichtigsten Fragen unserer ganzen Literaturgeschichte, indem sie zuerst

1) S. o. S. 263. — 2) Neuer literar. Anzeiger 26. Aug. und 16. Sept. 1806. Wieder abgedruckt und vervollständigt in Docen's Miscellaneen, Bd. II, München 1807, S. 121—170.

eine kritische Untersuchung über den Text unseres größten Epos anbahnt. Die einzige damals vorhandene vollständige Ausgabe des Nibelungenliedes war die Moller'sche. Grimm's Urtheil über diese Ausgabe lautet dahin: „Der Moller'sche Text ist zusammengesetzt aus zwei Manuscripten, ohne kritischen Werth, mit vielen Defecten und Nachlässigkeiten abgedruckt; was aber alles Moller nicht gewußt hat." Den ersten Theil hat Moller, nach seiner eigenen Notiz, aus der Hohenemser Handschrift erhalten, das Uebrige aber abdrucken lassen aus Bodmer's Ausgabe von Chriemhilden Rache, „doch spricht er so, als ob das eine Handschrift wäre." Aber Bodmer habe diese Hälfte des Nibelungenlieds aus dem St. Gallischen Codex genommen [1]. „Wird gefragt, welche Handschrift die ältere, so dürfte für die Hohenemsische [2] zu entscheiden sein, da, so weit eine Vergleichung angeht, die Erzählung der andern weitläuftiger und mehr in's Anmuthige gehalten ist. Freilich ist diese vollständiger" [3]. Nachdem dann Grimm eine Anzahl einzelner Defecte und Mißgriffe der Moller'schen Ausgabe namhaft gemacht hat, berichtigt er die grundfalschen Vorstellungen über das Nibelungenlied, die damals noch gang und gäbe waren, weil sie sich selbst in sonst so achtungswerthen Büchern fanden, wie Koch's Compendium. So insbesondere die Annahme, Konrad von Würzburg sei der Verfasser des Nibelungenlieds. „Demnach", schließt Grimm seine bündige Widerlegung, „wäre der Verfasser des Nibelungen Liets unbekannt, wie es gewöhnlich bei allen Nationalgedichten ist und sein muß, weil sie dem ganzen Volke zugehören, und alles Subjective zurücksteht" [4]. Ueber eine Textausgabe, wie

---

1) Nicht aus dem St. Gallischen, sondern aus dem anderen Hohenemser Codex (Lachmann's C) hat Bodmer die zweite Hälfte des Nib. genommen. Da von dem Dasein dieses Codex um 1807 niemand eine Ahnung hatte, so konnte natürlich auch Grimm nicht darauf kommen. Erst im J. 1812 hat F. H. v. der Hagen die Sache historisch aufgehellt. S. oben S. 336 fg. — 2) D. h. die jetzt auf der Bibliothek zu München befindliche, ehemals Hohenemsische; Lachmann's A. — 3) Neuer liter. Anzeiger 1807, Sp. 227. 4) Ebend. Sp. 230 fg.

man sie wünschen müsse, spricht Grimm schon hier sich so aus: „Bei den Mängeln der Mollerischen Ausgabe ist es vor allem nöthig, einen kritisch berichtigten Text zu liefern. Der Codex von Hohenems scheint der älteste; er ist aber defect, und am besten legte man den zu St. Gallen zum Grunde. Aber höchst interessant, fast nothwendig ist es, von andern Manuscripten Varianten, wo sie beutend sind, zu liefern. Es ist für die Geschichte der Poesie äußerst lehrreich, zu sehen, wie dasselbe Gedicht in dem Fortgange der Zeit modificiert und verändert wurde, eine Rücksicht, die man vernachlässigt und geglaubt hat, daß das älteste Manuscript geradezu alle andern unnütz mache" [1]).

Eine eingehende Beurtheilung von Hagen's und Büsching's Deutschen Gedichten des Mittelalters, die J. Grimm im Jahrgang 1809 der Heidelberger Jahrbücher lieferte, zeigt uns, wie er schon damals Hagen's Art und Weise gegenüber seine Stellung nahm. Er versagt zwar der Gelehrsamkeit und den anderweitigen Verdiensten der Herausgeber seine Anerkennung nicht, zugleich aber deckt er auch die schwachen Seiten ihrer Leistung mit aller Schärfe auf [2]). Er führt dabei nicht nur die Untersuchung über die Quellen der von Hagen und Büsching herausgegebenen Gedichte wesentlich weiter, sondern er zeigt namentlich auch in Bezug auf die Behandlung der Texte seinen überlegenen Scharfsinn. Es tritt uns gleich hier die verschiedene Ansicht entgegen, die Grimm von der Aufgabe des Herausgebers altdeutscher Texte hegt. Die weitläufigen Beschreibungen aller Aeußerlichkeiten der Handschriften weist er zurück. Dafür aber fordert er eine sorgfältige und einsichtige Behandlung der Texte, wozu die bloße Aufzeichnung aller Schreibfehler und Nachlässigkeiten der zufällig auf uns gekommenen jungen und schlechten Handschrift nicht genügt. Insbesondere weist Grimm nach, daß der Herausgeber das eigenthümliche Versmaß in dem „zweiten, hier mit Unrecht vorangedruckten Theil des Morolf" nicht erkannt hat, und zeigt, welche Vortheile zur Herstellung eines verdorbenen Textes die Stellung der Reime in der Strophe bietet.

1) Ebend. Sp. 241. — 2) Heidelb. Jahrbücher der Lit. 1809, Fünfte Abtheilung, Zweiter Band, S. 148—164. 210—224. 249—259.

Jacob Grimm's Streit mit Docen und Fr. H. von der Hagen über die Minnesänger und Meistersänger.

Gleich in seiner ersten veröffentlichten Arbeit, den Bemerkungen zu Adelung's Nachrichten im Neuen literarischen Anzeiger, hatte Jacob Grimm den Wunsch ausgesprochen, daß der Text des Wartburgkriegs „einmal kritisch constituiert und mit Begleitung eines Commentars herausgegeben würde", und zugleich den Gedanken hingeworfen, daß man dabei „vortreffliche Gelegenheit haben würde, die so verbreitete, als ungründliche, zum wenigsten ungründlich aufgefaßte Unterscheidung zwischen Minne- und Meistergesang von Grund aus zu widerlegen" [1]). Nicht lange darauf am 9. Juni 1807 veröffentlichte er in demselben Blatt einen Aufsatz unter der Ueberschrift: „Etwas über den Meister- und Minnegesang" [2]). Dieser kurze, kaum drei Spalten füllende Aufsatz ist höchst charakteristisch für Grimm's ganzes Wesen. „Es ist nicht viel länger, so beginnt er, als ein Jahr, daß ich mich mit dem Studium der altdeutschen Poesie und deren Geschichte (welcher genauere Kenntniß und Einsicht den Aufwand vieler Jahre erfordert) abgegeben habe; was mir aber darin unter andern besonders aufgefallen ist, war der unbestimmte, schwankende Unterschied, den man zwischen Minne- und Meistergesang zu machen pflegt, und der sich in Compendien und bei jeder anderen Gelegenheit wieder findet. Ich dachte anfangs, es ließe sich eine festere Grenzlinie zwischen beiden Arten ziehen, bin aber darüber auf ganz andere Untersuchungen und Resultate gerathen. Und da neulich anderswo darauf gedeutet worden ist, so halte ich es nicht für unschicklich, mich jetzt darüber, wenn gleich kurz und ohne Beifügung der Beweise auszulassen und zu allenfallsigen Widersprüchen aufzufodern. Auch — so wie es Bilder gibt, welchen man wohl, ohne weitere Wissenschaft vom abgebildeten Gegenstande, ihre Wahrheit ansehen kann, so bin ich fast der Meinung, man werde das hier Behauptete so

1) Neuer Literar. Anzeiger 1807, 24. März. — 2) Ebend. 1807, 9. Juni.

wenig unwahrscheinlich finden, daß sich selbst in Jedes eigenem Studium überraschende Bestätigungen dazu ergreifen lassen mögen. Sonst eigne ich mir überdem bei dieser Ansicht, ob ich sie schon für neu halte, ein desto geringeres Verdienst an, als sie mir gar nicht schwer geworden ist, sondern nach einigen angestellten Bemühungen plötzlich und lebhaft vor Augen gestanden hat, gleich einer Sache, die lang verkannt gewesen, wozu ich zwar nachher genug Belege gefunden, sie selbst aber nicht aus zusammengetragenen Beweisen, wie ein mühsames Resultat gezogen habe. Ich behaupte also: Der gemachte Unterschied zwischen Minne- und Meistergesang ist null und nichtig und (vielleicht alle) Minnesänger sind selbst und recht eigentliche Meistersänger gewesen." Dies ist der Kern von Grimm's Ansicht. Aus dem Folgenden heben wir nur noch hervor, was Grimm gleich hier über die relative Berechtigung jener Unterscheidung äußert. „Wenn also der Unterschied zwischen Minnegesang und Meistergesang wegfällt, sagt er, so kann man dennoch treffend genug die beiden zur Bezeichnung zweier Perioden in der Geschichte der Poesie fortgebrauchen, indem die erste ein Bestreben umfaßt, die Natur und Wirkung der Liebe auf das menschliche Gemüth und das Ritterthum in den künstlichsten Formen und bis zum Ermüden zu schildern (worin der völlige Verfall einer epischen Zeit war, und eines epischen Charakters der Poesie: selbst die erzählenden Gedichte durch diesen Hang voll lyrischer Episoden), die zweite hingegen sich allein an den zwangvollen Formen genügen ließ. Nur muß man nicht glauben, daß wie in der zweiten jener Inhalt untergieng, in der ersten auch diese Kunst der Reime gefehlt hätte, und daß die erste Periodisierung vom Inhalt hergenommen, die zweite aber von der Form entlehnt sei. Kurz, ein jeder Minnesänger ist auch ein Meistersänger, aber man kann nicht umkehren."

Dies sind die Grundzüge der Ansichten J. Grimm's über das Verhältniß des Minne- und Meistergesangs, und an diese zuerst nur kurz und ohne Beweisführung hingeworfenen Gedanken hat sich dann eine mehrjährige wissenschaftliche Fehde angeknüpft, an welcher sich die namhaftesten damaligen Vertreter der altdeut-

schen Studien: Grimm, Docen, Hagen, Büsching, betheiligten. Der Gegenstand der Fehde ist schon an sich von nicht geringem Interesse. Es handelt sich um ein halbes Jahrtausend aus der Geschichte unserer Poesie. Es fragt sich, wie sind die Lyriker des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts anzusehen, und in welchem Verhältniß stehen sie zu den Meistersängern des fünfzehnten und sechzenten. Der Streit gewinnt aber an Interesse durch die kämpfenden Persönlichkeiten. Zwischen den schon anerkannten, ja rasch berühmt gewordenen Vertretern der altdeutschen Studien, sehen wir einen anfänglich noch fast ganz unbekannten „Kriegssecretär Grimm in Kassel" auftauchen, und es dauert nicht lange, so muß jeder Einsichtige, mag er über den Gegenstand selbst denken, wie er will, sich überzeugen, daß hier der Mann auf den Plan getreten ist, dessen weit überlegener Begabung die Zukunft gehört. Denn das ist die weit über den speciellen Gegenstand hinausgehende Bedeutung dieses Streites, daß sich an die Erörterung der besonderen Frage über den Minne- und Meistergesang die Darlegung der Ansichten knüpft, die Jacob Grimm über Volkspoesie und Kunstpoesie und über das Verhältniß beider zur Sage hegte.

Was aber den Eifer betrifft, mit welchem die sich gegenüberstehenden Gelehrten so manchen einzelnen, uns jetzt vielleicht weniger wichtig scheinenden Punkt durchgestritten haben, so wollen wir an die Worte erinnern, die damals der gründliche und ehrliche Docen in einer seiner Erwiderungen ausgesprochen hat. „Freilich wird es nicht an solchen fehlen, sagt er, die diese umständlichen Untersuchungen für überflüssig, die Frage überhaupt für unbedeutend halten. Diese bedenken nicht, daß nur durch das lebhafte Bestreben, alles Einzelne zu erforschen und in unsere Gewalt zu bringen, wir zu jener gründlicheren Kenntniß des klassischen Alterthums gelangen konnten, die auf alles Treffliche, was unsere neuere Literatur besitzt, so vielfältigen Einfluß gehabt hat; daß wir also eben diesen Weg nicht scheuen dürfen, um von unserm eignen Alterthum eine bessere Kunde zu erhalten, der ein gleich wohlthätiger Einfluß aufbehalten zu sein scheint. Vorübergehend zwar wird mancher Streit und manche Arbeit auf diesem Wege sein, aber nicht fruchtlos;

was mühsam nach und nach gewonnen worden, stellt nachher sich frei, zuverlässig und belehrend für Alle dar; des leichten Besitzes freut sich Jeder, und Keiner fühlt mehr die Schwierigkeiten, die man der Erringung auch einer mäßigen Einsicht opfern mußte" [1]).

Nachdem J. Grimm seine gedrungenen Sätze über Minne- und Meistersänger hingeworfen hatte, gab gleich in der folgenden Numer des neuen literarischen Anzeigers vom 16. Juni 1807 Docen eine Entgegnung. Er weist auf den völlig schwunglosen, kläglichen Mechanismus der handwerksmäßigen Meistersängerei des 14. bis 16. Jahrhunderts hin und stellt ihnen die echte und edle Kunst der Dichter des 13. Jahrhunderts gegenüber. Da er aber nicht in Abrede stellen kann, daß auch diese Dichter schon als „Meister" bezeichnet werden, so macht er den Vorschlag, die Meister des 13. Jahrhunderts „Meister-Singer", die späteren dagegen „Meister-Sänger" zu nennen. So wunderlich und unbrauchbar diese Namengebung erscheint, so läßt sich doch nicht läugnen, daß Docen gerade in diesem Theil seiner Abhandlung vieles Richtige vorbringt. „Ueber ihre (der Meister-Singer) nachherige Ausartung, sagt er, hier nur Folgendes: Nachdem das Interesse an der Kunst, so wie ihre innere Kraft bald nach dem Anfange des 14. Jahrhunderts verschwand, so erbte sich die Form auf den Handwerksstand über; hier erzeugten sich nun alle jene grellen Erscheinungen, die jede Production menschlicher Weisheit endlich hervorzubringen pflegt, nachdem Geist und Leben ihres kräftigeren Daseins entwichen ist; man denke an die reichsstädtischen Formalitäten, und, wie jedem beliebt, an viele andere ähnliche Dinge im Leben und in der Kunst" [2]). Ganz mit Recht verwahrt sich dann Docen gegen die Folgerungen, die man aus dem Namen, „Minnesinger" ziehen konnte. Dieser Name sei erst von Bodmer aufgebracht worden, und zwar sehr mit Unrecht. Denn in der von ihm und Breitinger herausgegebenen „Sammlung von Minnesingern" „komme

---

1) Docen im Museum für Altdeutsche Literatur und Kunst her. von Hagen, Docen und Büsching, Bd. I, Heft 2, Berlin 1810, S. 489 fg. — 2) Docen im Neuen liter. Anzeiger 1807, Sp. 372.

keineswegs bloß die in aller Welt besungene Liebe, sondern fast jede andere Seite der Menschennatur (die in jenem Zeitalter eine Anregung fand) zum Vorschein"[1]. So weit spricht Docen im Wesentlichen richtige und für die damalige Zeit keineswegs überflüssige Ansichten aus. Aber wie er nun im weiteren Verlauf der Abhandlung dazu kommt, sich bei einer solchen Auffassung der Sache in einen Gegensatz zu Grimm zu stellen, das ist auf den ersten Blick nicht leicht einzusehen. „Herrn Grimm's Ansicht, sagt er, lehrt, der angenommene Unterschied zwischen beiden [den Minne und Meistersängern] in Rücksicht der Form ihrer Gedichte sei null und nichtig; (vielleicht alle) Minnesänger seien recht eigentliche Meistersänger gewesen"[2]. Aber dagegen sei zuvörderst zu erinnern, daß Hr. Grimm „durch die Nichtachtung der mannigfaltigen Verschiedenheit der Gegenstände (des Minne- und Meistergesangs) sich selbst den Weg verbaut hat. Hieraus entstand der zweite ungleich größere Fehler, daß von Seiten der Form die Sache ohne alle nähere Prüfung von der Hand gelassen wurde"[3]. Darauf antwortet nun Grimm in der Numer vom 27. October des Neuen literarischen Anzeigers mit seiner Abhandlung: „Beweis, daß der Minnesang Meistergesang ist." Hier tritt Grimm den Beweis an für seine früher nur als Axiome aufgestellten Behauptungen. Wir gehen nicht näher auf den hier gelieferten Beweis ein, weil derselbe dann einige Jahre später in Grimm's Buch über den altdeutschen Meistergesang viel umfassender ausgeführt worden ist. Die Redaction des Neuen literarischen Anzeigers, welcher Docen nahe stand, behandelte Grimm's Zusendung mit gebührender Achtung. „Die Redaction, heißt es in einer vorausgeschickten Bemerkung, hielt es für zweckmäßig, diesen interessanten Aufsatz des Hrn. Grimm ungeachtet seiner Länge gleich vollständig dem Publicum mitzutheilen." Docen's hinzugefügte kurze Entgegnungen sind nicht ohne Bitterkeit[4], aber doch merkt er recht wohl, von

---

1) Ebend. Sp. 373. — 2) Ebend. Sp. 374. — 3) Ebend. in der durch Zufall verspäteten Fortsetzung Sp. 535. — 4) Vgl. z. B. Sp. 686 die Anm. 4.

welchem Schlag sein Gegner ist. Nicht so Friedrich Heinrich von der Hagen. In Nr. 6 vom 9. Februar 1808 des Neuen literarischen Anzeigers mischt er sich in den Streit mit einer Abhandlung: „Minnelied und Meistergesang.“ „Ohne mir ein schiedsrichterliches Ansehen anzumaßen in dem hierüber erhobenen Streit, so beginnt er, wird es doch vergönnt sein, in dieser für die Geschichte der altdeutschen Poesie wichtigen Sache auch meine unvorgreifliche Stimme anzugeben. Ich werde mehr nur meine gegenwärtige Vorstellung darlegen; das Urtheil über die Mitstreiter wird dadurch von selbst herausfallen.“ Hierauf holt dann Hagen sehr weit aus, von den „gewiß echt deutschen“ Barden kommt er zu den Skandinaviern und endlich zu den „Minnesingern, bei welchem Namen in ihrer schönen poetischen Zeit, wo Minne, ob die irdische, geistige oder himmlische (caritas), das Alles bewegende Princip war, es bewenden muß“ [1]), und endlich auf den Meistergesang. Wir wollen durchaus nicht läugnen, daß Hagen manches Wahre vorbringt. Aber nicht nur der hohe Ton, den er Grimm gegenüber anschlägt [2]), macht jetzt auf uns einen seltsamen Eindruck, wenn wir auf die geistige Kraft beider Männer und ihre gesammten Leistungen zurückblicken, sondern auch das theilweise Richtige in Hagen's Aeußerungen ist mit einem Uebermaß von Schiefem gepaart. Sein endliches Ergebniß ist: „Der Meistergesang ist ganz etwas Neues und Eigenes. Der frühere Minnegesang war schon ganz verschollen und für jenen so gut wie gar nicht vorhanden, und ist und bedeutet in der That und Wahrheit, im innersten Geist und Form, so wie in der äußeren Erscheinung und Umgebung, durchaus etwas Anderes, Höheres“ [3]).

---

1) Neuer lit. Anzeiger 1808, Sp. 83. — 2) Vgl. z. B. außer dem oben mitgetheilten Eingang Sp. 84 u.: — „so heißt das die Frage in Nichts verflüchtigen, und besser wäre geschwiegen.“ Vgl. auch den Brief Hagen's an Decen im Museum für Altdeutsche Lit. und Kunst I, S. 76, Anm. — 3) Ebend. Sp. 101 fg. — Ich darf meine Auszüge aus Hagen's Abhandlung nicht weiter ausdehnen, bemerke deshalb nur beiläufig noch, daß auch in dem Sp. 99 über das Volkslied Gesagten ein Stück Wahrheit zwischen

Noch gab im Neuen literarischen Anzeiger Hagen's Freund Büsching dankenswerthe thatsächliche Bereicherungen zur Kenntniß des Meistergesangs, besonders aus den beiden Meisterliederhandschriften des Professor Rüdiger in Halle [1]. Dann aber zog sich der Streit in eine andere Zeitschrift hinüber, nämlich in das von Hagen, Docen und Büsching herausgegebene Museum für Altdeutsche Literatur und Kunst. Hier veröffentlichte Docen seine ausführliche Entgegnung auf Grimm's Annahmen in der Abhandlung: „Ueber den Unterschied und die gegenseitigen Verhältnisse der Minne- und Meistersänger. Ein Beitrag zur Charakteristik der früheren Zeitalter der deutschen Poesie" [2]. Docen geht mit mehr Gründlichkeit zu Werke, als Hagen; aber es ist oft schwer zu sagen, was er eigentlich bezweckt, ob eine Widerlegung Grimm's, oder den Nachweis, daß er gleich von Anfang an dasselbe gesagt habe, wie Grimm. In einigen Punkten bringt er Grimm entschieden in's Gedränge, und wir werden sehen, daß Grimm sich da genöthigt sieht, seine Ansichten zurückzunehmen oder doch einzuschränken. So wenn Grimm schon die Dichter des 13. Jahrhunderts in dem Sinn als Meistersänger aufgefaßt hatte, daß sie „eine gewisse Gesellschaft" gebildet hätten „mit mancherlei Uebereinkunft und Befugnissen" [3]. Ganz besonders anzuerkennen ist der anständige und achtungsvolle Ton, mit dem Docen seinen Gegner behandelt.

dem Irrigen steckt, und daß Hagen überhaupt mit Docen die Eigenthümlichkeit theilt, was er in dem einen Satz behauptet, in dem nächsten ganz oder theilweise zurückzunehmen. — 1) Neuer lit. Anz. 1808 Sp. 183 fg. — 2) Museum für Altdeutsche Lit. und Kunst, her. von Hagen, Büsching und Docen, Bd. I, Heft 1, Berlin 1809, S. 73—125, und Heft 2, Berlin 1810, S. 445—490. — 3) J. Grimm im Neuen liter. Anz. 1807, 27. Oct. — Nur in der Anmerkung führe ich an, daß Docen (Museum für Altdeutsche Lit. u. Kunst I, 1 S. 100) eine Stelle aus Adelung's Magazin für die Deutsche Sprache (II, 3, S. 6) beibringt, wenn dieser die „Schwäbischen Dichter" für identisch mit den späteren Meistersängern erklärt. S. o. S. 236). Docen selbst fügt hinzu, daß Grimm seine Ansicht ohne Zweifel nicht von Adelung entlehnt habe, und allerdings heißt es hier, wenn irgendwo: Duo quum faciunt idem, non est idem.

„Grimm wird daher, sagt Docen am Schluß, im Fall ihm die fernere Behauptung seiner Meinung am Herzen liegt, sich nothwendig nach anderen Beweisen umsehen müssen. Hätte ich ihn, wider Wissen und Willen, irgendwo nicht recht verstanden oder mißdeutet: so möge er mit neuer und größerer Klarheit und Bestimmtheit diese Seiten seiner Ansicht wieder darlegen. Allein ich müßte mich sehr irren, wenn er sie gegenwärtig nicht mehr zu begränzen, auszubilden und der geschichtlichen Wahrheit näher zu bringen veranlaßt werden würde. Auch ich habe seit der Erscheinung des Grimmischen Beweises das Unrichtige meiner ersten Widerlegung einsehen gelernt, und bin nunmehr weit entfernt, diese als mein endliches Urtheil in unserer streitigen Frage anzuerkennen. Ein Tag lehrt den andern, gilt von jedem Studium, und wo möchte dieses Wort wohl mehr an seinem Platze sein, wie in dem noch so unbekannten Gebiet der altdeutschen Literatur?" [1]).

Jacob Grimm's erste selbständig erschienene Druckschrift: „Ueber den altdeutschen Meistergesang." Unterscheidung von Natur und Kunstpoesie.

Was Docen am Schluß seiner so eben besprochenen Abhandlung gefordert hatte, das leistete J. Grimm in seinem ersten selbständig erschienenen Buch, das von seiner Seite den Abschluß dieser ganzen literarischen Fehde bildet. Er hatte dessen Inhalt ursprünglich für von der Hagen's Museum bestimmt; da aber zufällige Umstände die Antwort der Berliner Herausgeber verspäteten, hatte Grimm inzwischen mit der Dieterichschen Buchhandlung in Göttingen die selbständige Publication verabredet [2]). So erschien zu Göttingen mit der Jahrzahl 1811 (die Vorrede ist unterzeichnet am 19. August 1810): „Ueber den altdeutschen Meistergesang. Von Jacob Grimm." Hier gibt nun Grimm über das, was er zuerst nur ohne Beweis hingestellt, dann bloß kurz und abgerissen gestützt hatte, ausführliche und eindringende Rechenschaft. Eine

1) Docen im Mus. für Altdeutsche Lit. und Kunst Bd. II, Heft 2, Berlin 1810, S. 489. — 2) J. Grimm, Ueber den altdeutschen Meistergesang, Vorr. S. 3.

Einleitung, welche den Verlauf des geführten Streits darlegt, eröffnet das Ganze. Dann folgt eine „Uebersicht der Meisterkunst von Anfang bis zu Ende." Darauf gibt der Verfasser die inneren Beweise für seine Ansicht und widerlegt eingehend die ihm gemachten Einwendungen; und daran schließen sich in ähnlicher Art die äußeren Beweise. Im nächsten Abschnitt bespricht Grimm das Verhältniß des Meistergesangs zur übrigen altdeutschen Poesie, und zwar erstens zur Volkspoesie und zweitens zu den erzählenden und Spruchgedichten. Endlich thut er noch einen Ausblick auf die Poesie anderer europäischer Völker, nämlich die der Provenzalen, Franzosen, Niederländer, Skandinaven und Engländer.

In dieser Ausführung sehen wir nun in den tiefen Born, aus dem die ersten Gedanken Grimm's so plötzlich und unvermittelt hervorbrachen. Der ganzen Ansicht über den Meistergesang liegt die Unterscheidung von Natur- und Kunstpoesie zu Grunde. „Ich habe einigemal, sagt Grimm hier in der Vorrede, den Unterschied zwischen Natur- und Kunstpoesie bestimmt vorausgesetzt. Die Verschiedenheit dessen, was unter dem ganzen Volk lebt, von allem dem, was durch das Nachsinnen der bildenden Menschen an dessen Stelle eingesetzt werden soll, leuchtet über die Geschichte der Poesie, und diese Erkenntniß allein verstattet es uns, auf ihre innersten Adern zu schauen, bis wo sie sich flechtend in einander verlaufen. Es ist, als ziehe sich eine große Einfachheit zurück und verschließe sich in dem Maße, worin der Mensch nach seinem göttlichen Treiben sie aus der eigenen Kraft zu offenbaren strebt. Da nun die Poesie nichts anders ist, als das Leben selbst, gefaßt in Reinheit und gehalten im Zauber der Sprache, (welche in so fern mit Recht eine himmlische genannt und der Prosa entgegengestellt werden darf), so theilt sie sich in die Herrschaft der Natur über alle Herzen, wo ihr noch Jedes als einer Verwandtin in's Auge sieht, ohne sie je zu betrachten; und in das Reich des menschlichen Geistes, der sich gleichsam von der ersten Frau abscheidet, als deren hohe Züge ihm nach und nach fremd und seltsam däuchen. Man kann die Naturpoesie das Leben in der reinen Handlung selbst nennen, ein lebendiges Buch wahrer Geschichte voll, das man auf jedem Blatt

mag anfangen zu lesen und zu verstehen, nimmer aber ausliest, noch durchversteht. Die Kunstpoesie ist eine Arbeit des Lebens und schon im ersten Keim philosophischer Art. Zu den Heldengesängen reicht nur noch ein Zweig aus der alten Naturpoesie in unser Land herüber, die Freude, das Eigenthum des Volks an seinen geliebten Königen und Herren muß sich, so zu sagen, von selber an und fortgesungen haben. Ueber der Art, wie das zugegangen, liegt der Schleier eines Geheimnisses gedeckt, an das man Glauben haben soll. Denn die Läugner, die sich dafür lieber mit einer dürren Wahrscheinlichkeit behelfen wollen, bringen Systeme auf, welche man mit Wahrheit widerlegen kann und nach denen ihnen Nichts übrig bleibt" [1]). „Die Poesie ist kein Eigenthum der Dichter und das zu keiner Zeit weniger gewesen als in der epischen, da sie, ein Blut, den ganzen Leib des Volks durchdrungen. Niemand weiß von Dichtern, geschweige daß es die Nachwelt erfahren sollte, aber die Sänger ziehen in Haufen herum, und wem eine tönende Stimme zu Theil geworden, oder wer in ein treueres Gedächtniß alte Lieder und Sagen niederlegen kann, da ihm das Licht der Augen entzogen worden, der tritt hin vor König und Volk und singt für Ehre und Gaben" [2]). Wenn nun auch unter diesen Sängern „Erbschaft und Lehre das Amt des Gesanges fortpflanzten", so kam doch mit dem Kunstgesang der Lyriker etwas Neues auf. „Daß in dem erblühenden Minnesang, sagt Grimm, eine eigenthümliche Kunst zu walten anfange, habe ich mich zu zeigen bemüht und eben damit den Ursprung des Meistergesangs gesetzt" [3]). Der Anfänger dieses Meistergesanges ist Heinrich von Veldeck [4]); und von da ab verläuft derselbe in drei „Epochen." Die erste Epoche bilden die Lyriker des 13. Jahrhunderts. „Die zweite Epoche ist schon viel früher vorbereitet, erst im vierzehnten Jahrhundert besonders hervorgegangen" [5]). „Die Fürsten ermüden der Minnelieder nach und nach, das Volk kann sie nicht brauchen." „Der Meister kehret sich ganz

1) J. Grimm, Ueber den altdeutschen Meistergesang, S. 5 fg. — 2) Ebend. S. 7. — 3) Ebend. S. 8. — 4) Ebend. S. 30. — 5) Ebend. S. 31.

seinem Gemüth zu, die Lust, große Romane zu reimen, verliert sich, aber die Lust, den Weltlauf zu ergründen, die göttlichen und menschlichen Dinge zu betrachten, wird immer reger" [1]). „In der dritten Epoche, welche ich vom funfzehnten Jahrhundert bis an's Ende rechne, wies es sich nun noch deutlicher aus, daß für die Meisterpoesie die Zeit des Hoflebens und Wanderns vorüber." „Dagegen gerieth die Kunst in den Bürgerstand allmählich herab, nicht als ob vorher keine Bürger derselben theilhaftig gewesen, sondern weil jetzo eine Menge aus diesem Stand sie umfaßten und blühender als je machten, wenn man auf die Anzahl der Ausübenden sieht" [2]). Das, was diese drei Perioden auf das engste verbindet, ist die Gemeinsamkeit der metrischen Form. „Ich wende mich nun zu dem, sagt Grimm, wo er auf die Untersuchung der Metra übergeht, was ich für den besten Leitstern unserer Untersuchung, für das Charakteristische des Meistersangs halte, um dadurch, wofern es der früheren und späteren Zeit auf gleiche Art zukommt, meine Vorstellung zu rechtfertigen" [3]). Die „Regel", die Grimm in dem ganzen Verlauf des Meistergesangs wiederfindet, ist die Dreitheiligkeit der Strophe. „In allen Meistersängen sagt er, sowohl in den Minneliedern als in denen der mittleren und letzten Periode erkenne ich folgenden Grundsatz. Die ganze Strophe, oder das ganze Gesätz, hat drei Theile, davon sind sich die zwei ersten gleich und stehen in nothwendigem Band, der dritte steht allein und ist ihnen ungleich" [4]). Diesen Satz führt dann Grimm gegen alle vorgebrachten Einwendungen durch und beseitigt damit ein für allemal die Ansicht, die Lessing hingeworfen und noch Hagen festgehalten hatte, als sei die Dreitheiligkeit der Strophe eine Besonderheit der Meistersänger des 15. und 16. Jahrhunderts, die ihnen direct aus dem Griechischen zugekommen sei. Im Verlauf seiner metrischen Untersuchungen setzt Grimm hier beiläufig auch das Wesen eines von der Dreitheiligkeit ausgenommenen Metrums: des Leichs, in's Klare [5]). Auch spricht Grimm in dieser Schrift

---

1) Ebend. S. 32. — 2) Ebend. S. 33. — 3) Ebend. S. 40. — 4) Ebend. S. 43. — 5) Ebend. S. 63 fg.

zuerst den Gedanken aus, „daß die Alliteration ursprünglich ihren Sitz in der ganzen Poesie des deutschen Sprachstamms gehabt hat" [1]). — Ebenso hebt Grimm hier zuerst den für die altdeutsche Poesie so wichtigen Unterschied zwischen Singen und Sagen hervor [2]).

Was die äußeren Beweise für die Zusammengehörigkeit der älteren Minne- und der späteren Meistersänger betrifft, so hält Grimm zwar an der Annahme fest, daß eine gewisse Verbindung auch unter den früheren Meistern bestanden habe, erkärt aber zugleich, „eine so förmliche Gesellschaft, als später daraus geworden, in dieser Frühe anzunehmen, sei ihm nie in den Sinn gekommen" [3]). Was den Namen betrifft, so kommt Grimm zu dem Ergebniß: „Unsere Dichter haben schon im Anfang Meister geheißen, die Zeit zu bestimmen, wenn sie sich den Namen ganz zu eigen gemacht, fällt aber unmöglich" [4]). — Den verschiedenen Charakter der Perioden, die sein einer Meistergesang durchlaufen hat, wußte übrigens Grimm recht wohl zu unterscheiden. „Dritte Periode, sagt er in einem der früheren Aufsätze, bloßer Meistergesang, bloße leere in langweiligen Allegorien beschäftigte Form" [5]). In unserer Schrift wahrt er nun zwar dem späteren Meistergesang mit Recht ein gewisses sittliches Verdienst [6]), ihn aber an poetischem Werth mit dem alten Minne- und Meistergesang des 13. Jahrhunderts zu vergleichen, fällt ihm nicht ein. Vielmehr schildert er diesen mit den schönen Worten: „Diese Dichter haben sich selbst Nachtigallen genannt, und gewißlich könnte man auch durch kein Gleichniß, als das des Vogelsangs, ihren überreichen, nie zu erfassenden Ton treffender ausdrücken, in welchem jeden Augenblick die alten Schläge in immer neuer Modulation wiederkommen. An der jugendlichen frischen Minnepoesie hat alle Kunst ein Ansehen der Natürlichkeit gewonnen, und sie ist auf gewisse Weise auch nur natürlich; nie hat vorher, noch nachher eine so unschuldige, liebevolle, unge-

---

1) Ebend. S. 166. — 2) Ebend. S. 137. — 3) Ebend. S. 76 fg. Vgl. auch S. 113. — 4) Ebend. S. 101. — 5) J. Grimm im Neuen Literar. Anzeiger 1807, Sp. 676. — 6) Altdeutsche Meistergesang S. 9.

heuchelte Poesie die Brust des Menschen verlassen, um den Boden der Welt zu betreten, und man darf in Wahrheit sagen, daß von keinem dichtenden Volk die geheimnißvolle Natur des Reims in solcher Maße erkannt und so offenbar gebraucht worden" [1]).

Als einer der schwierigsten Punkte erscheint Grimm selbst das Verhältniß dieser kunstreichen und doch so natürlichen Lyrik zur Volkspoesie. Unter den einfachsten Liedern besonders der ältesten Minnesänger finden sich manche, die sich unmittelbar an die Formen des Volksgesangs anschließen. „Man dürfte kühnlich, sagt Grimm, einzelne Strophen der einfachen vierzeiligen Lieder in der Manessischen Sammlung in die Nibelungen einschalten, wo sie nicht stören würden" [2]). Da aber Grimm annimmt, auch die altdeutsche Kunstpoesie sei auf einheimischem Boden und keineswegs „aus fremder Quelle oder Anregung entsprungen" [3]), so kann er sich die Sache in folgender Weise erklären. „Da ich annehme, sagt er, daß der Meistersang nicht allein die Sitte der Volksdichter beibehalten, sondern auch sein eigenes Princip aus dem Volksgesang geschöpft und nur äußerlich aufgestellt und fortgeführt hat, so finde ich es ganz natürlich, daß die Form dieser einfachen Lieder an den Volksgesang erinnere" [4]).

Ueberall zieht es Jacob Grimm zum Volksthümlichen, Einfachen, und wir sehen ihn bei einem großen Theil dieser Erstlingsschrift weit mehr mit strenger Gewissenhaftigkeit, als mit hingebender Neigung arbeiten. „Dieser Gegenstand, erklärt er gleich in der Vorrede, ist einer der trockensten und verwickeltsten in der altdeutschen Poesie überhaupt und in keiner Hinsicht dem schon in der Arbeit überall erfreuenden und im Resultat viel reicher lohnenden Studium der poetischen Sagen an Seite zu setzen, welchem ich meine hauptsächlichste Neigung zugewendet" [5]).

---

1) Ebend. S. 37 fg. — 2) Ebend. S. 141 Anm. — 3) Ebend. S. 142. — 4) Ebend. S. 18. — 5) Ebend. S. 4.

Jacob Grimm über die Sage und ihr Verhältniß zur epischen Poesie und zur Geschichte.

Jacob Grimm's eigentliches Lieblingsstudium: die Erforschung der Sage und ihres Verhältnisses zur epischen Poesie, hat in dem ersten Abschnitt seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, vom Jahr 1807 bis zum Jahr 1811, noch zu keiner umfassenderen Arbeit geführt. Vielmehr sehen wir ihn emsig beschäftigt, die Quellen der altdeutschen Kunstpoesie: des Minne- und Meistergesangs, nach allen Seiten hin durchzuarbeiten. Es wird aber nicht bloß der Zufall gewesen sein, der ihn zunächst gegen seine eigentliche Neigung auf diese Bahn trieb und so lange darauf festhielt. Vielmehr hat es den Anschein, als habe er das Bedürfniß gefühlt, sich mit dieser ganzen Seite der Poesie gründlich abzufinden, um sich dann desto sicherer und ungestörter seiner wirklichen Liebe: der Erforschung der alten Sage, hingeben zu können. Aber wenn auch auf diesem Hauptgebiet Jacob Grimm's jetzt noch keine größere Arbeit zu Stande kommt, so besitzen wir dafür aus jener Zeit bereits einige um so werthvollere kleine, die in dem Reichthum ihrer genialen Gedrungenheit die Samenkörner zu der folgenden Thätigkeit des großen Forschers darbieten. Schon im Sept. 1807, bald nach seinem ersten Auftreten, veröffentlichte J. Grimm im Münchner Neuen literarischen Anzeiger einen kurzen Aufsatz: „Von Uebereinstimmung der alten Sagen“ [1]. Im folgenden Jahr theilte er in der „Zeitung für Einsiedler“, in den Blättern vom 4. und 7. Juni 1808 „Gedanken, wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten“, mit. Aus diesen beiden Aufsätzen, zusammengenommen mit manchen anderen gelegentlichen Aeußerungen, z. B. in der Anzeige von Hagen's und Büsching's Deutschen Gedichten des Mittelalters im Jahrgang 1809 der Heidelberger Jahrbücher, sehen wir, wie früh schon sich bei J. Grimm die Ansichten entwickelt hatten, die wir dann später in einigen seiner berühmtesten Werke weiter gebildet finden. „Die Geschichte der alten Poesie, sagt Grimm, soll

---

1) Neuer lit. Anzeiger 1807, 8. Sept., Sp. 568—570.

nichts Anders vorhaben, als die verschiedene Gestalt zu erläutern und zu beschreiben, worin die Sage erschienen ist, und sie so weit als möglich auf ihren Ursprung zurückzuführen" [1]. „In der ersten Zeit der Völker strömen Poesie und Geschichte in einem und demselben Fluß; und wenn Homer von den Griechen mit Recht ein Vater der Geschichte gepriesen wird, so dürfen wir nicht länger Zweifel tragen, daß in den alten Nibelungen die erste Herrlichkeit deutscher Geschichte nur zu lange verborgen gelegen habe" [2]. „Treue ist in den Sagen zu finden, fast unbezweifelbare, weil die Sage sich selber ausspricht und verbreitet, und die Einfachheit der Zeiten und Menschen, unter denen sie erhallt, wie aller Erfindung an sich fremd, auch keiner bedarf. Daher Alles, was wir in ihnen für unwahr erkennen, ist es nicht, insofern es nach der alten Ansicht des Volkes von der Wunderbarkeit der Natur gerade nur so erscheinen und mit dieser Zunge ausgesprochen werden kann. Und in allen den Sagen von Geistern, Zwergen, Zauberern und ungeheuern Wundern ist ein stiller, aber wahrhaftiger Grund vergraben, vor dem wir eine innerliche Scheu tragen, welche in reinen Gemüthern die Gebildetheit nimmer verwischt hat und aus jener geheimen Wahrheit zur Befriedigung aufgelöset wird" [3]. „In den Sagen hat das Volk seinen Glauben niedergelegt, den es von der Natur aller Dinge hegend ist, und wie es ihn mit seiner Religion verflicht, die ihm ein unbegreifliches Heiligthum erscheint voll Seligmachung" [4]. „Wenn nun Poesie nichts Anders ist und sein [5]) kann, als lebendige Erfassung und Durchdringung des Lebens, so darf man nicht erst fragen, ob durch die Sammlung dieser Sagen ein Dienst für die Poesie geschehe. Denn sie sind so gewiß und eigentlich selber Poesie, als der helle Himmel blau ist; und hoffentlich wird die Geschichte der Poesie noch ausführlich zu zeigen haben, daß die sämmtlichen Ueberreste unserer altdeutschen Poesie bloß auf einen lebendigen Grund von Sagen gebaut sind und der Maßstab

1) Heidelb. Jahrbb. 1809, Fünfte Abtheilung, Zweiter Band, S. 155. — 2) Zeitung für Einsiedler 1808, 7. Juni, Sp. 153. — 3) Ebend. Sp. 153 fg. — 4) Ebend. Sp. 154 fg. — 5) Es steht: sagen.

der Beurtheilung ihres eigenen Werthes darauf gerichtet werden muß, ob sie diesem Grund mehr oder weniger treulos geworden sind" [1]). „Ewig nämlich ist unter allen Länder- und Völkerschaften ein Unterschied gegründet zwischen Natur- und Kunstpoesie." Im Epos hallen die Thaten und Geschichten durch das ganze Volk fort. In der Kunstpoesie dagegen gibt ein menschliches Gemüth sein Inneres bloß [2]). „Es ist ungereimt, ein Epos erfinden zu wollen, denn jedes Epos muß sich selbst dichten, von keinem Dichter geschrieben werden. Beweis sind die Menge mißlungener Arbeiten in allen Nationen. Aus dieser Volksmäßigkeit des Epos ergibt sich auch, daß es nirgends anders entsprungen sein kann, als unter dem Volke, wo sich die Geschichte zugetragen hat" [3]).

So wie im Verlauf der Zeit die Kunstpoesie der Sage und der aus ihr fließenden Naturpoesie gegenübertrat, so scheidet sich andrerseits Poesie und Geschichte. „Nachdem die Bildung dazwischen trat und ihre Herrschaft ohne Unterlaß erweiterte, so mußte, Poesie und Geschichte sich auseinander scheidend, die alte Poesie aus dem Kreis ihrer Nationalität unter das gemeine Volk, das der Bildung unbekümmerte, flüchten, in dessen Mitte sie niemals untergegangen ist, sondern sich fortgesetzt und vermehrt hat, jedoch in zunehmender Beengung und ohne Abwehrung unvermeidlicher Einflüsse der Gebildeten" [4]). Sage und Geschichte stehen im Gegensatz zu einander. Die Sage schaltet frei mit Namen, Zeit und Ort; „an jedem Orte vernimmt man sie so neu, Land und Boden angemessen, daß man schon darum die Vermuthung aufgeben muß, als sei die Sage durch eine anderartige Betriebsamkeit der letzten Jahrhunderte unter die entlegnen Geschlechter getragen worden" [5]). „Das ist die wahre

---

1) Ebend. Sp. 155. — 2) Vgl. ebend. 4. Juni, Sp. 152. — 3) J. Grimm im Neuen lit. Anzeiger 1807, 8. Sept., Sp. 571, wo dann zugleich Docen's Ansicht, als gehöre der Sagenkreis von Karl dem Großen nicht Frankreich, sondern Italien an, widerlegt wird, mit Hinweisung auf die „vorhandenen altfranzösischen Romane, wovon das Wenigste bekannt und untersucht ist." — 4) J. Grimm in der Zeitung für Einsiedler, 7. Jun. 1808, Sp. 153. — 5) Ebend. Sp. 154.

Bedeutung des Epischen, daß es durchaus volksmäßig sein, in der ganzen Nation fortleben, und sich, indem es bloß die Sache ergreift und festhält, mit Vernachlässigung der Zeiten und Benennungen, bei derselben Grundlage in einer Mannigfaltigkeit von Gestaltungen dargeben müsse" [1]). Dem gegenüber dringt die Geschichte auf „Sicherheit." „Das kritische Princip, welches in Wahrheit, seit es in unsere Geschichte eingeführt worden, gewissermaßen den reinen Gegensatz zu diesen Sagen gemacht und sie mit Verachtung verstoßen hat, bleibt an sich, obschon aus einer unrechten Veranlassung schädlich ausgegangen, unbezweifelt; allein nicht zu sehen, daß es noch eine Wahrheit gibt außer den Urkunden, Diplomen und Chroniken, das ist höchst unkritisch." Die Sagen sollen nun nicht mit der Geschichte vermengt werden. „Es würde thöricht sein, die so mühsam und nicht ohne große Opfer errungene Sicherheit unserer Geschichte durch die Einmischung der Unbestimmtheit der Sagen in Gefahr zu bringen." Aber die Geschichte soll ihre Dürre und Lauheit aufgeben und sich die innere Lebendigkeit der Sage und der epischen Poesie zum Vorbild nehmen, „als die Bewahrerin alles Herrlichen und Großen, was unter dem menschlichen Geschlecht vorgeht [2]), und seines Siegs über das Schlechte und Unrechte, damit jeder Einzelne und ganze Völker sich an dem unentwendbaren Schatz erfreuen, berathen, trösten, ermuthigen und ein Beispiel holen" [3]).

Wilhelm Grimm's Arbeiten von 1807 bis 1811.

Wilhelm Grimm's erste Arbeiten 1807 bis 1810.

Wie Jacob Grimm, so begann auch Wilhelm seine wissenschaftliche Thätigkeit mit kleineren und größeren Abhandlungen, die er in Zeitschriften veröffentlichte. Auch seine frühesten Arbeiten enthält der Münchner Neue literarische Anzeiger. Zuerst ein par

1) J. Grimm im Neuen liter. Anzeiger 1807, 8. Sept., Sp. 568. — 2) Es steht: vergeht. — 3) So glaube ich die etwas dunkle Anknüpfung der Stelle in der Zeitung für Einsiedler Sp. 156 verstehen zu dürfen.

kleine: „Einige Bemerkungen zu dem altdeutschen [1]) Roman Wilhelm von Oranse" in der Numer vom 26. Mai 1807, und: „Ueber die Originalität des Nibelungenlieds und des Heldenbuchs" [2]); dann eine größere: „Beitrag zu einem Verzeichniß der Dichter des Mittelalters" [3]). Charakteristisch für Wilhelm Grimm's Wesen sind die Worte, mit denen er diese etwas umfangreichere Arbeit beginnt: „Die Geschichte der deutschen Poesie des Mittelalters geht ungefähr mit dem 15. Jahrhundert zu Ende. Wenn es nun wahr ist, daß erst eine völlige Durchdringung und Beherrschung des Details möglich macht, gedeihliche Resultate aufzustellen, (wobei auch keineswegs braucht befürchtet zu werden, daß sich die Ansicht für das Ganze verliere) so kann Niemand die Sorgfalt, auch das Geringere und unbedeutend Scheinende in dieser Periode zu berücksichtigen, verwerflich finden; Eins steht mit dem Andern in Verbindung und klärt sich gegenseitig auf." Im darauf folgenden Jahr 1808 betheiligte sich Wilhelm Grimm an der Zeitung für Einsiedler durch die erste Veröffentlichung von ihm übersetzter altdänischer Heldenlieder und Romanzen [4]).

In den Heidelbergischen Jahrbüchern der Literatur vom Jahr 1809 [5]) lieferte W. Grimm eine ausführliche Beurtheilung der Hagen'schen Ausgabe des Nibelungenlieds vom Jahr 1807. Diese Kritik ist besonders dadurch merkwürdig, daß W. Grimm hier seine Ansichten über das Romantische und über Wesen und Werth der verschiedenen mittelhochdeutschen Dichtungen niederlegt. „Zuerst also, sagt er, diejenigen Gedichte, die man unter dem Namen der Romantischen vernünftiger Weise begreifen kann, sind die aus dem Romanzo übersetzten, und hier müssen wir aufrichtig gestehen, daß wir solche keineswegs für jene unübertrefflichen Rittergedichte halten, für die sie häufig ausgegeben werden" [6]). „Eine unbeschreibliche

1) Die Schreibung „altteutschen" wird von der Redaction herrühren; ich habe sie deshalb nicht beibehalten. — 2) 1807, d. 28. Juli. — 3) 1807, den 24. Nov. — 4) Zeitung für Einsiedler 1808, 20. April. 7. Mai. 15. Juni. 18. Juni. 12. Juli. — 5) Heidelb. Jahrbücher, 1809, Fünfte Abtheilung, Erster Band, S. 179—189 u. 238—252. — 6) Ebend. S. 180.

Geschwätzigkeit drängt sich durch die Geschichte und treibt sie, mit Vernichtung jedes Interesse, nach allen Seiten hin, wie Laune oder Zufall will. Ja, man hat durchgehends den Eindruck, als sei die Darstellung der Geschichte das Außerwesentliche, bloß vorgenommen, um darüber reden zu können" [1]. Dieser romantischen Poesie steht gegenüber als ein Wesen völlig andrer Art „das Wichtigste und Größte in der altdeutschen Poesie": das Nibelungenlied. „Wenn man die Müllerische Sammlung zur Hand nimmt und liest das Lied der Nibelungen neben den andern, so erstaunt man, wie es in diese Gesellschaft gekommen, das so groß und so unendlich viel höher steht, daß ihm Nichts von der romantischen Poesie an die Seite gesetzt oder nur verglichen werden kann." „In ihm wurde erhalten, was nicht wieder ersetzt werden konnte, das Bild einer vergangenen Zeit, in welcher ein großes Leben frei, herrlich und doch wieder so menschlich erscheint" [2].

Verglichen mit diesen Grundansichten über die altdeutsche Poesie, wie sie W. Grimm hier dann weiter auch im Einzelnen entwickelt, ist sein specieller Tadel des Hagen'schen Nibelungenlieds jetzt von geringerem Interesse. Aber für die Fortentwicklung der Wissenschaft war dieser vernichtende Angriff von sehr großem Werth. Grimm erklärt sich nämlich auf das entschiedenste gegen die Art von Modernisieren, wobei „die alten Formen bloß in neue sollen verwandelt werden, sonst aber das Ganze unverändert bleibt." Denn „jedes Gedicht ist als solches ein organisches Ganzes, jeder Ausdruck, jedes Wort ist Abdruck der zum Grunde liegenden Idee und darf durchaus nicht weggenommen werden oder durch Fremdartiges ersetzt, ohne diese zu zerstören, ohne einen Widerspruch mit dem Andern; kurz dieses Modernisieren ist ein heilloses Zertrennen und Auflösen" [3]. Die Sprache, die sich Hagen für seine Modernisierung des Nibelungenlieds geschaffen, „ist eine solche, wie sie zu keiner Zeit gelebt hat" [4]. „Es ist eine Modernisierung, die schlechter ist als das Original, und doch nicht modern" [5]. Nicht

1) Ebend. S. 180. — 2) Ebend. S. 183. — 3) Ebend. S. 185. — 4) Ebend. S. 240. — 5) Ebend. S. 238

eine solche Uebersetzung, sondern eine kritische Ausgabe des Textes zu besorgen, sei jetzt an der Zeit, da der Abdruck in der Müllerischen Sammlung bekanntlich incorrect und defect sei [1]). Uebrigens erkennt W. Grimm die Gelehrsamkeit Hagen's vollkommen an. Was Hagen nebenbei für Verbesserung des Textes geleistet, sei „bei weitem die glänzendste Seite des ganzen Werks"; und obwohl er auch die Art von Erläuterungen, wie sie Hagen gibt, ohne rechtes Princip findet, schließt Grimm doch seine ausführliche Recension mit den Worten: „Hiermit soll aber Nichts gegen die Gelehrsamkeit des Verfassers gesagt sein, das Buch ist überall mit Gründlichkeit und Neigung bearbeitet und verdient in dieser Hinsicht alle Achtung."

Im Anschluß an diese Beurtheilung des Hagen'schen Nibelungenliedes veröffentlichte W. Grimm eine seiner bedeutendsten Arbeiten in den von Daub und Creuzer herausgegebenen Studien, nämlich die Abhandlung: „Ueber die Entstehung der altdeutschen Poesie und ihr Verhältniß zu der nordischen" [2]). Hier wird das dort Gesagte weiter ausgeführt und durch eingehende Untersuchungen über das Verhältniß der volksthümlichen deutschen Poesie zur nordischen begründet. Wilhelm Grimm geht hier bereits im Jahr 1808 von ganz ähnlichen Ansichten über die ursprüngliche Vereinigung von Poesie und Historie aus, wie wir sie früher aus Jacob Grimm's Buch über den altdeutschen Meistergesang mitgetheilt haben [3]), und daraus entwickelt er seine Ansicht über die Entstehung

1) Ebend. S. 249. — 2) Studien. Her. v. C. Daub u. F. Creuzer Jahrg. 1808, Heidelb. 1808, S. 75—121 u. 216—288. Man muß sich durch die Jahrzahl 1808, verglichen mit der Jahrzahl 1809 des betreffenden Jahrgangs der Heidelb. Jahrbücher an dem wahren Sachverhältniß nicht irre machen lassen. In der Vorrede, welche die Verlagshandlung dem Ersten Heft des Jahrgangs 1808 der Studien vorausschickt, wird ausdrücklich gesagt: „Die zweite Abhandlung dieses Heftes über die Entstehung der altdeutschen Poesie steht mit der in den Heidelbergischen Jahrbüchern (2r Jahrg. Fünfte Abtheil. 1r Band) eingerückten Beurtheilung des v. Hagen'schen Nibelungenliedes in genauer Berührung und liefert zu dem, was dort kurz angedeutet ist, den vollständigern Beweis." — 3) S. o. S. 403 fg. u. vgl. damit W. Grimm in den Studien a. a. O. S. 75—77.

des deutschen Heldengesangs und insbesondere unseres Nibelungenlieds. „Bei jeder Nation blickt der Moment einer neuen Grundbildung, eines neuen Entstehens durch." An diesen Moment knüpft sich die Entstehung ihrer Heldendichtung, so in Frankreich an Karl den Großen, in Spanien an den Cid. „Groß und welterregend, wie noch Alles, was aus dem Leben dieser Nation durchbrechen konnte, hat sich jener Punkt bei den Germanen gezeigt." Es ist die gewaltige europäische Völkerwanderung, an welche sich die Entstehung der deutschen Heldendichtung knüpft. „Wenig haben die Geschichtschreiber von den Thaten jener Zeiten aufbewahrt." „Aber die Poesie bewahrte es auf. Was Fremden oder Geistlichen mit fremder Bildung, nicht mehr zur Nation gehörig, in ihre trocknen Bücher aufzuschreiben unmöglich war, das lebte fort in dem Munde und dem Herzen eines Jeden unter dem Volk. Sie erzählten sich und den Nachkommen das Leben ihrer Väter, und bald entstand eine gewisse Klasse, die ganz eigends sich diesem Geschäfte widmete: die Sänger. Sie waren gerade nicht die Dichter dieser Lieder [1]) und nahmen sie auch nicht zu ausschließendem Besitze dem Volke ab, aber sie waren besonders fähig zu dem Absingen derselben" [2]). Zum Beweis des Gesagten beginnt dann Grimm, die Zeugnisse zu sammeln für das Vorhandensein der deutschen Heldendichtung in den verschiedenen Jahrhunderten von den Zeiten der Völkerwanderung an, und legt so die Keime, aus denen allmählich das wichtigste Werk seines Lebens erwachsen ist. Von der deutschen Heldenpoesie selbst ist uns aus der früheren Periode nur Zweierlei übrig geblieben: „Die Erzählung im altsächsischen Dialekt von Hildebrand, wahrscheinlich ein solches Volkslied, dessen Inhalt unrhythmisch vielleicht zur Uebung aufgezeichnet wurde", und das ganz nach römischen Mustern umgebildete lateinische Gedicht de prima Attilae expeditione. „Bei dem Volk indessen lebten die Gesänge fort. In Unwissenheit und Unschuld entfaltete sich die Poesie immer mehr und zog an sich, was neuere Begebenheiten, Volksglaube

1) „Ein Volkslied dichtet sich selbst", sagt W. Grimm S. 245, Anm. — 2) Ebend. S. 79 fg.

u. s. w. Großes und Reizendes darbot. Alles vermischend und verwechselnd. An jedem Ort mußte sie nach und nach einheimisch sein und darum brachte sie das Entfernte herbei und setzte die Nähe in geheimnißreiche Ferne, Gegenden, Zeit und Völker umtauschend" [1]). Als nun im zwölften und dreizehnten Jahrhundert die Schrift schon allgemeiner wurde, „fiengen die Sänger an, die Gedichte, deren Umfang sich immer mehr erweiterte, aufzuzeichnen, und wie sie jetzt lebten und ausgesprochen wurden, nach den Veränderungen vieler Jahrhunderte hindurch, so wurden uns diese Gesänge ältester Zeit erhalten. Dies ist unsere Ansicht von der Entstehung des Nibelungen Lieds" [2]). „Die ursprüngliche Form der Nibelungen, wie überhaupt einer jeden Nationalpoesie, war das kurze Lied, oder mit einem uneigentlichen Ausdruck die Romanze. Wen innere Lust und Kraft dazu antrieb, d. h. wer Dichter war, der besang die Helden der Nation, und weil er sich nicht anders bewegen konnte, nach einem gewissen Takt, nach einem ordnenden Gesetz. So erzeugte sich das Lied mit Rhythmus und Reim" [3]). „Die bald sich bildende Klasse von Sängern erweiterte solche Lieder und verband sie zu einem größeren Ganzen; etwa wie Herder in richtigem Sinn die Romanzen vom Cid" [4]). „Wie die Lieder des Volks, so dauerten auch diese größeren Gedichte fort, stets mit dem Fortgange der Zeit in veränderter Gestalt. Niemals standen sie in irgend einer fest, und es ist eine falsche Ansicht, die das Nibelungen-Lied im Ganzen eben so, wie wir es jetzt haben, gleich anfangs und auf einmal, wie das Werk eines Einzelnen entstehen läßt" [5]). Dies war „die Entstehung der deutschen, das heißt aus deutschem Geist entsprungenen Poesie" Einem ganz anderen Boden aber gehört die romantische Poesie des Mittelalters an. Diese lernten die Deutschen von den Franzosen. „Man sagt gewöhnlich schön: damals klang eine Poesie durch die ganze Welt; welches aber nur auf diejenigen gezogen werden darf, welche sich im Ausland damit bekannt gemacht hatten, auf die Nation nicht; eine jede hat sich ihrer eigen-

---

1) Ebend. S. 82. — 2) Ebend. S. 84. — 3) Ebend. S. 88. — 4) Ebend. S. 89. — 5) Ebend. S. 90.

thümlichen, bei ihr einheimischen erfreut" 1). „So entstand die romantische Poesie des Mittelalters in einer geschlossenen Gesellschaft mehr Gebildeter, Adlicher, zu denen sich auch wohl Fürsten gesellten, weil es ehrenvoll schien, solch edle Kunst zu treiben." Nun ist zwar „Kunstpoesie, d. h. mit Bewußtsein und Absicht gedichtete, in ihrer Idee eben so vortrefflich, als Natur- oder National-Poesie; denn wenn sie echt ist, setzt sie diese nur fort, das heißt, wo diese untergeht und sich nicht mehr neu erzeugt, da bildet sie z. B. durch Belesenheit erworbenen Stoff in dem Geist der Nation mit all dem, was ihr eigenthümlich ist, um, damit es einheimisch werden kann. Hans Sachs ist in diesem Sinn Kunstdichter und Nationaldichter zugleich" 2). Aber nicht so war es mit den deutschen romantischen Gedichten des Mittelalters. „Abgesehen, daß eine Kunstpoesie überflüssig war, wo die Nationaldichtung noch lebendig lebte, so war diese romantische Poesie nicht nur Kunstpoesie, sondern auch Manier, ganz außer dem Geist des Volks." Die langen unrhythmischen Rittergedichte „standen in einem reinen Gegensatz zu der Nationaldichtung. Das Volk behielt seine Lieder von Dieterich von Bern und den Helden" 3). „Verschieden, daß es mehr nicht sein kann, ist die Darstellung der romantischen Poesie und des Nibelungen-Lieds. Wie ein großer Geist, ruhig, aber mit tiefbewegter Brust erzählt es, was geschehen, Alles läuternd in reinem Aether der Dichtung" 4).

Wie verhält sich nun zur deutschen Poesie die nordische? Wir müssen uns vor allem erinnern, daß „dieselbe Sage bei den verschiedenen Völkern einer Hauptnation sich verschieden ausbildete, mit andern mannigfach verwebte und Namen und Orte verwechselte" 5). Dies weist Grimm beispielsweise an der Dichtung von König Ermanaricus eingehend nach 6). Auf diese Art ist der größte Theil dessen zu erklären, was der nordischen und der deutschen Poesie gemeinsam ist. Das Verhältniß der nordischen Poesie zur deutschen ist nämlich im Ganzen betrachtet dies: „Skandinavien hat nicht

1) Ebend. S. 109. — 2) Ebend. S. 110. — 3) Ebend. S. 111. — 4) Ebend. S. 119. — 5) Ebend. S. 91 fg. — 6) Ebend. S. 92—99.

nur eine ihm allein eigenthümliche, sondern auch eine mit Germanien gemeinschaftlich erworbene; jedem Volk gebührt derselbe Anspruch darauf, und wenn daher eine Sage bei beiden angetroffen wird, so berechtigt dies nicht, auf ein Erborgen von einer Seite zu schließen. Indessen mag zur Verwirrung der Umstand beigetragen haben, daß in späterer Zeit wirklich deutsche Nationalgedichte in das Skandische übersetzt wurden" [1]). Die nordischen Sagen theilt Grimm in historische und poetische. Die historischen braucht er nur beiläufig zu erwähnen, da sie dem Norden ausschließlich angehören. Was dagegen die poetischen betrifft, so sind die dem Norden allein zukommenden „von denen zu unterscheiden, die auch wieder in Deutschland gefunden werden. Unter den letzten sind diejenigen gemeint, die aus den Zeiten der Völkerwanderungen ihre Entstehung herleiten, wo ein allseitiges Drängen die Völker vermischte, unter denen auch nordische Helden standen. Für ihre Thaten blieb ihnen billig der Ruhm in den Gesängen ihres Volks" [2]). Zu diesem alten Gemeingut der Skandinavier und der Deutschen rechnet W. Grimm den Theil der Heldenlieder der älteren Edda, der sich auf die Völsungen und Giukungen bezieht, damals aber noch nicht gedruckt war; dann die Völsunga und „die Norna Gesters Saga." „Dieses sind die Sagen, welche den Heldenkreis ausführlich behandeln, aber auch durch andere zieht die Erinnerung daran in mannigfachen Anklängen" [3]). „Wie bei uns, so wurzelt auch hier die Dichtung in vaterländischem Boden, und Alles ist eigenthümlich entfaltet" [4]). „Bei so ganz einheimischer Gestaltung der Poesie, die nicht die herüberpflanzende Kunst eines Einzelnen geben kann, ist es schon unmöglich, an ein Abborgen zu denken. Dann aber sind in dem Norden, wie in Germanien, die frühen Spuren von der Existenz dieser Gedichte gezeigt, daß man den Moment des Entleihens bis in die Zeit ihrer Entstehung zurückschieben müßte [5]). „Vielmehr darf man es so betrachten, daß beide Völker durch Heerzüge und Kriege vereinigt eine gemeinsame Poesie erwarben."

1) Ebend. S. 220. — 2) Ebend. S. 236. — 3) Ebend. S. 239. — 4) Ebend. S. 240. — 5) Ebend. S. 241.

Dahin gehören nun auch die dänischen Volkslieder, „die unter dem Titel Kiämpe Viiser (Kämpfer Lieder) bekannt sind" [1]), so weit sie mit der deutschen Sage in Zusammenhang stehen. Sie sind, mit vereinzelten Ausnahmen, keine Uebersetzungen aus dem Deutschen, sondern uralte Heldenlieder, wie sie früherhin sowohl die Deutschen, als die Skandinavier besessen, aber allein die Skandinavier erhalten haben [2]).

Von diesen urgemeinsamen Dichtungen unterscheidet Grimm die aus dem Deutschen in das Nordische übersetzten. Dahin gehört vor allem die Wilkina Saga, deren Ursprung und Zusammensetzung Grimm eine ausführliche Untersuchung widmet [3]). Ueber manche andere Sagen, z. B. die Blomsturvalla, kann er kein Urtheil fällen, da sie noch nicht gedruckt waren. Die zweite Klasse von nordischen Uebersetzungen, welche der romantischen Poesie angehört, behandelt Grimm nur beiläufig, bemerkt aber bereits, daß vielleicht manches Verlorene aus diesen Kreisen sich durch die nordischen Uebersetzungen ergänzen lassen werde [4]). Am Schluß hebt er in nachdrücklichen Worten die hohe Wichtigkeit hervor, die das Studium der so überaus reichen nordischen Poesie habe. „Wir können kaum etwas mehr von Bedeutung dagegen stellen, als das Nibelungen-Lied, wobei es nur erfreulich, daß gegen die Vollendung und Herrlichkeit desselben dort Nichts gehalten werden kann." Eine Anzahl von Uebersetzungen aus dem Altnordischen und Dänischen sind der epochemachenden Abhandlung als Beilagen hinzugefügt.

Wilhelm Grimm's erstes selbständig erschienenes Werk: Altdänische Heldenlieder 1811.

Im Jahr 1811 erschien zu Heidelberg Wilhelm Grimm's erstes selbständiges Werk: Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen, übersetzt von Wilhelm Carl Grimm. Das Buch stellt

1) Ebend. S. 243. — 2) Ebend. S. 247. — 3) Ebend. S. 249—257. — 4) Als Beispiel führt W. Grimm S. 250 die Erecks Saga an, die bekanntlich seitdem auch in Hartmann's mittelhochdeutscher Dichtung wieder aufgefunden worden ist.

sich eine doppelte Aufgabe. Es will einerseits der Verbreitung echter und volksthümlicher Dichtung dienen und wendet sich in diesem Sinn an alle, die Lust und Freude an der Poesie haben. Andrerseits ist ihm die Poesie und ihre Geschichte ein Gegenstand der Forschung, und insofern setzt es die Untersuchungen fort, die in der oben besprochenen Abhandlung über das Verhältniß der altdeutschen Poesie zur nordischen begonnen waren. Die Dänen besitzen einen großen Schatz an Volksliedern, theils Heldenliedern, theils Liebesliedern. Die ersteren waren schon von Sörensen Vedel im Jahr 1591 und dann vollständiger von Peter Syv im Jahr 1695 unter dem Titel Kämpe-Viser herausgegeben worden; die letzteren erschienen im J. 1657 unter dem Titel: Elskovs Viser (Liebeslieder) [1]. Grimm wählte aus diesen Sammlungen vierzehn „Heldenlieder" und ein und neunzig „Balladen und Märchen" aus und bot sie hier dem deutschen Publicum in möglichst treuer Nachbildung dar. In einer ausführlichen Vorrede und einem Anhang gelehrter Anmerkungen untersucht er das Verhältniß der altdänischen Volkslieder zu den nordischen und deutschen, so wie zu den Dichtungen anderer Völker und zur Poesie überhaupt. Am wichtigsten sind ihm die altdänischen Heldenlieder wegen ihres augenfälligen Zusammenhangs mit dem Sagenkreis unseres Nibelungenliedes. Die Untersuchung ergibt ihm das auffallende Resultat, daß diese Lieder mit der ursprünglich nordischen Dichtung, wie sie in der Völsunga, Nornagestur Saga und in der Edda vorliegt, fast gar keine Aehnlichkeit haben [2], dagegen die größte Verwandtschaft mit den deutschen Dichtungen dieses Sagenkreises zeigen. Dennoch aber hält sie Grimm für echte dänische Originale, weil sie durchaus keine Kennzeichen von Uebersetzung an sich tragen, wie sich um so deutlicher ergibt, wenn man sie mit dem wirklich aus dem Deutschen übersetzten Lied vom alten Hildebrand vergleicht [3]. Solche einzelne Heldenlieder hat auch das deutsche Volk einst besessen. Sie haben sich in den

---

1) W. Grimm's Vorr. zu den Altdänischen Heldenliedern S. VIII fg. — Vgl. o. S. 101. — 2) Altdän. Heldenlieder S. 427. — 3) Ebend. S. 428.

deutschen Nibelungen vereinigt, aber die einzelnen Lieder, die diesem vorangiengen, sind in Deutschland verloren. Die altdänischen Heldenlieder zeigen uns das Verlorene in einer verwandten Gestalt [1]).

Eine andere Seite des vorliegenden Buches bilden die unter der Ueberschrift: „Balladen und Märchen", zusammengefaßten Lieder. Hier berührt sich Grimm's Sammlung mit dem, was Arnim und Brentano im Wunderhorn für das deutsche Volkslied leisten wollten. Selbst das Aeußere des Buchs mit seinem in Kupfer gestochenen Titel, der von Randzeichnungen in Dürer's altdeutscher Weise eingefaßt ist, erinnert an diese Verwandtschaft. „Diese Balladen und Märchen, sagt Grimm, werden den Meisten näher stehen (als die Heldenlieder), nicht nur wegen ihrer Mannigfaltigkeit, sondern auch weil es unmöglich ist, daß diese Poesie nicht für jedes Gemüth einen Punkt habe, der es berühre und erfreue" [2]). „In den Märchen ist eine Zauberwelt aufgethan, die auch bei uns steht, in heimlichen Wäldern, unterirdischen Höhlen, im tiefen Meere, und den Kindern noch gezeigt wird" [3]). „Diese Märchen verdienen eine bessere Aufmerksamkeit, als man ihnen bisher geschenkt, nicht nur ihrer Dichtung wegen, die eine eigene Lieblichkeit hat, und die einem jeden, der sie in der Kindheit angehört, eine goldene Lehre und eine heitere Erinnerung daran durch's ganze Leben mit auf den Weg gibt; sondern auch, weil sie zu unsrer Nationalpoesie gehören, indem sich nachweisen läßt, daß sie schon mehrere Jahrhunderte durch unter dem Volk gelebt" [4]).

Was die Verwandtschaft der altdänischen Balladen mit benachbarter Poesie betrifft, so bemerkt Grimm ihre auffallende Aehnlichkeit mit den englischen, „sowohl an Tiefe und Weltansicht, als in der äußerlichen Darstellung. Nur scheint es, als ob die englischen, als später gesammelt, ausgebildeter, aber auch breiter wären" [5]). „Weniger bemerkbar ist eine Uebereinstimmung der dänischen Lieder mit den deutschen. Diese erscheinen in ihrer

---

1) Ebend. Vorr. S. XXII. — 2) Ebend. Vorr. S. XXIV. — 3) Ebd. Vorr. S. XXVI. — 4) Ebend. Vorr. S. XXVI fg. — 5) Ebend. Vorr. S. XXXI.

Sammlung mannigfacher durch die verschiedenste Art und Manier der Dichtung, während jene sämmtlich eine gewisse nationale Eigenthümlichkeit und Familienähnlichkeit haben. Wir zweifeln aber nicht, daß diese Mannigfaltigkeit der Deutschen durch den Beitrag späterer Jahrhunderte, die verschiedene fremdartige Einflüsse empfangen, entstanden sei, wodurch ihre Reinheit gestört und ihre ursprüngliche Natur versteckt worden" [1]. „Wenn man aus der deutschen Sammlung (dem Wunderhorn) diejenigen Lieder herausscheidet, von welchen man vermuthen darf, daß sie mit den dänischen von gleichem Alter, mithin vor dem 17. Jahrhundert schon da gewesen sind, und die, wenn man vergleichen will, allein dürfen dagegen gehalten werden, so zeigt sich eine unleugbare Verwandtschaft in dem Geist der Dichtung" [2].

Die gemeinsamen Arbeiten der Brüder Grimm 1812 bis 1816.

Wir sind den Arbeiten Jacob Grimm's und denen seines Bruders Wilhelm bis zu dem Zeitpunkt gefolgt, in welchem die „Brüder Grimm" [3]) mit ihrer ersten gemeinsamen Leistung vor die Oeffentlichkeit traten. Während sie in den bisher besprochenen Arbeiten jeder in seiner eigenthümlichen Weise der Erforschung des deutschen Alterthums dienten, hatten sie in der Stille gemeinsam die Plane gefaßt, die Sammlungen angelegt, durch welche die Aufgaben gelöst werden sollten, von denen sie in ihren bisherigen Schriften gewissermaßen das Programm gegeben hatten. Die deutschen Märchen und die deutschen Sagen wurden gesammelt, mit der Herausgabe altdeutscher und altskandinavischer Dichtungen ein Anfang gemacht und eine Zeitschrift gegründet, die allen diesen Zwecken und der deutschen Alterthumsforschung überhaupt nach ihren verschiedenen Seiten hin dienen sollte.

1) Ebend. Vorr. S. XXXIII. — 2) Ebend. Vorr. S. XXXIV fg. — 3) In der ersten Zeit ihres gemeinsamen Auftretens nannten sich Jacob und Wilh. Grimm „Gebrüder Grimm." So unterzeichnen sie z. B. die Ankündigung ihrer Edda-Ausgabe in Gräter's Anzeiger zu Idunna und Hermode vom 18. Jan. 1812. Auf dem Titel der Eddalieder selbst (1815) nennen sie sich „Brüder Grimm."

Die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm.

Etwa um das Jahr 1806 [1]) begannen die Brüder Grimm, die Sammlung von Märchen anzulegen, die dann nach sechs Jahren veröffentlicht wurde unter dem Titel: „Kinder- und Haus-Märchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. Berlin, in der Realschulbuchhandlung. 1812." In der Vorrede, unterzeichnet „Cassel, am 18. October 1812", sprechen sich die Brüder über Art und Zweck ihrer Sammlung aus. Was sie selbst geben, ist der mündlichen Ueberlieferung entnommen. „Alles ist mit wenigen bemerkten Ausnahmen, heißt es in der Vorrede, fast nur in Hessen und den Main- und Kinziggegenden in der Grafschaft Hanau, wo wir her sind, nach mündlicher Ueberlieferung gesammelt; darum knüpft sich uns an jedes Einzelne noch eine angenehme Erinnerung. Wenig Bücher sind mit solcher Lust entstanden, und wir sagen gern hier noch einmal öffentlich Allen Dank, die Theil daran haben" [2]). Das Streben der Brüder gieng dahin, die Märchen ganz so zu geben, wie sie durch den Volksmund überliefert sind. „Wir haben uns bemüht, sagen sie, diese Märchen so rein als möglich war aufzufassen, man wird in vielen die Erzählung von Reimen und Versen unterbrochen finden, die sogar manchmal deutlich alliterieren, beim Erzählen aber niemals gesungen werden, und gerade diese sind die ältesten und besten. Kein Umstand ist hinzugedichtet oder verschönert und abgeändert worden, denn wir hätten uns gescheut, in sich selbst so reiche Sagen mit ihrer eigenen Analogie oder Reminiscenz zu vergrößern, sie sind unerfindlich. In diesem Sinne existiert noch keine Sammlung in Deutschland, man hat sie fast immer nur als Stoff benutzt, um größere Erzählungen daraus zu machen, die willkürlich erweitert, verändert, was sie auch sonst werth sein konnten, doch immer den Kindern das Ihrige aus den Händen rissen, und ihnen Nichts dafür gaben." „Wären wir so glücklich gewesen, sie in einem recht bestimmten Dialekt erzählen zu

1) Kinder- und Haus-Märchen, Berlin 1812, Vorr. S. VI. — 2) Ebend. S. VI fg.

können, so zweifeln wir nicht, würden sie viel gewonnen haben; es ist hier ein Fall, wo alle erlangte Bildung, Feinheit und Kunst der Sprache zu Schanden wird, und wo man fühlt, daß eine geläuterte Schriftsprache, so gewandt sie in allem Andern sein mag, heller und durchsichtiger, aber auch schmackloser geworden, und nicht mehr fest an den Kern sich schließe" [1]). Wo ihnen ein Märchen in einem „recht bestimmten Dialekt" mitgetheilt wird, da halten sie an der Mundart fest. So in dem Märchen „Von den Fischer und siine Fru" [2]), „welches der selige Runge aus der pommerschen Mundart trefflich niedergeschrieben" und das Arnim den Grimm „im Jahr 1809 freundschaftlich mittheilte" [3]); und ebenso geben sie „das wunderschöne Märchen" „Van den Machandel-Boom", das sie von Runge erhielten, plattdeutsch. Aber wo die Mittheilung nicht in einer „recht bestimmten" Mundart geschah, da machen sie die Sprache schriftdeutsch; und sie thun dies in der bewunderuswerthen Weise, die alle mundartlichen Formen abstreift und dabei doch die ganze Einfachheit beibehält, durch welche sich die Volkssprache von der Schriftsprache unterscheidet. Die Sprache, deren die Grimm sich zu diesem Zweck bedienen, ist dadurch das Vorbild für alle ähnlichen Unternehmungen geworden.

Den Kindern und dem Volk ihre schönen Märchen erzählen und erhalten wollen die Grimm durch ihre Sammlung. „Es war vielleicht gerade Zeit, diese Märchen festzuhalten, sagen sie, da diejenigen, die sie bewahren sollen, immer seltner werden; freilich, die sie noch wissen, wissen auch recht viel, weil die Menschen ihnen absterben, sie nicht den Menschen" [4])." „Wo diese Märchen noch da sind, da leben sie so, daß man nicht daran denkt, ob sie gut oder schlecht sind, poetisch oder abgeschmackt, man weiß sie und liebt sie, weil man sie eben so empfangen hat, und freut sich daran ohne einen Grund dafür: so herrlich ist die Sitte, ja auch das hat diese Poesie mit allem Unvergänglichen gemein, daß man ihr selbst gegen einen andern Willen geneigt sein muß." „Wir wollen in

1) Ebend. S. XVIII fg. — 2) Nr. 19, S. 68. — 3) Anhang S. X. — 4) Vorr. S. VII.

gleichem Sinn hier die Märchen nicht rühmen oder gar gegen eine entgegengesetzte Meinung vertheidigen: jenes bloße Dasein reicht hin, sie zu schützen. Was so mannigfach und immer wieder von neuem erfreut, bewegt und belehrt hat, das trägt seine Nothwendigkeit in sich und ist gewiß aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben bethaut, und wenn es auch nur ein einziger Tropfen wäre, den ein kleines, zusammenhaltendes Blatt gefaßt hat, so schimmert er doch in dem ersten Morgenroth." In diesem Sinn bestimmen die Grimm ihr Buch den Kindern und dem Volke. „Wir übergeben dies Buch wohlwollenden Händen, so schließen sie ihre Vorrede, dabei denken wir überhaupt an die segnende Kraft, die in diesen liegt, und wünschen, daß denen, welche diese Brosamen der Poesie Armen und Genügsamen nicht gönnen, es gänzlich verborgen bleiben möge."

Aber mit dieser unmittelbar praktischen Seite ist der Zweck, den die Brüder Grimm bei ihrem Märchensammeln verfolgen, nicht erschöpft. Die Märchen sind ihnen zugleich ein Gegenstand ernster Forschung, der mit ihren Untersuchungen über die Sage, den Mythus und die Poesie der Völker in nächster Beziehung steht „In ihrer äußern Natur, heißt es in der Vorrede, gleichen diese Dichtungen aller volks- und sagenmäßigen: nirgends feststehend, in jeder Gegend, fast in jedem Munde sich umwandelnd, bewahren sie treu denselben Grund" Die Grimm suchen nun, diese Märchen bis in das tiefste Alterthum des Volkes zurückzuverfolgen, indem sie dieselben „mit dem großen Heldenepos und der einheimischen Thierfabel" in Zusammenhang bringen. Ebenso berufen sie sich auf deren weite Verbreitung unter den verschiedenartigsten Völkern. Die Märchen „erreichen hierin nicht bloß die Heldensagen von Siegfried dem Drachentödter, sondern sie übertreffen diese sogar, indem wir sie, und genau dieselben, durch ganz Europa verbreitet finden, so daß sich in ihnen eine Verwandtschaft der edelsten Völker offenbart" [1]). In diesem Sinn nun ziehen die Grimm in der Vorrede und in einem besonderen Anhang am Schluß des Buchs Alles

---

1) Vorr. S. XIII fg.

heran, was sie an Märchen anderer Völker auftreiben können. Natürlich kommt ihnen auch hier nur das in Betracht, was ihrer Ansicht nach einen wirklich volksmäßigen Stempel trägt. So für Frankreich Charles Perrault (geboren 1633, gestorben 1703); für Italien die Nächte des Straparola, besonders aber der Pentamerone des Basile. Man ersieht aber aus dem bisher Erörterten zugleich, daß die Grimm mit ihren Vorgängern auf deutschem Boden nicht viel anfangen konnten. „Musäus und Naubert, sagen sie, verarbeiten meist, was wir vorhin Localsage nannten, der viel schätzbarere Otmar nur lauter solche; eine Erfurter Sammlung von 1787 ist arm, eine Leipziger von 1799 gehört nur halb hierher, wiewohl sie nicht ganz schlecht zu nennen, eine Braunschweiger von 1801 unter diesen die reichste, obgleich mit ihnen in verkehrtem Ton. Aus der neusten Büschingischen war für uns nichts zu nehmen, ausdrücklich aber muß noch bemerkt werden, daß eine vor ein paar Jahren von einem Namensverwandten A. L. Grimm unter dem Titel: Kindermärchen, zu Heidelberg herausgekommene, nicht eben wohl gerathene Sammlung mit uns und der unsrigen gar nichts gemein hat" [1]. Im Gegensatz zu ihren Vorgängern behandeln die Grimm ihre Texte mit der größten Gewissenhaftigkeit und schließen ihnen in den Anmerkungen die sorgfältigsten Erörterungen über abweichende Darstellungen desselben Märchens und über die Verwandtschaft mit den Märchen anderer Völker an.

Kaum zwei Jahre nach der Herausgabe ihrer Kinder- und Haus-Märchen konnten die Grimm einen „Zweiten Band" als Fortsetzung erscheinen lassen [2]. Das Glück war ihrem warmen

1) Vorr. S. XIX Anm. Ebenda werden auch die 1813 in Jena bei Voigt in neuer Titelausgabe erschienenen Wintermärchen vom Gevatter Johann mit Ausnahme des sechsten und zum Theil des fünften für werthlos erklärt. — 2) Ich bemerke, daß die erste im Jahr 1812 erschienene Sammlung noch nicht die Bezeichnung: Erster Band, hat. Der Zweite Band trägt zwar auf dem Titel die Jahrzahl 1815, aber die Vorrede ist unterzeichnet: „Cassel, am 30. September 1814." Da nun die Vorrede der ersten Sammlung „am 18. October 1812" unterzeichnet ist, so ergibt sich, daß zwischen dem Abschluß der ersten und der zweiten Sammlung noch nicht ganz zwei Jahre liegen.

Eifer entgegengekommen. Westfälische Freunde hatten plattdeutsche Märchen aus dem Fürstenthum Paderborn und Münster beigesteuert. Besonders wichtig aber war die Bekanntschaft mit einer Bäuerin aus dem nahe bei Kassel gelegenen Dorfe Zwehrn, die den Grimm eine Menge von echt hessischen Märchen erzählte [1]). So konnten sie jetzt die Nachweisungen, wie eng diese Märchen mit der deutschen Heldendichtung und dem „urdeutschen Mythus" zusammenhängen, noch bedeutend vermehren [2]). „Wir wollten indes, sagen sie, durch unsere Sammlung nicht bloß der Geschichte der Poesie einen Dienst erweisen, es war zugleich Absicht, daß die Poesie selbst, die darin lebendig ist, wirke; erfreue, wen sie erfreuen kann, und darum auch, daß ein eigentliches Erziehungsbuch daraus werde" [3]). Und in welchem Maß ist ihnen diese Hoffnung in Erfüllung gegangen! Wie erfreut sich Jung und Alt an den köstlichen Geschichten: Vom Sneewittchen, vom Brüderchen und Schwesterchen, von Hänsel und Gretel, und wie die schönen Märchen alle heißen! Denn so viele und werthvolle Bereicherungen auch die folgenden Auflagen erhalten haben, die Märchen dieser ersten Ausgabe sind doch immer der wesentlichste Grundstock des Ganzen geblieben.

Die folgenden Ausgaben der Kinder- und Hausmärchen wurden nicht nur durch neu hinzugesammelte Märchen vermehrt, sondern insbesondere auch durch weitere Ausführung der in den Anmerkungen der ersten Ausgabe begonnenen Untersuchungen über die Geschichte und Literatur der Märchen bereichert. Diese Untersuchungen bilden in der zweiten Auflage (Berlin 1822) einen besonderen dritten Band. Die Genauigkeit und Treue in der Nachweisung und Wiedergabe der verschiedenen Darstellungen, die sich von einem und demselben Märchen finden, sind in diesen erweiterten Anmerkungen wo möglich noch gesteigert. — Bei der ersten Ausgabe der Märchen waren beide Brüder in gleichem Maß thätig, die späteren und insbesondere die im Jahr 1856 zu Berlin erschienene erweiterte dritte Auflage der Anmerkungen hat Jacob ganz Wil-

1) Kinder- und Haus-Märchen, Bd. II, Vorr. S. IV fg. — 2) S. d. Stelle aus der Vorr. S. VI fg. — 3) Vorr. S. VIII.

helm überlassen [1]). Die Kinder- und Hausmärchen sind das verbreitetste Buch der Brüder Grimm. Im Jahr 1864 erschien davon die achte Auflage, und daneben war eine kleinere Auswahl bis zum Jahr 1869 in vierzehn Auflagen verbreitet. Und ebenso wie diese Märchensammlung dem deutschen Volke einen unerschöpflichen Schatz von Poesie geboten hat, ist sie in ihrer gewissenhaften und gründlichen Weise von hoher Bedeutung für die Wissenschaft geworden. Denn wenn auch die Folgezeit, wie wir später sehen werden, die Ansichten, welche die Brüder Grimm über unsere Märchen hatten, nicht unwesentlich berichtigt hat, so hat doch auch für diese Berichtigung der treue Ernst ihrer Forschung die Bahn gebrochen.

Die deutschen Sagen der Brüder Grimm.

Wenn wir an die deutschen Märchen der Brüder Grimm sogleich die Besprechung ihrer deutschen Sagen anschließen, so verlassen wir die chronologische Reihenfolge ihrer Schriften, um jene nah verwandten Stoffe nicht auseinander zu reißen. Um dieselbe Zeit, wie die Märchen, hatten die Grimm auch die Sagen des deutschen Volkes zu sammeln begonnen [2]). Nach zehnjähriger Thätigkeit veröffentlichten sie unter dem Titel: „Deutsche Sagen. Herausgegeben von den Brüdern Grimm. Berlin 1816", eine Sammlung, die zwar nicht denselben äußerlichen Erfolg, wie die Märchen, aber einen nicht geringeren Werth als diese hatte. Der ersten Sammlung folgte im Jahr 1818 ein Zweiter Theil, der das Unternehmen nach seinen verschiedenen Seiten hin abschloß. Das Gemeinsame und das Unterscheidende des Märchens, der Sage und der Geschichte sprechen die Brüder in der Vorrede zum ersten Band der Sagen in den schönen Worten aus: „Es wird dem Menschen von heimathswegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wenn er

---

1) Vgl. Jacob Grimm's Brief an Franz Pfeiffer vom 19. Febr. 1860 in Pfeiffer's Germania, Jahrgang XI, 2. Heft, Wien 1866, S. 249, und die Widmungen vor der 7. Aufl. der Märchen, Göttingen 1857. — 2) Deutsche Sagen (I), Vorr. S. XX.

in's Leben auszieht, unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden begleitet; wer nicht ahnt, was ihm Gutes dadurch widerfährt, der mag es fühlen, wenn er die Gränze des Vaterlands überschreitet, wo ihn jener verläßt. Diese wohlthätige Begleitung ist das unerschöpfliche Gut der Märchen, Sagen und Geschichte, welche nebeneinander stehen und uns nacheinander die Vorzeit als einen frischen und belebenden Geist nahe zu bringen streben. Jedes hat seinen eigenen Kreis. Das Märchen ist poetischer, die Sage historischer; jenes stehet beinahe nur in sich selber fest, in seiner angeborenen Blüte und Vollendung; die Sage, von einer geringern Mannigfaltigkeit der Farbe, hat noch das Besondere, daß sie an etwas Bekanntem und Bewußtem hafte, an einem Ort oder einem durch die Geschichte gesicherten Namen. Aus dieser ihrer Gebundenheit folgt, daß sie nicht, gleich dem Märchen, überall zu Hause sein könne, sondern irgend eine Bedingung voraussetze, ohne welche sie bald gar nicht da, bald nur unvollkommener vorhanden sein würde" [1]). „Um alles menschlichen Sinnen Ungewöhnliche, was die Natur eines Landstrichs besitzt, oder wessen ihn die Geschichte gemahnt, sammelt sich ein Duft von Sage und Lied, wie sich die Ferne des Himmels blau anläßt und zarter, feiner Staub um Obst und Blumen setzt" [2]). „Ueber den Vorzug beider zu streiten, wäre ungeschickt; auch soll durch diese Darlegung ihrer Verschiedenheit weder ihr Gemeinschaftliches übersehen, noch geläugnet werden, daß sie in unendlichen Mischungen und Wendungen in einander greifen und sich mehr oder weniger ähnlich werden. Der Geschichte stellen sich beide, das Märchen und die Sage, gegenüber, insofern sie das sinnlich Natürliche und Begreifliche stets mit dem Unbegreiflichen mischen, welches jene, wie sie unserer Bildung angemessen scheint, nicht mehr in der Darstellung selbst verträgt, sondern es auf ihre eigene Weise in der Betrachtung des Ganzen neu hervorzusuchen und zu ehren weiß" [3]). „Man kann der gewöhnlichen Behandlung unserer Geschichte zwei, und auf den ersten

1) Deutsche Sagen. Her. von den Brüdern Grimm. Berlin 1816, Vorr. S. V fg. — 2) Ebend. S. IX. — 3) Ebend. S. VII fg.

Schein sich widersprechende Vorwürfe machen: daß sie zu viel und zu wenig von der Sage gehalten habe. Während gewisse Umstände, die dem reinen Elemente der letzteren angehören, in die Reihe wirklicher Ereignisse eingelassen wurden, pflegte man andere ganz gleichartige schnöde zu verwerfen als fade Mönchserdichtungen und Gespinnste müßiger Leute. Man verkannte also die eigenen Gesetze der Sage, indem man ihr bald eine irdische Wahrheit gab, die sie nicht hat, bald die geistige Wahrheit, worin ihr Wesen besteht, abläugnete" [1]). Denn die Sage sieht mit anderen Augen als die Geschichte, „sie weiß alle Verhältnisse zu einer epischen Lauterkeit zu sammeln und wieder zu gebären. Es ist aber sicher jedem Volke zu gönnen und als eine edle Eigenschaft anzurechnen, wenn der Tag seiner Geschichte eine Morgen- und Abenddämmerung der Sage hat; oder wenn die, menschlicher Augenschwäche doch nie ganz ersehbare Gewißheit der vergangenen Dinge, statt der schroffen, farblosen und sich oft verwischenden Mühe der Wissenschaft, sie zu erreichen, in den einfachen und klaren Bildern der Sage, wer sagt es aus, durch welches Wunder gebrochen, wiederscheinen kann" [2]). Freilich, wo die verbürgte Geschichte uns die ergreifenden Züge des wirklich Geschehenen aufbewahrt hat, da „steht ihr jede Sage nach, wie der Tugend des wirklichen Lebens jede Tugend der Poesie" [3]). „Aber alles, was dazwischen liegt, den unschuldigen Begriff der dem Volke gemüthlichen Sage verschmäht, zu der strengen und trockenen Erforschung der Wahrheit aber doch keinen rechten Muth faßt, das ist der Welt jederzeit am unnützesten gewesen" [3]).

Indem so die Grimm für die Sage deren eigene Rechte und Gesetze in Anspruch nehmen, erklären sie: „Das erste, was wir bei Sammlung der Sagen nicht aus den Augen gelassen haben, ist Treue und Wahrheit. Als ein Hauptstück aller Geschichte hat man diese noch stets betrachtet; wir fordern sie aber eben so gut auch für die Poesie und erkennen sie in der wahren Poesie eben so rein" [4]). — Als ihre hauptsächlichste Quelle betrachteten die

1) Deutsche Sagen. Zweiter Theil, Vorr. S. IV. — 2) Ebend. S. V. — 3) Ebend. — 4) Deutsche Sagen (1) Vorr. S. X.

Grimm die mündliche, lebendige Erzählung. Zugleich aber arbeiteten sie die Bücher durch, in denen sie Etwas für ihren Zweck zu finden hofften. Die bedeutendste Ausbeute gewährten ihnen die Schriften des geschmacklosen, aber scharfsichtigen und gelehrten Johannes Prätorius aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts [1]). In den langen Zeitraum zwischen ihm und Otmar's im Jahr 1800 erschienener Sammlung der Harzsagen fällt kein einziges Buch von Belang für deutsche Sagen. Musäus und Frau Naubert kommen nur insofern in Betracht, als sie einige echte Sagen verarbeitet und die Neigung darauf hingezogen hatten. Unter den unmittelbaren Vorgängern der Grimm hatte Wyß seine Schweizersagen durch eigene Zuthaten entstellt [2]). Die Sammlungen von Büsching (1812) und Gottschalk (1814) waren noch unvollendet, und die Grimm glaubten sich deshalb nicht berechtigt, das wenige Unbekannte, was jene Sammlungen boten, in die ihrige aufzunehmen. „Wir denken keine fremde Arbeit zu irren oder zu stören, sagen sie, sondern wünschen ihnen glücklichen Fortgang" [3]). Für die geschichtlichen Sagen waren natürlich vor allem die historischen und poetischen Quellen des Mittelalters durchzuarbeiten.

Die Grimm theilen ihren Sagenschatz in zwei große Hauptgruppen. Der erste Band umfaßt die „mehr örtlich gebundenen", der zweite die „mehr geschichtlich gebundenen" [4]), das ist die, „welche sich unmittelbar an die wirkliche Geschichte schließen" [5]). Von den letzteren blieben jedoch die Sagen ausgeschlossen, welche „in dem eigenen und lebendigeren Umfang ihrer Dichtung auf unsere Zeit gekommen sind" [6]). Dahin gehören vor allen die Sagen, deren Mitte das Nibelungenlied und das Heldenbuch bilden. Dann die große Hauptmasse des karolingischen Sagenkreises und noch manche andere [7]). Der Untersuchung des hier ausgeschlossenen größten und wichtigsten deutschen Sagenkreises werden wir dann später das Hauptwerk Wilhelm Grimm's gewidmet sehen. — Von

1) Ebend. S. XX fg. — 2) Ebend. S. XXII. — 3) Ebend. S. XXIII. — 4) Ebend. S. XVI. — 5) Ebend. Theil II, Vorr. S. III. — 6) Ebend. Theil II, Vorr. S. XII. — 7) Ebend. S. XIII.

den deutschen Sagen ist während des Lebens der Brüder Grimm keine zweite Auflage erschienen. Sie waren aber längst vergriffen, als die Verfasser starben. Doch erst nach ihrem Tode (1865) erschien eine neue Auflage.

Wie die Märchen, so sind die deutschen Sagen der Brüder Grimm der Anstoß und das Vorbild für eine lange Reihe zum Theil sehr vorzüglicher Nachfolger geworden. Die Grimm erkannten ganz richtig, daß hier vor allem ein Beispiel aufgestellt werden müsse. „Die Erfahrung beweist, sagen sie, daß auf Briefe und Schreiben um zu sammelnde Beiträge wenig oder nichts erfolge, bevor durch ein Muster von Sammlung selbst deutlich geworden sein kann, auf welche verachtete und scheinlose Dinge es hierbei ankommt. Aber das Geschäft des Sammelns, sobald es einer ernstlich thun will, verlohnt sich bald der Mühe, und das Finden reicht noch am nächsten an jene unschuldige Lust der Kindheit, wann sie in Moos und Gebüsch ein brütendes Vöglein auf seinem Nest überrascht; es ist auch hier bei den Sagen ein leises Aufheben der Blätter und behutsames Wegbiegen der Zweige, um das Volk nicht zu stören und um verstohlen in die seltsam, aber bescheiden in sich geschmiegte, nach Laub, Wiesengras und frischgefallenem Regen riechende Natur blicken zu können." [1]).

Die Altdeutschen Wälder.

Vom Jahr 1813 bis zum Jahr 1816 gaben die Brüder Grimm neben ihren anderen Arbeiten eine Zeitschrift heraus unter dem Titel: Altdeutsche Wälder [2]). Der Zweck der Herausgeber war, „aus ihrem gemeinschaftlichen, beträchtlich angewachsenen Vorrath altdeutscher Poesien Materialien mitzutheilen, die nicht ohne Absicht so vielseitig als möglich ausgelesen werden sollen" [3]). „Ist einmal der durchdringende Reichthum unserer alten Poesie anerkannt, sagen sie, so wird schon viel gewonnen sein" [3]). „Es ist uns

1) Ebend. Th. I. Vorr. S. XXVI. — 2) Band I, Cassel 1813. Band II, Frankfurt 1815. Band III, Frankfurt 1816. — 3) Altdeutsche Wälder, Bd. I, Vorr. S. I.

darum zu thun, ein kritisches Material zu liefern, wie es vor gründlichen Kennern bestehen oder sich rechtfertigen zu können glaubt"[1]). Abhandlungen über die verschiedenen Gegenstände der deutschen Alterthumsforschung sollten mit dem Abdruck der Quellen wechseln. Vor allem Andern thue das Sammeln und Vervielfältigen Noth, wenn eine wahre Geschichte der Poesie zu Stande kommen solle[2]). Mit Ausnahme einiger wenigen Beiträge von Docen und von Benecke ist der ganze Inhalt von den Brüdern Grimm geliefert. Doch haben sie nur eine einzige Arbeit gemeinsam unterschrieben; das Uebrige ist entweder mit Jacob's oder mit Wilhelm's Anfangsbuchstaben bezeichnet. Die umfangsreichste Abhandlung der ganzen Zeitschrift sind W. Grimm's „Zeugnisse über die deutsche Heldensage"[3]). Hier sehen wir die kurzen Anfänge, die wir in W. Grimm's Abhandlung über die Entstehung der altdeutschen Poesie haben kennen lernen, bereits dem Reichthum von dessen späterem Hauptwerk über die deutsche Heldensage sich nähern. Jacob steuert grammatische, exegetische, kritische und andere Abhandlungen bei; darunter auch ausführliche Mittheilungen über das „Gesellenleben" aus der Schrift des altenburgischen Conrectors Frisius[4]), und „Waidsprüche und Jagerschreie"[5]) aus handschriftlichen und gedruckten Quellen. Beide Brüder bereichern die Kenntniß der altdeutschen Literatur durch Veröffentlichung noch ungedruckter altdeutscher Texte, und auch hier beginnt W. Grimm bereits eine Arbeit, die ihn bis in seine späteren Lebensjahre beschäftigt hat: Die Herausgabe der goldenen Schmiede des Conrad von Würzburg[6]). Unter den durch Jacob Grimm veröffentlichten Texten nehmen die Mittheilungen aus der zweiten Hohenemser Handschrift[7]) der Nibelungen die erste Stelle ein[8]). Wir haben gesehen, daß diese Handschrift, aus welcher Bodmer im

1) Ebend. S. III. — 2) Ebend. S. V. — 3) Ebend. Band I, S. 195—323, und Nachträge dazu Band III, S. 252—277. — 4) Ebend. Band I, S. 83—122. — 5) Ebend. Bd. III, S. 97—148. — 6) Ebend. Band II, S. 193—288. — 7) D. i. Hohenems-Laßberg, jetzt in Donaueschingen (Lachmann's C). — 8) Altdeutsche Wälder, Bd. II, S. 145—180.

Jahr 1757 die zweite Hälfte der Nibelungen nebst der Klage hatte abdrucken lassen, längere Zeit verschwunden und dann in den Besitz eines gewissen Frickart in Wien gekommen war [1]). Hier untersuchte sie Jacob Grimm während seines Aufenthalts zur Zeit des Wiener Congresses. In der vorliegenden Abhandlung gibt er näheren Aufschluß über dieselbe, zeigt, wie Myller die zweite Hälfte der Nibelungen aus dieser, die erste aus der anderen Hohenemser Handschrift herausgegeben hat [2]), und legt zugleich seine Ansichten über die Entstehung der Nibelungen dar. Er verwirft A. W. Schlegel's Muthmaßung, Osterdingen sei ihr Dichter [3]). „Die Nibelungen, wie wir sie besitzen, sind nichts anders, denn lebendige, aus der Volkspoesie nothwendig, innerlich hervorgehende Umdichtung“ [4]). „Wenn also die Nibelungen bloß eine volksmäßige Neugestaltung unversiegter alter Grundlagen waren, so kommt es wiederum darauf an, den Grad zu bestimmen, vermöge dessen der Urheber ihrer gegenwärtigen Gestalt mehr als ein eigentlicher Umdichter, oder mehr als bloßer Rhapsod, der die Stäbe des alten Lieds gesammelt und wieder gebunden, erscheine“ [5]). Obwohl es schwierig ist, das bereits Vorgefundene vom neu Hinzugefügten streng zu scheiden, so läßt uns doch eine Vergleichung der Wilkinensage mit unseren Nibelungen einen hinreichend klaren Blick in die Entstehung der letzteren thun. Wir erkennen, „daß Sache und (was daraus folgt) Lied an anderer Stelle oder zu anderer Zeit bereits in lebendiger, voller Poesie vorhanden gewesen sein müsse. Von diesen Niedersetzungen, so zu sagen zeitlichen Erscheinungen des Urstoffs wird jede in Wort und Inhalt eigenthümliche ihre Vorzüge, wie Schwächen gehabt haben, und es kann auf den leiblichen Verfasser der einen oder der andern in den meisten Stücken weniger der Name eines Umdichters als der eines Umsammlers fallen“ [6]). Daraus folgt, „wie wichtig für die genaue Einsicht und Kenntniß der wahren Bedeutung des herrlichen Gedichts gehöre, daß davon alle und jede vorhandene eigenthümliche Handschrift vollständig für sich und mit

---

1) S. o. S. 328. — 2) Altd. Wälder S. 146. — 3) Ebend. S. 150. — 4) Ebend. S. 150 fg. — 5) Ebend. S. 154. — 6) Ebend. S. 155.

andern unvermischt gedruckt erscheine" [1]). Wie mißlich eine Vermengung der verschiedenen Texte sei, „bezeugt allem darauf verwandten Fleiß zum Trotz die Hagen'sche Ausgabe" [2]). Durch Mittheilungen aus der zweiten Hohenemser Handschrift liefert dann J. Grimm einen Beitrag zu der von ihm gewünschten vollständigen Kenntniß der Nibelungentexte [3]).

Die Ausgabe des Hildebrandslieds durch die Brüder Grimm.

Im Jahr 1812 erschien zu Cassel: „Die beiden ältesten deutschen Gedichte aus dem achten Jahrhundert: Das Lied von Hildebrand und Hadubrand und das Weißenbrunner Gebet zum ersten mal in ihrem Metrum dargestellt und herausgegeben durch die Brüder Grimm." Beide Denkmäler waren erst vor nicht langer Zeit von neuem herausgegeben worden: Das Hildebrandslied durch Reinwald im Neuen literarischen Anzeiger vom Jahr 1808 [4]); das Wessobrunner Gebet durch Gräter im Bragur [5]) und übersetzt von Reinwald in Docen's Miscellaneen [6]) und ebenda erläutert von Docen [7]). Die Brüder Grimm aber förderten nicht nur an so manchen Stellen die Kritik des Textes und die Erklärung, sondern sie führten hier zum erstenmal ihre wichtige Entdeckung durch, daß beide Denkmäler in alliterierenden Versen gedichtet sind. Was das Hildebrandslied betrifft, so hatte schon im vorangehenden Jahr (1811) Jacob Grimm diese Ansicht in Hagen's Museum ausgesprochen [8]): hier aber wird sie nun an den Texten selbst im Einzelnen durchgeführt. Damit war bewiesen, „daß die Alliteration vor dem Reim

1) Ebend. S. 160. — 2) Ebend. 161. Nämlich die Hagen'sche Ausgabe vom J. 1810. (Vgl. S. 146 fg. — 3) Altdeutsche Wälder, Band II, S. 163 fg. Bd. III, S. 1 fg. — 4) Neuer literar. Anzeiger 1808, 19. Jan. Vgl. Sp. [illegible] fg. mit „Die beiden ältesten deutschen Gedichte" — her. durch die Brüder Grimm S. 10. — 5) Bragur V, 1 (1797), 118 fg. — 6) Miscellaneen her. von Docen, Bd. II, 1807, S. 290 fg. — 7) Ebend. Bd. I, S. 20 fg. — Vgl. die Grimm'sche Ausgabe S. 86. — 8) Museum für Altdeutsche Literatur — her. von F. H. v. der Hagen u. s. w. Bd. II, S. 314. Vgl. auch W. Grimm, Altdän. Heldenlieder S. 431.

auch außer dem sächsischen Stamm in Deutschland geherrscht hat" [1]. Der größere Theil der Schrift ist dem Hildebrandslied gewidmet, von welchem erst der „urkundliche Text", dann eine „Wiederherstellung des Textes", darauf eine „wörtliche Uebersetzung" und endlich eine „Umschreibung" geliefert wird. Es folgen dann ausführliche Anmerkungen zur Begründung der Uebersetzung und eine Reihe von Abhandlungen über Handschrift, Sprache und Alter des Gedichts, über Alliteration und Poesie, über Fortleben des Lieds, über dessen Zusammenhang mit dem ganzen Fabelkreis und die weiteren Beziehungen der Sage. Der zweite kleinere Theil der Schrift behandelt in ähnlicher Weise das Wessobrunner, oder wie es hier irrthümlich genannt wird, Weißenbrunner Gebet [2].

Die Herausgabe der Eddalieder durch die Brüder Grimm.

Schon 1811 in der Vorrede zu den altdänischen Heldenliedern kündigt W. Grimm an, daß er hoffe, „durch die Güte des Herrn Generals Grafen von Hammerstein" demnächst in dem Besitz einer vollständigen Abschrift der noch ungedruckten Lieder der saemundinischen Edda, welche den Cyklus des Nibelungenlieds berühren, „zu sein und sie den Freunden dieser Poesie mittheilen zu können" [3]. In einer Nachschrift sagt er dann, daß er jetzt im Besitz der gehofften Abschrift sei und daß er sie gemeinschaftlich mit seinem Bruder von einer deutschen Uebersetzung begleitet herauszugeben gedenke [4]. Die Brüder waren in den Jahren 1810—12 voll von Planen zur Herausgabe altgermanischer Poesieen. Sie beabsichtigten schon damals eine Ausgabe des in Rom aufgefundenen Reinhart Fuchs [5].

1) Die beiden ältesten deutschen Gedichte u. s. f. Vorr. — Vgl. S. 35 fg. — 2) In Bezug auf das Wessobrunner Gebet hatte schon Gräter in einem Programm vom 6. Nov. 1807 die Uebereinstimmung der Versart mit der alten nordischen bemerkt, und Docen in der N. Oberd. Lit. Zeit. vom 11. März 1811 die Alliteration nachgewiesen. Vgl. Gräter's Idunna und Hermode 1813 Anzeiger Nr. 6. Ebend. 1816, Lit. Beyl. Nr. 1, S. 7 fg. Jen. Lit. Ztg. 1815, Ergänzungsbl. S. 174. — 3) W. Grimm, Altdänische Heldenlieder, Heidelberg 1811, Vorr. S. XX. — 4) Ebend. S. 545. — 5) Gräter's Idunna und Hermode I, Anzeiger Nr. 2, vom 18. Jan. 1812.

Außer den Eddaliedern sollte eine Sammlung altnordischer Sagen erscheinen [1], für die sie bereits im Jahr 1811 eine Abschrift der Blomsturvalla saga besaßen [2]). Eine „Ausgabe und Bearbeitung des angelsächsischen Fragments von Judith und der poetischen Umschreibung der Genesis" sollte die Beobachtungen ergänzen, die sie am Hildebrandslied gemacht hatten [3]). Die Ausgabe des Hildebrandslieds und des Wessobrunner Gebets „lag auf dem Wege zur Herausgabe der eddischen Lieder" und „sollte eine Probe von dem ablegen, was sich die Brüder vorgenommen hatten, an den Eddaliedern zu leisten" [4]). Als gewissenhafte Gelehrte rückten sie aber mit ihren Planen nur langsam vorwärts, und so kam ihnen F. H. von der Hagen im J. 1812 mit der Herausgabe des Grundtextes der Eddalieder und 1814 mit deren Uebersetzung zuvor [5]). Erst im Jahr 1815 erschienen zu Berlin die „Lieder der alten Edda. Aus der Handschrift herausgegeben und erklärt durch die Brüder Grimm. Erster Band." Mehr als dieser erste Band ist nicht herausgekommen. Er enthält den Grundtext von dreizehn Heldenliedern der älteren Edda mit kritischen, sprachlichen und sachlichen Anmerkungen, und eine doppelte deutsche Uebersetzung derselben, erst eine möglichst wortgetreue, dem Grundtext zur Seite gestellte, und dann eine zweite in schöner deutscher Prosa. Seit jener Zeit ist für den Text und die Erklärung der Eddalieder sehr viel geschehen, und es versteht sich deshalb von selbst, daß von unserem jetzigen Standpunkt aus nicht Weniges im Text und in den Erklärungen der Brüder Grimm als verfehlt erscheint. Versetzen wir uns aber um ein halbes Jahrhundert zurück, so werden wir nicht anstehen, in dieser Arbeit einen Beweis von dem Scharfsinn und von den schon damals sehr bedeutenden Sprachkenntnissen der Brüder Grimm zu sehen.

---

1) S. die Ankündigung in Gräter's Jeunna und Hermode I, Anzeiger Nr. 2, vom 18. Jan. 1812. — 2) Altdän. Heldenl. S. 440. — 3) Die beiden ältesten deutschen Gedichte u. s. f., her. durch die Brüder Grimm, Cassel 1812, Vorr. — 4) Ebend. — 5) S. o. S. 340.

Die Ausgabe des Armen Heinrich von Hartmann von Aue.

„Der arme Heinrich von Hartmann von der Aue. Aus der Straßburgischen und Vaticanischen Handschrift herausgegeben und erklärt durch die Brüder Grimm. — Berlin 1815" zeigt uns einerseits, wenn wir ihn mit dem Abdruck in der Myller'schen Sammlung (1784) vergleichen, wie hoch die Grimm schon damals an Kenntniß des Mittelhochdeutschen über ihrem Vorgänger stehen, andrerseits aber liefert er uns den Beweis, welchen Umschwung die Behandlung mittelhochdeutscher Texte gleich in den nächsten Jahren durch Lachmann und die Grimm selbst erfahren hat. Wir geben hier noch nicht auf diesen Gegenstand ein, sondern weisen lieber darauf hin, wie treffend sich die Grimm schon damals über das Verhältniß der höfischen mittelhochdeutschen Dichter aussprechen. Sie ertheilen der maßvollen Einfachheit des Armen Heinrich das verdiente Lob [1]) und fahren dann fort: „Die eigene und besondere Gabe des Dichters wirkt dazu freilich das Ihre mit, und auch durch seinen Iwein bricht unverkennbar eine gewisse Milde und Geschlossenheit durch, die wir weder im Tristan noch weniger im Parcifal wahrnehmen. Im Tristan fließt die Rede sanft wie im Iwein, aber noch lieblicher, anmuthiger, manchmal bis in's spielende; der Parcifal ist herber und schwerer als beide, aber kühner und prächtiger. In allen dreien Werken treten uns die Eigenthümlichkeiten der drei größten altdeutschen Dichter ihrer Zeit auf das deutlichste vor Augen: Gottfried's, Hartmann's und Wolfram's. Das Gedicht vom armen Heinrich ist zu klein, um sich diesen zur Seite zu stellen, steht aber an innerer Gediegenheit zu aller oberst" [2]). Die Uebertreibung, die in den Schlußworten liegt, wird jetzt Niemand mehr unterschreiben. Sonst aber sehen wir die Brüder Grimm hier bereits in wenigen treffenden Worten die Ansicht über unsere höfischen Erzähler aussprechen, die jetzt im Wesentlichen bei allen Geschichtschreibern unsrer mittelalterlichen Dichtung feststeht.

---

1) Vgl. J. Grimm in den Heidelb. Jahrbb. 1812, I, S. 49. — 2) Der arme Heinrich, her. durch die Brüder Grimm, Berlin 1815, S. 138 fg.

Die gesonderten Arbeiten Jacob Grimm's und Wilhelm Grimm's 1811 bis 1817.

Jacob Grimm's Abhandlung: „Gedanken über Mythos, Epos und Geschichte." 1813.

Die Abhandlung, die J. Grimm unter obigem Titel in F. Schlegel's Deutschem Museum 1813 [1]) veröffentlichte, bietet uns im Wesentlichen dieselben Gedanken, die wir in früheren Abschnitten aus anderen Schriften Grimm's mitgetheilt haben. Doch tritt uns Einiges hier mit besonderer Klarheit entgegen. Wie überall geht auch hier J. Grimm davon aus, daß „hinter der alten Fabel und Sage kein eitler Grund, keine Erdichtung, sondern wahrhafte Dichtung liegt." Die Frage aber, die er untersuchen will, drückt er in den Worten aus: „Lösen sich alle Sagen in einfache, immer einfachere Offenbarungen des Heiligsten auf? Sind sie nur ein wechselndes für das Unendliche, Unfaßliche sich neuversuchendes Wort und fließen sie, im Schein wandelbar, im Grund unwandelbar, endlich in dem Urgedicht zusammen, von dem sie ausgegangen waren? Oder aber haben sie sich, wie Gebirgsduft über Fernen tritt, an die vergangene Menschenzeit gesetzt, gehören sie zu unserer Geschichte mit, und sind sie gleich dieser ewig hin etwas Neues, Verschiedenes, höchstens Aehnliches?" [2]) Für beide Seiten lasse sich Vieles sagen, meint J. Grimm. Man müsse sie deshalb mit einander zu vereinigen suchen. „Nur dadurch, sagt er, wird der Widerspruch versöhnt und gehoben werden, daß man beide Meinungen vereinbart, d. h. dem Volksepos weder eine reinmythische (göttliche) noch reinhistorische (factische) Wahrheit zuschreibt, sondern ganz eigentlich sein Wesen in die Durchdringung beider setzt. Gottähnlich sind alle Menschen, allein Gottes Ebenbild wurde erst durch die That des Menschen, der seines Gleichen zeugt, gleichsam zu jedem gebornen Menschen herzugerufen und neuerdings mit wiedergeboren; so ist auch zu dem Epos eine historische That nöthig, von der das Volk lebendig erfüllt sei, daß sich die göttliche Sage daran

1) Deutsches Museum her. von F. Schlegel. Dritter Band. Wien 1813, S. 53—75. — 2) Ebend. S. 54.

setzen könne, und beide sind durch einander bedingt gewesen" [1]. Dies führt nun Grimm an einigen deutschen Beispielen aus, nämlich an der „berühmten Fabel von Wilhelm Tell" [2], und an den Traditionen „von der spinnenden Frau Berta" [3]. In diesen Untersuchungen bringt Grimm sehr verschiedenartige Dinge zusammen und will sie aus einer und derselben Quelle ableiten. Tell fällt nicht nur mit dem englischen Schützen Bell, den nordischen Toko und Egill zusammen, sondern auch mit dem griechischen Bellerophon [3]. Frau Berta ist nicht nur identisch mit Frau Holle, sondern „wie Holle die Erde, war es auch Berta, nach abgeworfenem Vorsatz — Erta, Hertha, Mutter Erde (De-meter, d. i. Gä mäter" [5]. Aber nach alle dem wendet sich Grimm nachdrücklich zu dem Werth des Besonderen zurück. „Betrachten wir aber nun auch das Wesen der Poesie, sagt er, welche Fülle von Sprachlebendigkeit hat sich zwischen der Ursprache (der offenbarten) und den heutigen Mundarten bewegt: welch ein Wachsthum des epischen Lebens liegt zwischen der göttlichen Idee und folgenden Zeiten, worin sie sich tausendmal wiedergeboren an menschliche Geschichten anknüpfte! Die Poesie, das Epos ist nun gerade diese nährende Mitte, diese irdische Glückseligkeit, worin wir weben und athmen, dieses Brot des Lebens; weiter und freier als die Gegenwart, (die Geschichte, eine vergangene Gegenwart) enger und eingeschränkter als die Offenbarung (der zeitlose Ursprung). In der allgemeinen Sprache würde kein Dichter singen können, durch eine allgemeine Mythologie würden wir uns um unsere Lieder, so zu sagen um unsere weibliche Freude am Leben bringen, und sollen daher, wenn wir das Allgemeine und Ewige ergründen wollen, das Besondere, Vaterländische, Häusliche in der That unangetastet ruhen lassen. Wenn Homer und die Nibelungen uns das Herz bewegen, so ist gewiß, daß eine mythisch bewährte gelehrte Mischung beider es kalt lassen müßte oder doch nicht so erfüllen könnte" [6]. — Nach meiner

---

1) Ebend. S. 55 fg. — 2) Ebend. S. 56 fg. — 3) Ebend. S. 62 fg. — 4) Ebend. S. 59. — 5) Ebend. S. 67. — 6) Ebend. S. 72 fg.

Meinung wird es feststehen, daß das Epos, ja jeder rechte Mensch einen doppelten Theil an sich trage, einen göttlichen und menschlichen. Jener hebt die Poesie über die bloße Geschichte, (in der oft alle Lust niedergebrannt ist und nur kahle Mauern stehen) dieser nähert es letzterer wieder, indem er sie nie ohne historischen Hintergrund läßt und ihr einen frischen Erdgeruch verleihet, der nichts Eingebildetes, sondern etwas Wahrhaftes ist" [1]).

Irmenstraße und Irmensäule. Eine mythologische Abhandlung von Jacob Grimm 1815.

Wir besprechen diese zu Wien im Jahr 1815 erschienene Abhandlung an dieser Stelle nur, um vorläufig ihren wesentlichen Inhalt anzugeben: auf ihre Methode und ihre Stellung in der Entwicklung Grimm's werden wir später zurückkommen. Der Verfasser geht aus von einer Sammlung der Vorstellungen, welche die verschiedenen Völker mit dem „schimmernden Streif zahlloser Fixsterne am nächtlichen Himmel" verbunden haben. Beinah alle knüpfen daran den mythischen Gedanken von Weg und Straße oder von Ausstreuung [2]). Die Orientalen sehen die Himmelsstraße bestreut mit goldener Spreu; die griechischen Sagen erkennen darin versprützte Milch. „Im Christenthum nahm die Idee wieder eine neue Wendung." „Es herrschte nunmehr der Begriff von einer himmlischen Wanderstraße vor", eine „Straße der Seelen", im Anschluß an eine Vorstellung, die auch den antiken Griechen und Römern nicht fremd war [3]). Gottes Boten wandeln auf dieser Straße. So wird sie in Verbindung gebracht mit den wandernden Pilgrimen und mit St. Jacob, dem Gottesboten: daher heißt sie Jacobsstraße. Der Verfasser untersucht nun zuerst die altfranzösische Sage [4]), dann die deutsche von Iring und der nach ihm benannten Sternenstraße [5]). Er wendet sich darauf zu den Sagen von berühmten Landstraßen, unter denen ihm „die altenglische bei weitem die wichtigste" [6]) ist. Unter den vier sagenhaften altengli

1) Ebend. S. 74. — 2) J. Grimm, Irmenstraße S. 7. — 3) Ebend. S. 15. — 4) Ebend. S. 18. — 5) Ebend. S. 21. — 6) Ebend. S. 29.

schen Straßen ist wieder die Ermingstråt die wichtigste. Diese bringt der Verfasser einerseits mit Armink (Armer, d. i. Wanderer, Bettler) in Beziehung, andrerseits aber sieht er darin die deutsche Iringsstraße [1]). Hier knüpft sich ihm nun die berühmte germanische Irmensäule an. „Irmin, später Iring, war den germanischen Heiden ein hehrer Gott, König und Herrscher, allmählich wurde er in dem Epos zu einem großen Menschenhelden, weil nach einem nothwendigen Gang der Sage ihre Wiedergeburten uns immer näher zu rücken pflegen" [2]). „Die Götterbilder und ihre Säulen standen aber auf dem Hauptplatz des Ortes, von dem aus die Straßen und Thore giengen, an der Wegscheide und den Wegen selbst". „Natürlich also wurden die heiligen Säulen zu gleicher Zeit Wegesäulen, wodurch wir die Irmensäule in einem nothwendigen Zusammenhang mit der Irmenstraße erblicken" [3]). Hiemit stehen dann wieder „die altdeutschen Weichbilder der Städte, die Rolandsäulen am Gerichtsplatz" [3]) in Verbindung. Weiterhin aber „fällt noch ein neuer Lichtstrahl in die Dunkelheit der Mythen, die, so verschieden sie aufgewachsen sind, gleichen Ursprung haben. Hermes wird in der griechischen Fabel in die Erklärung der himmlischen Milchstraße verflochten. Hermes aber ist der Götterbote, der nicht bloß die verfahrenden Seelen mit seinem Stabe, d. i. Wanderstabe, geleitet, sondern auch ein Schützer und Pfleger der Erdenstraßen, darum ferner der auf ihnen wandernden Reisenden, Armen, Bettler und Vagabunden war. Beides fließt aus derselben Ursache, daß er ἐνόδιος, Diebhelfer und selbst Dieb sein mußte, den Heerstraßen sowohl als dem Gesindel der Landstürzer, Räuber und Diebe verstand. Was sind also die Hermen (ἑρμαῖ) anders, als seine an offenen Landwegen errichteten Bildsäulen, genau unsere Irmensäulen? Jetzt erst ist es erlaubt, an eine namentliche Vergleichung des Irmin mit Ἑρμῆς zu denken, die auf keiner Erborgung jenes aus diesem beruht, sondern tiefere gemeinschaftliche Ursprünge beider voraussetzt" [4]).

1) Ebend. S. 39 fg. — 2) Ebend. S. 41. — 3) Ebend. S. 45. — 4) Ebend. S. 46.

Jacob Grimm's Sammlung altspanischer Romanzen 1815.

Unter dem Titel silva de romances viejos gab J. Grimm im Jahr 1815 zu Wien eine schon im Jahr 1810 angekündigte [1]) Sammlung altspanischer Romanzen heraus. J. Grimm stellte sich hier die bis dahin vernachlässigte Aufgabe, das Ursprüngliche und Echte aus der Masse der zahlreichen späteren Nachahmungen auszuscheiden und gesondert herauszugeben. Zugleich führte er einen mehrfach von ihm besprochenen Gedanken durch, indem er die Romanzen nicht, wie dies sonst üblich ist, in kurzen acht- und siebensylbigen Versen, sondern in epischen Langzeilen abdrucken ließ. Wie bedeutend Grimm auch mit dieser Nebenarbeit eingegriffen hat, das ergibt sich schon daraus, daß die größten Kenner der spanischen Romanzenpoesie Ferdinand Wolf und Conrad Hofmann, noch nach vierzig Jahren ihre Sammlung der ältesten und volksmäßigsten spanischen Romanzen Jacob Grimm widmen, „als dem Ersten, der die wahrhaft alten und volksmäßigen Romanzen der Spanier auszuwählen und zu würdigen gewußt hat" [2]).

J. Grimm's Beiträge zur Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft 1815 bis 1817.

Seit dem J. 1815 gab Savigny in Verbindung mit C. F. Eichhorn und J. F. L. Göschen die „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft" heraus, an der auch J. Grimm sich betheiligte. Außer einigen kleineren Beiträgen: „Ueber eine eigene altgermanische Weise der Mordsühne" (1815) [3]), und: „Etwas über den Ueberfall der Früchte" (1817) [4]), und einer gelehrten Uebersicht über die Literatur der altnordischen Gesetze [5]) war es vor allem die

1) Vgl. die Ankündigung J. Grimm's im Intelligenzblatt der Heidelb. Jahrbb. 1811, I, S. 1. — 2) Primavera y flor de romances, — por Don Fernando José Wolf y Don Conrado Hofmann, Berlin 1856. S. die Widmung an J. Grimm und Anm. Geibel. — 3) Zeitschrift für geschichtl. Rechtswissenschaft, Bd. I, Berlin 1815, S. 323—337. — 4) Ebend. Bd. III. 1817, S. 349—357. — 5) Ebend. Bd. III, Berlin 1817, S. 73—128.

epochemachende Abhandlung: „Von der Poesie im Recht", die J. Grimm zu Savigny's Zeitschrift (1816) beisteuerte [1]. „Es ist wohl auch einmal erlaubt, beginnt er, das Recht unter den Gesichtspunkt der Poesie zu fassen und aus der einen in das andere lebendiges Zeugniß geltend zu machen. Einen solchen Versuch fordert und verlangt jetzo zumal unser deutsches Alterthum, in welchem sich von beiden beinahe aus gleichen Zeiten reiche und wichtige Denkmäler und nach den mannigfaltigen Landstrichen, die der germanische Stamm erfüllt hat, begegnen" [2]. „Daß Recht und Poesie, heißt es dann weiterhin, miteinander aus einem Bette aufgestanden waren, hält nicht schwer zu glauben. In ihnen beiden, sobald man sie zerlegen will, stößt man auf etwas Gegebenes, Zugebrachtes, das man ein Außergeschichtliches nennen könnte, wiewohl es eben jedesmal an die besondere Geschichte anwächst: in keinem ist bloße Satzung noch eitle Erfindung zu Haus" [3]. Dies wird dann näher ausgeführt mit besonderer Beziehung auf die epische Poesie. „Keinem Dichter gehört das Lied; wer es sang, wußte es bloß fertiger und treuer zu singen. Eben so wenig gieng das Ansehen des Gesetzes aus von dem Richter, der kein neues finden durfte; sondern die Sänger verwalteten das Gut der Lieder, die Urtheiler verweseten Amt und Dienst der Rechte" [4]. Es wird nun weiter nachgewiesen, wie das altdeutsche Recht nach Inhalt und Form durchdrungen ist von poetischen Elementen. Ueberall begegnen uns alliterierende Rechtsformeln [5] und die Symbole des alten Rechts zeugen für dessen poetische Auffassung [6]. So beginnt Grimm hier seine reichhaltigen, aus der Fülle gründlichster Kenntniß geschöpften Sammlungen für deutsche Rechtsalterthümer. Nicht bloß die bekannten Volksrechte und mittelalterlichen Rechtsbücher, sondern eben so sehr, ja fast noch mehr die Weisthümer und Satzungen einzelner Dorfschaften, die altüberlieferten Gebräuche, die in den Sagen und Märchen des Volkes zerstreuten Züge uralter Rechtsanschauung

---

1) Ebend. Bd. II, 1816, S. 25—99. — 2) Ebend. Bd. II, S. 25 fg. — 3) Ebend. Bd. II, S. 27. — 4) Ebend. Bd. II, S. 29. — 5) Ebend. Bd. II, S. 40 fg. — 6) Ebend. Bd. II, S. 74 fg.

müssen ihm den Stoff liefern. Und das Alles wird mit dem Anhauch jener Frische behandelt, welche die ersten Ergüsse genialer Anschauungen auszuzeichnen pflegt.

Kleinere Arbeiten Jacob Grimm's und Wilhelm Grimm's 1811 bis 1816.

Neben ihren größeren selbständigen Arbeiten fuhren die Brüder Grimm fort, in Beurtheilungen fremder Werke ihre Ansichten auszusprechen. Für die Geschichte ihrer Entwicklung sind diese kritischen Nebenarbeiten öfters von großem Werth, und wir werden uns ihrer zu diesem Zweck mehrfach bedienen. Hier bemerken wir nur, daß es auch in den Jahren 1811 bis 1816 vorzugsweise die Heidelbergischen Jahrbücher waren, in denen die Brüder Grimm ihre Urtheile niederlegten. Wir heben aus denselben hervor die umfassenden Recensionen Jacob Grimm's über Hagen's Museum für altdeutsche Literatur und Kunst (1811), über Hagen's Literarischen Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie (1812), über Büsching's Ausgabe des Armen Heinrich (1812), über den Lohengrin von Görres (1813), über Lachmann's Schrift über die ursprüngliche Gestalt der Nibelungen (1816) und über Benecke's Bonerius (1816) und die Recensionen Wilhelm's über Hagen's Heldenbuch (1811), über P. E. Müller's Aechtheit der Asalehre (1811) und über Rühs' Edda (1812) und dessen Schrift über den Ursprung der isländischen Poesie aus der angelsächsischen (1814). Diesen kritischen Arbeiten in den Heidelberger Jahrbüchern fügen wir noch hinzu die Beurtheilung von Rask's isländischer Grammatik, die J. Grimm in der Hallischen Allgemeinen Literaturzeitung vom Jahr 1812 veröffentlichte [1]).

1 Als ich im J. 1865 das Kapitel über das Leben und die Arbeiten der Brüder Grimm bis zum J. 1819 schrieb, mußte ich mir das Material mühsam zusammensuchen. Jetzt liegt es in Müllenhoff's und Scherer's sorgfältigen Ausgabe von Jac. Grimm's Recensionen und vermischten Aufsätzen (Berlin 1869) zu bequemer Benutzung vor.

III. Rückblick auf Jacob Grimm's Ansichten und Leistungen während der ersten Periode seiner Thätigkeit 1807 bis 1819.

Wir haben die Darstellung von J. Grimm's Thätigkeit hin abgeführt bis zum Schluß ihrer ersten Periode. Blicken wir noch einmal zurück auf Grimm's Arbeiten aus dieser Zeit und suchen wir uns deren Vorzüge, wie deren Mängel zu vergegenwärtigen. Die schlummernde Liebe zu unsrer alten Poesie war in Grimm geweckt worden durch den Vorgang der Romantiker. Tieck's Minnelieder und dessen „hinreißende Vorrede" dazu hatten ihn auf die deutschen Minnesinger „gespannt gemacht" [1]). Aber bald belehrt ihn ein gründliches Studium, daß die Sache noch ganz anders angefaßt werden muß. Er vergißt zwar nicht, was er den Romantikern verdankt. „Es gehört mit zu den Vortheilen der neuen Schule, sagt er 1807, daß sie das Studium der altdeutschen Gedichte wieder in Anregung gebracht und ihren Werth ausgesprochen hat" [2]). Aber er durchschaut auch die Schwächen der Romantiker in ihrer Behandlung der altdeutschen Gedichte. „Von Tieck's Sammlung (der Minnelieder), äußert er 1812, verdient bloß das Lob ihrer Wirkung unter den Zeitgenossen und die Vorrede auf die Nachwelt zu kommen" [3]). Doch auch die Richtung, welche die Häupter der romantischen Schule eingeschlagen hatten, sagte Grimm nicht zu. Es war nicht das Mittelalter, am wenigsten der specifische Katholicismus des Mittelalters, was ihn anzog, sondern das Deutsche in den Erscheinungen des Mittelalters. Dem Deutschen aber wandte sich seine Forschung zu nicht bloß im Mittelalter, sondern ebenso in den Zeiten des deutschen Heidenthums, die dem Mittelalter vorangiengen, und in denen Luther's, die ihm nachfolgten. Hier liegt die hohe Bedeutung der Arbeiten, durch welche die Brüder Grimm schon in der ersten Periode ihrer Thätigkeit eine neue Epoche der Wissenschaft anbahnten.

---

1) J. Grimm's Selbstbiographie in K. W. Justi's Grundlage zu einer Hessischen Gelehrtengeschichte, Marburg 1831, S. 152. — 2) J. Grimm im Münchener Neuen Literar. Anzeiger 21. Apr. 1807, Sp. 241. — 3) J. Grimm in den Heidelb. Jahrbb. 1812, S. 850.

Weit inniger, als mit den Häuptern der romantischen Schule befreundete sich Grimm mit dem Nachwuchs der älteren Romantik, vor allen mit Arnim, dem echt deutschen Edelmann, der Freude und Leid seines Volks in treuem Herzen trug und in dessen Brust die Poesie des Volkes wiederklang. Aber auch zu Görres, wie er damals war, zog es ihn hin. Wie hoch er ihn schätzte, hat er mehrfach ausgesprochen [1]). Es war die warme Liebe zum deutschen Volke und dessen alter Eigenthümlichkeit, was die beiden Männer zusammenführte. Aber noch ein anderes Element zieht Grimm zu Görres. Grimm hat sich nie zusammenhängend mit der speculativen Philosophie beschäftigt. Aber der Tiefsinn der philosophischen Auffassung, die sich damals von Schelling ausgehend über viele geistvolle Männer verbreitete, hat mittelbar auch ihn ergriffen. Der Einfluß, den Görres und Kanne in dieser Beziehung auf Grimm übten, ist um so erklärlicher, als auch das diesen entgegengesetzte Element in Grimm's Entwicklung: Savigny's klare historische Auffassung des Rechts, in naher geistiger Verwandtschaft zu Schelling's Philosophie stand. Auf dies letztere Verhältniß gehen wir hier noch nicht ein. Wir werden später darauf zurückkommen. Hier wollen wir nur über den Zusammenhang Grimm's mit der Art von Naturphilosophie, wie sie sich in Görres darstellte, bemerken, daß er neben den tiefsinnigen und berechtigten Seiten dieser Auffassungsweise auch deren großen und verderblichen Gefahren nicht entgieng. Mit Görres, Creuzer, Kanne und anderen Forschern jener Tage erhebt sich Grimm über die seichte Meinung, die in den Mythen der Völker nur fabelhaften Unsinn oder Betrug der Priester sieht. Er spürt ihrem tiefen Gehalt und ihren uralten Zusammenhängen nach. Aber wie die genannten Forscher, so ergibt auch er sich einem zügellos phantastischen Combinieren, das ohne sichere Methode das Verschiedenartigste zusammenwirft. Er lobt Görres' Einleitung zum Lohengrin mit ihrer wüsten Vermengung alles Denkbaren [2]), ja er setzt das von Görres Begon-

1) Heidelb. Jahrbb. 1811, S 157. 1813, S. 859. Noch 1815 hat Grimm seine Sammlung altspanischer Romanzen Görres gewidmet. — 2) Heidelb. Jahrbb. 1813. S. 849.

nene noch weiter fort [1]. Ebenso leistet er in seinen selbständigen mythologischen Arbeiten das Unglaubliche in phantastischer Zusammenwürfelung des Verschiedenartigsten. In der Schrift über die Irmenstraße geht Grimm von einer Zusammenstellung der verschiedenartigsten Völker aus und gelangt dann zu Resultaten wie dem, daß Theben mit sieben einerlei sei und andrerseits wieder in tief bedeutsamer Weise mit dem hebräischen theben (Stroh, Spreu) zusammenhänge, und daß man „selbst unsere, mit Iring identischen Sibich zu der bösen Zahl sieben stellen" und „in ihm den bösen Hund und Wolf, den mondschlingenden Dieb Diebsgott, und Typhon herausheben" dürfe [2].

Man sieht, die sichere Methode einer gründlichen Sprachforschung, die den Arbeiten Grimm's aus der folgenden Periode ihr klassisches Gepräge gibt, fehlt hier noch gänzlich. Aber, wird man fragen, wie ist dies möglich, da doch auch die bisher besprochenen Arbeiten Grimm's eine seltene und ausgebreitete Sprachkenntniß zeigen? Um sich hierüber klar zu machen, ist es vor allem erforderlich, zu untersuchen, von welcher Art bis dahin die Sprachkenntnisse Grimm's gewesen sind. Ganz unbestreitbar hat sich Grimm schon während dieser ersten Periode seiner literarischen Thätigkeit sehr umfassende Sprachkenntnisse erworben. Trotz aller Verstöße, die wir jetzt seinen Ausgaben altgermanischer Sprachdenkmäler mit leichter Mühe nachweisen, werden wir doch, wenn wir uns in die damalige Zeit versetzen, nicht läugnen, daß seine Lieder der alten Edda ein ernstes Studium des Altnordischen, sein Hildebrandslied eine damals nicht gewöhnliche Kenntniß des Althochdeutschen und Altniederdeutschen, sein Armer Heinrich und sein Antheil an den Altdeutschen Wäldern, so wie seine Kritiken in den Heidelberger Jahrbüchern eine umfassende Beschäftigung mit dem Mittelhochdeutschen bezeugen. Außerdem hat er an der Hand der Pariser Manuskripte Altfranzösisch [3]) und mit Hülfe der wenigen

1) Ebend. S. 855 fg. zu Görres Einleitung zum Lohengrin S. XV. XVI. — 2) J. Grimm, Irmenstraße und Irmensäule, Wien 1815, S. 59. — 3) J. Grimm, Irmenstraße, Wien 1815, S. 18. S. 30.

damals zugänglichen Quellen Provenzalisch getrieben[1]). Für seine Kenntniß des Altspanischen legt seine Silva de romances viejos Zeugniß ab. Auch fallen die Anfänge seiner eingehenderen slavischen Studien bereits in die Zeit seines Aufenthalts zu Wien in den Jahren 1814 und 15[2]). Aber so viel auch Grimm sich damals schon mit der Sprache als solcher zu schaffen macht, der eigentliche Hauptzweck seines Sprachenlernens ist noch das Studium der Poesie; hiezu soll ihm die Erlernung der mannigfaltigsten Sprachen als Mittel dienen. Wir haben öfters schon bemerkt, wie bedeutend Grimm's Leistungen auf diesem Gebiet, wie überraschend richtig oft seine Blicke in die Geschichte der Dichtung auch damals schon waren. Von dieser Seite gewinnt die Kritik und Erklärung der altgermanischen Texte bereits sein lebhaftes Interesse, und wir haben mehrfach gesehen, wie weit er in dieser Beziehung manchem angesehenen Zeitgenossen, z. B. von der Hagen, schon damals voraus war. Wie weit er freilich auch hierin noch hinter seinen eigenen späteren Leistungen und denen Lachmann's zurück blieb, das erkennt man, wenn er in der Ausgabe des Armen Heinrich (1815) ausdrücklich auch die Schreibung der Handschrift nicht verändern will[3]). Übrigens haben allerdings auch rein grammatische Fragen schon damals für Grimm Interesse, wie man aus seiner Beurtheilung von Rask's Anleitung zur isländischen Sprache aus dem Jahr 1812[4]), aus seinen grammatischen Erörterungen mit Benecke in den Altdeutschen Wäldern[5]), aus den ebendort veröffentlichten „Grammatischen Ansichten" (1813) erkennt[6]). Ja wir finden in Grimm's damaligen Arbeiten schon so manche tiefe Blicke in das Wesen der

1) J. Grimm, Ueber den altdeutschen Meistergesang, Gött. 1811, S. 11 fg. — 2) J. Grimm's Lebensgeschichte bei Jahn S. 1[illegible]. Beschäftigt mit den slavischen Sprachen hat sich übrigens J. Grimm auch früher schon, wie man aus seiner Beurtheilung von Rask's Anleitung in der Hall. Lit. Ztg. 1812, [illegible] Febr., Sp. [illegible] ersieht. — 3) Der arme Heinrich, hrsg. durch die Brüder Grimm, Berlin 1815 S. 14[illegible]. — 4) Hallische Allgem. Literatur Zeitung 1812 [illegible] Febr. fg. — 5) Altdeutsche Wälder, Bd 1. 1813, S. [illegible] fg. — 6) Ebend. S. 179 fg.

Sprache und ihren Bau. Was er in der Abhandlung „Von der Poesie im Recht“ (1816) über den Zusammenhang beider in der Sprache sagt, deutet bereits auf Grimm's spätere großartige Forschungen hin. „Alles was anfänglich und innerlich verwandt ist, heißt es da, wird sich bei genauer Untersuchung als ein solches stets aus dem Bau und Wesen der Sprache selbst rechtfertigen lassen, in der immerhin die regste, lebensvollste Berührung mit den Dingen, die sie ausdrücken soll, vorschlägt. Und so reicht die aufgestellte Verwandtschaft zwischen Recht und Poesie schon in die tiefsten Gründe aller Sprachen hinab“ [1]. Mit welchem Scharfsinn Grimm schon in jenen Jahren in den grammatischen Bau der Sprache eindrang, das bezeugen seine Bemerkungen über die Entstehung des nordischen Passivs aus dem Verwachsen des Reflexivpronomens der dritten Person mit dem Verbum (1812) [2] und über den Zusammenhang der Personalendungen des griechischen Verbums (*μαι*, *σαι*, *ται*) mit den drei Personalpronominibus, zuerst ausgesprochen in der Beurtheilung von Rask's Vejledning 1812 [3] und weiter ausgeführt und auch auf das *μι* der Verba in *μι* bezogen in den Altdeutschen Wäldern 1813 [4]. In so manchen wesentlichen Punkten finden wir Grimm schon damals auf dem richtigen Wege. Die „anfängliche Gemeinschaft aller germanischen Völker sei für die Sprache längst erwiesen, für den Mythus höchst wahrscheinlich zu machen“, äußert er 1812 [5]. Will man weiter in die uralten Zusammenhänge der Völker zurückgehen und z. B. Zeus mit Odin vergleichen, so „hält es, sagt Grimm 1815, sehr leicht, solche allgemeine Sätze, wie auch in der Geschichte der Ursprache, überall wahrzunehmen. Sie haben aber gar kein Verdienst, so

1) J. Grimm, Von der Poesie im Recht, in der Zeitschr. für geschichtliche Rechtswissenschaft, Bd. II. (1816) S. 30. — 2) Hall. Literaturzeitung 1812, d. 7. Febr., Sp. 258 ff. — 3) Hall. Literatur-Zeitung 1812, d. 7. Febr. Sp. 259. — 4) J. Grimm, Grammatische Ansichten, in den Altdeutschen Wäldern Band I. 1813, S. 186. — 5) Die beiden ältesten deutschen Gedichte — herausg. durch die Brüder Grimm, Cassel 1812, S. 35.

fern sie nicht im Stande sind, die ganze lebendige Reihe aller Mittelglieder nachzuweisen" [1]).

Nach alle dem wird man es nur gerechtfertigt finden, wenn J. Grimm schon vor dem Jahr 1819 für einen der ersten Kenner der altgermanischen Sprachen und Literaturen galt. Aber wie stand es in Wahrheit mit seiner damaligen Sprachforschung, wenn wir sie mit dem Maßstabe messen, den Grimm selbst uns durch seine späteren bahnbrechenden Werke an die Hand gegeben hat? Trotz der einzelnen ganz richtigen Blicke, die wir angeführt haben, erhob sich Grimm's Sprachforschung damals nicht über die regellos phantastische Willkür, mit der sie von Kanne und ähnlichen Etymologen betrieben wurde. Grimm selbst beruft sich mehr als einmal mit Beifall auf Kanne [2]). Und in der That unterscheidet sich sein Verfahren nicht wesentlich von dem dieses Gelehrten. Wir könnten die Beweise für diese Behauptung in Menge beibringen, beschränken uns aber darauf, zu den bereits weiter oben mitgetheilten Beispielen nur noch ein einziges hinzuzufügen. In den „Gedanken über Mythos, Epos und Geschichte" (1813) meint Grimm, „daß von der Grundform all oder ell (welche das schnelle, eilende, geschnellte, scharfe ausdrückt und noch in Ahle subula, isländ. alr, anegls. äle, engl. awl, und dem isländ. aull, öl Pfeil übrig ist) die unzähligen Bildungen: Pfeil, Pil, —, βελος, Ziel, Tel, telum, τηλε (fern), rail, Strahl, nail, Nagel, Nadel, Stachel, Achel, Egel, Igel u. s. w. herstammen." Und dazu heißt es dann in einer Anmerkung: „Am richtigsten betrachtet man die meisten Anfangsconsonanten als gleichgültige Vorsätze vor den Wurzelvocal" [3]). Man sieht, hier handelt sich's nicht um vereinzelte etymologische Mißgriffe, sondern um eine grundverkehrte Auffassung des ganzen Gebiets. Und wie tief mußte diese willkürlich phantastische Behand-

1) J. Grimm, Irmenstraße, Wien 1815, S. 35. — 2) J. Grimm in F. Schlegel's Deutschem Museum III, (1813) S. 64. Die beiden ältesten deutschen Gedichte (1812) S. 67. Irmenstraße 1815 S. 15. 59. 62. Altdeutsche Wälder I. (1813) S. 16. — 3) J. Grimm in F. Schlegel's Deutschem Museum III, (1813) S. 61.

lung der Sprache auf alle anderen Gebiete von Grimm's Forschung einwirken! Aber gerade hier vollzieht sich gegen das Ende der jetzt behandelten Periode die große Wendung in Grimm's Studien, die seiner ganzen Forschung und der gesammten deutschen Alterthumswissenschaft eine neue Grundlage gab.

Viertes Kapitel.

Die Wendung zu strengerer Wissenschaftlichkeit 1815 bis 1818.

August Wilhelm Schlegel's Beurtheilung der Altdeutschen Wälder 1815.

In einer Beurtheilung der Altdeutschen Wälder, die in den Heidelberger Jahrbüchern 1815 erschien [1]), sprach A. W. Schlegel seine Ansichten über die altdeutschen Studien und über die Behandlung derselben durch die Brüder Grimm aus. Er hat kein Auge für die geniale Tiefe, die sich trotz aller Mängel auch in den früheren Schriften der Brüder Grimm kund gab, und verkennt deren eigentliche Bedeutung. Aber die schwache Seite an den Arbeiten J. und W. Grimm's durchschaut er mit großem Scharfblick und deckt sie schonungslos auf. Wir wollen uns hier nicht aufhalten bei den theils richtigen, theils verkehrten Bemerkungen, die er über Epos, Sage und Märchen macht, sondern sogleich zu dem wichtigsten Theil der ganzen Beurtheilung, zu Schlegel's Angriff auf J. Grimm's bisherige Sprachforschung übergehen. Mit schärfster Bitterkeit greift er die „babylonische Sprachverwirrung" in Grimm's Etymologien an, und nachdem er Grimm's Behauptung: „nemo nicht contrahiert aus ne homo, sondern ho ein bloßer Vorsatz, und mo soviel als mas, mans, Mon", spottend widerlegt hat, fährt er fort: „Darüber werden alle Kenner einverstanden sein, daß wer solche Etymologien an das Licht bringt, noch in den ersten Grundsätzen der Sprachforschung ein Fremdling ist" [2]). So

1) Heidelb. Jahrbb. 1815, S. 721—766. Wieder abgedruckt in A. W. Schlegel's sämmtlichen Werken, Band XII. Leipz. 1847, S. 383—426. — 2) Heidelb. Jahrbb. 1815, S. 738.

unumwunden verdammt Schlegel Grimm's damalige Sprachforschung, obschon er in anderen Beziehungen den Grimms „einen nicht geringen Scharfsinn, eine ausgebreitete Belesenheit, einen unermüdlichen Fleiß in Aufspürung auch des Unbemerktesten" zuerkennt [1].

Was Schlegel vor allem auch von der deutschen Philologie fordert, ist streng philologische Methode und diese wieder ist ihm nur möglich auf dem Grund der Grammatik. Nach ausführlicher Erörterung einer Stelle in Wolfram's Parcival fährt er fort: „Die Entzifferung eines einzigen Verses könnte unsern Lesern so vieler Umständlichkeit nicht werth zu sein scheinen. Allein die Philologie hat immerfort mit solchen Kleinigkeiten zu thun; sie schämt sich dessen nicht bei den geringsten Ueberresten des classischen Alterthums: warum sollte sie es bei den altdeutschen Denkmalen? Alle Beschäftigung mit ihnen bleibt ganz unersprießlich, so lange man sie nicht gehörig versteht. Dazu ist scharfe Kritik, sprachkundige Genauigkeit und gründliche Auslegungskunst erforderlich, und hierin ist, einige rühmliche Ausnahmen abgerechnet, noch fast gar nichts geleistet worden" [2]. Zu einer solchen Auslegung und Textkritik sind aber vor allem gründliche grammatische Kenntnisse unbedingt nothwendig. „Es wäre ein sehr erwünschtes Geschenk für alle Freunde unserer alten Dichter, sagt Schlegel, wenn ein gründlicher Gelehrter, wie Hr. Benecke, eine deutsche Sprachlehre des dreizehnten Jahrhunderts liefern wollte. Man kann es nicht genug wiederholen, die Beschäftigung mit den alten einheimischen Schriften kann nur durch Auslegungskunst und Kritik gedeihen; und wie sind diese möglich ohne genaue grammatische Kenntniß? Die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens sind freilich nicht gering, wegen der regellosen Schreibung ungelehrter Abschreiber, wegen des Mangels an prosaischen Schriften aus diesem Zeitraume, endlich wegen der Unzuverlässigkeit der bisherigen Ausgaben" [3]. Man sieht, Schlegel hat über den Gegenstand gründlich nachgedacht. Er weiß auch sehr wohl Bescheid darüber, wo bis dahin für die altgermanische Grammatik etwas geschehen war. „Für die Geschichte unserer Grammatik, sagt

1) Ebend. S. 722. — 2) Ebend. S. 734. — 3) Ebend. S. 743.

er, ist bisher durch Ausländer mehr geleistet worden, als durch deutsche Gelehrte. Wir nennen hier vorzüglich außer Hickes und Lye eine holländische Schrift: Gemeenschap tussen de Gottische Spraeke en de Nederduytsche, von Lambert ten Kate. Sie umfaßt nicht die ganze gothische Grammatik, sondern bloß die Conjugation und Declination, diese sind aber meisterlich behandelt" [1]. Insbesondere rühmt Schlegel an Ten Kate, daß er die germanischen starken Verba erkannt habe. „Wie lange werden die deutschen Sprachlehrer fortfahren, sagt er, wie Adelung eine Menge Zeitwörter als unregelmäßig zu verkennen, die nur kunstreicher regelmäßig sind als die übrigen und zu einer zweiten Conjugation gehören? Schon Hickes (Thesaur. Ling. septentrion. II, p. 71) warf einen Wink darüber hin. Lambert ten Kate hat den Satz durchgeführt, die sämmlichen Zeitwörter des Ulfilas nach Klassen geordnet und ihre Analogie bis in die feinsten Verzweigungen nachgewiesen" [2].

Die Recension Schlegel's erschien im J. 1815. Gleich in den nächstfolgenden Jahren legt Grimm den Grund zu seiner deutschen Grammatik, deren erster Band 1819 herauskam. Ohne Zweifel war die große Wendung in Grimm's Forschung die Entwickelung eines in den Tiefen seiner eigenen Anlagen ruhenden Keims. Wer aber möchte den Zusammenhang von Schlegel's Aeußerungen mit dem endlich zum Durchbruch gekommenen Entschluß des großen deutschen Grammatikers läugnen? Schlegel hat sich später mit größter Anerkennung über Grimm's Grammatik ausgesprochen [3]; und Grimm schreibt zwanzig Jahre nach jener scharfen Kritik Schlegel's an Lachmann: „Gegen Schlegel sind Sie fortwährend hart; fast zu zu sehr. Ich danke ihm immer noch die in meiner Jugend durch ihn empfangene Anregung" [4].

---

1) Ebend. S. 744. Ten Kate's späteres Hauptwerk (s. o. S. 140 fg.) scheint Schlegel entgangen zu sein. — 2) Ebend. S. 745. — 3) In einem Briefe an W. von Humboldt vom 21. Dec. 1822. A. W. Schlegel's Wke. Bd. XII, S. 403. — 4) W. Scherer, Jacob Grimm, Berlin 1865, S. 79. — Vgl. auch den achtungsvollen Brief J. Grimm's an A. W. Schlegel vom

Georg Friedrich Benecke's frühere Arbeiten.

Auf selbständigem Wege, obwohl später nah befreundet mit den Brüdern Grimm, hat George Friederich Benecke die Bahn zu einem richtigen Verständniß der mittelhochdeutschen Dichter gebrochen. Geboren am 10. Juni 1762 zu Mönchsroth im Fürstenthum Oettingen, wohin sein Großvater aus Braunschweig gezogen war, erhielt er seine erste Bildung auf der Schule zu Nördlingen und später auf dem Gymnasium zu Augsburg, wo sein gelehrter Oheim, Freiherr von [illegible], der sich eifrig mit dem altdeutschen Rechte beschäftigte, eine erlesene Bibliothek besaß, deren lexikalische Werke Benecke's Aufmerksamkeit zuerst auf die frühere Gestalt der deutschen Sprache lenkten. Er bezog 1780 die Universität Göttingen und wurde dort der Schüler des berühmten klassischen Philologen Heyne. Auf Heyne's Empfehlung ward er 1789 bei der Göttinger Universitätsbibliothek angestellt. 1829 wurde er zum Bibliothekar, 1836 zum Oberbibliothekar an derselben befördert. Zugleich erhielt er 1805 eine außerordentliche, 1814 eine ordentliche Professur der Philosophie an der dortigen Universität. Seine Vorlesungen betrafen vorzüglich die englische Sprache, deren größter Kenner in Deutschland er war, und die altdeutsche Literatur. Als hochbetagter Greis starb er zu Göttingen am 21. August 1844 1).

Seine literarische Laufbahn begann Benecke mit Arbeiten auf dem Gebiet der englischen Literatur. Es konnte kaum eine bessere Vorbereitung für die Erforschung des mittelhochdeutschen Sprachschatzes geben als die genaue und vielseitige Behandlung des Englischen, deren sich Benecke als hochgeachteter Lehrer dieser Sprache befleißigte. Am Englischen lernt man, wie häufig das Deutsche

---

Bl. [illegible] 1832 in dem Verzeichniss der von A. W. v. Schlegel nachgelassenen Briefsammlung v. Ant. Klette. Bonn 1868. S. XI fg. —
1) Die obigen Angaben über Benecke's Leben [illegible] dem Artikel Benecke im ersten Bande des [illegible] Zeit und Literatur [illegible] 1832 [illegible], welcher dem Neuen Nekrolog der Deutschen, 22ster Jahrgang, Weimar 1846, S. [illegible] f.

und das Englische dieselben Wortkörper bewahrt haben, während die Bedeutungen desselben Wortes in den beiden Sprachen bald stärker, bald feiner auseinandergegangen sind. Die erste selbständige Arbeit Benecke's auf altdeutschem Gebiet waren die Beyträge zur Kenntniß der altdeutschen Sprache und Litteratur, Erster Band, Theil 1, Göttingen 1810. Sie enthielten Ergänzungen zu Bodmer's 1758 erschienenen Minnesingern aus der zu Bremen aufbewahrten Abschrift des Pariser Codex, die Goldast besessen hatte. Man erkannte daraus die Willkür, mit der Bodmer seine Vorlage behandelt hatte, und zugleich zeigte die vom Herausgeber beigefügte Interpunktion dessen gründliches Verständniß seines Textes. Sechs Jahre später (Berlin 1816) erschien Benecke's Ausgabe von Boners Edelstein [1]. Hier legte Benecke zuerst seine Ansichten über das Verhältniß der mittelhochdeutschen Sprache zur neuhochdeutschen dar und gab zugleich in dem beigefügten Wörterbuch eine treffliche Probe von der richtigen Auffassung des mittelhochdeutschen Wortschatzes. Die 1757 zu Zürich erschienene Ausgabe von Boners Fabeln sei vergriffen, sagt er im Vorbericht, und dann fährt er fort: „Zwar hat Herr Hofrath Eschenburg erst vor einigen Jahren eine Ausgabe dieser Fabeln veranstaltet; allein sein Absehen war, seiner ausdrücklichen Erklärung zufolge, vorzüglich auf solche Leser gerichtet, welche durch die alte Sprache zurückgeschreckt werden, während die gegenwärtige Ausgabe einzig und allein für solche Leser bestimmt ist, welche durch die alte Sprache angezogen werden, und welche wünschen, den alten Dichter in seiner eigenthümlichen Gestalt kennen zu lernen. So wie es also dort darauf ankam, daß Alles Allen verständlich sei, so kam es hier darauf an, daß Alles, so viel als möglich, echt sei" [2]). Man kann den Gegensatz zwischen dem bisherigen Dilettantismus und der beginnenden Wissenschaft nicht treffender ausdrücken, als es in diesen Worten geschieht.

1) Der edel stein getichtet von Bonerius. Aus Handschriften berichtiget und mit einem Worterbuche versehen von George Friederich Benecke. Berlin 1816. 2) Vorbericht des Herausgebers S. VIII. fg.

Ueber die Art, wie der Text eines altdeutschen Gedichts zu behandeln sei, sagt Benecke dann weiterhin viel Richtiges. Aber zur Erreichung des Zieles standen ihm weder die geistigen, noch die äußerlichen Mittel damals schon zu Gebote. Die Lösung dieser Aufgabe war seinem großen Schüler Lachmann vorbehalten. Das beigegebene Wörterbuch dagegen ist nach Anlage und Ausführung epochemachend, indem es den Anfang der wahrhaft wissenschaftlichen mittelhochdeutschen Lexikographie bezeichnet. Die Kenntniß des Altdeutschen ist nach Benecke's Ansicht keineswegs leicht zu erwerben [1]. „Es bedarf eifrigen Forschens und stets wacher Aufmerksamkeit, um mit jedem Ausdrucke den richtigen und klaren Begriff zu verbinden“ [2]. Denn oft ist „zwar das Wort in der Sprache geblieben, aber die Bedeutung hat sich geändert“ [3]. Nach diesen Ansichten verfährt dann Benecke in dem beigefügten Wörterbuch in eben so feiner, als gründlicher Weise und liefert dadurch die erste von seinen grundlegenden Arbeiten zum richtigen Verständniß des mittelhochdeutschen Wortschatzes. Benecke's Leistungen wurden von Jacob Grimm freudig begrüßt. „Recensent, sagt Grimm in seiner Anzeige von Benecke's Bonerius 1816, erinnert sich keiner einzigen Schrift im Fache der altdeutschen Litteratur (und will am wenigsten seine eigenen Arbeiten davon ausnehmen), worin mit solcher Sicherheit die Bedeutung einzelner Wörter und der Sinn ganzer Sätze angegeben wäre“ [4].

Karl Lachmann's Anfänge.

Karl (Konrad Friedrich Wilhelm) Lachmann wurde geboren am 4. März 1793 zu Braunschweig, wo sein Vater eine Predigerstelle an der St. Andreas Kirche bekleidete. Er stammte aus der Altmark, wo seine Ahnen seit Jahrhunderten Prediger waren. Auch sein Vater hatte bis zum Jahre 1792 als Feldprediger in preußischem Dienst gestanden. Seine Mutter, eine geborene von Leben, Tochter eines preußischen Majors, verlor Lachmann schon

1) Ebend. S. XIV. — 2) Ebend. S. XVII. — 3) Ebend. S. XV.
4) J. Grimm in den Heidelberg. Jahrbb. 1816, S. 307.

im zweiten Lebensjahr; sie starb am 31. Jan. 1795. Den ersten Unterricht erhielt Lachmann von seinem Vater, der ungemein streng, ja hart mit seinen Kindern war. Unsittlichkeit war ihm und wurde ihnen ein Greuel, jede Unredlichkeit wurde als eine verabscheuungswürdige Niedrigkeit geschildert. Lernen, namentlich die alten Sprachen, war das oberste Princip der Erziehung. Im J. 1800 trat Lachmann in die Quinta des Katharineums zu Braunschweig ein. Bis zum März 1809 war er Schüler dieses Gymnasiums, das damals unter der Leitung Konrad Heusinger's, dessen Lachmann sich stets mit großer Pietat erinnerte, in hoher Blüthe stand. Mit eminentem Erfolge betrieb Lachmann das Studium der griechischen und lateinischen Klassiker, so wie Geschichte, Geographie und neuere Sprachen; Mathematik und Naturwissenschaften dagegen brach er über das Knie. Daher ehrten und liebten ihn auch seine philologischen Lehrer, nicht so „„die Pedanten in Zahlen- und Naturdemonstration."" Nach seinem Abgang vom Gymnasium bezog Lachmann Ostern 1809 die Universität Leipzig, um dort Theologie und Philologie zu studieren. Er hörte hier unter Anderen auch Gottfried Hermann. Im Herbst desselben Jahres gieng er nach Göttingen. Hier setzte er zwar den Besuch theologischer Vorlesungen zunächst fort, bald aber gewann die Philologie vollständig die Oberhand. Heyne, dessen Vorlesungen er hörte und an dessen philologischem Seminar er sich betheiligte, erkannte zwar Lachmann's Befähigung, aber in die exegetische Akribie und strengere Kritik der jüngeren Schule konnte er sich nicht recht finden. Fruchtbarer für Lachmann war Dissen's Unterricht. Am meisten aber förderte ihn der Umgang mit begabten gleichstrebenden Jünglingen, mit Josias Bunsen, Ernst Schulze, Brandis und Anderen. Lachmann's Hauptstudium waren die griechischen und lateinischen Klassiker, vor allen schon damals die römischen Dichter. Doch beschränkte er seine Studien nicht hierauf, sondern trieb mit Eifer neuere Sprachen, besonders Italienisch und Englisch, letzteres unter Benecke's Leitung. Entscheidend aber für Lachmann's ganzes Leben war es, daß Benecke sein Lehrer im Altdeutschen wurde, das von da an neben der klassischen Philologie den Kern seiner Studien bildete. Im J. 1815 unterbrachen die

Weltereignisse Lachmann's gelehrtes Leben. Beim Ausbruch des Kriegs gegen den zurückgekehrten französischen Kaiser trat er als freiwilliger Jäger in das preußische Heer ein. Aber erst nachdem die Entscheidung schon gefallen war, wurde die Abtheilung, der er angehörte, nach Frankreich geführt. Lachmann hat auf diese Weise den zweiten Zug der Preußen nach Paris mitgemacht, aber zu seinem großen Verdruß, ohne je vor den Feind gekommen zu sein. Nach Auflösung seines Detachements begab sich Lachmann nach Berlin und fand dort bald eine Anstellung als Collaborator am Friedrich Werder'schen Gymnasium. Im Frühling 1816 habilitierte er sich zugleich an der Berliner Universität. Die statutenmäßige Vorlesung vor der Facultät hielt er über die ursprüngliche Form des Nibelungenliedes. Sie erschien unmittelbar darauf unter dem Titel: „Karl Lachmann über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth. Berlin 1816." Im demselben Frühjahr wurde Lachmann's Meisterstück auf dem Gebiet der antiken Textkritik, seine Ausgabe des Properz veröffentlicht. Zu Vorlesungen an der Berliner Universität kam Lachmann damals nicht, denn schon im Sommer 1816 wurde er als Oberlehrer am Fridericianum zu Königsberg angestellt. Hier verbanden ihn die altdeutschen Studien besonders mit seinem Amtsgenossen Karl Köpke. Er betheiligte sich an dessen Ausgabe von Rudolf's von Montfort Barlaam und Josaphat (1818) und wandte gemeinsame Studien dem Walther von der Vogelweide zu, den Köpke herausgeben wollte[1]). Obwohl Lachmann sich als einen vorzüglichen Lehrer an den oberen Klassen eines Gymnasiums bewährte, so konnte diese Stellung doch nur eine vorübergehende für ihn sein. Am 17. Januar 1818 wurde er zum außerordentlichen Professor an der Universität Königsberg ernannt[2]).

Bis hieher führen wir an dieser Stelle die Lebensgeschichte

1) Köpke hat nur eine Probe jener Ausgabe in Büsching's Wöchentlichen Nachrichten Bd. IV. (1819) S. 17 fg. veröffentlicht. — [illegible] Die übrigen Angaben über Lachmann's Leben sind entnommen aus Karl [illegible] eine Biographie von Martin Hertz Berlin 1851.

Lachmann's. Was seine dieser Zeit angehörenden Arbeiten auf dem Gebiet der germanischen Philologie betrifft, so werden wir noch einmal auf sie zurückkommen, wenn wir Lachmann's Leistungen in einem späteren Abschnitt zusammenfassend schildern. Hier wollen wir nur einige Punkte hervorheben, durch welche Lachmann gleich bei seinem ersten Auftreten wesentlich in die Entwicklung der germanischen Philologie eingegriffen hat. Nur beiläufig erwähnen wir, daß Lachmann den ersten Band von Peter Erasmus Müller's Sagaenbibliothek des skandinavischen Alterthums aus der dänischen Handschrift übersetzt (Berlin 1816) herausgegeben und dadurch dies treffliche Buch schon vor seinem Erscheinen in dänischer Sprache (1817) in Deutschland eingebürgert hat. Die drei Arbeiten, in denen sich Lachmann's geistige Bedeutung gleich bei seinem ersten Auftreten ankündigte, waren die schon erwähnte Schrift über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth (1816), mit der er Hagen's Annahme von einem einzigen Dichter derselben entgegentrat, die Recension von Hagen's Nibelungen und Benecke's Bonerius im Jahrgang 1817 der Jenaischen Literaturzeitung und die Verbesserungen, die er F. K. Köpke's Ausgabe von Barlaam und Josaphat (1818) hinzufügte. Den Inhalt der erstgenannten Schrift werden wir im folgenden Buch im Zusammenhang mit Lachmann's späteren Arbeiten über die Nibelungen besprechen. Hier bemerken wir nur, daß sie gleich bei Lachmann's Eintritt in die gelehrte Laufbahn die Verbindung der klassischen Philologie mit der altdeutschen vollzog. Auch Jacob Grimm erkannte sofort die Bedeutung „dieser kleinen, aber recht ausgezeichneten Schrift", wie er sie (1816) nennt, und stimmte ihr im Wesentlichen bei [1]. Lachmann's Beurtheilung von Hagen's zweiter Ausgabe (1816) des Nibelungenlieds und Benecke's Bonerius spricht sich (1817) nicht nur über den Text der Nibelungen aus, sondern sie enthält zugleich die schon ziemlich entwickelten Keime von Lachmann's kritischen, metrischen und grammatisch-orthographi-

1) J. Grimm's Recension der oben besprochenen Schrift Lachmann's in den Heidelb. Jahrbb. 1816, S. 1089–1096.

schen Lehren in Betreff der mittelhochdeutschen Dichter überhaupt. „Den Lesarten einer einzigen Handschrift folgen, sagt er, und nur deren Schreibfehler aus anderen bessern, heißt doch gewiß noch nicht eine kritische Ausgabe liefern" [1]. Das einzig richtige Gesetz lautet vielmehr nach Lachmann: „Wir sollen und wollen aus einer hinreichenden Menge von guten Handschriften einen allen diesen zum Grunde liegenden Text darstellen, der entweder der ursprüngliche selbst sein oder ihm doch sehr nahe kommen muß" [2]. „Wenn wir fleißig sind, können wir manche unserer Gedichte gleich beim ersten Drucke in einer weit besseren Gestalt liefern, als es die ersten Herausgeber der Klassiker mit diesen gethan haben; ja es ist gewiß, so parador es auch klingen mag, daß die Kritik in unseren alten Schriftstellern weit sicherer gehen und viel mehr ausrichten kann, als in den Schriften des klassischen Alterthums" [3]. Was Lachmann dann weiter über mittelhochdeutsche Lautlehre und Metrik erörtert, ist unbedingt das Gediegenste, was bis dahin über diese Gegenstände gesagt worden ist. Ueber die mittelhochdeutsche Metrik gibt er hier bereits die ersten Grundzüge seiner späterhin bis in's Feinste ausgebildeten Lehren [4]. „Das Publicum, meint er schließlich, hat überhaupt im allgemeinen noch wenig mehr gethan als urtheilen; zum Lernen ist bis jetzt nur ein schwacher Anfang gemacht" [5]. Wie diese Kritik, so lassen Lachmann's Verbesserungen zu Köpke's Ausgabe des Barlaam (1818) [6] den überlegenen Meister des Faches auf jeder Seite erkennen. Grammatische Auseinandersetzungen von solcher Gediegenheit, wie die hier gegebene über *din* und *die* [7] oder die in der oben besprochenen Kritik befindliche [8] über mittelhochdeutsches z und s wird man anderweitig vor dem Erscheinen von Grimm's Grammatik vergeblich suchen.

1) Jen. allgem. Literatur-Zeitung 1817, Junius, Sp. 111. — 2) Ebenda, Junius, Sp. 119. — 3) Ebenda, Junius, Sp. 127. — 4) Ebenda, Junius, Sp. 11[illegible]. — 5) Barlaam [illegible] herausgegeben von F. K. Köpke, Berlin 1818, S. 421–450. — 6) [illegible] Ebenda S. 4[illegible]. — 7) [illegible] Jen. Allg. Literatur-Zeitung 181[illegible], Jul., Sp. 1[illegible]2.

Franz Bopp's erstes Auftreten 1816.

Wenn wir in Lachmann's Arbeiten gleich von Anfang an den heilsamen Einfluß der antik klassischen Philologie und ihrer strengen Methode auf die altdeutschen Studien erblicken, so sollte diesen fast gleichzeitig auch noch von einer ganz anderen Seite eine epochemachende Förderung zu Theil werden. Wir haben in einem früheren Abschnitt Friedrich Schlegel's Verdienst um die Einführung des Sanskrit in die deutsche Wissenschaft geschildert. Aber so wesentlich das Verdienst dieser ersten Anregung war, und so tiefe Blicke Schlegel in die Bedeutung seines Gegenstands gethan hat, so war doch das wissenschaftliche Eindringen in den neu gefundenen Schatz und seine wirkliche Aufschließung und Verwerthung für die Forschung einem anderen Gelehrten vorbehalten, dem Gründer der vergleichenden indogermanischen Grammatik: Franz Bopp. Geboren am 14. Sept. 1791 zu Mainz legte Franz Bopp den Grund seiner wissenschaftlichen Bildung auf dem Gymnasium zu Aschaffenburg, wo ihn vorzüglich der ältere Windischmann für das Studium der orientalischen Sprachen begeisterte. Im Herbst 1812 gieng er nach Paris und widmete sich hier, unterstützt von der königlich bayerischen Regierung, dann in London und Göttingen eine Reihe von Jahren hindurch dem Studium der orientalischen Sprachen, insbesondere des Sanskrit. Im Jahr 1821 wurde er Professor der orientalischen Sprachen an der Universität Berlin, an welcher er fortan als einer ihrer berühmtesten Lehrer wirkte [1]. Er starb am 23. Okt. 1867. — Den Grund zu seinen epochemachenden Arbeiten legte Bopp in seiner 1816 zu Frankfurt am Main erschienenen Schrift: „Ueber das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache. — Herausgegeben und mit Vorerinnerungen begleitet von Dr. K. J. Windischmann." Sowohl die Vorerinnerungen Windischmann's, als

1) Franz Bopp, der Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft. Von Adalbert Kuhn, in: Unsere Zeit, Leipzig, Brockhaus, IV, 1 (1868) S. 7—9 fg. — Windischmann, Vorerinnerungen zu Franz Bopp, über das Conjugationssystem der Sanskritsprache, Frankfurt a. M. 1816.

die ganze Anlage von Bopp's Schrift lassen uns den Zusammenhang erkennen, in welchem Bopp's Bestrebungen mit Friedrich Schlegel's Buch über die Sprache und Weisheit der Indier stehen. Wie Schlegel, so läßt auch Bopp auf die gelehrte Erörterung eine Anzahl übersetzter Proben aus indischen Werken folgen: und der Mann, der ihn zu seinem Studium des Sanskrit anregte, der ältere Windischmann, war in Streben und Gesinnung Friedrich Schlegel nah verwandt. Auch blieb Bopp bis in spätere Jahre in dankbar freundschaftlichen Beziehungen zu dem Lehrer seiner Jugend [1]. Aber gerade darin zeigt sich die Selbständigkeit Bopp's, daß er trotz dieses Zusammenhangs mit Friedrich Schlegel gleich in dieser ersten Schrift seine unabhängigen Bahnen einschlägt. Darin zwar sehen wir Bopp mit allen tieferen Geistern einverstanden, daß es ihm nicht bloß um diese oder jene Einzelheit zu thun ist, sondern daß er seine Gaben der Sprachforschung „sogleich vom Anbeginn mit der Absicht widmet, auf diesem Wege in das Geheimniß des menschlichen Geistes einzudringen und demselben etwas von seiner Natur und von seinem Gesetz abzugewinnen“ [2]. Aber in der Erforschung des Thatsächlichen geht Bopp mit größter Besonnenheit und streng wissenschaftlicher Nüchternheit zu Werke, und so wird er der Gründer der vergleichenden indogermanischen Grammatik. Seine Untersuchung beginnt Bopp mit einer Erörterung „über Zeitwörter im Allgemeinen“, darauf läßt er eine Darstellung der „Conjugation der altindischen Sprache“ folgen, und was er hier gefunden, wendet er dann in besonderen Kapiteln auf die Conjugation der griechischen und lateinischen Zeitwörter und auf „die Conjugation der persischen Sprache und der alten germanischen Mundarten“ an. Die Ansichten, zu denen Bopp durch seine Untersuchungen geführt wird, bilden in einem Angelpunkt der grammatischen Forschung einen Gegensatz zu denen

1) Vgl. C. J. H. Windischmann, die Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte. Erster Theil, erste Abthlg. Vorr. S. V; zweite Abth., Einleitung (S. II). 2) Windischmann's Vorerinnerungen zu Bopp über das Conjugationssystem der Sanskritsprache S. II.

Friedrich Schlegel's. Wir haben gesehen, daß Friedrich Schlegel die Flexionen der indogermanischen Sprachen durch innere Umwandlung der Wurzel selbst sich bilden läßt; und zwar stellt er die indogermanischen Sprachen als flectierende gerade in Bezug auf die Bezeichnung der Personen in der Conjugation in Gegensatz zu den Sprachen, welche die Person an Zeitwörtern durch Anfügung von Affixis bezeichnen. Nun spricht sich zwar auch Bopp in Betreff des Sanskrit dahin aus: „Unter allen uns bekannten Sprachen zeigt sich die geheiligte Sprache der Indier als eine der fähigsten, die verschiedensten Verhältnisse und Beziehungen auf wahrhaft organische Weise durch innere Umbiegung und Gestaltung der Stammsylbe auszudrücken." „Aber", fährt er fort, „ungeachtet dieser bewundernswürdigen Biegsamkeit gefällt es ihr zuweilen, der Wurzel das verbum abstractum einzuverleiben, wobei sich sodann die Stammsylbe und das einverleibte verbum abstractum in die grammatischen Functionen des Zeitwortes theilen" [1]). Und auf diesem Wege gelangt nun Bopp schon in dieser Erstlingsschrift zu einer Reihe seiner wichtigsten Entdeckungen. Er findet im indischen zweiten Futurum [2]) und, dem entsprechend, im griechischen Futurum [3]) die Wurzel as; und ebenso im lateinischen Futurum auf bo die sanskritische Wurzel bhû (lateinisch fu) [4]). Er erkennt im Indicativ des lateinischen Imperfects-bam die Wurzel bhû, im Conjunctiv-rem (= sem) die Wurzel as [5]). Und so führt er noch in einer Reihe von Fällen Flexionen des indogermanischen Zeitworts auf Zusammensetzungen mit dem Verbum abstractum zurück. Aber eine der wichtigsten Entdeckungen wird ihm erst im Verlauf der Arbeit klar. In einem hinzugefügten „Nachtrag" gibt er die Erklärung: „Es scheint mir keinem Zweifel mehr unterworfen zu sein, daß die Buchstaben, die ich in diesem Versuche Kennzeichen der Personen zu nennen pflegte, wirkliche Pronomina seien. Schon aus der griechischen und lateinischen Sprache ließ sich dies muthmaßen; die Kenntniß des Alt Indischen bringt es, meiner Meinung nach, zur

1) Bopp, über das Conjugationssystem S. 7. Vgl. S. 8 unten u. fg. — 2) Ebend. S. 30. — 3) Ebend. S. 66. — 4) Ebend. S. 96. — 5) Ebend. S. 98.

Gewißheit. Wenn der Genius der Sprache mit bedachtsamer Vorsicht die einfachen Begriffe der Personen mit einfachen Zeichen dargestellt hat: wenn wir ob dessen weiser Sparsamkeit dieselben Begriffe an Zeit- und Fürwörtern auf gleiche Weise ausgedrückt finden, so erhellet daraus, daß der Buchstabe ursprünglich Bedeutung hatte, und daß er seiner Urbedeutung getreu blieb. Wenn ehedem ein Grund vorhanden gewesen, warum mām, mich, tam, ihn heißt, und nicht letzteres mich, und ersteres ihn: so ist es gewiß aus demselben Grund, daß nun Bhavami, ich bin, und bhavati, er ist heißt, und nicht umgekehrt. Wenn das Zeitwort wegen mannigfacher Nebenbegriffe, die durch bedeutsame Flexion auszudrücken ihm zukommt, nicht auch die allzuwichtigen Begriffe der Personen durch eigene Mittel — durch innere Biegung — auszudrücken vermochte, wenn es sich desfalls Zeichen beigesellen mußte, deren Bedeutung keinem Zweifel Raum ließ: so konnte es mit Recht keine andere Buchstaben wählen, als die, welche seit dem Ursprung der Sprache die ihm auszudrückenden Begriffe mit vollständiger Klarheit darstellten" [1]).

Untersuchungen über die Ursprünge und die Entwicklung der indogermanischen Sprachen kommen natürlich an sich schon, wie den übrigen Sprachen der Familie, so auch den germanischen zu gute. Aber Bopp hat überdies seine Forschung gleich von Anfang an mit besonderer Vorliebe den germanischen Sprachen zugewendet. Vor allen fesselt ihn das Gothische. Er glaube, Sanskrit zu lesen, wenn er den ehrwürdigen Ulphila lese, sagt er in einem Brief an Windischmann, seine Sprache halte so zu sagen die Mitte zwischen dem Sanskrit und dem Deutschen und er enthalte manche echt indische Worte, die im Deutschen sich verloren haben [2]). — Bei der Beurtheilung dessen, was Bopp in dieser Erstlingsschrift speciell über die germanischen Sprachen gibt, müssen wir uns vor allem erin-

1) Ebend. S. 147. Die Art, wie Bopp diese Ansicht einführt, zeugt dafür, daß ihm J. Grimm's schon früher veröffentlichte Erklärung der Verbalendungen aus den Personalpronominibus nicht bekannt war. — 2) Windischmann's Vorerinnerungen zu Bopp, über das Conjugationssystem, S. X.

nern, daß dieselbe im Jahr 1816 erschienen ist, das heißt: vor der ersten Ausgabe von Grimm's Deutscher Grammatik. Wir werden dann der selbständigen Forschung Bopp's alle Ehre angedeihen lassen, zugleich aber auch uns überzeugen, welchen Umschwung auf diesem Gebiet Grimm's Grammatik hervorgerufen hat. Bopp erkennt in der Reduplication der gothischen reduplicierenden Praeterita den Zusammenhang mit dem sanskritischen Perfectum; aber er sieht darin ein nur dem Gothischen angehöriges Perfectum, das den anderen germanischen Sprachen abgehe. „In den übrigen germanischen Mundarten, so wie auch im Persischen, sagt er, wird das Perfect und Plusquamperfect umschrieben" [1]). Von diesem „Perfectum" scheidet Bopp das germanische „Imperfectum", das nach ihm auf doppelte Art gebildet wird, nämlich entweder „von dem part. pass. in t oder d" (z. B. „sokida, machoda") [2]), oder durch Veränderung des Stammvocals, z. B. „Angels. fandon, wir fanden; Goth. bandum, wir banden; Isländ. gafum, wir gaben" [3]). Richtig erkennt Bopp, gegen Fulda und mit theilweiser Verbesserung der Ansichten von Hickes, daß das gothische Passivum (haitada, aflêtanda u. s. f.) mit dem Participium Passivi nichts zu thun hat, sondern eine selbständige, dem Activ entsprechende Flexion ist [4]). Dagegen verkennt er völlig den Ursprung des altnordischen Passivs, indem er es, wie das lateinische, aus einer Zusammensetzung mit der Wurzel as (esse) erklären will [5]). Eine schöne Entdeckung, die sich als richtig bewährt hat, bietet auch hier der „Nachtrag." Hier nämlich erkennt Bopp in den gothischen Formen sôkidêdun, sôkidêdi u. s. f. „die Verbindung der Wurzel sôk

1) Bopp, über das Conjugationssystem S. 121. — 2) Ebend. S. 118. — 3) Ebend. S. 120. Durch Vergleichung mit S. 144 (bundun) vermuthe ich in fandon und bandum Druckfehler für fundon und bundum. Ueberhaupt sind bei Beurtheilung der Einzelheiten in dieser Erstlingsschrift Bopp's zwei Umstände nicht außer Acht zu lassen: erstens, daß dem Verfasser damals nur sehr mangelhafte altgermanische Texte zu Gebote standen; und zweitens, daß der Corrector, der wohl gewiß ein Anderer war als der Verfasser, eine reichliche Saat von Druckfehlern hat stehen lassen. — 4) Ebend. S. 122—131. — 5) Vgl. ebend. S. 132 mit S. 103 fg.

mit dem Praeteritum des Hülfszeitworts thun, ungefähr, wie wenn man im Deutschen sagte: suchethaten, suchethäte" [1]).

Der Gesammteindruck von Bopp's erster Schrift, so weit sie das Germanische betrifft, ist der, daß der Verfasser auch den germanischen Sprachen seinen eindringenden sprachvergleichenden Scharfsinn bereits hier zu gute kommen läßt, daß aber die Erforschung der germanischen Sprachen selbst damals noch auf einer zu niedrigen Stufe stand, um dem vergleichenden Linguisten mehr als vereinzelte richtige Blicke zu gestatten. Drei Jahre nach Bopp's Schrift über das Conjugationssystem der Sanskritsprache, im Jahr 1819, erschien der erste Band von Grimm's Deutscher Grammatik in erster, abermals drei Jahr später, im Jahr 1822, in zweiter gänzlich umgearbeiteter Auflage. Dies epochemachende Werk bietet dann auch Bopp's Forschung auf germanischem Gebiet einen neuen festen Boden [2]). Aber eben weil Bopp zwar Grimm's Leistungen mit größter Anerkennung aufnimmt, dabei aber seinen eigenen auf noch umfassenderer Grundlage errichteten Bau selbständig fortführt, werden wir ihn im Stande sehen, Grimm's Ergebnisse in wichtigen Punkten zu berichtigen und weiterzubilden.

Fünftes Kapitel.

Die germanische Philologie in den Niederlanden, England, Schottland und Skandinavien 1797 bis 1819. Rask.

In den Niederlanden setzte auch in dieser Zeit der fleißige Clignett seine achtungswerthe Thätigkeit fort. Aber weder

1) Ebend. S. 151. — 2) Bopp selbst spricht sich über dies Verhältniß in der Vorrede zu seiner Vergleichenden Grammatik aus. Indem er dort seine englische Umarbeitung der Schrift über das Conjugationssystem der Sanskritsprache (Analytical Comparison of the Sanscrit, Greek, Latin and Teutonic Languages, in den Annals of Oriental Literature, Lond. 1820) und deren Uebersetzung in Seebode's Archiv erwähnt, fügt er hinzu: „Grimm's meisterhafte deutsche Grammatik war mir leider bei Abfassung der englischen Umarbeitung noch nicht bekannt geworden, und ich konnte damals für die altgermanischen Dialekte nur Hickes und Fulda benutzen."

Clignett, noch der reichbegabte Willem Bilderdijk (geb. zu Amsterdam 1756, gest. am 18. December 1831) vermochten einen neuen Aufschwung der germanistischen Studien hervorzurufen. Doch wird des Letzteren Schrift über das Geschlecht der Nennwörter (1805) immer ein Beweis seines Scharfsinns und seiner geistvollen Auffassung bleiben.

In England erwarb sich Sharon Turner durch seine Geschichte der Angelsachsen (1799–1805) das Verdienst, wieder ein lebhafteres Interesse für diese Periode der englischen Geschichte zu erwecken. Neben ihm waren James Ingram und J. J. Conybeare auf dem Gebiet der angelsächsischen Literatur thätig, und George Ellis und Joseph Ritson bereicherten unsere Kenntniß der älteren englischen Poesie. Auch in Schottland regte sich ein lebendiges Interesse für die einheimische Sprache und Literatur. Neben Anderen bemühte sich hier Schottland's berühmtester Dichter Walter Scott um die Herausgabe der alten englischen und schottischen Poesien. Auch einer unsrer Landsleute, Heinrich Weber, entwickelt in diesem Kreise eine verdienstliche Thätigkeit. Ein Wörterbuch der schottischen Sprache verfaßt (1808) John Jamieson [1]).

Eine besonders eifrige und erfolgreiche Pflege aber fanden auch in unserem Zeitabschnitt die altgermanischen Studien in Skandinavien. In Dänemark werden die großen Unternehmungen fortgesetzt, deren Anfänge wir in einem früheren Abschnitt besprochen haben. Es erscheint 1818 der zweite Band der rhythmischen Edda zu Kopenhagen, welcher die altgermanischen Heldenlieder enthält mit erläuternden Anmerkungen und einem Specimen Glossarii. Ebenso findet die begonnene Ausgabe der Heimskringla und die Thätigkeit für Veröffentlichung und Erläuterung altnordischer Sagaen ihren Fortgang. Nicht nur für das Altnordische, sondern für die Erforschung der germanischen Sprachen überhaupt ist ein dänischer Ge-

---

1) Vgl. den Brief Walter Scott's an einen der beiden Grimms vom 29. Apr. 1814, mitgetheilt von Herman Grimm in Macmillan's Magazine 1868, Jan., p. 268 fg.

lehrter dieses Zeitraums: Rasmus Kristian Rask, von solcher Bedeutung, und sein Einfluß auch auf die Entwicklung der Sprachforschung in Deutschland so tiefgreifend, daß wir ihm einen besonderen ausführlicheren Abschnitt widmen werden. Unter den übrigen dänischen Gelehrten jener Zeit nimmt eine hervorragende Stelle ein Peter Erasmus Müller (geb. zu Kopenhagen 1776, 1801 Professor der Theologie daselbst, gest. den 16. Sept 1834) durch seine Untersuchungen über die Echtheit der Asalehre (1812) und über die Glaubwürdigkeit von Saxo's und Snorri's Quellen (1823), besonders aber durch seine treffliche Sagabibliothek (1817–1820). Einem isländischen Gelehrten, dem als Archivar zu Kopenhagen lebenden Grimr Jonsson Thorkelin (geb. 1752, † 1829) verdankte jene Zeit eine der allerwichtigsten Veröffentlichungen, nämlich die erste Ausgabe des angelsächsischen Heldengedichts Beovulf, die er im J. 1815 zu Kopenhagen unter dem Titel: De Danorum Rebus Gestis Secul. III et IV. Poema Danicum dialecto Anglosaxonica, besorgte. Dem Verdienst der ersten Veröffentlichung eines so wichtigen Denkmals mag man die seltsamen Ansichten des Herausgebers über Dänisch und Angelsächsisch zu gute halten. Ein andrer begabter Forscher, der sich, wie um das skandinavische Altertum, so auch um den Beovulf mannigfach bemüht hat, war der geistvolle und gelehrte, wenn auch öfters wunderliche Nik. Frederik Severin Grundtvig (geb. zu Udby 1783, lebte meist zu Kopenhagen). Unter den übrigen Gelehrten, die sich in diesem Zeitabschnitte (1797–1819) neben den schon früher genannten [1]) um die altnordische Literatur verdient machten, sind hervorzuheben Börge Thorlacius († 1829) und Erich Christian Werlauff. — In Schweden regte sich um diese Zeit gleichfalls ein lebhafter Eifer für Erforschung des skandinavischen Altertums. Vor allen ist hier zu nennen der tief denkende Geschichtschreiber Schwedens Erik Gustaf Geijer (geb. zu Ransäters Bruk 1783, gest. 1847). In Verbindung mit Arvid August Afzelius (geb. 1785) gab er eine treffliche Sammlung

1) S. o. S. 196 fg.

schwedischer Volkslieder (1814—1815) heraus. Sein Genosse Afzelius aber warf sich unter Rask's Leitung auch auf das Studium des Isländischen und veröffentlichte in Verbindung mit seinem Meister (Stockholm 1818) eine vorzügliche Textausgabe der Sämundischen Edda.

Rasmus Kristian Rask.

Der Gelehrte, zu dessen Leben und Arbeiten wir nun übergeben, nimmt in der Geschichte unsrer Wissenschaft eine der ersten Stellen ein. Durch das Erscheinen von Grimm's und Bopp's epochemachenden Werken sind Rask's Verdienste bald in den Hintergrund gedrängt worden. Um so mehr aber ist eine Geschichte der Wissenschaft verpflichtet, diese Verdienste in das rechte Licht zu stellen.

1. Rask's Leben.

Rasmus Kristian Rask wurde am 22. November 1787 in dem kleinen Ort Braendekilde, eine Meile von Odense auf der Insel Fühnen, geboren. Sein Vater gehörte dem Bauernstande an, erhob sich aber durch eine gewisse Bildung über seinen Stand. Schon in zarter Kindheit zeichnete sich Rask durch ein außerordentliches Gedächtniß aus, und da der Vater ziemlich viele Bücher besaß, entwickelte sich bei Rask, schon ehe er in die Lateinschule kam, die Lust am Lesen. Im J. 1801 kam er auf die Schule in Odense. Da ihm bei seiner ungewöhnlichen Begabung die Schularbeiten leicht von der Hand giengen, so blieb ihm Zeit genug, um nebenher seinen Lieblingsstudien obzuliegen. Diese nahmen bald eine ganz bestimmte Richtung: Er trieb Isländisch. Die besten Lehrer der Anstalt, die den Ernst seines Studiums und seine hohe Begabung erkannten, ermunterten und förderten ihn in seinen Bestrebungen. Von bleibendem Eindruck für sein Studium des Altnordischen war es, als er im Jahr 1805 aus der Hand seines trefflichen Rectors L. Heiberg die drei ersten Theile der Heimskringla als Schulpreis erhielt. Von da an war das Isländische sein ernstes Studium. Aber das einzige Hülfsmittel, das er zum Studium dieser Sprache

hatte, war die Heimskringla selbst, der Text mit der Uebersetzung. Durch sorgfältiges Sammeln der vorkommenden Beispiele schuf er sich selbst eine isländische Grammatik. Auf ähnliche Weise legte er sich ein isländisches Wörterbuch an, worin er nicht nur die Bedeutungen der Wörter, sondern auch ihre Etymologie, so wie ihren Zusammenhang mit dem Angelsächsischen und anderen Sprachen darzustellen suchte. Denn seine Studien beschränkten sich nicht auf das Isländische, sondern breiteten sich allmählich auch auf das Angelsächsische, Gothische, Deutsche, Faeröische, Grönländische, ja auf die Sprache im allgemeinen aus. Auch seine Untersuchungen über die dänische Rechtschreibung begann er schon auf der Schule. Aber das Altnordische blieb stets sein Lieblingsfach. „So lange das Leben währt, schrieb er im Juni 1805 an einen seiner Freunde, wird es mein Trost und meine Freude sein, diese Sprache zu kennen und in ihren Schriften zu sehen, wie unsre Voreltern Leiden ertragen und muthig überwunden haben. Du darfst glauben, ich verwunderte mich im Anfang vielleicht mehr als du darüber, daß unsre Voreltern eine so vortreffliche Sprache haben konnten, und daß wir, bei denen nach meinem Dafürhalten die Wissenschaften viel höher gestiegen waren, eine weit schlechtere haben."

Im Jahr 1807 bezog Rask die Universität Kopenhagen. Von Nyerup, seinem fühnischen Landsmann gefördert, setzte er hier sein eifriges Studium des Altnordischen fort. Von besonderem Vortheil war ihm dabei die Bekanntschaft mit dem gelehrten Kenner der altnordischen Poesie, Jon Olafsson. Schon im Jahr 1809 schrieb Rask seine erste bedeutendere Schrift, die 1811 zu Kopenhagen erschienene Anleitung zur isländischen Sprache. Darauf wandte er sich, durch P. E. Müller aufgefordert, der Herausgabe des isländischen Wörterbuchs zu, das der Isländer Biörn Haldorsen handschriftlich hinterlassen hatte. In großer Dürftigkeit und nur sehr spärlich unterstützt ließ sich Rask nicht hindern, seine Sprachstudien unermüdlich zu erweitern und zu vertiefen. Er beschäftigte sich, außer mit den europäischen Sprachen, mit manchen der allerentlegensten asiatischen, namentlich mit den malayischen. Vor allem aber blieb sein Eifer dem Isländischen zugewandt, das er im Um-

gang mit Finn Magnusson und anderen Isländern wie ein Eingeborener sprechen und schreiben lernte. Er begann auch bereits, das Isländische in wissenschaftlicherer Weise, als es bisher geschehen war, mit anderen Sprachen zu vergleichen: Studien, aus denen seine epochemachende, im Jahr 1814 vollendete, 1818 zu Kopenhagen erschienene Untersuchung über den Ursprung der alten nordischen oder isländischen Sprache hervorgegangen ist. Im Jahr 1812 wurde Rask Amanuensis an der Kopenhagener Universitätsbibliothek. In demselben Jahr machte er mit Professor Nyerup eine antiquarische Reise nach Schweden und Norwegen. Schwedische und lappische Sprachstudien, so wie die Herausgabe von Ohthere's und Wulfstan's angelsächsischem Reisebericht waren die Frucht dieses Ausflugs. — Im Sommer 1813 wurde Rask ein lange gehegter Wunsch erfüllt. Durch Unterstützung einiger Privatleute konnte er eine Reise nach Island unternehmen. Er blieb dort bis zum Jahr 1815. Die Natur des Landes, so wie die Sprache und die Sitten seiner Bewohner boten seiner Beobachtung reichen Stoff. Ueber Schottland und Norwegen zurückgekehrt, trat er die ihm während seiner Abwesenheit zu Theil gewordene Stelle eines Unterbibliothekars an der Universitätsbibliothek zu Kopenhagen an. Aber inzwischen hatten sich seine Gedanken nach einer anderen Seite gewendet. Die oben erwähnte Schrift über den Ursprung der alten nordischen Sprache, die er während seines Aufenthaltes auf Island im Jahr 1814 vollendet hatte, wurde von der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen mit dem Preis gekrönt und fand überhaupt eine so günstige Aufnahme, daß in Rask der Gedanke erweckt wurde, ob es ihm nicht möglich sein möchte, eine Reise nach Asien zu unternehmen, um dort den ältesten Quellen der skandinavischen und der mit ihnen verwandten Sprachen nachzuspüren[1]. Ein edelmüthiger Beförderer der Wissenschaften, der Geheime Rath Bülow, verschaffte ihm diese Möglichkeit, indem er ihm im October 1816 zu einer wissenschaftlichen Reise nach Asien die Summe

1) Vgl. außer Petersen p. 32 fg. auch die Vorrede zu Rask's Undersögelse om det gamle Nordiske eller Islandske Sprogs Oprindelse.

von 2000 Reichsbancothalern zusicherte. Die dänische Regierung legte dann, auf Betrieb von Rask's gelehrtem Freunde P. E. Müller, eine namhafte Summe zu, die sie später während Rask's Aufenthalt in Asien auf freigebige Weise noch weiter vermehrte. Rask wünschte seinen Weg nach Asien so zu nehmen, daß er sich, vor seinem Eintritt in den fremden Welttheil, in den durchreisten europäischen Ländern mit allen zu seinem Unternehmen nöthigen Kenntnissen nach Kräften ausrüstete. Er gieng deshalb im Herbst 1816 zunächst nach Schweden. Während seines Aufenthalts in Stockholm hielt er Vorlesungen über die von ihm später (1819) veröffentlichten Specimina Literaturae Islandicae, und besorgte die ersten kritischen Ausgaben der prosaischen und der rhythmischen Edda; letztere in Verbindung mit Arvid Aug. Afzelius. Außerdem verdanken noch zwei weitere bedeutende Arbeiten ihren Ursprung Rask's Aufenthalt in Stockholm, nämlich seine Angelsaksisk Sproglaere tilligemed en kort Laesebog, die 1817 zu Stockholm in dänischer Sprache erschien, und eine Umarbeitung seiner 1811 herausgegebenen Vejledning, die er 1818 in schwedischer Sprache veröffentlichte[1]. Versuche seiner Freunde, ihn in Schweden festzuhalten, lehnte er ab. Im Februar 1818 verließ er Stockholm und begab sich nach Åbo in Finnland, wo er sich hauptsächlich mit dem Studium des Finnischen beschäftigte. Am 27. März 1818 traf er in Petersburg ein. Hier verweilte er bis zum 13. Juni 1819, in das umfassendste Studium europäischer und asiatischer Sprachen vertieft. Er treibt Russisch, Armenisch, Arabisch, Persisch, indem er sich, so viel als möglich, der Beihülfe von Eingebornen, die er in Petersburg kennen lernt, bedient. Am 13. Juni 1819 brach er von Petersburg auf und reiste über Moskau, Astrachan und Tiflis, am Ararat vorüber, nach Erivan, wo er am 13. März 1820 anlangte. In Astrachan hatte er sich unter Leitung eines Persers im Persischen vervollkommnet, in Tiflis die Elemente des

1) Sie erschien unter dem Titel: Anvisning till Isländskan eller Nordiska Fornspråket, af Erasmus Christian Rask. Från Danskan öfversatt och omarbetad af Författaren. Stockholm 1818.

Türkischen und Georgischen gelernt. Sein Aufenthalt in Persien, wo er die berühmtesten Stätten der Neuzeit und des Alterthums: Teheran, Ispahan, die Ruinen von Persepolis, besuchte, dauerte etwa ein halbes Jahr. Am 29. September 1820 erreichte er Bombay. Hier begann ein neuer Abschnitt in Rask's Studien. Er trat den indischen Sprachen näher, trieb Sanskrit und Hindostanisch, wurde mit Feueranbetern bekannt und suchte sich des Zend und des Pehlevi zu bemächtigen. Unter mannigfaltigen Schicksalen, Krankheit und Schiffbruch, Geldbedrängniß und liberaler Aushülfe von dänischer und englischer Seite sehen wir nun Rask über zwei Jahre lang Indien durchkreuzen, rastlos beschäftigt mit dem Studium der verschiedensten indischen Sprachen, sanskritischer und nichtsanskritischer, todter und lebender. Unter den verschiedenen Schriften, die er während seines Aufenthalts in Indien verfaßte, erwähnen wir nur die äußerst wichtige Om Zendsprogets og Zendavestas Aelde og Aegthed (Ueber das Alter und die Echtheit der Zendsprache und des Zendavesta), die er den 3. October 1821 vollendete [1]) und die im Jahr 1826 in den Schriften der skandinavischen Literaturgesellschaft zu Kopenhagen gedruckt erschien [2]). Am 1. Dec. 1822 verließ Rask Indien. Er machte die Rückreise zur See um das Cap der guten Hoffnung. Am 5. Mai 1823 langte er in Kopenhagen an.

Es begann nun für Rask eine Zeit schwerer Prüfungen. Sein Ruhm als Sprachforscher war über Europa verbreitet, aber er suchte vergebens in eine Stellung zu kommen, die ihm gestattet hätte, einen Hausstand zu gründen und in sorgenfreier Lage die Ausbeute seiner Studien der Welt mitzutheilen. Während er auf den verschiedensten Gebieten der Sprachforschung, europäischen und asiatischen, rastlos thätig war und die Wissenschaft mit einer ununterbrochenen Reihe eingreifender Arbeiten bereicherte, mußte er von manchen Seiten den Vorwurf hören, daß man sich mehr von

1) Petersen p. 79. — 2) Wieder abgedruckt in Samlede—Afhandlinger af R. K. Rask, Anden Del, Kopenhagen 1836, p. 360—393. (Deutsch durch von der Hagen).

seiner asiatischen Reise versprochen habe. Wir nennen unter seinen mannigfachen Schriften aus dieser Zeit nur die wichtigsten von denen, die sich auf die germanischen Sprachen beziehen. Im Jahr 1825 erschien zu Kopenhagen seine Frisisk Sproglaere udarbejdet efter samme Plan som den islandske og angelsaksiske (Friesische Sprachlehre, ausgearbeitet nach demselben Plan wie die isländische und angelsächsische) [1]. Mit besonderem Eifer widmete sich Rask den Arbeiten der Gesellschaft für altnordische Literatur. Als Vorsitzender der Gesellschaft hatte er namhaften Antheil an der Herausgabe der drei ersten Bände der Fornmannasögur; den Schluß des sechsten Bands und den ganzen siebenten besorgte er alleine. Bei der Herausgabe der Faereyingasaga besorgte er hauptsächlich die Redaction des faeröischen Textes. Er gründete die isländische literarische Gesellschaft und betheiligte sich lebhaft an den von ihr herausgegebenen Schriften. Endlich arbeitete er noch, nicht lange vor seinem Abscheiden, seine kurzgefaßte isländische Sprachlehre aus. Und alle diese Schriften auf dem Gebiet der germanischen Sprachen bilden nur einen Theil von Rask's Gesammtthätigkeit. Aber seine äußere Stellung entsprach nicht seinen wissenschaftlichen Leistungen. Als er im Jahr 1825 einen ehrenvollen Ruf nach Edinburg ausschlug, wurde er zum Professor der Literaturgeschichte mit besonderer Rücksicht auf die asiatische Literatur an der Universität Kopenhagen ernannt, jedoch ohne materielle Verbesserung seiner Lage. Endlich gelangte er zu der Stelle, die er seit vielen Jahren wünschte, zur Professur der orientalischen Sprachen an der Universität Kopenhagen. Als er die Ernennung erhielt, brach er im Gefühl der Krankheit, die an seinem Innern nagte, in die Worte aus: „Ich fürchte, es ist zu spät." Und es war zu spät. **Am 14.** November 1832 erlag er der Schwindsucht.

2. Rask's Leistungen.

Aus dem Abriß, den wir im Vorangehenden von Rask's Leben gegeben haben, ersieht man, daß Rask's gelehrte Thätigkeit sich weit

1) Deutsch von F. J. Buß, Freiburg im Brsg. 1834.

über das Gebiet hinaus erstreckte, dessen Geschichte wir hier zu schreiben haben. Bei einem Geist wie Rask hängt nun zwar Alles, was er treibt, innerlich zusammen, und wir werden deshalb auch Manches berühren, was nur mittelbar zu den germanischen Sprachstudien in Beziehung steht; aber unsre eingehendere Darstellung müssen wir natürlich auf das Gebiet der germanischen Sprachen beschränken. — Rask's eingreifende Thätigkeit auf dem Gebiet der germanischen Sprachforschung steht in nächster Beziehung zu dem größten Meister des Faches, zu Jacob Grimm. Unter allen Vorgängern Grimm's nimmt Rask an Scharfsinn und Gründlichkeit die erste Stelle ein. Keiner von allen hat Grimm so vorgearbeitet wie Rask, der manchen von Grimm's schönsten Entdeckungen bereits ganz nahe war. Wir können deshalb auch einen sehr bedeutenden Einfluß Rask's auf Grimm nachweisen, und an diesem Einfluß bemißt sich vorzugsweise die Stellung, die Rask für unsere Aufgabe: die Geschichte der deutschen Wissenschaft, einnimmt. Wir werden demgemäß die Thätigkeit Rask's in zwei Perioden scheiden, von denen die eine dem eigentlich epochemachenden Auftreten Grimm's vorausgeht, während die andere diesem Auftreten erst nachfolgt. Das Werk, durch welches Grimm eine neue Epoche begründet, ist die Deutsche Grammatik und von dieser wieder vorzugsweise der Erste Band. Bei diesem Ersten Band von Grimm's Grammatik aber haben wir die merkwürdige Erscheinung vor uns, daß die erste Ausgabe und die gänzlich umgearbeitete zweite sich in den Ruhm theilen, eine neue Epoche in der Wissenschaft begründet zu haben. Die erste erschien im J. 1819, die zweite im J. 1822. Die Erörterung der Frage, welche Schriften Rask's Grimm schon bei Bearbeitung seiner ersten Ausgabe, welche erst bei der zweiten benutzen konnte, versparen wir auf die Darstellung von Grimm's Grammatik. Hier begnügen wir uns, Rask's Arbeiten in zwei Hälften zu scheiden, von denen die erste die Schriften umfaßt, die vor dem Jahr 1822, das heißt, vor der zweiten Ausgabe des ersten Theils von Grimm's Grammatik herausgegeben, die zweite aber die, welche erst nach diesem Zeitpunkt, vom Jahr 1822 bis 1832, erschienen sind.

1) Rask's Forschungen auf dem Gebiet der germanischen Sprachen bis zum Jahr 1822.

Als Rask im Jahr 1811 mit seinem ersten größeren Werk, der Anleitung zum Isländischen, hervortrat, hatte er sich bereits durch eine Reihe kleinerer Arbeiten bekannt gemacht. Schon diese Arbeiten zeigten, wie sehr Rask in der gründlichen Kenntniß der germanischen Sprachen, zumal der nordischen, seinen Vorgängern überlegen war. Insbesondere bewies er dies dem damals berühmtesten deutschen Grammatiker, Adelung, gegenüber in seinen „Bemerkungen über die skandinavischen Sprachen, veranlaßt durch den zweiten Theil des Adelung'schen Mithridates", welche er in der zu Kiel erscheinenden Zeitung für Literatur und Kunst im Jahr 1809 veröffentlichte [1]. Was er hier über den Bau und die Stellung der skandinavischen Sprachen kurz andeutete, das legte er dann zwei Jahre später (1811) in seiner Vejledning til det Islandske eller gamle Nordiske Sprog [2] ausführlich dar. In der umfassenden Vorrede zu diesem Werk bezeichnet Rask seinen Standpunkt. Er ist ein begeisterter Verehrer des Altnordischen, preist dessen hohe Vorzüge und begründet dessen Unentbehrlichkeit für alle skandinavische Sprach- und Alterthumsforschung. Die Sprachfamile, welcher die skandinavischen Sprachen angehören, theilt sich nach Rask zuerst in zwei Hauptklassen, die nordische (skandinavische) und deutsche (germanische), demnächst theilt sich letztere wieder in zwei Unterarten, Nieder- und Oberdeutsch [3]. Alle skandinavischen Sprachen, die dänische sowohl als die schwedische, stammen von der altnordischen. Diese altnordische Sprache war in früheren Jahrhunderten mit nur sehr geringen Unterschieden [4] über das ganze skandinavische Gebiet verbreitet und hat sich im Wesentlichen auf der Insel Island erhalten. Den Beweis für die frühere sprachliche Einheit des skandi-

1) Wieder abgedruckt in Samlede tildels forhen utrykte Afhandlinger af R. K. Rask, III. Del, København 1838, p. 445 fg. — 2) D. i.: Anleitung zur isländischen oder alten nordischen Sprache. — 3) Rask, Bemerkungen u. s. f. 1809, Saml. Afhandl. 3, 453. — Vejledning, 1811, Fortale, p. XVII. — 4) Vejledning, 1811, Fortale, p. XXXII.

navischen Gebiets führt Rask theils aus den Angaben der Sagaen und Gesetzbücher, theils aus den Resten der alten dänischen Sprache, aus den Eigennamen und der übereinstimmenden Sprache der Runensteine [1]. Das Isländische hat sich zwar seit jenen früheren Jahrhunderten in einigen Punkten geändert, im Großen und Ganzen aber kann man es als identisch mit der alten Grundsprache betrachten [2]), deren Töchter das Schwedische und Dänische sind. Rask behandelt im Haupttheil seines Werks „die alte klassische Sprache, wie sie sich bei Snorri, in der Eigla und anderen guten Sagaen findet.“ „Doch sind die wenigen Abweichungen der neueren Sprache nicht übergangen, sondern an ihrer Stelle in der sechsten Abtheilung behandelt“ [3]). Da das Dänische vom Altnordischen stammt, so ist leicht einzusehen, daß jeder, welcher eine gelehrte Kenntniß seiner dänischen Muttersprache besitzen will, mit dem Altnordischen bekannt sein muß; „und wir haben sicherlich alle Ursache, zu beklagen, daß die Meisten, wenn nicht Alle, welche eine dänische Sprachlehre oder Formenlehre verfaßt haben, dieser wichtigen Kenntniß ermangelten. Eine Sprachlehre sollte nämlich nicht sowohl befehlen, wie man die Worte bilden solle, als vielmehr beschreiben, wie sie gebildet und verändert zu werden pflegen und, wo möglich, warum und woher dieser Brauch gekommen ist, und was etwa für einen anderen Brauch sprechen könnte; denn so allein kann man zuletzt entscheiden, was das Richtigste ist. Aber dies kann, was das Dänische und Schwedische betrifft, unmöglich befriedigend ausgeführt werden ohne genaue Kenntniß der Stammsprache; denn hier allein findet man meistens den letzten Grund und ersten Ursprung der in jenen Sprachen nun herrschenden Erscheinungen“ [4]). Wir sehen hier Rask schon ganz auf dem richtigen Wege der geschichtlichen Sprachforschung. Was die dänische Sprache betrifft, so hindert ihn sein skandinavischer Patriotismus nicht, den großen Einfluß anzuerkennen, den das Dänische vom Deutschen erfahren hat. Das Dänische ist

1) Vejledning, 1811, Fortale, p. XX fg. — 2) Vejledning, 1811 Fortale, p. XLI. — 3) Vejledning, 1811, Fortale S. XLI. — 4) Vejledning, 1811, Fortale, p. XVI.

ihm zwar, und mit Recht, eine in ihrem Grundbau wesentlich nordische Sprache, aber das alte Nordische wurde in Dänemark schon seit lange durch das Deutsche gestört, und so entstand eine große Gährung oder Verwirrung in der Sprache, die mehrere Jahrhunderte lang währte, bevor das alte Nordische sich mit dem eindringenden und verschieden gearteten Deutschen vereinigen konnte, um wieder eine eigene neue Sprache zu bilden, das Dänische, das als eine Mischung von beiden anzusehen ist [1]).

Rask hat bei seiner grammatischen Bearbeitung der altnordischen Sprache nur sehr unvollkommene Vorgänger gehabt. Wenn von den veröffentlichten Werken die Rede ist, so kann man im Grunde nur einen Einzigen nennen, nämlich den Isländer Runolphus Jonas. Was seit dessen isländischer Grammatik, das heißt seit dem Jahr 1651, bis auf Rask erschienen ist, besteht nur in Auszügen oder wenig vermehrten neuen Ausgaben von Runolf's Buch [2]). Es scheine, bemerkt Rask, gleichsam ein Zauber in dem Titel von Runolf Jonsens Schrift („Recentissima antiquissimae linguae septentrionalis incunabula") zu liegen, da sie nun wirklich über anderthalb Jahrhunderte recentissima geblieben sei [3]). Rask war deshalb vorzugsweise auf seine eigenen Kräfte angewiesen. Er hatte die altnordische Sprache zu erforschen begonnen ohne alle grammatischen Hülfsmittel, sich selbst aus den Quellen die Grammatik ausgezogen, die Materialien gesammelt und darauf sein System gegründet, bevor er eine der älteren Sprachlehren zu sehen bekam. Dann erst suchte er aus seinen Vorgängern Gewinn zu ziehen, doch war derselbe nur ein sehr mäßiger [4]). Er behandelt seinen Gegenstand in sechs Abschnitten. Im ersten, den er als Vorbereitung bezeichnet, spricht er von der Aussprache und der Rechtschreibung; der zweite behandelt die Formenlehre, der dritte die Wortbildung, der vierte die Syntax, der fünfte die Verslehre, endlich der sechste die mundartlichen Verschiedenheiten. In Bezug

1) Vejledning, 1811, Fortale, p. I fg. — 2) S. o. S. 103 fg. — Vgl. Rask, Vejledning, 1811, Fortale, p. XXXIV fg. — 3) Ebend. p. XXXVI. — 4) Ebend. p. XL.

auf die Lautlehre ist schon das bezeichnend, daß Rask sie hier noch als eine bloße Vorbereitung zur eigentlichen Sprachlehre betrachtet und ausdrücklich erklärt, sie sei, ebenso wie der letzte Abschnitt, nur der Vollständigkeit wegen hinzugefügt, ohne streng genommen zum System zu gehören. Er behandelt sie dann auch vorzugsweise als eine Anleitung zur richtigen Aussprache des Isländischen; auf ihre Wichtigkeit für die Etymologie nimmt er nur ganz beiläufig Rücksicht. Für seinen Zweck bietet er in diesem Abschnitt sehr viel und läßt das dürftige Kapitel des Runolphus Jonas De literis weit hinter sich. — In der Formenlehre untersucht Rask insbesondere den Bau des Verbums mit eindringendem Scharfsinn. Im Anschluß an den Schweden Botin[1]) erkennt er, daß die s. g. unregelmäßigen[2]) Verba der germanischen Sprachen gleichfalls einer bestimmten Regel folgen und daß sie gerade die ältesten Thatwörter der nordischen Sprachen enthalten. Er faßt sie deshalb in eine einzige Conjugation zusammen, welche er die zweite nennt, während die erste außer Grimm's schwachen Verbis auch die mit dem Präteritum auf ri und Grimm's Präterita mit Praesensbedeutung (ann, unnum u. s. f.) umschließt. In der Hauptsache, der richtigen Beurtheilung der starken Verba, sehen wir Rask auf demselben Wege, den hundert Jahre vor ihm der Niederländer Ten Kate so glücklich gebahnt hatte[3]). Wir dürfen hier dem trefflichen Werke Rask's nicht weiter in's Einzelne folgen und bemerken nur noch, daß auch die übrigen Abtheilungen desselben reich an scharfsinnigen und treffenden Bemerkungen sind und daß in diesem Buch zum erstenmal eine wahrhaft wissenschaftliche Anleitung zur Erlernung der altnordischen Sprache gegeben war. Die zweite Bearbeitung, die Rask 1818 in schwedischer Sprache herausgab, enthält nicht nur viele Erweiterungen und Verbesserungen im Einzelnen, sondern sie bietet in manchen Hauptstücken eine durchgreifende Umgestaltung. So geht Rask hier viel

1) Rask, Vejledning, 1811, S. 110. 134. Vgl. (Botin), Svenska Språket (2). Stokholm 1792. S. 129. 151. 2) D. h. Grimm's starke Verba. — 3) S. o. S. 141 fg.

tiefer als in der ersten Ausgabe auf die Lautlehre und insbesondere auf die Erörterung des Lautwandels ein. Seiner zweiten Hauptconjugation (Grimm's starken Verbis) gibt er eine anders geordnete Klasseneintheilung. Am meisten aber gestaltet er seine erste Hauptconjugation um. Er theilt sie jetzt in drei Klassen, deren erste im Imperfectum hat adi (kalla, kalladi), die zweite di ohne Veränderung des Stammvokals (brenni, brendi), die dritte di mit Veränderung des Stammvokals (tel, taldi). — Im Anschluß an seine altnordische Grammatik schrieb Rask seine angelsächsische Sprachlehre (1817). In Anordnung und Behandlung folgt er der ersteren, und zwar mit einer für seine Zeit sehr tüchtigen Beherrschung des angelsächsischen Sprachstoffs. Die Praeterita mit Praesensbedeutung führt er jetzt nicht mehr als dritte Klasse der schwachen Verba auf, sondern er bezeichnet sie lieber als „abweichende", weil sie so gering an Zahl und unter sich selbst so verschieden seien [1]). Noch will ich auf einen scheinbar nur äußerlichen, aber doch, wie wir später sehen werden, merkwürdigen Umstand aufmerksam machen. Rask's erste Anleitung zum Isländischen (die Vejledning 1811) war mit deutschen (danske, gotiske) Buchstaben gedruckt, und zwar erklärt sich Rask dort ausdrücklich für die Anwendung dieser Buchstaben [2]). Dagegen bedient er sich nicht nur in der schwedisch geschriebenen Anvisning till Isländskan (1818), sondern auch in der dänisch abgefaßten angelsächsischen Sprachlehre (1817) der lateinischen Lettern, und zwar, wie er sagt, aus reiflicher Ueberlegung, weil die so genannten dänischen Buchstaben gar keine dänischen, sondern nur von den mittelalterlichen Mönchen verderbte lateinische Buchstaben seien [3]).

Im Jahr 1818 erschien zu Kopenhagen Rask's epochemachende Undersögelse om det gamle Nordiske eller Islandske Sprogs Oprindelse (Untersuchung über den Ursprung der alten nordischen oder

1) Ebend. S. 60. Ebenso behandelt er in der Anvisning till Isländskan (1818) S. 116 snúa, sneri u. s. f. als „abweichende." — 2) Vejledning 1811, p. 3. — 3) Vgl. die weitere Ausführung und Rask's Berufung auf Gatterer in der Angelsaksisk Sprogl. 1817, Fortale, p. 44.

isländischen Sprache). Rask hatte diese von der königlich dänischen Gesellschaft der Wissenschaften gekrönte Preisschrift während seines Aufenthalts auf der Insel Island ausgearbeitet und im J. 1814 nach Kopenhagen gesandt, aber erst nach dem Antritt seiner großen asiatischen Reise wurde sie, während seiner Abwesenheit, in Kopenhagen zum Druck befördert. Wir müssen diese Zeitbestimmungen fest im Auge behalten, um die Stellung richtig zu würdigen, welche Rask's Schrift in der Entwicklung unserer Wissenschaft einnimmt. Nachdem Rask in einer vortrefflichen Einleitung gezeigt hat, wie wir nur mit Hülfe der Sprachforschung das tiefe Dunkel allmählich lichten können, das die Urzeit der menschlichen Geschichte bedeckt, entwickelt er im ersten Hauptstück meisterhaft das Wesen und die Aufgabe der Etymologie. Nur auf dem Boden der vergleichenden Sprachforschung lassen sich haltbare Ergebnisse gewinnen [1]). Die Sprachvergleichung muß sich aber nicht auf das Lexikalische beschränken, sondern sie muß sich außerdem auf den grammatischen Bau der Sprache erstrecken. Sprachbau und Wortvorrath sind die beiden Haupttheile, mit denen es die vergleichende Sprachforschung zu thun hat [2]). Die Vergleichung des Sprachbaus führt zu viel sichereren Ergebnissen, als die des Wortschatzes, weil bei diesem spätere Entlehnung möglich ist [3]). Die Sprache, welche die kunstreichste Grammatik hat, ist die ursprünglichste und der Quelle am nächsten [4]). Bei der Vergleichung der Wörter hat man vor allem die Gesetze der Lautübergänge aufzusuchen und an diese Gesetze hat man sich dann beim Etymologisieren streng zu halten [4]). Man muß aber seine Vergleichungen nicht auf die geschriebenen Zeichen bauen, sondern auf die richtige Aussprache [5]). Darauf handelt Rask im zweiten Hauptstück von den germanischen Sprachen, die er unter der Bezeichnung „gotisch" zusammenfaßt, so daß dann das Nordische (Skandinavische) und das Germanische die beiden Hauptstämme des Gotischen bilden. Das Germanische theilt sich dann wieder in Sächsisch (Friesisch, Holländisch, Plattdeutsch, Angelsächsisch,

1) Rask, Undersögelse, S. 31. — 2) Ebend. S. 34. — 3) Ebend. S. 35. — 4) Ebend. S. 18. 36. 47. — 5) Ebend. S. 56.

Englisch) und Deutsch (Mösogotisch, Hochdeutsch) [1]). Im dritten Hauptstück sucht Rask die Quelle der „gotischen" und insbesondere der isländischen Sprache nachzuweisen, indem er die verschiedenen Sprachen ihrer geographischen Lage nach durchgeht und sie mit dem „Gotischen" vergleicht. Da findet er im Grönländischen [2]), Keltischen [3]), Baskischen [4]) und Finnischen [5]) gar keine oder doch nur eine ganz geringe Aehnlichkeit mit dem „Gotischen." Dagegen zeigt das Slavische, von dessen Bau Rask eine etwas eingehendere Darstellung gibt [6]), eine auffallende Verwandtschaft mit dem „Gotischen" [7]); und noch weit mehr ist dies der Fall mit dem Lettischen [8]), dessen litauischen Zweig Rask zum Zweck der Sprachvergleichung näher zergliedert [9]). Aber doch ist das Lettische nicht die Quelle des „Gotischen", sondern beide weisen auf eine gemeinsame ältere Quelle: das Griechische und Lateinische, zu deren Betrachtung Rask nun übergeht [10]). Er faßt sie unter dem Namen „thrakisch" zusammen, indem er sie als die südlichsten Zweige des großen thrakischen Stammes ansieht, dessen übrige Sprößlinge uns verloren seien. Die nahe Verwandtschaft der beiden antiken Sprachen mit den „gotischen" weist er sowohl am Wortschatz, als am grammatischen Bau nach. Was den Wortschatz betrifft, so finden sich so viele verwandte Wörter, daß Regeln für den Lautwechsel daraus abgeleitet werden können [11]). Solche Regeln stellt nun Rask auf, und hier ist es, wo er der bald darauf von Grimm erwiesenen Lautverschiebung so nahe kommt [12]). Wir versparen aber die nähere Darstellung von Rask's Entdeckung auf den Abschnitt, in welchem wir Grimm's Gesetz besprechen werden. Die Uebereinstimmung des Sprachbaus weist Rask an den Flexionen sowohl der Declination als der Conjugation nach und macht hier eine große Menge scharfsinniger und treffender Beobachtungen. Wir heben daraus

1) Ebend. S. 64. 65. — 2) Ebend. S. 75 fg. — 3) Ebend. S. 76 fg. — 4) Ebend. S. 93 fg. — 5) Ebend. S. 95 fg. — 6) Ebend. S. 118 fg. — 7) Ebend. S. 143. — 8) Ebend. 155 fg. — 9) Ebend. S. 147 fg. — 10) Ebend. S. 159 fg. — 11) Ebend. S. 161. — 12) Ebend. S. 169 fg.

nur hervor, daß er die gothische neutrale Endung ata, die deutsche es im lateinischen ud (aliud) wiedererkennt und diese mit dem griechischen *o* (*ἐκεῖνο*), das statt *οδ* stehe, zusammenstellt [1]; daß er in dem altnordischen Accus. Plur. der Masculina (fiska, blinda) durch Vermittlung des gothischen ans (fiskans, blindans) den griechischen Accus. Plur. auf *ους* („statt *ονς*") erkennt [2]; daß er den altnordischen Dativ Pluralis auf um durch Vermittlung des litauischen ms mit dem lateinischen bus zusammenbringt [3]; daß er in dem m des angelsächsischen eom, dem n des deutschen ich bin das *μι* des Griechischen sieht [4]. Das Ergebniß Rask's ist, daß Skandinavier und Germanen (d. h. Deutsche, Engländer u. s. f.) nicht von einander abstammen, sondern Beide Zweige des großen thrakischen Volksstammes sind, dessen älteste Ueberreste wir im Griechischen und Lateinischen besitzen. Wenige Werke bieten so viel Neues von bleibendem Werth, wie diese Schrift Rask's. Sie hat neben Bopp's Conjugationssystem der Sanskritsprache (1816) und Grimm's Grammatik (1819) der vergleichenden Sprachforschung die Bahn gebrochen. Ihre Schranke findet Rask's Einsicht in dieser Schrift noch da, wo er über die Gränzen der europäischen Sprachen hinausblickt. Vom Sanskrit und Zend meint er, es seien gewisse Aehnlichkeiten zwischen diesen Sprachen und den „gotischen" nicht zu läugnen, doch meist nur mittelbare durch die thrakische Sprache [5]. Die unmittelbare Quelle des Isländischen seien sie jedenfalls nicht, und es sei deshalb Sache der griechischen Sprachforschung, zu untersuchen, woher die thrakische Klasse wieder ihren wahren Ursprung hat [6]. Da aber keiner der Männer, welche diese Vergleichungen angestellt haben, Gothisch, Isländisch und Sanskrit verstanden hat, so kann man das, was sie auf eine Anzahl ähnlicher Wörter und ganz vereinzelte grammatische Uebereinstimmungen gegründet haben, nur für eine vorgefaßte Meinung oder auf's

1) Ebend. S. 189—192. — 2) Ebend. S. 225. — 3) Ebend. S. 208 fg. (vgl. S. 127). — 4) Ebend. 258. — 5) Ebend. S. 304. — 6) Ebend. S. 305.

höchste für eine unerweisliche, obwohl nicht ungereimte Muthmaßung erklären [1]).

Noch müssen wir der großen Verdienste gedenken, die Rask sich durch seine Ausgaben der beiden Edda [2]) (1818) um den Text dieser Hauptwerke der altnordischen Literatur erworben hat.

2. Rask's Arbeiten auf dem Gebiet der germanischen Sprachen seit dem Jahr 1822.

Auch in den letzten zehn Jahren seines Lebens (1822—1832) war Rask als Sprachforscher unermüdlich thätig. Seine Arbeiten erstrecken sich weit über das Gebiet hinaus, mit welchem wir uns hier beschäftigen. Aber auch unter den außerhalb unseres Kreises liegenden Arbeiten Rask's sind manche für unsere Wissenschaft mittelbar von großer Bedeutung, z. B. die epochemachende Abhandlung über das Alter und die Echtheit der Zendsprache und des Zendavesta (1826) [3]). Unter den Schriften, die dem germanischen Gebiet angehören, heben wir hervor den scharfsinnigen Versuch einer wissenschaftlichen dänischen Rechtschreibung (1826) [4]) und die friesische Sprachlehre (1825) [5]). Die letztere schließt sich, wenn auch mit manchen Abänderungen, im Wesentlichen doch ganz den Ansichten über den germanischen Sprachbau an, die Rask schon 1811 in seiner Anleitung zur isländischen Sprache aufgestellt hatte. Von einem Einfluß der inzwischen erschienenen Grimm'schen Grammatik ist nichts zu bemerken. In einer ausführlichen Beurtheilung von Rask's Buch, die in den Göttingischen gelehrten Anzeigen

1) Ebend. S. 304. Man übersehe hiebei nicht, daß Rask's Undersøgelse zwar nach Bopp's 1816 erschienenem Conjugationssystem der Sanskritsprache herausgegeben (1818), aber vor demselben (1814) geschrieben ist. — 2) Die Edda Saemundar gab »ex recensione Erasmi Christiani Rask« Arv. Aug. Afzelius heraus. — 3) Wieder abgedruckt in Rask's Samlede Afhandlinger II, 1836, S. 360—393. — 4) Forsøg til en videnskabelig dansk Retskrivningslaere, erschienen als I. Bind der Tidsskrift for nordisk Oldkyndighed. Kjøb. 1826. — 5) Frisisk Sproglaere, København 1825.

(1826) erschien, stellt Grimm seine Ansichten denen Rask's gegenüber. Rask empfand dies sehr übel und erwiderte Grimm's Bemerkungen in einer sehr erbitterten Weise (1826)[1]. Dieser Erwiderung ließ er dann noch (1830) eine Beurtheilung der beiden ersten Bände von Grimm's Grammatik folgen[2]. Alle diese kritischen Ergüsse des sonst so verdienten Sprachforschers machen einen höchst peinlichen Eindruck. Wie überall, so zeigt er auch hier gründliche Kenntnisse auf vielen Gebieten und scharfe Beobachtungsgabe. Er hat nicht selten im Einzelnen gegen Grimm Recht; ja er berührt auch mit richtigem Blick die schwächeren Seiten von Grimm's Methode. Aber er hat keine Ahnung von Grimm's Bedeutung. Gegen das Bahnbrechende von Grimm's Forschung ist er vollkommen blind, und ebenso verschließt er sich gegen dessen schönste Entdeckungen. Bis an sein Lebensende (1832) bleibt Rask festgebannt auf dem Standpunkt, den er vor dem Erscheinen von Grimm's Grammatik eingenommen hatte[3].

---

1) In der dänischen Zeitschrift Hermod; wieder abgedruckt in Rask's Samlede Afhandlinger III, 1838, S. 198–234. — 2) Im Londoner Foreign Review, March 1830. Wieder abgedruckt in Rask's Saml. Afhandl. II, 1836, S. 442—462. Manches in dieser Beurtheilung deutet scheinbar auf einen anderen Verfasser als Rask. So S. 443 »our own — Hickes«; S. 449 »our modern English«; S. 456 »the system of the Danish professor«; oder wenn S. 445 Rask's angelsächs. Sprachlehre »a very remarkable production« genannt wird. Aber da diese Kritik nicht nur unter Rask's Abhandlungen aufgenommen ist, sondern auch in dem Verzeichniß seiner Schriften (Saml. Afh. III, Fortale S 48) ausdrücklich Rask zugeschrieben wird, so können wir seine Verfasserschaft leider nicht in Abrede stellen. — 3) Vgl. z. B. A. Grammar of the Anglo-Saxon Tongue, — by Er. Rask. A new edition enlarged and improved by the author. Translated from the Danish by B. Thorpe, Copenhagen 1830, preface, postscriptum p. LVII. Dann p. 68. 86. — Ferner Kortfatted Vejledning til det oldnordiske eller gamle islandske Sprog ved R. Rask 1832; Tredje Oplag, København 1854, Forord; dann z. B. S. 51.

Sechstes Kapitel.

Die Bearbeitung der neuhochdeutschen Schriftsprache und der deutschen Volksmundarten in den Jahren 1797 bis 1819.

Die Thätigkeit Adelung's, die wir im vorigen Buch besprochen haben, reicht tief hinein in den gegenwärtigen Zeitabschnitt. Die zweite Ausgabe seines deutschen Wörterbuchs erscheint in den Jahren 1783 bis 1801, und an diese knüpfen die gleichzeitigen Bemühungen um die deutsche Schriftsprache an. Der bekannte Pädagog Joachim Heinrich Campe (geb. 1746 zu Deensen im Braunschweigischen, gest. zu Braunschweig am 22. Oct. 1818)[1]) verband sich im J. 1797 mit mehreren Kennern der deutschen Sprache zur Herausgabe eines „deutschen Wörterbuchs zur Ergänzung und Berichtigung des Adelungischen"[2]). Das Werk kam aus Mangel an Theilnahme von Seite des Publicums und durch die Erkrankung mehrerer Mitarbeiter zunächst nicht zu Stande[3]). Aber Campe selbst arbeitete an dem von ihm übernommenen Theil eifrig fort, und so entstand sein im J. 1801 zu Braunschweig erschienenes „Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke." Einige Jahre später vereinigte sich Campe mit Theodor Bernd und Joh. Gottlieb Radlof zur Herausgabe eines vollständigen „Wörterbuchs der deutschen Sprache"[4]), das 1807 bis 1811 in fünf großen Quartbänden zu Braunschweig erschien. Campe hatte bei seinen lexikalischen Arbeiten ein doppeltes Ziel im Auge. Erstens

1) Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten I, 279—293. — A. Hm. Niemeyer in der Allgem. Encykl. her. von Ersch und Gruber Thl. XV, S. 17 fg. — 2) S. die Ankündigung und Probe desselben in: Beiträge zur weitern Ausbildung der deutschen Sprache von einer Gesellschaft von Sprachfreunden. Neuntes Stück, Braunschweig 1797, S. 3—108. Die Namen der Mitarbeiter das. S. 17 fg. — 3) S. die Vorr. zum ersten Bd. von Campe's Wörterb. der deutschen Sprache S. IV. — 4) Vgl. über die Entstehung dieses Werkes und den Antheil, den die einzelnen Mitarbeiter daran hatten, Campe's Vorr. zum ersten Bd. S. VI fg.

wollte er dem engherzigen Begriff Adelung's von der „hochdeutschen Mundart", wie wir ihn im vorigen Buch geschildert haben, einen umfassenderen entgegenstellen [1]). Er nimmt deshalb eine Menge von Wörtern auf, denen Adelung das Bürgerrecht versagt hatte; und da Campe und seine Mitarbeiter auch sonst fleißig nachsammeln, so bieten sie mehr als doppelt so viele Wörter als Adelung. Zweitens aber geht Campe's Bestreben darauf, die deutsche Sprache von Fremdwörtern zu reinigen. Mit einer Abhandlung über diesen Gegenstand gewinnt er einen von der Berliner Akademie ausgesetzten Preis [2]). Seine Grundsätze sind trotz aller Uebertreibungen doch verständiger als die so mancher anderer Puristen, und wenn es ihm auch an Tiefe und Gründlichkeit fehlt, so trifft sein nüchterner Verstand doch öfters das Richtige. Wie Campe, so gieng Joh. Heinrich Voß damit um, Adelung's Wörterbuch durch ein besseres zu ersetzen. Seine ausführliche Beurtheilung Adelung's (1804) [3]) trifft die schwachen Seiten desselben mit schneidender Schärfe, verkennt aber dessen wirkliche Verdienste. Weit tiefer griff Voß ein auf dem Gebiet der deutschen Metrik durch seine 1802 erschienene „Zeitmessung der deutschen Sprache", worin er die Grundsätze darlegte, nach denen er selbst den deutschen Vers behandelte. Unter den lexikalischen Arbeiten dieses Zeitraums erwähnen wir noch Theodor Heinsius „Volkthümliches Wörterbuch der deutschen Sprache für die Geschäfts- und Lesewelt" (1818 — 1822). Das Gebiet der deutschen Synonymik erhielt in unserer Periode eine werthvolle Bereicherung durch Joh. August Eberhard's (geb. zu Halberstadt 1739, 1778 Prof. der Philosophie zu Halle, gest. den 6. Jan. 1809) [4]) „Versuch einer allgemeinen deut-

1) Vgl. die angeführte Vorrede, und die Abhandlung Campe's: „Was ist Hochdeutsch?" in den Beiträgen, Erstes Stück 1795, S. 145. — 2) Die Abhandlung ist (theilweise und mit einigen Veränderungen) wieder abgedruckt vor Campe's Wörterbuch — zur Verdeutschung u. s. w. — 3) In der Jen. Lit.-Zeitung 1804, Nr. 24 — 40. Vgl. Adelung's Gegenerklärung in der Leipziger Lit.-Zeitung 1804, Intelligenzbl. Stück 15. — 4) Jördens, Lexikon VI, 30 fg.

schen Synonymik in einem kritisch-philosophischen Wörterbuche der sinnverwandten Wörter der hochdeutschen Mundart" (1795–1802). Eine Ergänzung dieses Werks lieferte (1818–21) Ehrenreich Maaß (Prof. in Halle, † 1823).

Einen besonderen Eifer wendet man in dieser Zeit der „Reinigung und Verbesserung der deutschen Sprache" zu. Mit Kenntniß und Verstand schrieb K. W. Kolbe (geb. zu Berlin 1757, den größten Theil seiner Lebenszeit in Dessau, gest. den 13. Jan. 1835)[1]) „Ueber den Wortreichthum der deutschen und französischen Sprache und beider Anlage zur Poesie" (1806), und „Ueber Wortmengerei" (1809). Mit rührendem Eifer, aber unglaublicher Verkennung seines Gegenstandes müht sich Christian Hinrich Wolke für das Beste seiner „herlichen Muttersprache" und „seines geliebten Vatervolkes" ab. Geboren zu Jever im J. 1741, wurde er 1774 Basedow's rechte Hand bei Errichtung des bekannten Dessauer Philanthropins. Bis in sein hohes Lebensalter mit pädagogischen und sprachlichen Experimenten beschäftigt, starb er am 8. Jan. 1825 zu Berlin[2]). Sein Hauptwerk auf unserem Gebiet ist sein „Anleit zur deutschen Gesamtsprache oder zur Erkennung und Berichtigung einiger (zu wenigst 20) tausend Sprachfehler in der hochdeutschen Mundart; nebst dem Mittel, die zahllosen, — in jedem Jahre den Deutschschreibenden 10 000 Jahre Arbeit oder die Unkosten von 5 000 000 verursachenden — Schreibfehler zu vermeiden und zu ersparen" (1812). Wir wollen hier nicht auf die zahllosen Sonderbarkeiten des Verfassers in Orthographie, Wortbildung und Verdeutschung eingehen, sondern nur seinen Grundgedanken hervorheben, weil er uns mehr, als irgend etwas, zeigt, was damals, — sieben Jahre vor dem Erscheinen von Grimm's Grammatik —, auf dem Gebiet der Sprachweisheit noch möglich war. Wolke ist nämlich alles Ernstes der Ansicht, daß ein einzelner „tätiger, kentnisvoller, mit Verstand, Sprach- und Schönsin begabter Man, Kenner der Deutschin, disen [den deutschen] Wortbau

1) Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1835, I, S. 66 fg. — 2) Ebend., Jahrg. 1825, S. 28 fg.

nach einerlei echtdeutschen, d. i. natur- und vernunftgemäsen Formen vorzunemen und seine Wortgebilde aufzustellen" habe. Dadurch „bereitet er das Mittel, unsre — von gants Unwissenden begründete, von Unkundigen meissterlos zusammengeflikte, nach einem dunkeln Gefühl geschaffene Sprache zu einem mit sich übereinstimmigen, widerspruchlosen Kunsstwerke zu machen, gar nicht, um dise von Einem erleuchteten Verstande erzeugte und zur Widergeburt beförderte Sprache gleich einzufüren, sondern si nur als Muster zur freien, almäligen Nachamung für die Zeitgenossen und ire Nachkommen aufzustellen. Dis Werk, weltbauähnlich, da Ein Verstand es, wi in Einem Gus, erschuf, wird sich nur durch neue Vorteile, Schönheiten und Volkommenheiten sehr merklich von der Sprache unterscheiden, welche bis dahin der unkundige und steifsinnige Vielkopf grösstteils zusammengestükt hat" [1]). Mit mehr Kenntniß der deutschen Sprache, als Wolke, aber doch auch mit wunderlichen Voraussetzungen wollte Radlof sich der Verbesserung unserer Sprache annehmen in seinen „Trefflichkeiten der südteutschen Mundarten zur Verschönerung und Bereicherung der Schrift Sprache" [2]) (1811).

Die grammatische Bearbeitung der neuhochdeutschen Schriftsprache fand auch in unserer Periode (1797—1819) zahlreiche Vertreter. Den Anlaß zur Herausgabe deutscher Grammatiken gab jetzt, wie früherhin, das Bedürfniß des Unterrichts. Eine deutsche Regierung, die bayerische, fühlte dies Bedürfniß so lebhaft, daß sie ihm (1807) durch Aussetzung eines namhaften Preises für eine den Anforderungen der Gegenwart entsprechende deutsche Grammatik abzuhelfen suchte [3]). Aber ihre Absicht blieb unerfüllt [4]). Unter den deutschen Grammatikern jener Zeit nennen wir Theodor Heinsius (in Berlin), Jos. Wismayr (in München), Georg Mich. Roth

1) Wolke, Anleit, 1812, S. 181. — 2) Vgl. z. B. S. 91 fg. — 3) S. das Ausschreiben in der Hallischen Lit. Zeitung 1807, Intelligenzbl. Num. 78. — 4) Vgl. über den Verlauf dieser ganzen Angelegenheit Radlof, Ausführliche Schreibungslehre, Frankf. a. M. 1820, Vorr. — Auf diesen Vorgang bezieht sich Grimm, Gramm. I, (1) Vorr. S. XII.

(in Frankfurt am Main), Georg Reinbeck (aus Berlin, später in Stuttgart), Heinr. Bauer (in Potsdam), Wilh. Harnisch (in Breslau), Phil. Steinheil (in Stuttgart), endlich Joh. Christian August Heyse (in Magdeburg). Alle diese Grammatiker hatten ihren zum Theil weit ausgebreiteten Wirkungskreis. Aber nur der zuletzt genannte, nämlich Heyse, erreichte einen ähnlichen Einfluß, wie vor ihm Adelung. Wir werden deshalb im folgenden Buch auf ihn zurückkommen. Hier bemerken wir nur noch, daß gerade für die neuhochdeutsche Grammatik von besonderer Wichtigkeit der „frankfurtische Gelehrtenverein für deutsche Sprache" wurde, den der scharfsinnige und verdiente Georg Friedr. Grotefend (geb. zu Münden 1775, 1803 am Gymnasium zu Frankfurt am Main angestellt, 1821 Director des Lyceums zu Hannover [1]), gest. den 15. Dec. 1853) [2]) im J. 1817 gründete [3]).

Wie die Schriftsprache, so fanden auch die deutschen Mundarten in unserem Zeitraum nicht wenige Bearbeiter. Die mundartliche Poesie nahm gerade in jener Zeit einen neuen Aufschwung durch Joh. Heinr. Voß' plattdeutsche und Peter Hebel's allemannische Gedichte (1803). Neben ihnen könnten außer dem Nürnberger Grübel († 1809) noch eine Reihe Anderer genannt werden, die sich in den verschiedenen deutschen Mundarten dichterisch versuchten. Aber wir schreiben hier nicht die Geschichte der mundartlichen Dichtung, sondern die der mundartlichen Forschung. Doch geht gerade auf diesem Gebiet öfters Beides Hand in Hand. Unter den vielen Beiträgen zur Kenntniß der deutschen Mundarten, die theils als selbständige Werke, theils in Zeitschriften erschienen, heben wir hervor Franz Jos. Stalder's Versuch eines schweizerischen Idiotikons (1812) und dessen Schweizerische Dialektologie (1819), Joh. Friedr. Schütze's (geb. zu Altona 1758, gest. 1810) holsteinisches Idiotikon (1800—1806) und Matthias Höfer's Volkssprache in Oesterreich (1800) und Etymologisches Wörterbuch der in

1) Conversations-Lex. der Gegenwart, Bd. II, Leipz. Brockhaus 1839, S. 564 fg. — 2) Brockhaus. Conv.-Lex. (11) VII, 457. — 3) Vgl. Abhandlungen des frankf. Gelehrtenvereins u. s. f. Erstes Stück, 1818.

Oberdeutschland, vorzüglich aber in Oesterreich üblichen **Mundart** (1815). Versuche, einen Ueberblick über sämmtliche deutsche Mundarten zu gewinnen, wurden gemacht von Severin Vater, im Anschluß an Adelung's Mithridates, in seinen Proben deutscher Volksmundarten (1816) und von Joh. Gottlieb Radlof in den „Sprachen der Germanen in ihren sämmtlichen Mundarten dargestellt und erläutert durch die Gleichniss-Reden vom Säemanne und dem verlorenen Sohne“ (1817), denen er dann später (1821) noch einen Mustersaal aller deutschen Mundarten folgen ließ.

Siebentes Kapitel.

Rückblick.

Wir haben gesehen, wie gegen den Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts die Romantiker den Blick in unsre Vergangenheit wieder öffneten. Wir haben das große Verdienst, das die Romantiker sich dadurch erwarben, rühmend anerkannt, zugleich aber auf die Gefahren hingewiesen, die mit einer solchen Verherrlichung des Mittelalters, wie wir sie bei den Romantikern finden, unausweichlich verbunden waren. Wir haben dann aber weiter gesehen, wie die deutsche Philologie, obwohl auf dem Boden der Romantik erwachsen, doch das Krankhafte dieser Richtung mehr und mehr abstreifte, indem sie ihre Neigung nicht dem Mittelalter, sondern dem Deutschen aller Zeiträume zuwandte. Nichts führt uns diesen Unterschied so klar vor Augen, als die Stellung, die unser größter Dichter einerseits zu den Romantikern und andrerseits zu unsrer gewaltigsten altdeutschen Dichtung einnahm. Wir erinnern uns, wie Goethe gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts sich einer ausschließlichen Vergötterung des Griechenthums in die Arme warf. Aber ein Geist von so gesunder und unerschöpflicher Naturkraft konnte in dieser erkünstelten Einseitigkeit nicht verharren. Wohl blieben ihm die Griechen in Kunst und Poesie das Höchste, und wer wollte dem, richtig verstanden, widersprechen? Aber sein Blick erweiterte sich auch wieder für die Schöpfungen anderer Völker. Zwar das krankhafte Katholisieren der Romantiker widerte ihn an.

Wohl aber erkannte sein ungetrübter Blick das Tüchtige und Gesunde in unsrer altdeutschen Heldendichtung. Im Jahr 1807 beschäftigt sich Goethe eingehend mit dem Nibelungenlied; er liest es einem Kreis edler Damen aus dem Grundtext improvisierend in neuhochdeutscher Sprache vor [1]). Seit dieser Zeit hat ihn das Interesse an „unsern herrlichen Nibelungen" [2]) nicht mehr verlassen, wenn er auch nachdrücklich vor einer Vergleichung mit der Ilias warnt [2]). Und noch im hohen Greisenalter (1829) thut er den Ausspruch: „Das Klassische nenne ich das Gesunde, und das Romantische das Kranke. Und da sind die Nibelungen klassisch wie der Homer, denn beide sind gesund und tüchtig" [3]).

Die Niederwerfung Deutschlands durch die Franzosen gab dem Studium unserer alten Sprache und Literatur eine erhöhte Bedeutung. Man wendete sich den Zeiten zu, in denen Deutschland groß und herrlich gewesen war, um von dort Trost für das Elend der Gegenwart und Stärkung für das Ringen nach einer besseren Zukunft zu gewinnen. Dies ist der Geist, von dem wir die deutschen Patrioten in den Jahren 1806 bis 14 erfüllt sehen. Auch begann man schon zu ahnen, welchen Schatz für die Bildung der deutschen Jugend wir in unsrer alten Dichtung besitzen [4]).

1) Goethe Annalen, 1807, Wke. 1840, Bd. 27, S. 249. Vgl. eb. S. 267, und Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel, Thl. I, Leipz. 1851, S. 338 fg. — 2) Goethe, Noten u. s. w. zum West-östlichen Divan (1819), Wke 1840, Bd. 4, S. 232. — 3) Eckermann, Gespraeche mit Goethe, (2) II, S. 92. Vgl. auch Goethe, über Simrock's Uebers. des Nib., in den Wken 1840, Bd. 32, S. 273 fg. — 4) Vgl. die oben (S. 327 angeführte Aeußerung A. W. Schlegel's. — Dann F. A. Gotthold (in Küstrin) in der Neuen berlinischen Monatschrift, 1809, Jan. S. 52 fg. — K. Besseldt, Oberlehrer am Gymnas. zu Tilsit, Von dem Verhältniß altdeutscher Dichtungen zur volksthümlichen Erziehung, Königsberg 1814. — Ueber Evers in Aarau vgl. Gräter's Idunna und Hermode, Anz. 26. Sept. 1812. — Ueber Gotth. Heinr. Schubert in Nürnberg s. dessen Selbstbiographie II, 1 (1855), S. 326 fg. — Hier erwähnen wir auch, daß einer der gründlichsten Kenner des griechischen und römischen Alterthums, K. W. Göttling, sich als ein begeisterter Verehrer des Nibelungenlieds aussprach. (Ueber das Geschichtliche im Nibelungenliede. Von K. W. Götting, Rudolstadt 1814, S. 5 fg. S. 48 fg.).

Das warme, aber zum Theil noch dunkle Streben, sich der deutschen Vergangenheit geistig zu bemächtigen, entwickelte sich allmählich immer mehr zu einer echt wissenschaftlichen Erforschung unseres Alterthums. Aus der geistvollen Wiederentdeckung unsrer mittelalterlichen Kunst, wie wir sie bei den Häuptern der Romantik finden, bilden sich die Bestrebungen der Brüder Boisserée für Geschichte der deutschen Mahlerei und der deutschen Baukunst heraus, und diese Bestrebungen haben wieder die bedeutungsvollste Rückwirkung auf die Gründung der neuen deutschen Kunst durch Cornelius.

Wie die seitdem nicht rastenden und zu immer größerer Vollkommenheit fortgeschrittenen Arbeiten auf dem Gebiet der deutschen Kunstgeschichte in jener Zeit ihren Ursprung haben, so wurde in den letzten Jahren unserer Periode ein neuer Eifer für die Erforschung unserer politischen Geschichte erweckt. Der größte deutsche Staatsmann, der die Grundlagen zum Wiederaufbau Preußens gelegt hatte, der Freiherr vom Stein, wurde auch der Neugründer unserer deutschen Geschichtsforschung, indem er (1816 fg.) mit seiner unerschütterlichen Thatkraft die Sammlung der deutschen Geschichtsquellen betrieb, die als Monumenta Germaniae historica unter G. H. Pertz' einsichtsvoller Leitung das Fundament der deutschen Geschichtsforschung geworden sind. Gleichzeitig aber nahm das Studium des deutschen Rechts und seiner Geschichte durch K. F. Eichhorn einen neuen Aufschwung.

In diesem Zusammenhang müssen wir die Arbeiten der Brüder Grimm in den Jahren 1806 bis 19 betrachten. Sie nehmen eine der ersten Stellen ein in der Wiedererkennung des deutschen Alterthums. Noch aber fehlt ihnen der streng wissenschaftliche Boden. Lachmann, Bopp und Rask arbeiten, jeder in seiner Weise, auf dessen Gewinnung hin. Ihn in seinem ganzen Umfang zu gewinnen und dadurch der germanischen Philologie für immer ihre Stellung im Kreise der Wissenschaften zu sichern, war dem Werke bestimmt, zu dessen Schilderung wir nun übergehen: Jacob Grimm's deutscher Grammatik.

Viertes Buch.

Die germanische Philologie vom Erscheinen von Grimm's Grammatik bis zur Gegenwart. 1819 bis 1869.

Erstes Kapitel.

Die Brüder Grimm 1819 bis 1840.

1. Leben der Brüder Grimm 1819 bis 1840.

Das Werk, das die neue Periode begründete, deren Geschichte wir in diesem Buche schreiben wollen, war J. Grimm's deutsche Grammatik. Ehe wir aber an die Darstellung dieses epochemachenden Werkes gehen, müssen wir zuvor das Leben der beiden Brüder während dieser ihrer fruchtbarsten Periode mit einigen Worten schildern. Wir haben sie im vorigen Buch verlassen, nachdem Wilhelm Grimm 1814 Secretär an der Bibliothek zu Kassel, Jacob 1816 zweiter Bibliothekar an derselben Anstalt geworden war. So lebten sie eine Reihe von Jahren in sehr bescheidenen Verhältnissen ein stilles, dem Dienst der Wissenschaft geweihtes Leben. Wilhelm gründete (1825) einen schönen und beglückten Hausstand durch seine Verheirathung mit Dorothea Wild, der Tochter des Apothekers Rudolf Wild in Kassel [1]). Jacob hatte

1) Herman Grimm, der geistreiche Verfasser von Michelangelo's Leben, ist das älteste von W. Grimm's drei Kindern.

600 Thaler Besoldung, Wilhelm 300; die warfen sie zusammen und lebten davon [1]). Jetzt, wie von Jugend auf, standen die beiden in „brüderlicher Gütergemeinschaft; Geld, Bücher und angelegte Collectaneen gehörten ihnen zusammen" [2]). Diesem eingezogenen Forscherleben entsprang J. Grimm's gewaltigstes Werk. Im J. 1819 erschien der erste Band der deutschen Grammatik, 1822 dessen gänzlich umgearbeitete neue Ausgabe, 1826 der zweite, 1831 der dritte, 1837 der vierte Band; dazwischen 1828 die deutschen Rechtsalterthümer, 1835 die deutsche Mythologie. Auch Wilhelm's Hauptwerk: Die deutsche Heldensage (1829) gehört dieser Periode an. Und unter welchen äußeren Verhältnissen sind diese bahnbrechenden Werke entstanden! Nach dem Tode des Kurfürsten Wilhelm I. (1821) wurde die Bibliothek unter den Befehl des Oberhofmarschallamts gestellt, und diese Behörde kam auf den Einfall, zum Behuf einer nothwendigen Controlle müsse ihr binnen kurzer Zeit eine Abschrift des gesammten Katalogs eingereicht werden. So mußten J. und W. Grimm in der Blüthe ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit anderthalb Jahre lang die edelsten Stunden auf diese gänzlich unnütze Abschrift verwenden. Denn „Schreiber waren keine da" [3]). „Und doch lebe ich getrost und vergnügt", schreibt J. Grimm in jener Zeit ermuthigend an Hoffmann von Fallersleben. „Mein Stübchen ist wohl noch enger als Ihres; der Stühle habe ich nur drei zwei überflüssig); störender Arbeiten die Last liegt auf mir." „Es scheint heute", so fügt er in einer Nachschrift bei, „eine milde Frühlingssonne, und Gott ist so gut; sein Sie auch von diesem Frühling an heiter und zufrieden; man kann sich dran gewöhnen, und das ist eine der schönsten Gewohnheiten" [4]). Endlich aber trieb man die schnöde Zurücksetzung dieser unvergleichlichen Männer so weit, daß auch die unzerstörbarste Geduld reißen mußte. Als im J. 1829 der erste Bibliothekar starb, ließ man J. Grimm, der

---

1) Jac. Grimm's Brief an Hoffmann von Fallersleben vom 6. März 1826 in Pfeiffer's Germania XI, 500. — 2) J. Grimm, Selbstbiogr., bei Justi S. 163. — 3) J. Grimm an Hoffmann a. a. O. S. 499. — 4) Ebend. S. 500.

seit 23 Jahren im Dienst war, nicht in dessen Stelle vorrücken, sondern man schob einen andern ein. Zu demselben Jahr noch erhielten die Brüder einen ehrenvollen Ruf nach Göttingen, und so schwer ihnen der Abschied von ihrer hessischen Heimath wurde, folgten sie dem Ruf und traten Neujahr 1830 ihre Göttinger Stellen an, Jacob als ordentlicher Professor und Bibliothekar, Wilhelm als Unterbibliothekar [1]).

Das Leben in Göttingen stellte den Brüdern eine neue Aufgabe. Sie sollten als Lehrer auftreten, was sie bis dahin noch nie gethan hatten und was so spät erst begonnen, selten zu gelingen pflegt. Aber die unvergleichliche Beherrschung ihres Stoffs, die strenge Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung ihres Berufs und die warme Liebe zu ihrer Wissenschaft und zur akademischen Jugend ließ sie diese Hindernisse überwinden. Jacob las über deutsche Grammatik, über deutsche Rechtsalterthümer, über deutsche Literaturgeschichte, über die Germania des Tacitus, eine Vorlesung, die zugleich die Grundzüge der deutschen Rechtsalterthümer und der deutschen Mythologie umfaßte. Es war ein überwältigendes Gefühl, hier den Meister des Fachs seine großen Entdeckungen in anspruchlosester Form, aber mit der Unmittelbarkeit des Selbstdurchlebten vortragen zu hören. Wilhelm las über mittelhochdeutsche Dichtungen. Leider war er durch zunehmende Kränklichkeit, die sich einigemal bis zu schwerer Gefahr steigerte, öfters verhindert, die angekündigten Vorlesungen zu halten. Obwohl durch das doppelte Amt, an der Bibliothek und auf dem Katheder, sehr in Anspruch genommen, behielten die Brüder doch Zeit genug übrig, um an ihren wissenschaftlichen Unternehmungen fortzuarbeiten. Mehrere ihrer hauptsächlichsten Werke kamen in Göttingen zu Stande: Von J. Grimm der dritte und vierte Band der Grammatik, die deutsche Mythologie (1835) und der Reinhart Fuchs (1834), von Wilhelm die Ausgabe des Freidank (1834). So lebten die Brüder in der Fülle der ausgiebigsten Arbeit und im angenehmsten und gewinnreichsten Verkehr mit Collegen wie Benecke, Dahlmann, Otfrid

1) J. Grimm's Selbstbiogr., bei Justi S. 161.

Müller, Gervinus, als plötzlich ein Ereigniß eintrat, das diesem ganzen schönen Dasein und zugleich der Blüthe der Universität Göttingen ein Ende machte. Als König Ernst August den hannöverischen Thron bestieg, erklärte er durch Patent vom 1. Nov. 1837 das Staatsgrundgesetz des Landes für aufgehoben. Diesem Rechtsbruch gegenüber fühlten die Brüder Grimm sich durch ihr Gewissen gedrungen, im Verein mit ihren Collegen Dahlmann, Gervinus, Ewald, W. Weber und Albrecht eine ernste, aber ehrerbietige Eingabe an das Curatorium der Universität zu richten, worin sie erklärten, daß sie sich durch ihren auf das Staatsgrundgesetz geleisteten Eid fortwährend verpflichtet halten müßten [1]). Die Folge war, daß jene sieben ausgezeichneten Gelehrten sofort ohne Urtheil und Recht ihrer Stellen entsetzt und drei von ihnen: Dahlmann, J. Grimm und Gervinus, weil sie ihre Erklärung auch Anderen mitgetheilt hatten, geboten wurde, binnen drei Tagen die Universität und das Königreich zu verlassen [2]). J. Grimm hat uns von seiner Absetzung und Verbannung eine ergreifende Schilderung gegeben [3]). Sie läßt uns einen tiefen Blick thun in das herrliche Gemüth und den mannhaften Charakter des großen Gelehrten. Grimm war kein Politiker, aber ein deutscher Mann im vollen schönsten Sinn des Wortes. „Mein Leben, sagt er, insoweit seine Schicksale von meiner Gemüthsart und Gesinnung abhängen, würde still und ungefährdet in unablässigem Dienste der Wissenschaft verflossen sein." „Was ist es denn für ein Ereigniß, das an die abgelegene Kammer meiner einförmigen und harmlosen Beschäftigungen schlägt, eindringt und mich herauswirft? Wer, vor einem Jahre noch, hätte mir die Möglichkeit eingeredet, daß eine zurückgezogene, unbeleidigende Existenz beeinträchtigt, geleidigt und verletzt werden könnte? Der Grund ist, weil ich eine vom Land, in das ich aufgenommen worden war, ohne alles mein Zuthun, mir auferlegte Pflicht nicht brechen wollte, und als die drohende Anforderung an mich trat,

---

1) Zur Verständigung von Dahlmann, Basel 1838, S. 35. — 2) Ebend. S. 71. — 3) Jacob Grimm über seine Entlassung, Basel 1838. Wieder abgedruckt in: Kleinere Schriften von J. Grimm. Bd. I. (1864), S. 25—52.

das zu thun, was ich ohne Meineid nicht thun konnte, nicht zauderte, der Stimme meines Gewissens zu folgen." „Die Welt ist voll von Männern, die das Rechte denken und lehren, sobald sie aber handeln sollen, von Zweifel und Kleinmuth angefochten werden und zurückweichen." „Ich sehe das kalte Lächeln derer, die sich die Klugen nennen"; — „habe ich doch selbst sagen hören, ein Eid in politischen Dingen bedeute nicht viel, oder auch, der aufgelegte Eid binde eben nicht, man erfülle ihn so weit man Lust habe. Gut, denkt der Eine, daß sich Veranlassung findet, eine liberale Verfassung umzuwerfen, wenn es gelingt, so heiligt der Zweck die Mittel; wir haben ein höheres Recht, das die Rechte des Machwerks nicht zu achten braucht. Was kümmert mich die Politik, meint der Andere, wenn sie mich in meiner Behaglichkeit oder in meinen gelehrten Arbeiten stört. Aber so sehr ist die Religiosität nicht verschwunden, daß nicht Viele, die etwas Höheres als weltliche Klugheit kennen, die volle Schwere des Grundes mit mir im tiefsten Herzen empfinden. Es gibt noch Männer, die auch der Gewalt gegenüber ein Gewissen haben."

So kehrte Jacob Grimm im December 1837, ohne Richterspruch aus dem Lande verbannt, dem er mit voller Hingabe gedient hatte, in die alte hessische Heimath nach Kassel zurück. Wilhelm folgte einige Zeit später mit seiner Familie nach; und so lebten nun die Brüder, wenn auch unter ganz anderen Verhältnissen, wieder mehrere Jahre in der Hauptstadt ihres engeren Vaterlandes.

2. Jacob Grimm's Arbeiten von 1819 bis 1840.

1. Die deutsche Grammatik.

Als Jacob Grimm sein dreißigstes Lebensjahr überschritt, konnte er bereits auf eine Reihe bedeutender, ja zum Theil epochemachender Leistungen zurückblicken. Er zählte unter die anerkanntesten Meister der deutschen Sprach- und Alterthumsforschung. Aber während im gewöhnlichen Verlauf der Mensch nach Erreichung dieses Zieles auf dem Wege zu verharren pflegt, den er bis dahin mit Glück und Beifall eingehalten hat, sehen wir in Jacob Grimm eine der

seltenen und großartigen Erscheinungen, daß ein schon berühmter Schriftsteller die Mängel seines ganzen bisherigen Treibens durchschaut und, wie von vorne anfangend, sich eine neue Bahn bricht. Schon während der früheren Periode hatte Grimm sich eifrig auch mit Sprachstudien beschäftigt, ja er hatte schon so manche schöne Beobachtung auf diesem Gebiete gemacht. Aber dies alles blieb vereinzelt und ohne Zusammenhang und konnte deshalb keinen festen Halt bieten gegen die willkürliche Behandlung des Uebrigen [1]). Da erkannte Grimm, daß hier der Punkt sei, von dem aus der ganzen germanischen Alterthumsforschung eine feste wissenschaftliche Grundlage geschaffen werden müsse. Der Gedanke, daß hier von Seite der deutschen Gelehrten etwas nachzuholen sei, stand zwar nicht vereinzelt. Während nach anderen Seiten hin, für Herausgabe altdeutscher Quellen und die lexikalische Bearbeitung älterer germanischer Sprachen, die Deutschen sich neben die übrigen Völker stellen durften, hatten sie die grammatische Erforschung der älteren germanischen Sprachen fast ganz verabsäumt. Sie hatten nichts aufzuweisen, was sich auch nur entfernt mit den Leistungen von Hickes, Ten Kate oder Rask hätte vergleichen lassen. Es war deshalb natürlich, daß in den Männern, die sich mit neuer Liebe der altdeutschen Literatur zuwandten, das Verlangen nach einer grammatischen Bearbeitung der älteren germanischen Sprachen sich regte. Aber was auf diesem Gebiet vor Grimm in Deutschland wirklich geleistet wurde, war, abgesehen von manchen nur beiläufig gemachten guten Beobachtungen [2]), völlig unbedeutend. So im achtzehnten Jahrhundert Fulda's und Michaeler's, im neunzehnten Steinheil's (1812) [3]), Mone's (1816) [4]) und J. W. Pfaff's (1817) [5]) Anläufe. Aber

1) S. oben den Rückblick auf Grimm's erste Periode S. 446 fg. — 2) Vgl. das oben S. 461 über Lachmann Gesagte. — 3) Lehrgebäude der deutschen Sprache, mit einer Geschichte dieser Sprache überhaupt, und jedes Redetheiles insbesondere, von F. C. P. von Steinheil, Prof. am kgl. Gymnasium zu Stuttg. Stuttg. 1812. — 4) Franc. Jos. Mone, De emendanda ratione grammaticae Germanicae libellus. Heidelbergae 1816. — 5) Allgemeine Umrisse der germanischen Sprachen. Von J. W. Pfaff, Prof. in Nürnberg. Nürnb. 1817.

nachdem die Deutschen so lange zurückgeblieben, traten sie nun plötzlich an die Spitze der Forschung, als im Jahr 1819 zu Göttingen erschien: Deutsche Grammatik. Von Jacob Grimm. Erster Theil.

J. Grimm erfaßte seinen Gegenstand mit einem Ernst und einer Gründlichkeit, wie er bis dahin noch nie behandelt worden war. In Savigny's „Lehre, sagt er in der köstlichen Zueignung an diesen seinen großen Meister, lernte ich ahnen und begreifen, was es heiße, etwas studieren zu wollen, sei es die Rechtswissenschaft oder eine andere" [1]. So fern die Stoffe der beiden großen Gelehrten: römisches Recht und deutsche Grammatik, sich zu stehen scheinen, und so grundverschieden ihre Naturen waren, so nahe berühren sie sich in der Art, wie sie ihren Gegenstand auffassen. „Meine bisherigen Arbeiten, sagt Grimm in der angeführten Widmung an Savigny, von denen Sie stets unterrichtet gewesen sind und an welchen Sie immer Antheil genommen haben, schienen mir doch zu gering ausgefallen, oder bloße Sammlung roher Stoffe, deren Wichtigkeit künftig einmal gezeigt werden kann, zu wenig mein eigen, als daß ich sie zu einem Maßstab meiner Dankbarkeit und Anhänglichkeit hätte brauchen dürfen. Ich schlage auch gegenwärtiges Buch, dessen Mängel nicht verborgen bleiben werden, nur etwas höher an, weil es mich größeren Fleiß gekostet hat, und weil ihm ein gewisses Verdienst nicht entgehn kann, insofern in einem ungebauten Feld es zugleich leichter und schwerer ist, Entdeckungen zu machen. Man nimmt mit der ersten, halbwilden Frucht vorlieb, da sie an der Stätte, woher sie kommt, nicht erwartet wurde, aber ihr wohl die Mühseligkeit des unbefahrenen Weges anzusehen ist, auf dem ich sie einbringe. Sollte es hiermit auch anders stehen, so versehe ich mich doch zum voraus, daß Sie meinem Versuch, von dieser Seite her in unser deutsches Alterthum Bahn zu brechen, sein Recht geschehen lassen, und den Ge-

1) An — Savigny S. III der ersten Ausgabe des ersten Bandes von Grimm's Gramm. In der zweiten Ausg. fehlt diese Widmung, in die dritte ist sie wieder aufgenommen.

danken billigen werden, einmal aufzustellen, wie auch in der Grammatik die Unverletzlichkeit und Nothwendigkeit der Geschichte anerkannt werden müsse" [1]). Nicht die Sprache zu meistern, sondern durch gewissenhaftes Studium und liebevolle Hingabe ihrem geheimnißvollen geschichtlichen Gang auf die Spur zu kommen, ist die Aufgabe, die Grimm sich stellt. „Seit man die deutsche Sprache grammatisch zu behandeln angefangen hat, beginnt er die Vorrede seines Werkes, sind zwar schon bis auf Adelung eine gute Zahl Bücher und von Adelung an bis auf heute eine noch fast größere darüber erschienen. Da ich nicht in diese Reihe, sondern ganz aus ihr heraustreten will, so muß ich gleich vorweg erklären, warum ich die Art und den Begriff deutscher Sprachlehren, zumal der in dem letzten halben Jahrhundert bekannt gemachten und gutgeheißenen für verwerflich, ja für thöricht halte. Man pflegt allmählich in allen Schulen aus diesen Werken Unterricht zu ertheilen und sie selbst Erwachsenen zur Bildung und Entwicklung ihrer Sprachfertigkeit anzurathen. Eine unsägliche Pedanterei, die es Mühe kosten würde, einem wieder auferstandenen Griechen oder Römer nur begreiflich zu machen" [2]). „Den geheimen Schaden, den dieser Unterricht, wie alles Ueberflüssige, nach sich zieht, wird eine genauere Prüfung bald gewahr. Ich behaupte nichts anders, als daß dadurch gerade die freie Entfaltung des Sprachvermögens in den Kindern gestört und eine herrliche Anstalt der Natur, welche uns die Rede mit der Muttermilch eingibt und sie in dem Befang des elterlichen Hauses zu Macht kommen lassen will, verkannt werde. Die Sprache gleich allem Natürlichen und Sittlichen ist ein unvermerktes, unbewußtes Geheimniß, welches sich in der Jugend einpflanzt und unsere Sprachwerkzeuge für die eigenthümlichen vaterländischen Töne, Biegungen, Wendungen, Härten oder Weichen bestimmt; auf diesem Eindruck beruht jenes unvertilgliche, sehnsüchtige Gefühl, das jeden Menschen befällt, dem in der Fremde seine Sprache und Mundart zu Ohren schallt." „Sind aber diese Sprachlehren selbst Täuschung und Irrthum, so ist der Beweis

1) Ebend. S. III fg. — 2) Grimm, Gramm. I (1), Vorr. S. IX.

schon geführt, welche Frucht sie in unseren Schulen bringen und wie sie die von selbst treibenden Knospen abstoßen statt zu erschließen. Wichtig und unbestreitbar ist hier auch die von Vielen gemachte Beobachtung, daß Mädchen und Frauen, die in der Schule weniger geplagt werden, ihre Worte reinlicher zu reden, zierlicher zu setzen und natürlicher zu wählen verstehen, weil sie sich mehr nach dem kommenden inneren Bedürfniß bilden, die Bildsamkeit und Verfeinerung der Sprache aber mit dem Geistesfortschritt überhaupt sich von selbst einfindet und gewiß nicht ausbleibt. Jeder Deutsche, der sein Deutsch schlecht und recht weiß, d. h. ungelehrt, darf sich, nach dem treffenden Ausdruck eines Franzosen, eine selbsteigene, lebendige Grammatik nennen und kühnlich alle Sprachmeisterregeln fahren lassen" [1]. „Vor sechshundert Jahren hat jeder gemeine Bauer Vollkommenheiten und Feinheiten der deutschen Sprache gewußt, d. h. täglich ausgeübt, von denen sich die besten heutigen Sprachlehrer nichts mehr träumen lassen: in den Dichtungen eines Wolfram's von Eschenbach, eines Hartmann's von Aue, die weder von Declination, noch von Conjugation je gehört haben, vielleicht nicht einmal lesen und schreiben konnten, sind noch Unterschiede beim Substantivum und Verbum mit solcher Reinlichkeit und Sicherheit in der Biegung und Setzung befolgt, die wir erst nach und nach auf gelehrtem Wege wieder entdecken müssen, aber nimmer zurückführen dürfen, denn die Sprache geht ihren unabänderlichen Gang" [2]. Wir können aber diesen Gang nirgends in solchem Umfang beobachten wie am Deutschen. Denn „kein Volk auf Erden hat eine solche Geschichte für seine Sprache, wie das deutsche. Zweitausend Jahre reichen die Quellen zurück in seine Vergangenheit, in diesen zweitausenden ist kein Jahrhundert ohne Zeugniß und Denkmal" [3]. „Das grammatische Studium kann kein anderes, als ein streng wissenschaftliches, und zwar der verschiedenen Richtung nach entweder ein philosophisches, kritisches oder historisches sein" [4]. „Von dem Gedanken, eine historische

1) Ebend. S. X fg. — 2) Ebend. S. X. — 3) Ebend. S. XVII. — 4) Ebend. S. XI.

Grammatik der deutschen Sprache zu unternehmen, sollte sie auch als erster Versuch von zukünftigen Schriften bald übertroffen werden, bin ich lebhaft ergriffen worden. Bei sorgsamem Lesen altdeutscher Quellen entdeckte ich täglich Formen und Vollkommenheiten, um die wir Griechen und Römer zu neiden pflegen, wenn wir die Beschaffenheit unserer jetzigen Sprache erwägen; Spuren, die noch in dieser trümmerhaft und gleichsam versteint stehen geblieben, wurden mir allmählich deutlich und die Uebergänge gelöst, wenn das Neue sich zu dem Mitteln reihen konnte und das Mittele dem Alten die Hand bot. Zugleich aber zeigten sich die überraschendsten Aehnlichkeiten zwischen allen verschwisterten Mundarten und noch ganz übersehene Verhältnisse ihrer Abweichungen. Diese fortschreitende, unaufhörliche Verbindung bis in das Einzelnste zu ergründen und darzustellen, schien von großer Wichtigkeit; die Ausführung des Plans habe ich mir so vollständig gedacht, daß was ich gegenwärtig zu leisten vermag, weit dahinten bleibt" [1]). Die bisherigen Etymologen haben zu schnell gebaut. „Wird man sparsamer und fester die Verhältnisse der einzelnen Sprachen ergründen und stufenweise zu allgemeineren Vergleichungen fortschreiten, so ist zu erwarten, daß bei der großen Menge unsern Forschungen offener Materialien einmal Entdeckungen zu Stande gebracht werden können, neben denen an Sicherheit, Neuheit und Reiz etwa nur die der vergleichenden Anatomie in der Naturgeschichte stehen" [2]). Ist erst einmal die Geschichte unserer Sprache und Poesie fruchtbarer entwickelt, so wird sie selbst auf die griechische und lateinische Gelehrsamkeit wohlthätigen Einfluß äußern [3]). Aber auch abgesehen davon, und ohne „der ungeläugneten Trefflichkeit griechischer und sonst für klassisch gehaltener Muster" [4]) Abbruch thun zu wollen, müssen wir in unserer eigenen Vorzeit den uns am nächsten liegenden Gegenstand erkennen. „Ich bin des festen Glaubens, sagt Grimm, selbst wenn der Werth unserer vaterländischen Güter, Denkmäler und Sitten weit geringer angenommen werden müßte,

1) Ebend. S. XVII. — 2) Ebend. S. XII. — 3) Widmung an Savigny S. IV fg. — 4) Ebend. S. IV.

als wir ihn gerecht und bescheiden voraussetzen dürfen, daß dennoch die Erkenntniß des Einheimischen unser die würdigste, die heilsamste und aller ausländischen Wissenschaft vorzuziehen wäre. Auf das Vaterland sind wir von Natur gewiesen und nichts anderes vermögen wir mit unsern angeborenen Gaben in solcher Maße und so sicher begreifen zu lernen" [1]). „Die rechte Poesie gleicht einem Menschen, der sich tausendfältig freuen kann, wo er Laub und Gras wachsen, die Sonne auf- und niedergehen sieht; die falsche einem, der in fremde Länder fährt und sich an den Bergen der Schweiz, dem Himmel und Meer Italiens zu erheben wähnt; steht er nun mitten darin, so wird sein Vergnügen vielleicht lange nicht reichen an das Maß des Daheimgebliebenen, dem sein Apfelbaum im Hausgarten jährlich blüht und die Finken darauf schlagen" [2]).

Daß Grimm den vollständigsten Gegensatz gegen Adelung und dessen Genossen bildet, brauchen wir nach den angeführten Stellen nicht weiter zu erörtern. Aber wir sehen aus ihnen auch, worin der wesentliche, alles Einzelne überragende Unterschied zwischen Grimm und den großen Sprachforschern besteht, die wir in früheren Abschnitten geschildert haben. Auch Rask und Ten Kate sind zwar nicht ohne Sinn für Poesie. Aber die Poesie tritt bei ihnen weit zurück hinter den Scharfsinn des Philologen. Grimm aber ist bei allem Scharfsinn eine durch und durch poetische Natur. Die Poesie ist es, was ihn zuerst und vor allem anzog. Von ihr aus kommt er zur Sprachforschung. Was ihn in der ersten Periode seiner Thätigkeit ganz erfüllt hatte, das gibt er in der zweiten nicht auf, sondern er nimmt es geläutert und vertieft in den strengen Ernst seiner Forschung mit hinüber. Nur dann verstehen wir Grimm und den großartigen Zusammenhang, der alle seine Leistungen umschließt, wenn wir uns erinnern, daß er das Wahre und Bleibende in den Bestrebungen der Romantiker mit der Schärfe der wissenschaftlichen Forschung vereinigt hat.

Treten wir nun dem Inhalt des bahnbrechenden Werkes näher. Auf die Widmung an Savigny und die inhaltreiche Vorrede folgten

1) Ebend. — 2) Ebend. S. VIII.

in der ersten Ausgabe (1819) „Einige Hauptsätze, die ich aus der Geschichte der deutschen Sprache gelernt habe“ [1]); darauf eine „Einleitung in die gebrauchten Quellen und Hülfsmittel“ [2]). Nachdem dann noch die für die Anführung der wesentlichsten Quellen gebrauchten Abkürzungen verzeichnet sind, geht der Verfasser sofort zur Darstellung der Declinationen über. Er behandelt aber unter dem gemeinsamen Namen „Deutsch“ [3]) folgende Sprachen: Gothisch; Alt-Hochdeutsch, Alt-Niederdeutsch, [und zwar A.) Alt-Sächsisch, B.) Angelsächsisch]; Alt-Friesisch; Alt-Nordisch; Mittel-Hochdeutsch; Mittel-Niederdeutsch, [und zwar A.) Mittel-Sächsisch, B.) Mittel-Englisch, C.) Mittel-Niederländisch]; Neu-Nordisch, [nämlich A.) Schwedisch, B.) Dänisch]; Neu-Hochdeutsch; Neu-Niederländisch; Neu-Englisch. Der Aufstellung der Paradigmen, zum Theil mit reichlichen Quellenbelegen, folgt dann eine ausführliche „Erläuterung der deutschen Declination des Substantivs“ [4]). In derselben Art wird hierauf die Declination des Adjectivums, der Zahlwörter, der Eigennamen, des Pronomens durchgegangen [5]). Den zweiten Hauptheil bildet die Flexion des Verbums, die in derselben Weise durch die verschiedenen Sprachen mit hinzugefügten Erläuterungen durchgeführt wird, wie die Declination, nur daß hier noch zwei besondere Abschnitte hinzugefügt werden, nämlich erstens „Vergleichungen aus fremden Sprachen“ [6]), und zweitens „Vergleichung der Conjugation und Declination“ [7]).

In wenigen Jahren war das Werk vergriffen, und schon 1822 erschien eine zweite Ausgabe. In welchem Maß diese „zweite Ausgabe“ umgestaltet war, spricht Grimm gleich im Beginn der Vorrede aus. „Es hat kein langes Besinnen gekostet, sagt er, den ersten Aufschuß meiner Grammatik mit Stumpf und Stiel, wie man sagt, niederzumähen; ein zweites Kraut, dichter und feiner, ist schnell nachgewachsen, Blüten und reifende Früchte läßt es viel-

1) Ebend. S. XXVI—XXXVII. — 2) S. XXXVIII—LXXIX. — 3) Vgl. J. Grimm's Vertheidigung dieses Sprachgebrauchs in seinen Rechtsalterthümern Vorr. S. VII fg. — 4) S. 131—187. — 5) S. 188—401. — 6) S. 604—616. 644—650. — 7) S. 617—632.

leicht hoffen.“ In der That haben wir in dieser „zweiten Ausgabe“ großentheils ein ganz neues Werk vor uns. Ich übergehe hier alle übrigen Aenderungen und bemerke nur das Eine, daß diese zweite Ausgabe ein umfangreiches „Erstes Buch. Von den Buchstaben“ (S. 1 — 595) dem „Zweiten Buch. Von den Wortbiegungen“ vorausschickt, und gerade dieses erste Buch, von dem in der früheren Ausgabe noch keine Spur vorhanden war, enthält zum Theil die berühmtesten Entdeckungen Jacob Grimm's.

Bei der Ausarbeitung seiner deutschen Grammatik kannte und benutzte Grimm fast alles irgend Brauchbare, was bis dahin auf dem Gebiet der germanischen Sprachforschung erschienen war sowohl in Bezug auf die Herausgabe der alten Sprachquellen, als auf die grammatische und lexikalische Behandlung der germanischen Sprachen [1]. Wenn es nun auch zu den Eigenthümlichkeiten Grimm's gehörte, überall unmittelbar aus den Quellen zu arbeiten, so versteht sich doch andererseits von selbst, daß er einen bedeutenden Einfluß von Seiten seiner Vorgänger erfuhr; und die Geschichte der Wissenschaft hat nachzuweisen, in welchem Verhältniß das Neue, das er brachte, zu dem stand, was schon vor ihm vorhanden gewesen war. Ein Mann, wie Grimm, erfährt natürlich Einflüsse von den verschiedensten Seiten, und wir müßten auf die ganze bisher entwickelte Geschichte unserer Wissenschaft verweisen, wenn wir sagen sollten, was alles mittelbar oder unmittelbar auf Grimm eingewirkt hat. Aber dennoch lassen sich wohl die Vorgänger bezeichnen, die auf Grimm's grammatische Forschungen einen besonders tief greifenden Einfluß geübt haben. Es sind, abgesehen von Bopp's und Lachmann's bis zum Jahr 1818 erschienenen Arbeiten, vorzüglich Ten Kate und Rask. Was Rask betrifft, so haben wir bereits früher die Darstellung seiner Leistungen so eingerichtet, daß wir die Schriften, die vor 1822 erschienen sind, von denen getrennt hielten, die einer späteren Zeit angehören [2]. Im Anschluß daran werden wir nun näher zu erörtern haben,

1) Vgl. die „Einleitung in die gebrauchten Quellen und Hülfsmittel“ in Grimm's Gramm. I (1) S. XXXVIII—LXXIX. — 2) S. o. S. 476 fg.

welche Schriften Rask's Grimm schon bei der ersten Ausgabe seiner Grammatik (1818 – 19), welche erst bei der zweiten zugänglich waren, und welchen Einfluß sie auf jede der beiden Bearbeitungen geübt haben. Die Untersuchung dieser Fragen hat sich aber nicht lediglich an die Jahrzahlen zu halten, in denen die betreffenden Schriften erschienen sind. Denn bei der Langsamkeit des damaligen Verkehrs und der verhältnißmäßigen Abgelegenheit von Grimm's Aufenthaltsort dauerte es sehr lange, bis ein in Dänemark oder gar in Schweden erschienenes Buch dem deutschen Gelehrten zu Gesicht kam. Theils aus bestimmten Angaben, theils aus der Beschaffenheit von Grimm's Werk selbst erkennen wir, daß Rask's Schriften zu den beiden Ausgaben von Grimm's Grammatik in folgendem Verhältniß stehen:

Von den größeren Werken Rask's kannte Grimm, als er die erste Ausgabe des ersten Theils seiner deutschen Grammatik schrieb, nur die 1811 erschienene Vejledning til det Islandske eller gamle Nordiske Sprog[1]. Er rühmt sie in der Vorrede (S. LXXVII). Die Undersögelse om det gamle Nordiske eller Islandske Sprogs Oprindelse[2]), obschon sie bereits 1818 erschienen ist, hatte Grimm bei Ausarbeitung der ersten Ausgabe noch nicht. Er erhielt sie erst gegen das Ende seiner Arbeit und erkannte sofort ihre große Bedeutung. „Unterdessen, sagt er in der Vorrede[3]), hat Rask's treffliche, mir erst beinahe nach der Beendigung dieses Buchs zugekommene Preisschrift weitreichende Aufschlüsse über die vielseitige Berührung der deutschen mit den lettischen, slavischen, griechischen und lateinischen Sprachen geliefert; besonders anziehend ist die Vermittlung deutscher und slavischer Formen in dem lettischen und lithauischen Stamm aufgehellt und für die frühere Geschichte, wo Gothen mit andern im Dunkel liegenden Völkern jene Gegenden bewohnten, von größter Bedeutung. Derselbe Gelehrte bereist gegenwärtig einen Theil des russischen Asiens und wird uns eine Ausbeute wichtiger Entdeckungen über die Sprachen der dort woh=

1) Anleitung zur isländischen oder alten nordischen Sprache. — 2) „Untersuchung über den Ursprung der alten nordischen oder isländischen Sprache." — 3) S. XVIII.

nenden Völkerschaften und ihr Verhältniß zu dem slavischen und deutschen Stamm zurückbringen; frühere Reisende haben bloß nach Wurzeln sammeln können, wer des innern Baues der Sprachen kundig ist, vermag ungleich sicherer und fruchtbarer zu Werke zu gehn. Insoweit ich mit Rask's Ansichten von der Beschaffenheit der alten deutschen Sprachen übereingetroffen war, mußte mir daraus die erfreulichste Bestätigung der Richtigkeit meiner Untersuchungen hervorgehen: historische Studien führen nothwendig zu ähnlichen Resultaten, wie unabhängig von einander sie auch angestellt gewesen sein mögen. Ueber das Verhältniß der europäischen Sprachen unter einander bin ich durch die raskische Schrift beträchtlich gefördert worden; da mein Buch mehr die durchgeführte Aufstellung des Einzelnen bezweckte, wird hoffentlich auch Rask manche willkommene Ergänzung und Bestätigung, zumal was die ihm größtentheils unbekannt gebliebene alt- und mittelhochdeutsche Mundart angeht, daraus schöpfen." Bezeugt uns die schöne und unbefangene Art, wie Grimm hier Rask seine Anerkennung zu Theil werden läßt, einerseits, daß wir Uebereinstimmungen zwischen der ersten Ausgabe von Grimm's Grammatik und Rask's Undersögelse nicht von einer Benutzung der Raskischen Schrift durch Grimm ableiten dürfen, so weist sie uns andrerseits darauf hin, wie bedeutend diese Schrift für die Weiterentwicklung von Grimm's Ansichten wurde, und dieser Einfluß der Raskischen Schrift tritt uns dann deutlich in der zweiten Ausgabe der Grimm'schen Grammatik entgegen. — Noch zwei andere größere Werke Rask's tragen eine Jahrzahl auf dem Titel, die älter ist als die erste Ausgabe von Grimm's Grammatik, nämlich die angelsächsische Sprachlehre, die 1817, und die zweite, umgearbeitete Anweisung zur isländischen Sprache, die 1818 erschienen ist. Beide sind in Stockholm herausgekommen, und schon daraus erklärt sich hinreichend, daß sie Grimm bei Ausarbeitung der ersten Ausgabe noch nicht zugänglich waren. Von Rask's angelsächsischer Sprachlehre bemerkt dies Grimm ausdrücklich. „Eine gewiß Alles, was in England selbst dafür geschehen ist, hinter sich lassende angelsächsische Grammatik, sagt er, hat Rask kürzlich, in dänischer Sprache zu Stockholm drucken lassen;

zu meinem Leidwesen habe ich mir bis jetzo kein Exemplar eines Hülfsmittels verschaffen können, dessen ich so benöthigt gewesen wäre" [1]. Daß die in schwedischer Sprache geschriebene zweite Bearbeitung der Anweisung zum Isländischen Grimm bei der ersten Ausgabe noch nicht zu Gebote stand, ersehen wir daraus, daß Grimm die 1811 erschienene Vejledning anführt, ohne der 1818 herausgegebenen Umarbeitung mit einem Wort Erwähnung zu thun [2]. Aber beide Bücher sind dann auf die zweite Ausgabe von Grimm's Grammatik nicht ohne Einfluß geblieben.

Aus dieser Erörterung ergibt sich, daß unter Rask's Schriften nur die Anleitung zum Isländischen (1811) Einfluß auf die erste Ausgabe von Grimm's Grammatik gehabt haben kann. Dieser Einfluß beschränkt sich so ziemlich auf das Altnordische, für welches Grimm Rask's Leistungen auch ausdrücklich rühmend hervorhebt [3]. Die wesentlichste Einwirkung Rask's dagegen zeigt sich erst in Grimm's zweiter Ausgabe (1822). Einen verhältnißmäßig untergeordneten Umstand wollen wir nur beiläufig berühren. Wie Rask's Vejledning (1811), so ist auch die erste Ausgabe von Grimm's Grammatik mit s. g. deutschen Buchstaben gedruckt. In der zweiten (schwedischen) Bearbeitung (1818), so wie in der (dänisch geschriebenen) angelsächsischen Sprachlehre (1817), erklärt sich Rask in der entschiedensten Weise gegen die deutschen (dänischen) Buchstaben und wählt statt ihrer die lateinischen. Denselben Wechsel läßt Grimm in der zweiten Ausgabe der Grammatik (1822) eintreten, und daß er es aus denselben Gründen wie Rask gethan, beweisen seine Worte in der dritten Ausgabe [4]. Aber den wesentlichsten

1) Grimm, Gramm. Thl. I (Erste Ausg.) Einl. S. LXXVII. — 2) Ebend. S. LXXVII. — 3) Ebend. S. LXXVII. — 4) Vergl. Grimm, Gramm. I, (3) S. 26 fg. mit Rask, Angelsaksisk Sproglære Fortale S. 44. S. o. S. 481. — Zugleich mit der Vertauschung der deutschen Schrift gegen die lateinische nahm Grimm eine Eigenthümlichkeit an, die viel von sich reden gemacht hat: die Beseitigung der großen Anfangsbuchstaben der Hauptwörter. In der 1. Ausg. der Grammatik (1819) schreibt er die Hauptwörter noch mit großen Anfangsbuchstaben, in der zweiten (1822) mit kleinen.

Einfluß auf Grimm's zweite Ausgabe übt Rask's Preisschrift über den Ursprung des Isländischen. Wie sehr Grimm diese ausgezeichnete Arbeit schätzte, haben wir oben gesehen [1]. Ohne Zweifel war es diese Schrift, welche die weitaus größte Aenderung der zweiten Ausgabe von Grimm's Grammatik veranlaßt hat: die Voraussendung einer umfassenden Untersuchung der „Buchstaben." Natürlich mußte Grimm die Wichtigkeit der Laute für die geschichtliche Grammatik ahnen. Auch war er durch Ten Kate [2]) nachdrücklich darauf hingewiesen. Aber dennoch beginnt er in der ersten Ausgabe sofort mit den Flexionen; eine „allgemeine Untersuchung der Laute" verspricht er im „Nachtrag" des ersten Theils für den künftigen zweiten [3]). Daß aber bei Grimm die Ueberzeugung zum Durchbruch kam, die ganze geschichtliche Grammatik sei mit einer umfassenden Untersuchung der Laute zu beginnen, das war ohne Zweifel eine Folge der eindringenden Bemerkungen und Beobachtungen, die Rask in seiner Preisschrift über die Wichtigkeit der Lautlehre und über die regelmäßige Lautvertretung macht. Wir sind zu dieser Annahme um so mehr berechtigt, als auch das wichtigste Stück von Grimm's Lautlehre — sein berühmtes Gesetz der Lautverschiebung — in naher Beziehung zu Beobachtungen steht, die Rask in seiner Preisschrift mittheilt. Grimm spricht sein Gesetz mit den Worten aus:

„Noch merkwürdiger als die Einstimmung der Liquidae und Spiranten [4]) ist die Abweichung der Lippen-, Zungen- und Kehllaute nicht allein von der gothischen, sondern auch von der althochdeutschen Einrichtung. Nämlich genau wie das Althochdeutsche in allen drei Graden von der gothischen Ordnung eine Stufe abwärts gesunken ist, war bereits das Gothische selbst eine Stufe von der lateinischen (griechischen, indischen) herabgewichen. Das Gothische

---

1) S. o. S. 508 fg. — 2) S. o. S. 143 fg. — 3) Grimm, Gramm. I (1), S. 653. Vgl. S. 658. 660. Als Grimm diesen „Nachtrag" schrieb, kannte er bereits Rask's Preisschrift. Vgl. die oben S. 508 angeführte Stelle aus Grimm's Vorrede: „beinahe nach der Beendigung dieses Buchs." — 4) Nämlich der eben vorher besprochenen antiken mit den deutschen.

verhält sich zum Lateinischen gerade wie das Althochdeutsche zum Gothischen. Die ganze für Geschichte der Sprache und Strenge der Etymologie folgenreiche zweifache Lautverschiebung stellt sich tabellarisch so dar:

griech.	P. B. F.	T. D. Th.	K. G. Ch.
goth.	F. P. B.	Th. T. D.	.. K. G.
alth.	B.(V.)F. P.	D. Z. T.	G.Ch.K." [1]

Nach einer Zwischenbemerkung über das gothische h folgt dann eine große Menge von Belegen für das aufgestellte Gesetz, aus denen wir zur Verdeutlichung je einen Fall für jeden Lautübergang herausheben wollen. I. P. F. B, V. *πλέος*, goth. fulls, alth. voll. II. B. P. F. cannabis, altnordisch hanpr, alth. hanaf. III. Ph. B. P. fero, goth. baíra, alth. piru. IV. T. Th. D. tu, goth. thu, alth. du. V. D. T. Z. ducere, goth. tiuhan, alth. ziohan. VI. Th. D. T. *θυγάτηρ*, goth. daúhtar, alth. tohtar. VII. K. H, G. H, G. caput, goth. háubith, alth. houbit. VIII. G. K. Ch. genus, goth. kuni, alth. chunni. IX. Ch. G. K. *χήν*, goth. gans, alth. kans.

So Grimm's berühmtes Gesetz. Von namhafter Seite aber ist späterhin ausgesprochen worden, nicht Grimm habe dies Gesetz entdeckt, sondern es finde sich bereits bei Rask. Wie verhält es sich nun damit? Vor allem ist festzustellen, daß, wenn es sich um einzelne Beobachtungen handelt, die dann wieder in Grimm's Gesetz zur Verwendung kommen, wir weit über Rask zurückgehen müssen. Schon Aventin (1533. 1566) macht die Beobachtung, daß die Niederländer „p allein brauchen, wo das Oberland pf hat", die Sachsen t, wo die andern Deutschen s haben (Watter, Wasser) [2]. Der Verfasser der Anmerkungen zum Williram in Merula's Ausgabe (1598) bemerkt, daß das z in der Sprache des Williram fast überall in ein niederländisches t umgewandelt worden sei [3]. Melchior Goldast sammelt (1604) zahlreiche Beispiele für den Wechsel des griechischen und lateinischen p mit deutschem f [4]. Franciscus Junius († 1677) macht die Beobachtung, daß griechisches k, latei-

1) Gramm. I, (2). 584. — 2) S. o. S. 23. — 3) S. o. S. 93. — 4) S. o. S. 56, Anm. 4.

nisches c dem gothischen und angelsächsischen h etymologisch entsprechen[1]). Daniel Morhof wiederholt (1682), wie es scheint, unabhängig diese Beobachtung und fügt die weitere hinzu, daß deutsches g lateinisches h vertritt[2]). Endlich Arnold Kanne[3]) weist (1804) nach die etymologische Uebereinstimmung des germanischen f mit griechischem π[4]), des germanischen b mit griechischem φ, lateinischem f[5]), des hochdeutschen z mit plattdeutschem t, griechischem δ[6]), des hochdeutschen t mit plattdeutschem d[7]), des germanischen h mit griechischem κ[8]), des germanischen g mit griechischem χ[9]), des germanischen k mit griechischem γ[10]). Dies Alles freilich noch mit vielem Halbwahren und ganz Irrigen vermischt. Ohne seine Vorgänger zu erwähnen, höchst wahrscheinlich ohne sie zu kennen, gibt Rask in seiner Preisschrift (1818) eine Zusammenstellung der Lautübergänge vom Griechischen und Lateinischen zum Isländischen[11]). In dieser Zusammenstellung verzeichnet er, mit einigen Belegen, den Uebergang von lateinisch-griechisch π zu isländisch f, t zu th, k zu h; δ zu t, γ zu k; φ zu b, ϑ zu d, χ zu g. Von b bemerkt er, daß es meist beibehalten werde. Hier sind nun unbestreitbar die sämmtlichen Elemente zu Grimm's Lautverschiebungsgesetz gegeben, so weit sich dasselbe auf das Verhältniß der griechisch-lateinischen zur älteren germanischen Lautstufe bezieht. Es wird auch kaum einem Zweifel unterliegen, daß der Blick auf Rask's Zusammenstellungen Grimm zur Entdeckung der griechisch-germanischen Lautverschiebung geleitet hat. Aber die Entdeckung selbst hat nicht Rask, sondern Grimm gemacht. Das Wesentlichste in Grimm's Entdeckung besteht in zwei Punkten: Erstens darin, daß hier ein Lautwandelgesetz vorliegt, das alle Organe gleichmäßig beherrscht, das also durch denselben Vorgang p zu f, t zu th und k zu h

1) S. o. S. 127. — 2) S. o. S. 158. — 3) S. o. S. 363. — 4) Arnold Kanne, Ueber die Verwandtschaft der griech. und teutschen Sprache, Leipz. 1804, S. 111 fg. — 5) Ebend. S. 122 fg. — 6) So eb. S. 205 nach Maßgabe der gesammelten Beispiele. Kanne's eigene Schlußfolgerung ist jedoch verkehrt und verworren. — 7) Ebend. S. 209. — 8) Ebend. S. 230. — 9) Ebend. S. 237. — 10) Ebend. S. 241. — 11) Rask, Undersögelse o. s. v. S. 169.

umwandelt, und ebenso durch einen zweiten Vorgang b zu p, d zu t, g zu k; endlich durch einen dritten in sich selbst gleichmäßigen Vorgang φ zu b, ϑ zu d, χ zu g [1]). Zweitens darin, daß derselbe Vorgang, der das Griechische mit dem Gothischen verknüpft, sich vom Gothischen zum Althochdeutschen wiederholt. Weder von der einen, noch von der anderen Erscheinung hat Rask eine Ahnung. Nirgends findet sich bei ihm eine derartige Aeußerung, die Grimm's Entdeckung vorhergienge; ja er verräth ganz unzweideutig, daß ihm nichts dergleichen in den Sinn kam, dadurch, daß er an die oben angeführten Lautwechsel ohne Unterbrechung einen anderen (den griechischen Spiritus asper und isländisch s) anknüpft [2]), der mit der vorliegenden Frage nichts zu thun hat. Aber noch mehr! Rask hat Grimm's Grammatik im Jahr 1830 ausführlich und sehr feindselig recensiert. Hätte er geglaubt, Grimm habe seine epochemachende Entdeckung ihm entwendet, so würde er dies ohne Zweifel geltend gemacht haben. Aber davon finden wir keine Spur. Vielmehr begnügt sich Rask, Grimm's ganze Lautlehre als zu ausführlich, zu spitzfindig [3]) und zu abstrus zu verhöhnen [4]). Er hat mithin, selbst nachdem sie vorlag, Grimm's große Entdeckung keiner Beachtung gewürdigt!

Dies führt uns auf eine der wesentlichsten Seiten, durch die Grimm sich von Rask unterschied. Auch Rask beschäftigt sich mit Sprachvergleichung. Aber so bedeutend seine Verdienste auf diesem Gebiete sind, so war doch sein Sinn weit mehr auf die scharfe und genaue Darstellung der einzelnen Sprache gerichtet. Hier zeigt er sich unläugbar auf einigen Gebieten Grimm überlegen. Durch das eindringende Studium der wirklich gegebenen Sprachen, insbesondere auch der lebenden Aussprache, weiß er bisweilen Grimm's

---

1) Wohlgemerkt! Nur jeden der drei Vorgänge für sich bezeichnen wir oben als einem und demselben Gesetz unterworfen; die Frage über den Zusammenhang der drei Vorgänge unter einander lassen wir hier offen. — 2) Rask, Undersøgelse, S. 170. — 3) »Nice.« In Verbindung mit »abstruse« wird nice wohl mit „spitzfindig" zu geben sein. Zugleich bezeichnet es das Kleinliche, Unbedeutende. — 4) Rask, Samlede Afhandlinger II, S. 450.

schwächere Seiten geschickt aufzudecken. Aber Grimm besitzt eine Gabe, durch die er berufen war, weit über Rask hinaus Epoche zu machen: Den genialen Blick in die Zusammenhänge der Sprachen verbunden mit der treusten Erforschung ihrer historischen Entwicklung. Dadurch daß er den Umwandlungen aller einzelnen germanischen Sprachen Schritt für Schritt nachgeht und zugleich ihren gemeinsamen Grundbau geschichtlich zu erforschen sucht, gelingt es ihm, die Wege zu entdecken, auf welchen sich die germanischen Sprachen in der uns zugänglichen Zeit entwickelt haben, und eben dies befähigt ihn dann, sichere Schlüsse zu ziehen auf die vor unsrer geschichtlichen Kenntniß liegenden Zusammenhänge der Sprachen. Das sind die Untersuchungen, von denen Rask nichts wissen will und die er als „vorhistorische" verspottet [1]. Gerade hierin aber zeigt sich uns der Kernpunkt von Grimm's Sprachforschung; auch in dem besonderen Fall, von dem wir hier ausgegangen sind. „Es liegt bei Wortforschungen, sagt Grimm, weniger an der Gleichheit oder Aehnlichkeit allgemein-verwandter Consonanten, als an der Wahrnehmung des historischen Stufengangs, welcher sich nicht verrücken oder umdrehen läßt" [2]. Wir dürfen die Fruchtbarkeit dieses Gedankens hier nicht weiter verfolgen und bemerken nur noch, daß Grimm beide Stufen seines Lautverschiebungsgesetzes durch eine solche Fülle selbstentdeckter Belege stützt, daß Rask's par Beispiele dagegen sehr dürftig erscheinen.

1) In den Gegenbemerkungen gegen Grimm's Anzeige von Rask's friesischer Sprachlehre (1826). Rask führt hier Grimm's Worte über Rask's Verfahren in folgender Weise an: „„Solche historische (rettere forhistoriske) Untersuchungen meidet der Verf. in den meisten Fällen."" Jeg forudsætter nl. at Læseren af en Sproglære helst önsker at vide, hvorledes Sproget *er*, og ikke hvorledes Forf. indbilder sig det har været förend det blev til, eller dog förend det blev skrevet. (Rask, Saml. Afhandl. III, 217). Diese Worte bezeichnen die Schwäche Rask's, Grimm gegenüber; zugleich aber weisen sie richtig auf eine Gefahr hin, welcher Grimm nicht immer entgangen ist. Jene Ansicht hat übrigens Rask schon vor dem Erscheinen von Grimm's Grammatik ausgesprochen in seiner Anvisn. till Isl. 1818, S. 160. — 2) Anm. 2 zur Lautverschiebung in Grimm's Gramm. I (2) S. 588.

Wir können natürlich nicht daran denken, in dieser kurzen Darstellung den Reichthum von Grimm's grammatischen Entdeckungen erschöpfen zu wollen. Wir müssen uns vielmehr darauf beschränken, einige der hauptsächlichsten hervorzuheben. Grimm's Methode bei der Behandlung der Flexionen ist dieselbe, die wir bei der Lautlehre geschildert haben. Ueberall ist es ihm um historische Entwicklung des Neueren aus dem Aelteren zu thun. Er geht deshalb aus vom Gothischen, das in den meisten Fällen die vollkommensten Formen bewahrt hat. Daran schließt er die Flexionen der nächstältesten germanischen Sprachen: des Althochdeutschen, Altsächsischen, Angelsächsischen, Altfriesischen und Altnordischen. Dann folgen die mittleren Sprachen: Mittelhochdeutsch u. s. w. Endlich die neueren. Schon diese Anordnung bietet Grimm den unschätzbaren Vortheil, daß eine Menge von trümmerhaften Erscheinungen in den späteren Sprachen sich wie von selbst aus den älteren erklärt. Gleich bei der Declination kommt Grimm auf eine richtigere und einfachere Eintheilung, als die bisherigen Grammatiker, indem er die gothische Declination zu Grunde legt. „Die deutsche Declination" theilt sich ihm danach „vorerst in zwei Hauptklassen, in die starke und schwache" [1]. „Das Kennzeichen dieser unvollkommneren [der schwachen] Declination ist der in allen Casus, außer dem stets auf einen Vocal endigenden Nominativ Sing., hervortretende Consonant n" [2]. Die Unterabtheilung der starken Declination wird „lediglich durch die vorherrschenden Vocale bestimmt. In der ersten regiert a oder o, in der dritten u, in der vierten i" [3]. Die zweite Declination „ist genau betrachtet und ursprünglich der ersten gleich, indem sie bloß Ableitungen vermittelst des Vocals i umfaßt" [3]. Wir werden in einem späteren Abschnitt sehen, daß die Annahmen Grimm's über die starke und schwache Declination durch Bopp's umfassendere Sprachvergleichung eine bedeutende Abänderung erfahren haben. Aber wenn man sich überzeugen will, welchen gewaltigen Fortschritt Grimm's Ansichten

---

1) Grimm, Gramm. I (1) S. 133. — 2) Ebend. S. 134. — 3) Ebend. S. 138.

über die germanische Declination bezeichnen und wie sehr sie die Grundlage für die weitere Forschung gebildet haben, so braucht man sie nur mit den unmittelbar vorher veröffentlichten Arbeiten Rask's [1]) zu vergleichen. Weit bedeutender noch sind Grimm's Untersuchungen über das Verbum. Auch hier haben wir Rask auf richtigerem Wege gefunden, als die meisten seiner skandinavischen Vorgänger. Aber weit mehr noch, als Rask, ist ein anderer Forscher hier als Vorläufer Grimm's zu bezeichnen, nämlich Ten Kate [2]). Wie Ten Kate, so sieht auch Grimm in den ablautenden Zeitwörtern die Grundlage der germanischen Sprachen [3]). Er bezeichnet ihre Abbeugung als die „starke Conjugation", die bis dahin „regelmäßig" genannte (ich liebe, ich liebte u. s. f.) als die „schwache." Die starke Conjugation „enthält lauter einfache kräftige Wurzeln, die schwache hingegen meistens Ableitungen, also spätere, aus jenen Wurzeln erst entsprungene Verba" [4]). Die starke Conjugation bildet ihr Praeteritum durch den Ablaut, die schwache „behilft sich mit äußeren Mitteln" [5]). Die Lehre vom Ablaut und die vom Umlaut, der etwas ganz Anderes ist als der Ablaut, gehören zu den glänzendsten Ergebnissen von Grimm's Forschung. Der Ablaut ist die Veränderung des Wurzellauts im Praeteritum der starken Conjugation, er ist „die Seele der eigentlichen ältesten Conjugationsform" [6]). Dagegen ist der Umlaut die Umwandlung eines Vocals durch ein darauf folgendes i oder u [7]). Das Gothische hat noch gar keinen Umlaut [8]). Die hochdeutschen Sprachen haben den durch i bewirkten Umlaut, der im Althochdeutschen noch sehr eingeschränkt ist [9]) und sich erst im Mittelhochdeutschen immer weiter ausbreitet [10]). Aehnlich ist es in den altniederdeutschen Sprachen [11]). Das Altnordische endlich hat außer dem durch i

1) S. dessen Anvisning till Isländskan 1818, S. 65, und Angelsaksisk Sproglære 1817, S. 20 fg. — 2) Grimm, Gramm. II, S. 67 Anm. Vgl. o. S. 141 fg. — 3) Grimm, Gramm. II, S. 5. — 4) Grimm, Gramm. I (1), S. 558. — 5) Ebend. I (1), S. 558. — 6) Ebend. S. 546. — 7) Ebend. S. 168. — 8) Ebend. S. 131. 562. — 9) Ebend. S. 158. — 10) Ebend. S. 175 fg. — 11) Ebend. 161. 574.

bewirkten Umlaut auch den durch u bewirkten [1]). Obwohl Grimm in der ersten Ausgabe noch keine besondere Lautlehre gibt, erörtert er doch eingehend die Erscheinungen des Umlauts und des Ablauts in den betreffenden Abschnitten der Declination und Conjugation. Beide Erscheinungen konnten auch früheren Forschern nicht verborgen bleiben, und namentlich lag im Altnordischen die umlautwirkende Kraft des i und des u klar vor Augen. So finden wir sie denn auch von Rask bemerkt [2]). Aber von einer richtigen Erkenntniß dieser Erscheinung und von der Einsicht in ihre durchgreifenden Wirkungen ist Rask noch weit entfernt. Umlaut und Ablaut sind ihm noch unter dem gemeinsamen Namen „Omlyd" vereinigt und führen ihn dadurch an entscheidender Stelle irre [3]). Hier zeigt sich so recht die Ueberlegenheit von Grimm's Methode. Dadurch daß er alle germanischen Sprachen vergleichend zusammenfaßt, indem er vom Gothischen als dem Ursprünglichsten ausgeht und dann Schritt für Schritt zu den jüngeren Sprachen fortschreitet, ergeben sich ihm die schönsten Entdeckungen wie von selbst. Auch Rask war dieser Methode auf der Spur, aber statt ihr weiter nachzugehen, ist er ihr seit dem Höhepunkt, den seine treffliche Preisschrift bezeichnet, mehr und mehr abgeneigt geworden [4]). Es kam aber noch ein besonderer Umstand hinzu, der Grimm in eben dem Maß zum Vortheil, wie Rask zum Nachtheil gereichte. Von vorzüglichem Werth nämlich war Grimm bei allen seinen Forschungen die stätige Folge, in welcher sich die gothischen Formen durch die althochdeutschen hindurch allmählich zu den mittelhochdeutschen umbilden. Rask aber, der sich der verschiedensten asiatischen und europäischen Sprachen mit derselben Leichtigkeit bemächtigte, hat es gleichwohl verschmäht, auch nur die Elemente des Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen zu lernen [5]).

---

1) Ebend. S. 168 fg. 576. — 2) Rask, Anvisning till Isländskan 1818, S. 13 fg. — 2) Rask, Angelsaksisk Sproglære 1817, S. 60, verglichen mit S. 53. — 4) Vgl. z. B. Rask's Modbemærkninger gegen Grimm's Anzeige seiner friesischen Sprachlehre in Rask's Samlede Afhandlinger III, S. 217. — 5) So unglaublich die obige Behauptung klingen

Gerade die gründliche Erforschung des Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen aber bahnt Grimm vorzugsweise den Weg zur Erkenntniß der Entwicklung der germanischen Sprachen. — So sehen wir nun bei Grimm die starke Conjugation die ihr zukommende erste Stelle einnehmen, während Rask sie noch im Jahr 1826 als „unregelmäßig" der schwachen als der „regelmäßigen" nachstellen will [1]) und noch 1830 die schwachen Verba für die Grundlage des germanischen Verbalsystems erklärt [2]). — Die Reihenfolge der starken Conjugationen hat Grimm mehrmals geändert. Er konnte auf rein germanischem Gebiet kaum zu einem sicheren Princip gelangen. Aber eine sehr schöne Entdeckung gab ihm Aufschluß über eine merkwürdige Klasse starker Verba. Er fand nämlich, daß die Verba, welche im Gothischen ihr Praeteritum durch Reduplication bilden (haita, haihait u. s. f.), in den übrigen germanischen Sprachen diese Reduplication in einen scheinbaren Ablaut zusammengezogen haben [3]). (Althochdeutsch heizu, hîaz; mittelhochdeutsch heize, hiez; neuhochdeutsch: heiße, hieß u. s. w.). So war für alle germanischen Sprachen die Reduplication als Bezeichnung der Vergangenheit

---

mag, so ist sie dennoch buchstäblich wahr. Wir entnehmen Rask's Unkenntniß des Alt- und Mittelhochdeutschen nicht nur aus der auffallenden Dürftigkeit, in die sich Rask's Bemerkungen über das Hochdeutsche verlieren, wo es gölte über das Neuhochdeutsche zurückzugreifen, sondern er hat seine Unwissenheit auch positiv beurkundet. In den öfters schon angeführten Modbemærkninger gegen Grimm ist es ihm ganz unbegreiflich, was Grimm mit einer Unterscheidung von e und ë wolle, und seine Begründung dieses Nichtbegreifens ist noch haarsträubender als das Nichtbegreifen selbst. (Saml. Afhandl. III, S. 225 fg.). Statt von Grimm zu lernen, verhöhnt er ihn „med al sin mittelhochd. Lærdom". (Ebend. S. 227; vgl. auch S. 221.).

1) Rask, Samlede Afhandlinger. III, S. 239. — 2) A Grammar of the Anglo-Saxon Tongue by Er. Rask. A new Edition enlarged and improved by the Author. Translated from the Danish by B. Thorpe, Copenhagen 1830, Rask's Postscriptum zu Thorpe's Preface p. LVII. — 3) Grimm, Gramm. I (1), S. 554. — S. 553 ist die gothische Reduplication im Wesentlichen richtig aufgefaßt. S. 403 hatte sie Grimm noch verkannt.

erwiesen. — Wie für die starken, so waren für die schwachen Conjugationen Grimm's Entdeckungen epochemachend. Seine Lehre vom Umlaut zeigt ihm den Weg, die schwachen Conjugationen aller germanischen Sprachen in richtiger Weise auf die drei gothischen (i, ô, ai) zurückzuführen [1]). In der ersten Ausgabe (1819) trennt er noch die kurzsylbigen (nasja) von den langsylbigen (sôkja), so daß er vier schwache Conjugationen erhält; in der zweiten (1822) faßt er sie mit Recht in Eine Conjugation zusammen. Auf Grundlage seiner eindringenden Erforschung des starken und des schwachen Verbums gelingt es Grimm endlich auch, die eigenthümlichen Zeitwörter, die in allen germanischen Sprachen eine Mischung der starken und der schwachen Conjugation darzustellen scheinen, völlig auf's Klare zu bringen. Schon Hickes hatte an einem derselben (vait, vitum) die Form des Praeteritums erkannt, seine Beobachtung aber nicht weiter verfolgt [2]). Rask bemerkte (1811) die Aehnlichkeit, welche die Gegenwartsform dieser Wörter mit der Vergangenheitsform seiner zweiten Klasse (Grimm's starker Conjugation) hat [3]). Aber erst Grimm wies in durchgreifender Weise nach, daß diese Zeitwörter regelrechte Praeterita bestimmter Ablautreihen sind, deren starkes Praeteritum mit Praesensbedeutung ein zweites und zwar schwaches Praeteritum zur Bezeichnung der Vergangenheit bildet [4]).

Im Jahr 1826 erschien der zweite, 1831 der dritte Theil von Grimm's Grammatik. Beide Theile (1808 Seiten) füllt das „Dritte Buch. Von der Wortbildung." Dieser Ausdruck ist aber hier im weitesten Sinne gefaßt. Denn es behandelt dieses Buch in zehn Kapiteln 1) die Bildung durch Laut und Ablaut, 2) die Ableitung, 3) die Zusammensetzung, 4) die Pronominalbildungen, 5) die Adverbia, die Praepositionen, Conjunctionen und Interjectionen, 6) das Genus, 7) die Comparation, 8) die Diminution, 9) die Negation, 10) Frage und Antwort. Wir können hier natürlich die gewaltige Masse dieser beiden Bände nicht im Einzelnen

1) Grimm, Gramm. I (1), S. 564 fg. 571. 578. 518 u. s. w. Man vergleiche mit Grimm's einfachen Sätzen die Confusion Rask's. — 2) S. o. S. 138. — 3) Vejledning S. 124. — 4) Grimm, Gramm I (1), S. 559 fg.

darlegen, sondern müssen uns auf einige allgemeinere Betrachtungen einschränken. Was uns zuerst in die Augen fällt, ist der staunenswerthe Reichthum des angesammelten Stoffes. Wie schon im ersten Bande, so geht auch in diesen beiden Grimm darauf aus, für alle wichtigeren Erscheinungen die Beispiele in den einzelnen Sprachen, so weit es ihm möglich ist, vollständig zu sammeln. Es ergeben sich aus diesem Hineinarbeiten des gesammten Sprachstoffes in die Grammatik die merkwürdigsten Blicke in das Verfahren und den Entwicklungsgang der einzelnen Sprachen. Bildungsmittel, welche die eine Sprache in weitestem Umfang verwendet, läßt die andere nahverwandte fast unbenutzt. So fehlt die Partikel ga, ge (gebrauchen, Ge-schöpf u. s. f.), die in allen übrigen germanischen Sprachen eine Unmasse von Wörtern bildet, im Nordischen fast ganz [1]. Erst durch eine solche Kenntniß der Bildungsweisen, deren sich die einzelnen Sprachen bedienen, zusammengenommen mit der strengen Lautwandellehre, wie sie Grimm im ersten Buch aufstellt, ergibt sich die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Etymologie. Es ist nun keine Rede mehr von einer oberflächlichen Vergleichung jüngster Wortgebilde nach bloßer Aehnlichkeit des Klangs, sondern jedes Wort ist zuvörderst Schritt für Schritt auf seine älteste uns zugängliche Form zurückzuführen und diese dann in ihre wurzelhaften und ihre nur ableitend hinzugefügten Bestandtheile zu zerlegen. Erst wenn auf diese Art der Kern des Wortes geschichtlich herausgeschält ist, kann an eine Vergleichung mit fremden Sprachen gedacht werden, und nur dann hat eine solche Vergleichung wissenschaftlichen Werth, wenn sie auf bestimmten, jene Sprachen verknüpfenden Lautwandelgesetzen beruht.

Eine der wesentlichsten Seiten an Grimm's Sprachforschung, die sein ganzes Werk durchdringt, ganz besonders aber in diesen Bänden zu Tage tritt, ist der tiefe Sinn für die Poesie der Sprache. Nur wer diesen besitzt, konnte Grimm's sinniges Kapitel über das Genus schreiben. Ohne die eigenthümlichen Vorzüge der jüngeren Sprachen zu verkennen, fühlt sich Grimm doch vor allem

---

1) Grimm, Gramm. II, S. 733.

zu der älteren Sprache hingezogen, in welcher der poetische Trieb noch lebendig waltet. „Die wurzelreiche älteste Sprache, sagt er, erfreut sich lebendiger Namen und Wörter, für deren nothwendige und geheime Beziehungen ihr eine Fülle von Ablauten und Flexionen zu Gebote stehen. Die spätere, indem sie Wurzeln aufgibt, Ablaute fahren läßt, strebt durch Förderung der Ableitungen und Zusammensetzungen Beweglichkeit und Deutlichkeit des Ganzen zu vervollkommnen" 1). So sehr nun auch im Folgenden Grimm die Vorzüge der jüngeren Sprachen anerkennt, so geht doch durch sein ganzes Werk, so wie durch alle seine Arbeiten, ein tiefer Zug geistiger Verwandtschaft mit der poesievollen Sprachbildung unseres Alterthums.

Im Jahr 1837 erschien der vierte Theil der Grammatik, welcher das vierte Buch: die Syntax beginnt. Er behandelt (auf 964 Seiten) den einfachen Satz, und zwar im ersten Abschnitt das Verbum im einfachen Satz in fünf Kapiteln, nämlich 1) das Genus Verbi, 2) den Modus, 3) das Tempus, 4) den Numerus, 5) die Personen; darauf im zweiten Abschnitt das Nomen im einfachen Satz in acht Kapiteln, nämlich 1) Begriffe des Nomens, 2) Genus und Numerus, 3) das persönliche Pronomen, 4) die übrigen Pronomina, 5) die Flexion, 6) die Casus, 7) den absoluten Casus, 8) Adverb und Adjectiv. Auch auf dem Gebiet der Syntax bricht Grimm eine neue Bahn, indem er sich nicht damit begnügt, die Syntax irgend eines bestimmten Zeitraums als etwas fertig Gegebenes darzustellen, sondern die geschichtliche Entwicklung der syntaktischen Verhältnisse vom Gothischen herab durch die älteren und mittleren germanischen Sprachen bis auf die neuesten vor Augen legt, und das Alles wieder mit einer staunenswerthen Fülle des beigebrachten Stoffes. Ein fünfter Band sollte noch vom mehrfachen Satz, von der verbindenden Conjunction und von der Wortfolge handeln 2). Aber Grimm ist darüber hingestorben, und so steht nun das gewaltige Werk unvollendet da, wie unsre herrlichen alten Münster.

1) Grimm, Gramm. II, S. 4. — 2) Grimm, Gramm. IV, S. 2.

2. J. Grimm's Deutsche Rechtsalterthümer 1828.

Ein Werk über deutsche Rechtsalterthümer gehört als solches nicht der Geschichte der Philologie [1]) an, sondern der Geschichte der Rechtswissenschaft. Es ist deshalb nicht der stoffliche Inhalt, sondern die Art, wie Grimm seinen Stoff behandelt, was uns berechtigt, auch dies Werk in einer Geschichte der germanischen Philologie zu besprechen. Wir haben in einem früheren Abschnitt gesehen, wie Grimm in seiner Abhandlung „Von der Poesie im Recht" (1816) die nahe Verwandtschaft des altdeutschen Rechts mit der altdeutschen Poesie nachweist [2]). Dasselbe Ziel verfolgt er in seinen 1828 herausgegebenen Deutschen Rechtsalterthümern, nur jetzt mit viel reicheren Mitteln und auf der festen sprachlichen Grundlage, die er inzwischen durch die deutsche Grammatik gewonnen hatte. Es ist vorzüglich das „sinnliche Element der deutschen Rechtsgeschichte" [3]), für welches Grimm „Materialien, so viel er ihrer habhaft werden konnte, vollständig und getreu sammeln" wollte. Dies sinnliche Element zeigt sich einerseits in den Symbolen oder „der bildlichen Vollbringung eines Geschäfts" [4]); andrerseits in den sprachlichen Formen, deren sich das Recht bedient. Diese Formen haben es im altdeutschen Recht nicht auf verstandesmäßige streng juristische Bestimmungen abgesehen, sondern sie bedienen sich der volleren poetisch sinnlichen Ausdrucksweise. Sie zeigen deshalb auch sehr häufig die der altgermanischen Poesie gemeinsame Alliteration. Für alle diese Dinge bietet Grimm's Werk die reichhaltigsten Sammlungen aus den Quellen aller Jahrhunderte von Tacitus Germania bis auf die Gegenwart mit unermeßlicher Gelehrsamkeit und sinnvoller Freude zusammengestellt. Eine Hauptquelle bilden „die Weisthümer des deutschen Rechts, ihrem Wesen und Gehalt nach völlig vergleichbar der gemeinen Volkssprache und den Volksliedern. Diese Rechtweisungen durch

1) S. o. S. 1. — 2) S. o. S. 443 fg. — 3) J. Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer, Vorr. S. VII. — 4) J. Grimm, Rechtsalterthümer S. 109.

den Mund des Landvolks machen eine höchst eigenthümliche Erscheinung in unserer alten Verfassung, wie sie sich bei keinem andern Volk wiederholt, und sind ein herrliches Zeugniß der freien und edlen Art unseres eingebornen Rechts. Neu, beweglich und sich stets verjüngend in ihrer äußeren Gestalt enthalten sie lauter hergekommene alte Rechtsgebräuche und darunter solche, die längst keine Anwendung mehr litten, die aber vom gemeinen Mann gläubig und in ehrfurchtsvoller Scheu vernommen wurden. Sie können durch die lange Fortpflanzung entstellt und vergröbert sein, unecht und falsch sind sie nie. Ihre Uebereinstimmung untereinander und mit einzelnen Zügen alter, ferner Gesetze muß jedem Beobachter auffallen und weist allein schon in ein hohes Alterthum zurück. Es ist geradezu unmöglich, daß die poetischen Formeln, deren die Weisthümer voll sind, in den Jahrhunderten ihrer Aufzeichnung entsprungen sein sollten" [1]). In dieser Weise Altes und Neues aus Rechtsaufzeichnungen und Gedichten zusammenstellend behandelt Grimm erst in einer Einleitung die Formen und Symbole des Rechts, dann in sechs Büchern 1) den Stand, 2) den Haushalt, 3) das Eigenthum, 4) die Gedinge, 5) die Verbrechen und 6) das Gericht. Das Wort „deutsch" nimmt Grimm in seinen „Deutschen Rechtsalterthümern" in demselben Umfang wie in seiner „Deutschen Grammatik", so daß es auch das Skandinavische und Angelsächsische mit umfaßt [2]). Die Bearbeitung der deutschen Rechtsalterthümer hat Grimm zu besonderer Freude gereicht [3]), und er ist ihr auch, so weit es irgend seine Zeit erlaubte, bis an sein Lebensende zugethan geblieben. Schon in der Vorrede zur ersten Ausgabe (1828) sagt er: „Wird der schmale langgewundene Steig, den ich hier eingeschlagen habe, der aber an stille Plätze führt und an steile Abhänge, von welchen herunter unerwartete Aussicht ist, der Nachfolge werth erachtet, so will ich keine Tritte sparen, um ihn zugänglicher zu machen" [4]).

1) Ebend. Vorr. S. IX. — 2) Ebend. Vorr. S. VII fg. — 3) Ebend. Vorr. zur zweiten Ausgabe (1854) S. XIX. — 4) Ebend. Vorr. S. XVIII.

3. Jacob Grimm's Deutsche Mythologie 1835.

Schon in der ersten Periode seiner Thätigkeit haben wir J. Grimm öfters mit mythologischen Forschungen beschäftigt gesehen. So namentlich in seiner 1815 erschienenen Abhandlung über Irmenstraße und Irmensäule. Seit jener Zeit war auf dem Gebiet der deutschen Mythologie so Manches von Anderen versucht worden. Wir erwähnen darunter die seltsamen Schriften Karl Barth's über „Hertha und über die Religion der Weltmutter im alten Teutschland" (1828) und „Die Kabiren in Teutschland" (1832), und H. Leo's Abhandlung über Odins Verehrung in Deutschland (1822). Das umfassendste Werk auf diesem Gebiet war Franz Joseph Mone's (geb. 1796 zu Mingolsheim bei Bruchsal, 1822 Ord. Professor in Heidelberg, 1827 in Löwen, 1835 Archivdirector in Karlsruhe [1]): Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa, das in den Jahren 1822 und 23 als fünfter und sechster Theil von Creuzer's Symbolik und Mythologie der alten Völker erschien. Mone geht von den Ansichten aus, die Görres und die Brüder Grimm in den Jahren 1807 bis 15 über Mythus, Sage und Märchen ausgesprochen hatten. Aber so sehr er sich auch vornimmt, „die Glaubensforschung vom Einzelnen anzufangen, nicht vom Allgemeinen" und „zuerst den Glauben eines Volkes gründlich aus sich selber aufzustellen" [2], so gelangt er doch auf der von Creuzer eingeschlagenen Bahn sehr rasch zu allgemeinen Ergebnissen. Er begnügt sich nicht damit, in der Sage und im Epos mit den Brüdern Grimm mythische Elemente anzunehmen, sondern er „erklärt religiöse Grundgedanken als das Wesen der Sage, und diese als eine verkörperte Ueberlieferung heidnischer Bildung und Religion" [3]. „Der Begriff der Sage" war ihm, „daß sie religiöse Ueberlieferung in irdischem Gewande sei" [4]. So wurde erst die Sage zu Mythologie und die Mythologie selbst wie-

---

1) Real-Encyklopädie, Leipzig, Brockhaus (11) X, 329. — 2) Mone, Gesch. des Heidenthums im nördl. Europa I, Vorr. S. VII. — 3) Ebend. II, S. 313. — 4) Ebend. II, S. 303.

der zu einigen allgemeinen theologisch speculativen Sätzen verflüchtigt; und Grimm konnte mit Recht von Mone, den er übrigens „einen redlichen und begabten Forscher" [1]) nennt, sagen: „In Mone's Werk erfreut die wieder positiv gewordne Betrachtung; aber sie leidet unter dieses Verfassers Eigenheit, seine Ergebnisse, seien sie haltbar oder unhaltbar, reif oder unreif, gleich von vornen herein fertig abzuthun; seine nicht selten sinnige, allein spröde Combination beraubt sich dadurch aller wachsenden Beweglichkeit, und der Leser mag ihr nicht folgen" [2]).

Nach diesen in Mitte liegenden Arbeiten erschien im Jahr 1835 die „Deutsche Mythologie von Jacob Grimm." Wie die deutsche Grammatik, so erlebte auch dies epochemachende Werk nach einigen Jahren (1844) eine neue sehr erweiterte und theilweise umgearbeitete Ausgabe, von der dann wieder im J. 1854 ein neuer Abdruck nöthig wurde [3]). Wie verhält sich nun Grimm zu seinen Vorgängern, und wie verhalten sich vor allem seine eigenen epochemachenden Arbeiten aus der reifen Periode zu den verschollenen Anläufen seiner früheren Zeit? Die Antwort ergibt sich in einem einzigen Wort: Zwischen Grimm's früheren mythologischen Arbeiten und seiner Deutschen Mythologie liegt die Deutsche Grammatik. Die besonnene, das Ganze ordnend durchdringende Sprachforschung befreit Grimm nicht nur von der früheren willkürlichen und haltlosen Etymologie, sondern sie gibt auch seiner übrigen Forschung eine neue feste Grundlage. Grimm selbst hat dies klar erkannt. „Wenn das grammatische Studium zu nichts hülfe, schreibt er 1822 an Hoffmann, so macht's besonnener. Mone mit dem besten Willen gibt uns unverdaute, rohe Mythologie, daß mich's um des verhunzten schönen Stoffs oft ekelt" [4]).

---

1) J. Grimm, Deutsche Mythol. (2) Vorr. S. XXIII. — 2) Ebend. (1) Vorr. S. XXIX. — 3) Einiges ist in der 2. und 3. Ausgabe weggeblieben. So der umfangreiche Anhang: „Aberglaube", den die erste Ausgabe S. XXIX — CLXII hat; und statt der umfassenden Zuschrift an Dahlmann bietet die 2. Ausgabe eine neue ausführliche Vorrede. — 4) In Pfeiffer's Germania XI, S. 382.

Die Bezeichnung „deutsch" nimmt Grimm in seiner „deutschen Mythologie" in einem engeren Umfang als in der „deutschen Grammatik" und den „deutschen Rechtsalterthümern." Während in diesen das Wort „deutsch" das Skandinavische mitumfaßt, hat Grimm von seiner „deutschen Mythologie" die Darstellung der skandinavischen absichtlich ausgeschlossen. Nicht als wenn Grimm die nahe Verwandtschaft der skandinavischen und deutschen Mythologie läugnen wollte. Es ist im Gegentheil eine Hauptabsicht Grimm's, deren ursprüngliche Einheit nachzuweisen. Wie die nordische Sprache „mit in den Kreis der übrigen deutschen Dialekte gezogen werden muß", so gehören auch nordischer und deutscher Glaube auf das engste zusammen. Diese Zusammengehörigkeit gibt für die Sprache und die Rechtsalterthümer jetzt jedermann zu. Aber „für den heidnischen Glauben, sagt Grimm, hat man eine andere Meinung gefaßt, weil seine Quelle in Skandinavien reichlich, in Deutschland sparsam fließt. Diese sehr begreifliche Verschiedenheit ist zu der doppelten Folgerung gemißbraucht worden, um den Ursprung der nordischen Mythologie stehe es verdächtig, und das übrige Deutschland sei götterlos gewesen." — „Niemals hat eine falsche Kritik ärger gefrevelt, indem sie wichtigen, unabwendbaren Zeugnissen trotzte und die naturgemäße Entwicklung nahverwandter Volksstämme läugnete. Um sie aber auszurotten, habe ich wohl eingesehn, daß ich nicht von einer Darstellung der nordischen Fülle, vielmehr der deutschen Armuth ausgehend, Aehren lesen mußte, keine Garben schneiden durfte. Erst aus solchen Aehren und ihren Körnern habe ich Nahrung zu gewinnen und Schlüsse zu ziehen gewagt; es ist dadurch aller Besonderheit, wie ich hoffe, das Recht gewahrt worden. Denn Eigenthümliches und Abweichendes tritt hier nicht anders wie in der Sprache ein, und seiner habhaft zu werden, hat den höchsten Reiz. Größer aber als die Abweichung ist die Uebereinkunft, und das früher bekehrte, früher gelehrte Deutschland kann die unschätzbaren Aufschlüsse über den Zusammenhang seiner Mythentrümmer dadurch dem reicheren Norden vergelten, daß es ihm ältere historische Zeugen für die jüngere Niederschreibung an die Hand liefert." — „Zweierlei festzuhalten, daran

ist es hier gelegen: daß die nordische Mythologie echt sei, folglich auch die deutsche, und daß die deutsche alt sei, folglich auch die nordische" [1]). Auf diese Art setzt Grimm überall die skandinavische Mythologie voraus und greift nur da in sie hinüber, wo es gilt, die wesentliche Uebereinstimmung oder auch den durch die Eigenthümlichkeit der Stämme und Zeiten bedingten Unterschied der deutschen und der skandinavischen Mythologie zu zeigen. Für die deutsche Mythologie wird „neben den lateinischen Zeugnissen, die von der Römerzeit anheben und durch das ganze Mittelalter sich erstrecken", von Grimm „auf Volkssagen überall kein kleines Gewicht gelegt, und lohnende Ausbeute aus ihnen gewonnen." „Ihren Werth bezeichnet das Verhältniß heutiger Volksmundarten ganz genau, in welchen sich uralter Wortstoff, den die gebildete Sprache längst ausgeschieden hat, in Menge findet. Es ist wahr, die feineren Formen der Wörter sind zu Grund gerichtet, die genaueren Fugen des Mythus gesprungen, allein die Wahrheit der Grundbedeutung kann sich unverdorben bewahrt haben. Besonders wichtig aber, ja entscheidend ist hier die Analogie des Abstands deutscher, dänischer und schwedischer Volkssagen von den älteren Mythen. Wandelt eine neunordische Ueberlieferung die Götter in Riesen, so darf sie eine deutsche zu Teufeln herunterdrücken, und Saxo mag wiederum eine Mittelstufe zwischen späterer Tradition bezeichnen und der Edda" [2]). In der Verwerthung dieser vereinzelten und trümmerhaften Ueberlieferungen beweist nun Grimm neben der tiefsten Gelehrsamkeit einen durchdringenden Scharfsinn und eine wahrhaft wunderbare Combinationsgabe. Und diese Combinationsgabe geht jetzt nicht mehr willkürlich in's Wilde, sondern sie ist gezügelt durch eine nüchterne, auf festen Gesetzen ruhende Sprachforschung. So dienen sprachliche Untersuchungen, die mit der Meisterschaft des großen Grammatikers das ganze Gebiet der germanischen Sprachen methodisch umfassen, den meisten Abschnitten zur Grundlage. In dieser Weise werden erst die allgemeineren

---

1) Grimm, Deutsche Mythol. (1), Widmung an Dahlmann S. V fg. — 2) Ebend. S. VI.

Beziehungen des Glaubens und des Cultus: Gott, Gottesdienst, Tempel, Priester untersucht; dann die Götter und Göttinnen des deutschen Glaubens nachgewiesen; hierauf zu den Helden, weisen Frauen, Wichten, Elfen und Riesen übergegangen. Es folgen dann einzelne Seiten des heidnischen Glaubens: Schöpfung, Elemente, Bäume und Thiere, Himmel und Gestirne, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Zeit und Welt, Seelen, Tod, Schicksal und Heil, Personificationen, Dichtkunst, Gespenster, Entrückung, Teufel, Zauber, Aberglaube, Krankheiten, Kräuter und Steine, Sprüche und Segen. Wir geben diese einfache Aufzählung des Inhalts, um den Reichthum des Werks vor Augen zu stellen. Darauf, „ein System zu entdecken" in der altdeutschen Mythe, geht Grimm nicht aus [1]. „Vor der Verirrung, sagt er, die so häufig dem Studium der nordischen und griechischen Mythologie Eintrag gethan, ich meine die Sucht, über halbaufgedeckte historische Daten philosophische oder astronomische Deutungen zu ergießen, schützt mich schon die Unvollständigkeit und der lose Zusammenhang des Rettbaren. Ich gehe darauf aus, getreu und einfach zu sammeln, was die frühe Verwilderung der Völker selbst, dann der Hohn und die Scheu der Christen von dem Heidenthum übrig gelassen haben, und wünsche nichts, als daß meine Arbeit für einen Anfang weiterer Forschungen in diesem Sinn gelten könne" [2].

Wir wissen recht wohl, daß Grimm auch hier in seinen Combinationen bisweilen zu kühn gewesen ist, daß er manche seiner Quellen verkannt hat, daß er hin und wieder für ursprünglich deutsch nimmt, was eine spätere Untersuchung als aus der Fremde eingeführt erwiesen hat, daß ihm die tiefere Kenntniß des indischen Alterthums noch abgieng, wie sie in der Folgezeit durch das Studium der Vedas eröffnet worden ist. Aber das Alles kann den unschätzbaren Werth seines bahnbrechenden Werks nicht herunterdrücken. Denn wer wird Forderungen an ein Werk stellen, die zu seiner Zeit noch gar nicht zu erfüllen waren? Wir müssen dasselbe an der Stelle betrachten, die es in der Entwicklung der

1) Ebend. S. XXV. — 2) Grimm, Deutsche Mythol. (1), S. 9.

Wissenschaft einnimmt, und da steht es vor uns riesengroß Allem gegenüber, was bis dahin über deutsche Mythologie geschrieben worden war: eine wahrhaft neue Schöpfung. In einer Beziehung aber wird es für immer eins der großartigsten Erzeugnisse der deutschen Wissenschaft bleiben, nämlich durch die tief poetische Geistesverwandtschaft des Verfassers mit seinem Gegenstande.

In Grimm's deutscher Mythologie tritt der heidnische Glaube unserer Vorfahren zum erstenmal wieder so vor unser Auge, wie er wirklich war, und dadurch wird dem bisherigen unklaren Hin- und Herreden für immer ein Ende gemacht. Wir sehen, daß der deutsche Glaube ein dem altnordischen verschwisterter, wenn auch eigenthümlich entwickelter Polytheismus war. Durch die Einführung des Christenthums wurde seine Entwicklung früh unterbrochen, und die deutsche Mythologie „hat deshalb nicht geleistet, was sie hätte leisten können. Auch Sprache und Poesie waren empfindlich gestört und gehindert, allein sie dauerten und konnten neuen Trieb gewinnen; der heidnische Glaube blieb in der Wurzel abgeschnitten, seine Ueberbleibsel durften sich nur in andrer Gestalt verstohlen bergen. Roh und rauh muß er erscheinen, doch das Rohe hat seine Einfachheit, das Rauhe seine Treuherzigkeit. In unsrer heidnischen Mythologie treten Vorstellungen, deren das menschliche Herz hauptsächlich bedarf, an denen es sich aufrecht erhält, stark und rein hervor"[1]. Aber bei aller Wärme, mit der Grimm den heidnischen Glauben der germanischen Völker darstellt, ist er doch durchaus nicht blind gegen die unermeßlichen Vorzüge des Christenthums. „Vielgötterei, sagt er, ist, bedünkt mich, fast überall in bewußtloser Unschuld entsprungen, sie hat etwas Weiches, dem Gemüth Zusagendes; sie wird aber, wo der Geist sich sammelt, zum Monotheismus, von welchem sie ausgieng, zurückkehren"[2]. „Wir dürfen annehmen, wenn schon das Heidenthum noch eine Zeit lang lebendig hatte wuchern, gewisse Eigenthümlichkeiten der Völker, die ihm ergeben waren, schärfer und ungestörter ausprägen können, daß doch ein Keim des Verderbens und der Verwirrung in ihm

1) Deutsche Mythol. (2) Vorr. S. XLI. — 2) Ebend. S. XLV.

selbst lag, welcher es ohne Dazwischentritt der christlichen Lehre zerrüttet und aufgelöst haben würde. Ich vergleiche das Heidenthum einer seltsamen Pflanze, deren farbige, duftende Blüthe wir mit Verwunderung betrachten, das Christenthum der weite Strecken einnehmenden Aussaat des nährenden Getraides. Auch den Heiden keimte der wahre Gott, der den Christen zur Frucht erwuchs"[1]). „Der Sieg des Christenthums war der einer milden, einfachen, geistigen Lehre über das sinnliche, grausame, verwildernde Heidenthum"[2]).

I. J. Grimm's Reinhart Fuchs und übrige Arbeiten von 1819 bis 1840.

Wir haben die drei großen Hauptwerke J. Grimm's: die Grammatik, die Rechtsalterthümer und die Mythologie, hinter einander besprochen. Zwischen die Rechtsalterthümer und die Mythologie fällt aber der Zeit nach noch ein anderes wichtiges Werk J. Grimm's, sein Reinhart Fuchs (1834). Außer der ersten Veröffentlichung des lateinischen Isengrimus (aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts) gibt Grimm hier den mittelhochdeutschen Reinhart in einem besseren Text, als dem in der Ausgabe des Koloczaer Codex (1817), und den mittelniederländischen Reinaert in einem bessern, als dem Gräter's (1812), und überdies eine Anzahl kleinerer der Thiersage angehöriger Stücke. Das Wichtigste aber sind die vorausgeschickten umfassenden Abhandlungen über das deutsche Thierepos. Durch eine eindringende Untersuchung der lateinischen, altfranzösischen, mittelhochdeutschen, mittelniederländischen und niederdeutschen Dichtungen vom Fuchs Reinhart gelangt Grimm zu dem Ergebniß, daß die Erzählungen vom Fuchs Reinhart (d. i. Raginhard, Rathskundiger) von uralt germanischem Ursprung sind, daß sie mit den Franken in das nordliche Gallien eingezogen und dort mündlich fortgepflanzt worden sind, bis sie im 12., 13. und 14. Jahrhundert sich in eine reiche Fülle altfranzösischer Dichtungen ergossen. Aus den französischen Dichtungen stammen dann wieder

1) Deutsche Mythol. (2) S. 6. — 2) Ebend. S. 4.

die mittelhochdeutschen und mittelniederländischen und aus letzteren der niederdeutsche Reineke Vos. Aus derselben epischen Ueberlieferung haben die lateinischen Dichtungen Isengrimus am Anfang und Reinardus um die Mitte des 12. Jahrhunderts geschöpft. So bilden der Fuchs, der Wolf und ihre Genossen die Träger eines Thierepos, das ähnlich wie die epische Heldendichtung von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgepflanzt die mannigfaltigsten Gestalten annimmt und tief im Geist des germanischen Volkes wurzelt. Hier schließt sich die Thierdichtung einerseits der Sprache an, wie sie Grimm in der Grammatik darlegt, andrerseits bereitet sie den Uebergang zur Mythologie vor. „Die Poesie, nicht zufrieden, Schicksale, Handlungen und Gedanken der Menschen zu umfassen, hat auch das verborgene Leben der Thiere bewältigen und unter ihre Einflüsse und Gesetze bringen wollen. Ersten Anlaß hierzu entdecken wir schon in der ganzen Natur der für sich selbst betrachtet auf einer poetischen Grundanschauung beruhenden Sprache. Indem sie nicht umhin kann, allen lebendigen, ja unbelebten Wesen ein Genus anzueignen und eine stärker oder leiser daraus entfaltete Persönlichkeit einzuräumen, muß sie dieselbe am deutlichsten bei den Thieren vorherrschen lassen, welche nicht an den Boden gebannt, neben voller Freiheit der Bewegung, die Gewalt der Stimme haben und zur Seite des Menschen als mitthätige Geschöpfe in dem Stillleben einer gleichsam leidenden Pflanzenwelt auftreten. Damit scheint der Ursprung, fast die Nothwendigkeit der Thierfabel gegeben"[1]). In der sinnigsten Weise versenkt sich dann Grimm in die mannigfaltigen Beziehungen, welche den Menschen mit den Thieren verbinden. „Die früheren Zustände menschlicher Gesellschaft hatten aber dies Band fester gewunden. Alles athmete noch ein viel frischeres sinnliches Naturgefühl"[2]). „Mir ist, als empfände ich noch germanischen Waldgeruch in dem Grund und der Anlage dieser lange Jahrhunderte fortgetragenen Sagen"[3]). Selbstverständlich verwarf Grimm die Entstehung der Reinhartdichtungen aus einer satirischen Ver-

1) Reinhart Fuchs. Von Jacob Grimm, 1834. S. I. — 2) Ebend. S. 2. — 3) Ebend. S. CCXCIV.

kleidung historischer Persönlichkeiten, wie sie noch vor kurzem Mone in seiner Ausgabe des Reinardus (1832) wieder durchzuführen gesucht hatte[1]). Doch stellte er nicht in Abrede, daß einzelne satirische Anspielungen auf bestimmte Personen sich in das Thierepos, dem sie ursprünglich fremd waren, eingeschlichen haben[2]). Den Zusammenhang der germanischen Thiersage mit den Thierdichtungen anderer Völker läugnet Grimm nicht. Aber er führt ihn, in so weit er wirklich das Wesen der Sage berührt, auf Urverwandtschaft zurück[3]). Die Sage vom Fuchs und vom Wolf „hat ihr eigenthümlich deutsches Recht, das ihr nicht verkümmert werden soll, noch durch eine auffallende Berührung mit der Fabelweisheit des Orients Schmälerung erleiden kann." Doch stellt Grimm nicht in Abrede, „daß einzelne andere Fabeln in der That für uns morgenländischen Ursprung haben"[4]). Ebenso ist es bekannt, daß im Lauf des 13. und 14. Jahrhunderts die Fabeln, die sich um den Namen Aesop's gruppieren, in die germanischen Sprachen übergiengen. „Wie zu erwarten steht, unter diesen Fabeln sind mehrere aus dem Kreis des Fuchses und Wolfs, und einige noch an die einheimische Dichtung gränzende; sie haben sich aber fast alle von ihr geschieden gehalten und so wenig damit vermengt, wie die eingeführten Sagen von Alexander, Troja und Aeneas mit der nibelungischen oder kerlingischen Heldensage"[5]).

Sechs Jahre nach seinem Erscheinen erhielt Grimm's Reinhart Fuchs noch einen wichtigen Nachtrag. Grimm hatte nämlich die mittelhochdeutsche Dichtung, die dem 12. Jahrhundert angehört, nur in einer Ueberarbeitung des 13. herausgeben können; der ursprüngliche Text schien verloren. Da fanden sich im J. 1839 als Umschläge von Rechnungsbüchern in Kurhessen Blätter einer Handschrift aus dem Ende des 12. Jahrhunderts, welche Bruchstücke des unüberarbeiteten Reinhart enthielten. Hoch erfreut gab sie Grimm mit einigen weiteren Zuthaten heraus (1840) in einem Sendschrei

---

1) Ebend. S. CCLII fg. — 2) Ebend. S. CCLVI fg. — 3) Ebend. S. CCLXVI fg. CCLXIX. CCLXXIX. — 4) Ebend. S. CCLXXXI. — 5) Ebend. S. CCLXXI.

ben an Lachmann, dem er auch seinen Reinhart Fuchs gewidmet hatte.

Die wahrhaft staunenerregende Thätigkeit J. Grimm's während jener Jahre seiner höchsten Kraft fand neben den bisher besprochenen großen Arbeiten noch Zeit, unseren Quellenvorrath durch Herausgabe verschiedener alter Denkmäler zu bereichern. Im J. 1830 veröffentlichte er aus der Abschrift des Franciscus Junius die dem 9. Jahrhundert angehörende althochdeutsche Uebersetzung von 26 lateinischen Kirchenhymnen. Im J. 1838 gab er im Verein mit Schmeller „Lateinische Gedichte des X. und XI. Jahrhunderts" heraus, worin außer dem Text des Waltharius und einiger kleineren Stücke die reichhaltige Vorrede und die Einleitung zum Waltharius von Grimm herrühren. Endlich im J. 1840 veröffentlichte Grimm zwei der ältesten angelsächsischen Gedichte: Andreas und Elene, wiederum mit einer werthvollen Einleitung und mannigfachen Erläuterungen. Zugleich besprach Grimm fortlaufend die bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiet seiner Wissenschaft in den Göttingischen gelehrten Anzeigen und anderen Zeitschriften [1]. Unter den vielen und zum Theil sehr eingehenden Recensionen, die Grimm in diesem Zeitraum schrieb, will ich nur die schöne und reichhaltige Anzeige über Berthold's Predigten (1825) [2] hervorheben. Nebenbei aber griff er auch über den Bereich der germanischen Sprachen hinaus, indem er sich eingehend mit dem Serbischen beschäftigte, angeregt durch die Veröffentlichungen von Wuk Stephanowitsch, dessen serbische Grammatik er (1824) in's Deutsche übersetzte und mit einer Vorrede begleitete.

Wilhelm Grimm's Arbeiten von 1819 bis 1840. Verschiedenheit Jacob Grimm's und Wilhelm Grimm's.

Schon in einem früheren Abschnitt haben wir gesehen, wie J. und W. Grimm trotz aller Gemeinsamkeit doch wieder in mancher

1) Gesammelt in: Recensionen und vermischte Aufsätze von Jac. Grimm, Erster Thl. Berl. 1869. — 2) Wiener Jahrbücher Bd. 32. (In der eben angeführten Sammlung S. 296 fg.).

Hinsicht sehr verschieden geartet waren. Diese Verschiedenheit mußte natürlich immer schärfer hervortreten, je mehr die Brüder sich zu voller Reife entwickelten. J. Grimm war eine durchaus ursprüngliche Natur, voll Kraft und Leben, immer bereit, in die Tiefe des Gegenstands hinabzutauchen. Im Gefühl unerschöpflicher geistiger Mittel wagt er sich an die schwierigsten und großartigsten Aufgaben: die Erforschung des gesammten deutschen Sprachbaus, des altdeutschen Rechts und des altdeutschen Glaubens. Aber er arbeitet im Bunde mit dem Geiste, aus dem sein Gegenstand hervorgegangen ist. Es ist etwas in ihm von derselben Kraft, die Sprache, Recht und Mythus geschaffen hat. Mag ihm daher auch manches allzu kühne Wagniß im Einzelnen mißglücken, im Großen und Ganzen bricht er sich die richtige Bahn. Ganz anders Wilhelm Grimm. Von der genialen Kraft Jacob's besitzt er nur ein geringeres Maß. Aber mit seinem Geist baut er sich im engeren Kreise an. „Seine ganze Art war weniger gestellt auf Erfinden als auf ruhiges, sicheres in sich Ausbilden" [1]. Was er dann auf diese Weise ergreift, das behandelt er mit einer Gründlichkeit und Sauberkeit, die seine Arbeiten als wahre Muster ihrer Gattung erscheinen lassen. Schon im Stil kündigt sich diese Verschiedenheit der Brüder an. Jacob's Sprache ist bisweilen rauh, bisweilen eigenmächtig abweichend vom hergebracht Gültigen, aber sie ist durch und durch ursprünglich und eben deswegen von unnachahmlicher Frische. Sinnlich belebt in jedem Ausdruck trifft sie ohne viele Umschweife den Nagel auf den Kopf. Dagegen schreibt Wilhelm mehr den reinlichen, einfach maßvollen Stil, wie ihn Savigny im Anschluß an Goethe in die Wissenschaft eingeführt hat. Dieser verschiedenen Natur Wilhelm Grimm's entspricht die Art seiner Arbeiten. Es sind theils Untersuchungen auf einem, mit den Leistungen Jacob's verglichen, engeren Gebiet, theils sind es Ausgaben mittelhochdeutscher Dichtungen. Der ersteren Gattung gehört das bedeutendste Werk W. Grimm's an, seine im J. 1829 erschienene Deutsche Helden

1) J. Grimm's Rede auf W. Grimm, in J. Grimm's Kleineren Schriften I, 172.

sage. Sie ist die reife Entwicklung der verwandten Arbeiten, die wir in dem ersten Abschnitt über die Brüder Grimm erwähnt haben [1]). Inzwischen war (1816) Lachmann's Schrift „über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth" erschienen. W. Grimm hatte sie (1817) [2]) öffentlich beurtheilt, und daran hatte sich (1820 fg.) ein eindringender Briefwechsel der beiden großen Kenner unsrer Heldendichtung geknüpft, worin sie sich sowohl über die Verschiedenheiten, als das Uebereinstimmende ihrer Ansichten in's Klare zu setzen suchen [3]). Die reifste Frucht seiner Forschung: Die deutsche Heldensage hat dann W. Grimm (1829) Lachmann zugeeignet. Die in den altdeutschen Wäldern begonnene Zusammenstellung der Zeugnisse für die deutsche Heldensage erscheint hier sehr bereichert und erweitert. Letzteres besonders dadurch, daß hier nicht mehr bloß die äußeren, sondern auch die inneren Zeugnisse über die deutsche Heldensage gesammelt werden, das heißt, die Aussagen, welche die Dichtungen des Fabelkreises selbst über ihre Quellen enthalten. Die sämmtlichen Zeugnisse sind hier in drei Perioden geschieden und mit nur wenigen absichtlichen Ausnahmen chronologisch geordnet [4]). Auf diese Weise tritt uns der Vortheil recht klar vor Augen, den die Untersuchung des Epos und der Sage bei den Deutschen vor den übrigen Völkern voraus hat, daß wir nämlich „die Veränderungen der Sage in Denkmälern beobachten können, welche von den ersten Spuren bis zu dem völligen Verschwinden den Raum von etwa tausend Jahren einnehmen" [5]). „Für uns, fügt W. Grimm charakteristisch hinzu, liegt die Mahnung darin, innerhalb dieser Gränze und vorerst ohne Rücksicht auf andere Völker, die Resultate zu suchen, welche sich aus Betrachtung eines so glücklichen Verhältnisses ergeben müssen." Auf die chronologische Zusammenstellung und Erörterung der einzelnen Zeugnisse

---

1) S. o. S. 433. — 2) In der Leipz. Lit. Zeitg. 1817, Nr. 94. 95. — 3) In der Zeitschr. für deutsche Philol. von Höpfner u. Zacher, II, S. 193 fg. (1869) und S. 343 fg. (1870) ist dieser höchst interessante Briefwechsel gedruckt erschienen. — 4 W. Grimm, Deutsche Heldensage 1829, Vorr. S. V. — 5) Ebend. S. 336.

läßt W. Grimm eine eingehende Abhandlung über Ursprung und Fortbildung der Sage und des Epos folgen. Durch die gründlichste und gewissenhafteste Zergliederung der einzelnen Dichtungen wird Schritt für Schritt die Umbildung nachgewiesen, welche die Sage im Lauf der Zeit erfahren hat. Wir sehen, wie durch die Veränderung der Sitte und Lebensanschauung, durch Fallenlassen alter Beziehungen und Einflechtung von neuen, durch Verknüpfung von Sagen, die früherhin ohne Verbindung waren, eine durchgreifende Umgestaltung der Sage stattgefunden hat. Das Alles aber geschieht ohne die Absicht, Neues erdichten zu wollen, in der „nicht bloß in der frühesten Zeit, sondern noch bei den gebildetsten Dichtern des Mittelalters herrschenden Ueberzeugung von der vollkommenen Wahrheit der Ueberlieferung“ [1]. Bei der Fortpflanzung und Ausbildung der epischen Dichtung haben wir die Ueberlieferung durch den Mund der Sänger und die schriftliche Aufzeichnung zu unterscheiden. In der älteren Zeit kann nur von mündlicher Ueberlieferung die Rede sein. Das „Singen und Sagen“ der Dichter war früherhin nicht unterschieden, „die Begriffe von Gesang und Rede lagen sich vielmehr so nah, daß häufig einer den andern ersetzte: das zeigt das nordische qveda, das beides heißt, singen und sagen“ [2]. Durch sorgfältige Sammlung und Prüfung der Zeugnisse über die mündliche Ueberlieferung und die schriftliche Aufzeichnung kommt W. Grimm zu dem Ergebniß: „Während die auf keine Schrift sich stützenden Sänger, wie man der Natur der Sache nach glauben darf, kürzere Lieder sangen, etwa von dem Umfange der eddischen, deren Stoff sie nach Wohlgefallen auswählten und begränzten, und welche daher, in beständiger, lebendiger Fortbildung begriffen, von selbst in einem cyklischen Kreis standen, machte die Schrift, welche überhaupt die epische Ausführlichkeit begünstigte, größere Compositionen, Zusätze, Ueberarbeitungen, eigenmächtige Verknüpfungen, und dergleichen nicht ganz unschuldige Einwirkungen, selbst die Anwendung einiger Gelehrsamkeit möglich“ [3]. „Ruhend und in eine feste Form gebunden, dürfen wir

---

1) Ebend. S. 397. — 2) Ebend. S. 374. — 3) Ebend. S. 379.

uns das Epos zu keiner Zeit denken. Vielmehr herrscht in ihm der Trieb zur Bewegung und Umgestaltung, ja ohne ihn würde es absterben, wenigstens die Kraft lebendiger Einwirkung verlieren" [1]. Was die Frage betrifft, ob der Ursprung der Sage mythisch oder historisch sei, so erklärt sich W. Grimm gegen Beides. Er betrachtet es „als ausgemacht, daß die geschichtlichen Beziehungen, welche die Sage jetzt zeigt, erst später eingetreten sind, mithin die Behauptung, daß jene Ereignisse die Grundlage geliefert, aller Stützen beraubt ist" [2]. Ebenso aber verwirft W. Grimm auch die Vorstellung eines mythischen Ursprungs, wonach „die Helden, welche die Dichtung in geschichtlichem Scheine auftreten läßt, früher hin Götter waren, verkörperte, sinnbildlich aufgefaßte Ideen über Erschaffung und Fortdauer der Welt" [3]. Diese Ansicht „muß zu unerweisbaren Voraussetzungen ihre Zuflucht nehmen" [4]. Grimm hat „kein Beispiel von der Umwandlung eines Gottes in einen bloßen Menschen gefunden" [4]. Der Glaube an überirdische Dinge wird immer ein wesentliches Element des Epos bilden. „Keinem Gedichte, wenn es wahrhaft beseelt ist, fehlt innere Bedeutung oder eine sittliche Erkenntniß. — Aber nichts berechtigt uns bis jetzt zu der Vermuthung, daß die deutsche Heldensage aus Erforschung göttlicher Dinge oder aus einer philosophischen Betrachtung über die Geheimnisse der Natur hervorgegangen sei und in einem sinnbildlichen Ausdruck derselben ihren ersten Anlaß gefunden habe. Sie selbst hat, so weit wir zurückblicken können, sich allezeit neben der Geschichte ihren Platz angewiesen" [5]. Neben den Liedern von dem Gott Thuisto (Tac. Germ. 2) bestanden Heldenlieder, dergleichen jene waren, welche die Thaten des Arminius feierten (Ann. I, 88). Jedenfalls hat man vor der Entscheidung jener allgemeinen Fragen zuvörderst die genauste Untersuchung des gegebenen Sagenstoffs vorzunehmen, um Altes und später Hinzugefügtes zu unterscheiden [6]. „Ich entsage gern dem Vortheil, so beginnt W. Grimm seine Untersuchungen, eine vorausgewählte Ansicht in die Mitte zu

1) Ebend. S. 396. — 2) Ebend. S. 397. — 3) Ebend. S. 398. — 4) Ebend. S. 398. — 5) Ebend. 399. — 6) Ebend. S. 398.

stellen, oder mit dem glänzenden Schwerte eines sinnreichen Einfalls auf den Knoten loszuhauen. Ich theile hier eine Reihe von Beobachtungen mit, die aus Betrachtung der Denkmäler selbst hervorgegangen sind und die mir tauglich scheinen, Aufklärung über das Wesen der Sage zu geben. Auf diesem Wege sollen wir, glaube ich, dem noch unerforschten Ziele näher rücken, und dieser Versuch wird verdienstlich sein, wenn er nur von der Richtigkeit des Weges überzeugt"[1]. — Neben dieser Hauptarbeit, die sich durch sein ganzes Leben hindurchzieht, fand W. Grimm in den Jahren 1819 bis 1840 noch Zeit zu einer Reihe anderer bedeutender Leistungen. In seinen Untersuchungen „Ueber deutsche Runen" (1821) wies er die Verwandtschaft und das Verhältniß des nordischen, deutschen und angelsächsischen Runenalphabets nach. Eine reichhaltige Fortsetzung dieser Forschungen veröffentlichte er 1828 in den Wiener Jahrbüchern der Literatur[2]. Seine hauptsächlichste Thätigkeit aber wendete er der kritischen Herausgabe mittelhochdeutscher Dichtungen zu. Wie auf dem Gebiet der Sagenforschung, so berührte er sich auch hier insbesondere mit Lachmann's epochemachenden Leistungen. In seiner Ausgabe von Ruolandes liet (1838) gibt er außer dem sorgfältig behandelten Text eine eindringende Untersuchung über die altfranzösische Sage von Roland und seinen Genossen und über das Verhältniß der dieser Sage angehörenden Dichtungen. Vrîdankes bescheidenheit (1834) erhält durch die kritische Abwägung der oft weit auseinandergehenden Handschriften eine neue Gestalt, und die ausführliche Einleitung gibt diesem trefflichen alten Spruchgedicht seine Stellung in der Geschichte des Sprichwortes. Auf die am Schlusse ausgesprochene Vermuthung, Freidank sei Walther von der Vogelweide, kommen wir später zurück. Hier erwähnen wir noch W. Grimm's treffliche Ausgaben des Rosengarten (1836) und des Grave Ruodolf (1828)[3], so wie sein sorgfältiges Facsimile des Hildebrandslieds (1830).

1) Ebend. S. 337. Eine „zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe" von W. Grimm's Heldensage besorgte 1867 K. Müllenhoff. — 2) Auch einzeln erschienen. — 3) Zweite erweiterte Ausgabe 1844.

Zweites Kapitel.

Die Mitforscher der Brüder Grimm.

Mit dem Erscheinen von Grimm's Grammatik (1819) beginnt ein neuer Zeitraum in der Geschichte der germanischen Philologie. In diesem Werk finden die ausgezeichneten Forscher, die sich selbständig neben Grimm herangebildet haben, eine sichere Grundlage für ihre Bestrebungen. Vor allen ist es Lachmann, der Grimm freudig die Hand bietet, und neben ihm Benecke, Schmeller, Uhland, jeder in seiner eigenthümlichen Weise für die Forschung thätig und doch alle innig verbunden für den Einen großen Zweck. Im Anschluß an diese bahnbrechenden Forscher aber tritt nun bald auch eine Schaar reich begabter jüngerer Mitarbeiter hervor, so daß das weite Gebiet der germanischen Philogie im Laufe weniger Jahrzehnde einen reicheren Anbau findet, als in den bisher verflossenen Jahrhunderten.

1. Karl Lachmann (1819—1851). G. F. Benecke (1819—1844).

Seit 1818 außerordentlicher Professor an der Universität Königsberg vertrat Lachmann neben Lobeck die klassische Philogie, zugleich aber hielt er Vorlesungen über altdeutsche Grammatik und mittelhochdeutsche Dichter. Obwohl bereits einer der ersten Kenner des Alt- und Mittelhochdeutschen widmete Lachmann während jener Jahre (1818—24) diesen Sprachen ein fortgesetztes unermüdliches Studium. Alles Gedruckte und was er von handschriftlichem Material erreichen konnte, unterzog er nach allen Seiten hin einer immer erneuten Durcharbeitung. Für den Sommer 1824 nahm er Urlaub, um die Bibliotheken Mittel- und Süddeutschlands für seine Zwecke auszubeuten. Er gieng zunächst nach Berlin, von da nach Wolfenbüttel, Kassel, wo er die Brüder Grimm aufsuchte, München und St. Gallen. Ein reicher Schatz von Abschriften und Vergleichungen war die Frucht dieser Reise [1]). Am 27. Febr. 1825

1) Vgl. Iwein (2) S. 360.

wurde Lachmann zum außerordentlichen, am 27. Juni 1827 zum ordentlichen Professor für das Fach der klassischen und der deutschen Philologie an der Universität Berlin ernannt. Mit größter Gewissenhaftigkeit ist er hier seinem Lehrberuf nach dessen beiden Seiten hin bis an sein Lebensende nachgekommen, und obwohl seine ganze Art nicht auf den Beifall großer Zuhörermassen berechnet war, hat er doch durch die streng wissenschaftliche Behandlung seines Gegenstandes und die Heranbildung trefflicher Schüler als Universitätslehrer kaum weniger gewirkt, wie als Schriftsteller. Gegen Ende des Januar 1851 wurde Lachmann von heftigen Schmerzen im linken Fußgelenk befallen. Es entwickelte sich eine gefährliche Entzündung. Der Fuß mußte abgenommen werden. Lachmann ertrug Alles mit ruhiger Ergebung. Aber es war keine Rettung mehr. Am 13. März 1851 endete dies reiche, arbeitsvolle Leben [1]).

Lachmann's wissenschaftliche Thätigkeit erstreckt sich über weite Gebiete, von denen nur ein Theil in unseren Bereich fällt. Die antik klassische Philologie verdankt ihm nicht weniger, als die germanische, und von jener aus hat er seine Bemühungen auch auf den Grundtext des Neuen Testaments und die Bearbeitung römischer Rechtsquellen ausgebreitet. Aber er war weit entfernt von der planlosen Zersplitterung des bloßen Polyhistors. Vielmehr wurden alle seine Arbeiten zusammengehalten durch das Band der kritischen Methode, deren einzelne Anwendungen sie nur bildeten. Der unterscheidende Grundzug von Lachmann's Textkritik war die streng historische Sichtung der handschriftlichen Quellen, aus denen wir unseren Text schöpfen. Der Kritiker hat das Verhältniß der Handschriften genau zu untersuchen, und indem er so der Entstehung des Ueberlieferten rückwärts nachgeht, gewinnt er „auf dem Wege historisch methodischer Forschung den ältesten und bezeugtesten Text, der sich durch die Ueberlieferung erreichen läßt" [2]). Doch ist dieser Text noch keineswegs der wahre. Vielmehr hat da, wo die Ueberlieferung irrt, die Emendation einzutreten. Aber nur nach gewissen-

1) Vgl. Karl Lachmann. Eine Biographie von Martin Hertz. Berlin 1851. — 2) Hertz, Lachmann, S. 194.

haftester Untersuchung der Ueberlieferung findet die Emendation ihre Stelle. Diese Grundsätze der Textkritik wendete Lachmann gleichmäßig auf die klassische, wie auf die germanische Philologie an, und gerade auf diese Verbindung der klassischen und der germanischen Philologie gründet sich die epochemachende Stellung, die Lachmann in der Entwicklung der germanischen Philologie einnimmt. Aber Lachmann war nicht bloß der Mitschöpfer der richtigen Methode auf dem Gebiet der philologischen Kritik, sondern er war auch in eminentem Maß mit all den Gaben ausgerüstet, die zu einer glücklichen praktischen Anwendung jener Methode erfordert werden. Erinnern wir uns nun, wie gründlich Lachmann's Kenntnisse im Altdeutschen schon am Beginn unsrer Periode (1819) waren und mit welcher Strenge gegen sich selbst er nichtsdestoweniger zu lernen fortfuhr, so können wir uns denken, mit welcher Ueberlegenheit er den bloßen Dilettanten auf dem Gebiet des Altdeutschen gegenüberstand. Das Bewußtsein dieser Ueberlegenheit spricht sich bei Lachmann in einer allerdings schroffen Weise aus, aber es ist nicht seine Person, die er dabei im Auge hat, sondern das Interesse der Sache, die Gründung einer neuen Wissenschaft. Als er im J. 1820 seine Auswahl aus den Hochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts herausgab, zog er die scharfe Gränze zwischen unberufener Pfuscherei und redlicher Forschung. „Wollen Unwissende lehren", sagt er in der Widmung an Benecke[1]), „die, von nichtiger Lust angereizt, arbeitscheuen Liebhabereifer und wohl gemeinte, aber eitele und erfolglose Betriebsamkeit sich als Verdienst anrechnen: die Verachtung ihrer Schüler stürze sie, die jetzo leicht zu durchschauen sind, von dem Stuhle des Hochmuths. Wir haben Ursach genug, endlich durch unverdrossene tüchtige Arbeit die so lange und nicht mit Unrecht verweigerte Achtung der Zeitgenossen uns zu verdienen." Daß diese Strenge nöthig und heilsam war, das erkennt man leicht, wenn man sieht, welche Dinge damals noch, und selbst Jahre lang nach dem Erscheinen der Grimm'schen

1) Auswahl aus den Hochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts von K. Lachmann. Berlin 1820, S. XXI.

Grammatik, von viel genannten Männern zu Markte gebracht wurden [1]). Doch wollen wir selbstverständlich mit dieser Rechtfertigung des großen Gelehrten nicht jedes seiner schroffen Urtheile gut heißen. — In jener Widmung seiner Auswahl (1820) entwickelt Lachmann, wie auf dem Wege strenghistorischer Kritik von der Schreibung der Handschriften zum Text des Dichters zu gelangen sei. Denn „die Dichter des dreizehnten Jahrhunderts redeten, bis auf wenig mundartliche Einzelheiten, ein bestimmtes unwandelbares Hochdeutsch, während ungebildete Schreiber sich andere Formen der gemeinen Sprache, theils ältere, theils verderbte, erlaubten" [2]). Der Herausgeber soll sich mit allen Rede- und Versgebräuchen seines Dichters vollkommen vertraut machen. Dann muß „aus einer hinlänglichen Anzahl von Handschriften, deren Verwandtschaft und Eigenthümlichkeiten der Kritiker genau erforscht hat, ein Text sich ergeben, der im Kleinen und Großen dem ursprünglichen des Dichters oder seines Schreibers sehr nah kommen wird" [3]). So vorzüglich Lachmann's „Auswahl" (1820) ihre Aufgabe löste, so war doch „an strengkritische Behandlung bei Auszügen aus so viel verschiedenen Dichtern nicht zu denken" [4]), um so weniger, als auch die nöthigen Hülfsmittel noch fehlten. Erst fünf Jahre später verwirklichte Lachmann seine Ansprüche an die kritische Bearbeitung eines mittelhochdeutschen Werks in seiner Ausgabe von Hartmann's Iwein. In seiner am 31. März 1825 unterzeichneten Vorrede durfte er mit vollem Recht diese Ausgabe den ersten Versuch nennen, ein altdeutsches Gedicht kritisch zu behandeln. Und es war ein meisterhaft gelungener Versuch, die Frucht von Lachmann's vieljährigen eindringenden Forschungen über den Sprachgebrauch und

1) Vgl. Lachmann's Recension von Mone's 1821 erschienenem Otnit in der Jenaischen Allgem. Literatur-Zeitung, Jan. 1822, Sp. 97—124. Was dort Sp. 105 fg. zusammengestellt wird, sind nicht einzelne Versehen, sondern es ist der Beweis vollständiger grammatischer und lexikalischer Unwissenheit. Und wenn es so bei einem durch manche spätere Arbeit verdienten Forscher bestellt war, wie mag es da erst bei der großen Masse der Mitsprechenwollenden ausgesehen haben! — 2) Auswahl, 1820, S. VIII. — 3) Ebend. S. X. — 4) Ebend. S. VIII.

die Metrik der mittelhochdeutschen Dichter. Lachmann hatte sich zur Herausgabe des Iwein mit seinem würdigen Lehrer Benecke verbunden. Während Lachmann die kritische Herstellung des Textes besorgte, fielen die erklärenden Anmerkungen überwiegend Benecke zu. Dieser hatte seit Herausgabe des Bonerius (1816) [1]) nicht gerastet, sondern durch eine Ausgabe von Wirnt's von Gravenberg Wigalois mit Anmerkungen und Wörterbuch (1819) sich auf die Arbeit am Iwein trefflich vorbereitet. Seine Erläuterungen zum Iwein sind wirklich musterhaft und verdienen vollkommen das Lob, das Lachmann Benecke spendet, daß er mit Sinn und bescheidener Sorgfalt zuerst ein ganz neues Verständniß der mittelhochdeutschen Poesie eröffnet habe [2]). Später (1833) ließ Benecke sein „Wörterbuch zu Hartmannes Iwein" folgen, das den Grund zur mittelhochdeutschen Lexikographie legte, indem es nicht bloß einzelne unverständlich gewordene Wörter erklärte, sondern den ganzen Sprachschatz des Gedichts in allen seinen Beziehungen wohlgeordnet darbot. Durch das Zusammenwirken mit Benecke hatte sich die Herausgabe des Iwein bis zum Jahr 1827 verzögert [3]). Das Erscheinen desselben bildet für die Behandlung mittelhochdeutscher Texte eine ähnliche Epoche, wie Grimm's Grammatik für die Erforschung der germanischen Sprachen überhaupt. Denn in der kritischen Herstellung altdeutscher Texte war Lachmann's methodisch geübter Scharfsinn auch Grimm überlegen, und es ist ein erfreulicher Anblick, wie die beiden bedeutenden Männer ihre verschiedenartigen Vorzüge wechselseitig anerkennen und sich einander unterstützen. „Solche ausführliche und rückhaltslose Mittheilungen, als mir Lachmann gemacht hat, sagt Grimm (1822) in der Vorrede zur zweiten Ausgabe der Grammatik [4]), muß man an sich erfahren haben, um ihren Werth zu begreifen, denn sie belehren, treiben an und stören doch nicht das zur Arbeit nöthige innere Gesammeltsein, sondern man meint, durch sich selbst fortzulernen." „Er war zum Heraus-

1) S. o. S. 456. — 2) Iwein (2) 1843, Vorr. S. III. — 3) Im J. 1843 erschien eine neue sehr vervollkommnete Ausgabe, 1868 eine dritte. — 4) S. XIX.

geber geboren, sagt Grimm (1851) in seiner Rede auf Lachmann[1]), seines Gleichen hat Deutschland in diesem Jahrhundert noch nicht gesehn." Und wiederum, mit welcher Bescheidenheit spricht Lachmann von Grimm's Grammatik. „Uns ist die Dreistigkeit unbegreiflich, sagt er (1822) in der Recension von Mone's Otnit, daß einer jetzt, ohne Neues und Wichtiges vorzubringen, deutsche Grammatik lehrt, jetzt, da wir eben die zweite Ausgabe des Grimmischen Werks erwarten, die uns alle zur Scham bringen wird über unsere Unwissenheit"[2]). Und ein anderes mal (1827) erklärt er, welchen Gewinn er für seine Textbehandlung aus „J. Grimm's neuen und noch immer wunderbar scheinenden Entdeckungen" gezogen habe[3]).

Auf den Iwein folgte noch in demselben Jahr (1827) eine andere bahnbrechende Arbeit Lachmann's, seine Ausgabe des Walther von der Vogelweide. Es gehörte nicht nur Lachmann's kritischer Scharfsinn, sondern auch sein eindringendes Studium der mittelhochdeutschen Dichter in allen Eigenthümlichkeiten der Sprache und der Metrik dazu, um „den reichsten und vielseitigsten unter den Liederdichtern des dreizehnten Jahrhunderts in würdiger Gestalt wieder erscheinen zu lassen"[4]). Lachmann widmete sich dieser Arbeit mit besonderer Freudigkeit. „Uhland's eben so lebendige als genaue Schilderung Walther's (1822) hatte die Aufmerksamkeit der Empfänglichen auf's neue geweckt"[4]); Benecke, J. u. W. Grimm und Uhland förderten das Unternehmen auf jede Weise; und was Lachmann schon bei dieser ersten Ausgabe hatte thun wollen[5]), das führte er bei der zweiten (1843) aus: Er widmete sie „Ludwig Uhland zum Dank für deutsche Gesinnung, Poesie und Forschung." Schon das nahe Verhältniß zu Uhland würde hinreichend beweisen, wie sehr man Lachmann verkennt, wenn man ihn für einen bloßen

1) Berlin 1851, S. 16. — Vgl. auch Grimm's Widmung des Reinhart Fuchs an Lachmann. — 2) Jen. Allg. Literatur-Zeitung, 1822, Jan. Sp. 106. — 3) Vorr. zum Walther 1827, S. III. — 4) Lachmann's Vorr. zum Walther 1827, S. III. — 5) S. Lachmann's Brief an Uhland vom 4. Nov. 1843 in: Ludwig Uhland. Eine Gabe für Freunde. Zum 26. April 1865. S. 314.

Verstandesmenschen hält. So sehr auch die kritische Schärfe des Verstandes das Hervorstechende seines Wesens war, so besaß er doch zugleich einen feinen Sinn für Poesie. Dies spricht sich aus in der treffenden Charakteristik der mittelhochdeutschen Dichter, die er in seiner Auswahl (1820) [1]) gibt, in seiner Schilderung des hingebenden „einfach wahren und unschuldigen Verständnisses" der Poesie (1843) [2]), in seiner Vorrede zum Walther und vor allem in seiner begeisterten Verehrung Wolfram's von Eschenbach. Diesem tiefsinnigen und schwierigen Dichter waren Lachmann's nächste Bemühungen gewidmet. Schon in der Auswahl (1820) hatte er seine Bewunderung für ihn ausgesprochen. Nach langen und gründlichen Vorarbeiten gab er 1833 Wolfram's Werke heraus: Den Parzival, den Willehalm, die Lieder und die Münchener Bruchstücke des Titurel. Denn daß nur diese, nicht aber der jüngere Titurel, Wolfram's Werk seien, hatte Lachmann schon (1820) in der Auswahl geäußert, und in der Vorrede zu seinem Wolfram legt er es näher dar. Durch Lachmann's Ausgabe ist Wolfram von Eschenbach eigentlich erst zugänglich geworden. Denn sie gibt gegenüber den äußerst mangelhaften Myller'schen und Casparson'schen Drucken [3]) nicht nur einen kritischen, sondern überhaupt erst einen lesbaren Text. Mit vollendeter Meisterschaft verfolgt Lachmann hier sein Ziel, „daß uns möglich gemacht werden sollte, Eschenbach's Gedichte so zu lesen, wie sie ein guter Vorleser in der gebildetsten Gesellschaft des dreizehnten Jahrhunderts aus der besten Handschrift vorgetragen hätte" [4]). Erklärende Anmerkungen hat Lachmann seiner kritischen Herstellung des Textes nicht beigegeben, obwohl er sie für die Zukunft keineswegs verredet [5]). Nichtsdestoweniger hat er auch für die Erleichterung des Verständnisses ungemein viel geleistet. Seine wohldurchdachte Interpunktion bildet eine fortlaufende Erläuterung, die den Leser ganz unvermerkt über eine Unmasse von Schwierigkeiten hinweghebt.

1) Widmung an Benecke S. III fg. — 2) Vorr. zur 2ten Ausgabe des Iwein S. III fg. — 3) S. o. S. 260. 263. — 4) Lachmann's Vorrede zum Wolfram, 1833, S. VI. — 5) Ebend. S. XI.

Eine Frucht von Lachmann's eindringendem Studium der alt- und mittelhochdeutschen Dichter und zugleich wieder die Grundlage seiner kritischen Textausgaben waren seine Entdeckungen auf dem Gebiet der altdeutschen Metrik. Er berichtet uns selbst über den Gang seiner Studien: „Im Februar 1818 begann ich ein umfassendes Reimwörterbuch über den größten Theil der erhaltenen erzählenden Gedichte und Lieder anzulegen, wodurch ich das Regelrechte in den Wortformen und ihrer Quantität, nebst dem Eigenthümlichen vieler einzelnen Mundarten und Dichter, genau kennen lernte. Im Winter 1823 und 24 ward die althochdeutsche Verskunst mit Aufzählung aller Beispiele bis in's Kleinste vollständig erörtert, dabei die Umbildung oder Verfeinerung der gefundenen Regeln in den Werken der sorgfältigsten Dichter des dreizehnten Jahrhunderts erforscht" [1]. Von seinen Entdeckungen, die sich natürlich durch seine kritischen Arbeiten fortschreitend erweiterten und vertieften, hat Lachmann nur einen Theil im Zusammenhang veröffentlicht in seiner grundlegenden Abhandlung „Ueber althochdeutsche Betonung und Verskunst", (gelesen in der Berliner Akademie der Wissenschaften 1831 und 32, herausgegeben in deren Abhandlungen 1834). Das Uebrige findet sich theils in den Anmerkungen zu Lachmann's Textausgaben zerstreut, theils hat er es nur mündlich in seinen Collegien vorgetragen [2]. Den Kern der altdeutschen Metrik faßt Lachmann in die Worte zusammen: „Der deutsche Vers, besonders der ältere, bis gegen das sechzehnte Jahrhundert, wo die romanische Form überwiegt, hat eine bestimmte Zahl Füße, das heißt Hebungen, die in höher betonten Silben bestehn als je die nachfolgende Senkung: und die Senkungen vor oder zwischen den Hebungen dürfen auch ganz fehlen. Die Eigenthümlichkeit aber der alt- und mittelhochdeutschen Verse besteht nun in zweierlei: 1) Wo zwischen zwei Hebungen die Senkung fehlt, muß die Silbe lang sein durch Vocal oder Consonanten. Und zu diesem durchbrechenden Princip der Quantität kommt 2) die rhythmische Beschränkung,

---

1) Iwein (2) 1843, S. 360. — 2) S. Lachmann's mittelhochdeutsche Metrik in Pfeiffer's Germania 1857, S. 105 fg.

daß nur der Auftakt allenfalls mehrere Silben zuläßt; die übrigen Senkungen dürfen nur einsilbig sein" [1]. Von dieser einfachen Grundlage aus entwickelte Lachmann die Gesetze der alt- und mittelhochdeutschen Metrik für die verschiedenen Zeiträume und für die bedeutendsten Dichter bis in's Einzelnste hinein, und wo man früher nur rohe Willkür gesehen hatte, da zeigte sich eine Feinheit und Gesetzmäßigkeit des Versbaus, an welche die Poesie der neueren Jahrhunderte kaum hinanreicht.

Absichtlich haben wir bis hieher eine Thätigkeit Lachmann's verspart, die sich durch sein ganzes gelehrtes Leben hindurchzieht: seine Arbeiten über die Nibelungen. Gleich sein erstes Auftreten bezeichnete Lachmann durch seine berühmte Schrift: Ueber die urspüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth, Berlin 1816. Die Wolfischen Forschungen über die ursprüngliche Gestalt der Homerischen Gesänge leiteten Lachmann auf eine gleiche Untersuchung des Gedichts von den Nibelungen. „Ich glaube nämlich, sagt er im Eingang seiner Schrift, und werde in dem Folgenden zu beweisen suchen, daß unser so genanntes Nibelungenlied, oder bestimmter, die Gestalt desselben, in der wir es, aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts uns überliefert, lesen, aus einer noch jetzt erkennbaren Zusammensetzung einzelner romanzenartiger Lieder entstanden sei" [2]. Wir besitzen bekanntlich außer unserem strophischen Nibelungenlied [3] ein zweites nah mit ihm verwandtes Gedicht in höfischen Reimpaaren: die Klage. Aus der Vergleichung dieses Gedichts mit der zweiten Hälfte der Niebelungen „ergibt sich, wie es Lachmann scheint, sehr bestimmt, daß der Verfasser der Klage viele von den Liedern der letzten Hälfte unserer Nibelungen in einer, dem Inhalte nach wenigstens, im Ganzen nur selten abweichenden, bald mehr, bald weniger vollständigen Gestalt vor sich

1) Lachmann, Ueber althochdeutsche Betonung und Verskunst (1831), Historisch-Philologische Abhandlungen der k. Akad. der Wissenschaften zu Berlin 1831. S. 235. — 2) Lachmann, Ueber die ursprüngl. Gestalt u. s. w. S. 3 fg. — 3) Ich bediene mich der allgemein üblichen Benennung unseres Gedichts, ohne damit der Untersuchung irgendwie vorgreifen zu wollen.

hatte, hingegen einige andere auch wieder gar nicht kannte"[1]. Da wir für die erste Hälfte der Nibelungen kein anderes Gedicht besitzen, das in so nahem Verhältniß zu diesem Theile stände, wie die Klage zu dem zweiten, so muß die Untersuchung hier in anderer Weise geführt werden. Erstens aber zeigt sich im ersten Theil der Nibelungen „überall weniger Ausgebildetes und ein strengeres Beibehalten der alten Form; weshalb in diesem Theile auch auf anscheinend kleine Punkte weit mehr gebaut und vielleicht sogar noch mehr in's Einzelne gehende Resultate, als in der zweiten Hälfte des Gedichts, können gewonnen werden"[2]. Und zweitens kommt uns hier ein äußeres Zeugniß sehr glücklich zu Statten. „Ich meine, sagt Lachmann, die jetzt in München befindliche zweite Hohenemser Handschrift des Liedes, deren Vergleichung auch in der zweiten Hälfte, wo ihre Lesarten noch unbekannt sind, vielleicht eine neue Seite für unsere Untersuchung darbieten möchte. Es ist ausgemacht, daß die erste Hohenemser Handschrift das Gedicht in einer augenscheinlich späteren, besonders in vielen Punkten gemilderten Ueberarbeitung liefert. Und wenn ich nun sage, daß, wie diese Handschrift eine spätere, so die andere eine frühere Recension unseres Liedes enthalte, das in der Sanct Gallischen, mag die Handschrift selbst jünger oder älter, als die zweite Hohenemser sein, in der höchsten Blüthe steht und den Grad der Vollkommenheit, den gerade jenes Zeitalter der damaligen Gestalt des Liedes geben konnte, erreicht hat: so soll das, denke ich, niemand wundern, der bei der Vergleichung beider in den mannigfaltigen Aenderungen und Zusätzen der Sanct-Galler Handschrift eine meistentheils absichtliche künstliche weitere Ausbildung der noch weniger glatten und geschmückten Form in der anderen erkannt hat"[3]. Mit dem, was

1) Lachmann a. a. O. S. 59. — 2) Ebend. S. 67 fg. — 3) Ebend. S. 68. Zur Erläuterung obiger Stelle bemerke ich, daß die „zweite Hohenemser Handschrift" die nachmals von Lachmann durch A bezeichnete ist, von welcher damals nur der durch Müller (1782) veröffentlichte erste Theil Lachmann zu Gebote stand. Dagegen ist „die erste Hohenemser Handschrift" Lachmann's C.

uns so die äußeren Gründe an die Hand geben, stimmen nach Lachmann in überraschender Weise auch die inneren. „Dabei ist nun aber, fährt er an der obigen Stelle fort, sehr auffallend und bemerkenswerth, daß man keineswegs überall in der Sanct-Galler Handschrift, sondern nur in einigen Aventüren sehr viele, in anderen nur wenige und in manchen gar keine neuen Strophen findet; woraus denn doch zum allerwenigsten erhellt, daß der geschickte Urheber der Sanct-Galler Recension einen Unterschied zwischen jenen Liedern bemerkte, von denen er einige vieler Veränderungen und Zusätze, andere nur einer geringen Nachhülfe bedürftig glaubte. Wenn nun gerade dieselben Lieder auch an anderen Kennzeichen, mit denen Inhalt oder Darstellung behaftet wären, sich von den übrigen verschieden zeigten, so möchte sich auch daraus Manches für die weitere Erörterung unserer Frage ergeben. Es sei erlaubt, hier in voraus das Resultat anzuzeigen, daß gerade in den Liedern, welche in der Sanct-Galler Recension keinen bedeutenden neuen Zuwachs erhalten haben, sich am häufigsten die Hand des früheren Ordners, dessen Arbeit uns das Hohenemser Manuskript liefert, zu erkennen ist [1], und daß insbesondere, um gleich etwas ganz Einzelnes anzuführen, alle Strophen mit inneren Reimen theils dem Ordner, theils dem Sanct-Galler Verbesserer, aber nie der ursprünglichen Gestalt unserer Lieder angehören" [2]. Durch Nachweisung eingeschobener Stellen, so wie mannigfacher Widersprüche und Unebenheiten im Innern des Gedichts sucht Lachmann seine Ansicht zu erhärten. Aber, sagt er schließlich, „auf vollständige Nachweisung der Veränderungen jedes Liedes machen wir keinen Anspruch, deren man sich selbst dann noch nicht vergewissert halten dürfte, wenn auch alle erkennbaren Aenderungen genau und vollständig gezeigt wären" [3]. Endlich berührt Lachmann noch die Frage, „ob bei der Zusammenfügung unserer wie der Homerischen Lieder die Diaskeuasten Zusammenhang und Folge nach einem vorhandenen, wenn auch kürzeren Gedichte, das aber den ganzen Inhalt der Geschichte befaßte, oder nur nach Anleitung der Sage be-

1) Lies: gibt. — 2) Ebend. S. 69. — 3) S. 84.

stimmten." Er beantwortet sie dahin, die Kritik werde sich verbunden halten, „deutlich und bestimmt zu erklären, daß jene Frage jetzt durchaus keiner Lösung mehr fähig sei" [1]. Seine Ansicht über das Verhältniß unseres Epos zu Einem Dichter, faßt Lachmann zum Schluß seiner Schrift in die Worte zusammen: „Bei den mannigfaltigverschiedenen Verbindungen, in die einzelne Theile unserer Nibelungengeschichte in anderen und anderen Gestalten der Sage gesetzt worden sind, muß man endlich den, welcher Kriemhildens Rache an Siegfried's Ermordung durch Hagen und ihren Bruder Günther geknüpft, für den eigentlichen Dichter des deutschen Epos erklären. Wenn aber gefragt wird, nicht was jedem wahrscheinlich dünke, sondern was sich streng erweisen lasse, wer will dann zu bestimmen wagen, ob sich in einem einzelnen größeren Gedichte, oder nur in der Sage, wenn auch nur eines Theiles von Deutschland, die weniger bei jener Verbindung wesentlichen Umstände zusammengefunden und in diesem Sinne, nach Grimm's freilich sehr wunderlichem Ausdrucke, das Nibelungenlied sich unbewußt selber gedichtet habe, oder von Einem Dichter geschaffen sei? Eben so wenig mag es aber auszumachen sein, ob die Homerischen Lieder nach einem ursprünglichen Gedichte geordnet, ja vielleicht möglicher Weise zum Theil als Abschnitte eines Jedermann bekannten größeren Gedichts gesungen seien, oder ob die einfache Fabel der Odyssee und die nicht mehr zusammengesetzte der Ilias nur durch die Sage sich neben den einzelnen Liedern erhalten habe. Wir wollen die Völker glücklich preisen, in denen Sage und Volksgesang sich zu solchen großen poetischen Bildungen gestalteten, und den Dichtern danken, die den Zorn des Achilles und Odysseus Rückkehr, und den tragischen Wechsel von Freude und Leid in Kriemhildens Geschichte, in so herrlichen Werken verewigten, daß noch späte Jahrhunderte sich an ihnen erfreuen und kräftigen mögen" [2]. Diese erste Schrift Lachmann's legt den Grund zu alle seinen weiteren Untersuchungen über die Nibelungen. Noch aber spricht er sich hier in Bezug auf die wirkliche Zerlegung des Gedichts in ein-

1) S. 87. — 2) S. 87 fg.

zelne Lieder und deren Ausführbarkeit nicht entschieden aus, läßt auch das Ganze als solches in seiner Größe bestehen. Mit der Zeit aber glaubte sich Lachmann durch seine wachsende Kenntniß der mittelhochdeutschen Poesie und insbesondere ihrer Metik, so wie durch eine genaue Vergleichung der Hohenems-Münchener Handschrift (A) der Nibelungen in den Stand gesetzt, die Herstellung der alten Volkslieder, aus deren Sammlung und Ueberarbeitung unser Gedicht entstanden sei, zu unternehmen. Im J. 1826 gab er auf Grund der Hohenems-Münchener Handschrift (A) heraus: der Nibelunge Not mit der Klage in der ältesten Gestalt mit den Abweichungen der gemeinen Lesart. Im J. 1836 ließ er seinen kritischen Commentar „Zu den Nibelungen und zur Klage" folgen, worin er die Zerlegung des Gedichts durchführte. In der zweiten Ausgabe seiner Nibelunge Noth (1841) machte er dann die angenommenen ursprünglichen Lieder und deren Fortsetzungen, so wie die eingeschobenen Strophen, theils durch verschiedenen Druck, theils durch kritische Zeichen kenntlich [1]). Das Ergebniß Lachmann's war folgendes: Die Hohenems-Münchener Handschrift (A) „steht allein allen übrigen Handschriften mit dem offenbar älteren Text entgegen" [2]). „Jedes Wort, das nicht in A steht, hat keine größere Beglaubigung als eine Conjectur" [3]). Dieser älteste handschriftlich aufbewahrte Text hat dann eine erweiternde und ausglättende Ueberarbeitung erfahren, die uns in der St Galler Handschrift (B) vorliegt, und eine zweite, welche die Hohenems-Laßberg'sche Handschrift (C) bietet. Das Zerrissene und öfters Unzusammenhängende in dem Text der Handschrift A rührt eben daher, daß hier noch nicht so viel geschehen ist, um die ursprünglichen Lieder in Zusammenhang zu bringen, wie in B und C. Eben deshalb bietet A eine so gute Handhabe, um die Nähte der alten Lieder zu erkennen. Natürlich aber erhalten diese äußerlichen Anhaltspunkte erst ihre wahre Bedeutung durch die innere Kritik, die sich sowohl auf den

1) 4. Ausg. (6. Abdr. des Textes) 1867. — 2) Der Nibelunge not, her. von Lachmann. Berlin 1826, Vorr. S. VI. — 3) Ebend. S. VII.

Inhalt, als auf die Form der einzelnen Strophen zu richten hat. Mit Hülfe aller dieser Mittel schält Lachmann zwanzig ursprüngliche Volkslieder aus unserem Gedicht heraus, von denen zwei ohne ihren Anfang uns überliefert sind. Diese Lieder haben schon, bevor sie aufgeschrieben wurden, mannigfache Zusätze erhalten, zwischen den Jahren 1190 und 1210 aber hatten sie die Gestalt, wie wir sie in unserem Gedicht lesen[1]. Um das Jahr 1210[2] hat dann ein „Anordner"[3] diese Volkslieder gesammelt und sie durch zahlreiche hinzugefügte Strophen zu dem Ganzen verbunden, das wir in Handschrift A vor uns haben. Dies sind die Grundlagen von Lachmann's Kritik der Nibelungen, wie er sie selbst öffentlich ausgesprochen hat. Wir werden später sehen, daß erst nach Lachmann's Tode noch ein weiteres nicht unwichtiges Moment seiner Nibelungenkritik zum Vorschein kam. Hier wollen wir nur noch erwähnen, daß mit den besprochenen Arbeiten Lachmann's noch zwei andere in naher Beziehung stehen. Erstens nämlich seine Abhandlung: „Kritik der Sage von den Nibelungen", die 1829 in Niebuhr's Rheinischem Museum für Philologie erschien[4]. Lachmann sondert hier die verschiedenen Bestandtheile der Sage und gelangt zu dem Ergebniß, daß Siegfried ursprünglich ein Götterwesen war, und zwar denkt man bei ihm natürlich sogleich an den nordischen Baldur. Doch soll diese Vergleichung „keine rohe Identification" sein[5]. Die zweite hieher gehörige Abhandlung ist die von Lachmann 1833 in der Berliner Akademie gelesene über Singen und Sagen[6]. Strophische Dichtungen wurden ursprünglich gesungen. „Hingegen kurze Reimpaare ohne strophische Abtheilung sind ganz sicher im 12. und 13. Jahrhundert nur gesagt und gelesen"[7]. „Höchst merkwürdig ist aber, daß in den ausgebildetsten Darstellungen deutscher Sagen in strophischer Form, in den Nibelungen und

1) Zu den Nib. 1836, S. 3. 5. 6. — 2) Ebend. S. 1. — 3) Ebend. S. 5. — 4) Wieder abgedruckt bei Lachmann: Zu den Nibelungen 1836, S. 333 fg. — 5) Ebend. S. 344. — 6) In den Historisch-philol. Abhandlungen der K. Akad. der Wiss. zu Berlin. Aus dem J. 1833. Berlin 1835. S. 105 fg. — 7) Ebend. S. 109.

im Alphart, in Kudrun, nur das Sagen und durchaus kein Singen vorkommt“ [1]. Wir müssen deshalb in der Blütezeit der höfischen Poesie „auch in dem Vortrage der (strophisch volksthümlichen) erzählenden Gedichte eine der höfischen Bildung entsprechende Veränderung annehmen, daß sie nämlich nun mehr gesagt und vorgelesen als gesungen und vermuthlich nicht einmal vorzugsweise von den Fahrenden vorgetragen wurden“ [2]).

Außer den besprochenen haben wir noch zwei werthvolle kritische Arbeiten Lachmann's zu berühren: seine Ausgabe des Ulrich von Lichtenstein (1841), zu welcher Theodor von Karajan erklärende Anmerkungen lieferte, und seine Abhandlung über drei Bruchstücke niederrheinischer Gedichte (1836 [3]). So überwiegend Lachmann's Arbeiten dem Gebiete der Kritik angehören, so war er doch nicht minder auch ein Meister auf dem der Exegese. Er bewies dies in den zahlreichen erklärenden Bemerkungen, die er seinen kritischen Commentaren einfügte, insbesondere aber durch seine vortrefflichen Abhandlungen über das Hildebrandslied (1833) [4]) und über den Eingang des Parzivals (1835) [5]).

Wie den Werken der älteren deutschen Literatur, so wandte Lachmann gegen das Ende seiner Laufbahn auch denen der neueren seine kritische Thätigkeit zu. Von den Verlegern aufgefordert übernahm er im J. 1837 „die Durchsicht und Herausgabe der sämmtlichen Lessing'schen Werke“ [6]). Er sah aber diese Aufgabe nicht als eine bloß untergeordnete Lohnarbeit an, wie dies bis dahin gewöhnlich geschehen war, sondern er setzte sich eine kritische Textausgabe seines Autors zum Ziel. Zu diesem Behuf brachte er erstens eine zweckmäßige Anordnung in das Chaos der früheren Ausgaben von Lessing's Werken, und zweitens legte er den Texten die Origi-

1) Ebend. S. 111. — 2) Ebend. S. 111. — 3) Philos.-hist. Abhandlungen der K. Akad. der Wiss. zu Berlin. Aus dem J. 1836, Berlin 1838. — 4) Hist.-philol. Abhandlungen der K. Akad. der Wiss. zu Berlin. Aus dem J. 1833. Berlin 1835, S. 123 fg. — 5) Ebend. aus dem J. 1835, Berlin 1837, S. 227 fg. — 6) Hertz, Lachmann, S. 168.

naldrucke zu Grunde und versah sie mit den nöthigen kritischen Bemerkungen[1]). In den Jahren 1838 bis 1840 erschienen auf diese Weise „Lessings sämmtliche Schriften herausgegeben von Karl Lachmann." So hat Lachmann auch auf diesem Gebiet, dessen Wichtigkeit seitdem immer mehr zur Anerkennung gekommen ist, die Bahn gebrochen.

2. Johann Andreas Schmeller.

Es war ein überaus glückliches Zusammentreffen der Umstände, daß Grimm's Forschung, wie sie durch Lachmann's philologischen Scharfsinn eine wesentliche Ergänzung in Betreff der Textkritik gewann, gleichzeitig auch noch von einer anderen sehr wichtigen Seite, nämlich in Bezug auf die Untersuchung der Volksmundarten, eine wahrhaft epochemachende Bereicherung erhielt. Aus ganz anderen Verhältnissen heraus und von einem anderen Ausgangspunkt, als J. Grimm, hatte Johann Andreas Schmeller die Erforschung seiner heimatlichen Mundart begonnen. Geboren zu Tirschenreuth in der Oberpfalz am 6. August 1785 als der Sohn eines braven, aber armen Korbflechters, wuchs Schmeller auf in dem Dörfchen Rimberg nördlich von Pfaffenhofen in Altbayern. Dahin nämlich war der Vater schon im zweiten Lebensjahr des Knaben übergesiedelt. Da keine Schule in dem kleinen Orte war, so unterrichtete der Vater selbst neben seiner Arbeit den Sohn im Lesen, Schreiben und Rechnen. Bald aber nahm sich der treffliche Pfarrer des benachbarten Dorfes Rohr, Anton Nagel, des Knaben an und verschaffte ihm die Aufnahme unter die Schüler des Klosters Scheiern. Hier lernte Schmeller die ersten Elemente des Lateins; aber bei dem Einbruch der Franzosen im J. 1796 zerstreuten sich die Schüler, und als nach dem Vorüberziehen des kriegerischen Unwetters das Seminar wieder eröffnet wurde, nahm der Abt des Klosters trotz der heißesten Bitten Schmeller nicht wieder auf. Doch sein Vater verzichtete nicht auf die Hoffnung, den Sohn einmal als Geistlichen zu sehen. Mit

1 S. Lachmann's Selbstanzeige bei Hertz, Lachmann, Beil. B, S. XVII fg.

Mühe brachte er die nothdürftigsten Mittel zusammen, um ihn (1797—99) auf dem Gymnasium in Ingolstadt zu erhalten. Im J. 1799 gieng der junge Schmeller nach München und vollendete dort auf Gymnasium und Lyceum die allgemein bildenden Studien, indem er sich seinen Unterhalt in angestrengter Thätigkeit durch Privatunterricht erwarb. Es war die Zeit, in welcher der allgemeine Umschwung der Geister auch nach Altbayern einzudringen begann. Schmeller's strengem Wahrheitssinn widerstrebte es, einen Beruf zu ergreifen, dem er sich nicht mit voller Ueberzeugung hätte widmen können. Er gab deshalb den Gedanken, Priester zu werden, auf. Aber während er nach einem anderen Lebensberuf suchte, begann er an aller Bücherweisheit irre zu werden. Es schien ihm, als werde er nur in dem einfachen Beruf des Landmanns Ruhe und Befriedigung finden. So gieng der gründlich gebildete absolvierte Lyceist (1803) in sein väterliches Dorf, um Bauer zu werden. Allein bald zeigte sich, daß er der geistigen Beschränkung so enger Verhältnisse entwachsen war. In seiner ländlichen Zurückgezogenheit schrieb er eine Abhandlung „über die naturgemäßeste Art, Kinder, die eine von der Schriftsprache abweichende Mundart reden, im Schreiben und Lesen zu unterweisen.“ Schon von den Knabenjahren an hatte er das Unterrichten praktisch geübt; als Schüler des edlen Cajetan Weiller auf dem Lyceum zu München hatte er die hohe Bedeutung des Erzieherberufs würdigen lernen; so erkannte er nun seine Lebensaufgabe darin, Lehrer und zwar vorzugsweise Lehrer der Muttersprache zu werden. Er machte sich auf und wanderte (1804) in die Schweiz zu Pestalozzi, dem großen Reformator des Erziehungswesens. Bei diesem, der eben im Begriff war, von Burgdorf nach Münchenbuchsee zu ziehen, fand er jedoch keine Verwendung, und als auch verschiedene andere Versuche, eine Stelle als Lehrer zu finden, fehlschlugen, ließ er sich für ein solothurnisches Regiment in spanischen Diensten anwerben. Fast zwei Jahre hatte er so, erst als Gemeiner, dann als Corporal, in Tarragona zugebracht, als eine günstige Wendung seines Geschickes eintrat. Einer der Offiziere des Regiments, der Hauptmann Voitel, ließ sich von dem jungen Corporal Unterricht im Englischen erthei-

len und war nicht wenig überrascht, einen ebenso begeisterten Verehrer der Pestalozzi'schen Methode in ihm kennen zu lernen, wie er selbst war. Bald wurden die beiden Männer nah befreundet. Voitel verschaffte Schmeller zunächst eine Verwendung an der Regimentsschule zu Tarragona, und als kurze Zeit darauf eine königliche Probeschule nach Pestalozzi'schen Grundsätzen in Madrid errichtet werden sollte, da wurde Hauptmann Voitel zu ihrem Director und Schmeller (17. Nov. 1806) zu dessen erstem Gehülfen ernannt. Schmeller hatte hier außer der spanischen Sprache, die er sich während seines Aufenthalts in Tarragona vollkommen angeeignet hatte, auch das Französische, Englische und Deutsche zu lehren. Die Anstalt nahm einen glänzenden Aufschwung; allein der Beginn der spanischen Unruhen hatte (1808) ihre Auflösung zur Folge. Schmeller, der schon 1807 seinen Abschied als Soldat erhalten hatte, gieng (1808) nach Yverdon zu Pestalozzi und gründete bald darauf in Verbindung mit seinem Freunde Samuel Hopf eine Privatlehranstalt zu Basel, die bis zum J. 1813 bestand. Als Schmeller (Dec. 1813) nach Bayern zurückkehrte, war dies vor kurzem durch den Rieder Vertrag der deutschen Sache beigetreten. Schmeller beschloß, seine Kräfte der Vertheidigung des Vaterlandes zu weihen. Am 20. Jan. 1814 wurde er zum Oberlieutenant im freiwilligen Jägerbataillon des Illerkreises ernannt. Bevor er einrückte, besuchte Schmeller noch einmal seine Eltern. „Es war keine Bahn von Gundamsried nach Rimberg", schreibt er in seinem Tagebuch vom 8. Jan. 1814, „der nach zehn Jahren Wiederkehrende drückte die ersten Fußstapfen in den Schnee. Alles schien mir bedeutungsvoll ein seltenes himmlisches Fest zu feiern. Am steilen Pfad, wo ich einst die von Nagel geliehenen Dichter lesend gegangen war, wo ich beim Scheiden vor zehn Jahren im tiefsten Wehmuthsgefühl saß, stand ich wieder still. Die Schweiz und Spanien, Tarragona und Voitel, Madrid und Anduja lagen zwischen damals und jetzt. Ich gieng nach Rimberg heim und statt in Ried oder Pfaffenhofen, war ich in Tarragona, Madrid und Basel gewesen. — O unbeschreibbares Gefühl! — Ich sah hinab auf die wohlbekannten lieblichen Hütten — noch standen sie alle,

wie einst. Hinauf, hinein, mit pochendem Herzen geklopft. — Es ist zu; durch's Fensterchen gesehen, — es ist niemand darin. Um das Häuschen herum — eine entblätterte Rebe bekleidet die Ostseite, hinten ist eine mir neue Thür, ein neues Gemüßgärtchen, der Stall voll Thierstimmen, wohl mit Stroh verwahrt. Die Nachbarin kommt, kennt mich, sagt, die Eltern seien nach Rohrbach auf der ersten Messe (Primiz). Auf der ersten Messe! Gerade an diesem Tage meiner Zurückkunft! Schmerzenvoll werden sie denken, wenn unser Sohn nicht ein ungerathener wäre, so hätten wir diese Freude auch an ihm erleben können. — Bei der Nachbarin wartete ich nun, bis ich wirklich meine lieben Eltern kommen sah. Mit lautem weinenden Schreien rief die Mutter: O mein Andrel, mein Kind! Dann standen sie wortlos eine Zeit lang, mich in ihren Armen haltend. Dann wieder Thränen und lautes Weinen der Mutter. „„Mein Kind, so soll ich dich denn doch noch einmal sehen!““ O mir war das Herz zum zerspringen. Aehnliches habe ich noch nie empfunden. Dann in die väterliche Stube. „„So sei mir denn willkommen unterm väterlichen Strohdach!““ sagte der Vater mit einem Blick gen oben, der mich anbeten machte. O Gott, kein gewaltigerer, heiligerer Priester für mich, als mein Vater! Welche Fülle echter begeisterter Religiosität! „„Alles durch Gott, für Gott. Wir sind oft umsonst, sagte er, nach Schevern, Freysing, Landshut gegangen, nein! nicht umsonst, weil Gott es fügte.““ Wohl vergab er mir, daß ich ihm nicht das Glück verschafft, auch einen geistlichen Sohn zu haben. „„Du hast ja deinen freien Willen, sagte er, und Gott hat es so haben wollen.““ — Die tiefe, rührende Anhänglichkeit an Eltern und Heimath, die aus diesen Worten Schmeller's spricht, ist der Boden, auf dem seine Sprachforschung erwachsen ist. „Wie ein Neuerer“, schreibt er aus Rimberg den 27. Jänner 1814, „von Griechenland's und Rom's Großheit begeistert, in Athen's und Rom's Umgebung umherwandelt, so sehe ich in der Sprache, in den Sitten dieser Dörfer ehrwürdige Ueberreste und Mahnung an die Zeit der Siegfriede und Chrimhilden in Menge. Wahrhaftig mit frommer Aufmerksamkeit belausche ich die seit einem Jahrtausend rein und eigen-

thümlich bewahrten Töne und Worte dieser einfachen Hütten. Eine eigene Regelmäßigkeit waltet in den Aussprachgesetzen dieser heimathlichen Mundart, welche als eine der ältesten Urkunden für den ganzen deutschen Sprachbau erhalten ist."

Das bayerische Reserveheer, zu welchem die freiwilligen Jägerbataillone gehörten, kam während des Feldzugs von 1814 nicht zum Ausrücken. Schmeller stand mit seinem Bataillon in Kempten. Er benutzte die ihm gewordene Muße zur Ausarbeitung seiner ersten selbständig erschienenen Druckschrift: „Soll es Eine allgemeine europäische Verhandlungs-Sprache geben?" Auch der zweite französische Feldzug im J. 1815 war durch die Schlacht bei Belle-Alliance bereits entschieden, bevor der Heerestheil, bei dem Schmeller stand, auf dem Kampfplatz anlangte. Schmeller konnte daher den Marsch durch Frankreich und eine längere Einquartierung in diesem Lande zum Studium der französischen Mundarten benutzen. Bald nach der Rückkehr aus Frankreich begann Schmeller's epochemachende wissenschaftliche Thätigkeit. Wir haben gesehen, wie ihn die Beobachtung seiner heimatlichen Mundart und ihr Verhältniß zur gesammten deutschen Sprache schon von frühauf beschäftigte. Aus der Fremde zurückgekehrt, nahm er diese Studien mit neuer Lust wieder auf. Während sein Bataillon in Salzburg stand, ließ er sich (Anfang 1816) Urlaub geben, um die Schätze der Münchner Bibliothek für seine Zwecke zu benutzen. Hier lernte er Schlichtegroll, Scherer und Docen kennen. In der Münchener Akademie der Wissenschaften war bereits ein reger Eifer für Erforschung der deutschen Sprache und insbesondere der bayerischen Mundart vorhanden. Wir haben in einem früheren Abschnitt die verdienstlichen Leistungen Docen's geschildert. Der ehrwürdige bayerische Historiker Lorenz von Westenrieder († 1829) veröffentlichte im J. 1816 sein Glossarium Germanico-Latinum vocum obsoletarum primi et medii aevi, inprimis Bavaricarum. Der Bibliothekar Joseph Scherer († 1829) gieng mit der Herausgabe der altsächsischen Evangelienharmonie und der Ausarbeitung eines bayerischen Idiotikons um. Diesen Männern blieben Schmeller's gründliche Studien und seine ausgezeichnete Befähigung für derar-

tige Arbeiten nicht lange verborgen, und namentlich war es Scherer, der Alles aufbot, um Schmeller für die Bearbeitung der bayerischen Mundarten zu gewinnen. Durch seine Verwendung erhielt Schmeller einen sechsmonatlichen Urlaub, und bald darauf bestimmte ihm der Kronprinz Ludwig von Bayern auf zwei Jahre einen jährlichen Geldzuschuß von fünfhundert Gulden zum Behuf einer wissenschaftlichen Bereisung des Königreichs zur Untersuchung seiner Mundarten. Mit Freude ergriff Schmeller die dargebotene Gelegenheit zur Ausführung seiner Lieblingsplane, und nach den gründlichsten Vorbereitungen und fünfjähriger angestrengter Arbeit erschien im J. 1821 sein erstes größeres Werk: Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt. Mit großer Sorgfalt und Umsicht behandelt Schmeller hier die Laute und Formen der bayerischen Mundarten und fügt dann zum Schluß eine Anzahl wohlgewählter Dialektproben bei. Aber noch brauchte es sechs weitere Jahre des ununterbrochenen Sammelns und Zubereitens, bis im J. 1827 der erste Band von Schmeller's Hauptwerk an's Licht trat unter dem Titel: „Bayerisches Wörterbuch. Sammlung von Wörtern und Ausdrücken, die in den lebenden Mundarten sowohl, als in der ältern und ältesten Provincial-Litteratur des Königreichs Bayern, besonders seiner ältern Lande, vorkommen, und in der heutigen allgemein deutschen Schriftsprache entweder gar nicht, oder nicht in denselben Bedeutungen üblich sind, mit urkundlichen Belegen, nach den Stammsylben etymologisch-alphabetisch geordnet.“ Im J. 1828 erschien der zweite, 1836 der dritte, 1837 der vierte Theil, der das ganze Werk schloß.

Seit dem Auftrag, die bayerischen Mundarten zu erforschen, gestalten sich auch Schmeller's äußere Verhältnisse günstiger. Der Urlaub, den er als Oberlieutenant erhalten hatte, wurde ihm fernerhin verlängert. Im J. 1824 ernannte ihn die Münchener Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitgliede. 1826 wurde er ermächtigt, Vorlesungen an der Münchener Universität zu halten. Er eröffnete dieselben 1827 mit der Antrittsrede: „Ueber das Studium der altdeutschen Sprache und ihrer Denkmäler.“ Im J. 1828 wurde er außerordentlicher Professor der altdeutschen Sprache und Literatur, 1829 Custos an der Hof- und Staats-

bibliothek, 1844 Unterbibliothekar, endlich 1846 ordentlicher Professor der altdeutschen Sprache und Literatur. In allen diesen Stellungen erfüllte Schmeller seine Verpflichtungen mit musterhafter Gewissenhaftigkeit. Der von ihm begründete Handschriftenkatalog der Münchener Bibliothek [1]) ist ein bleibendes Denkmal seines aufopfernden Fleißes. Seine Wirksamkeit an der Universität wurde 1829 durch Maßmann's Anstellung unterbrochen, erst im J. 1846 nahm er sie wieder auf [2]). Schmeller's letzte Lebensjahre wurden durch einen unglücklichen Zufall verbittert. Auf einer Reise durch Tirol im Herbst 1847 brach er am Jaufen bei Sterzing das Bein. Die schmerzvolle Kur des zuerst verkannten Bruches vermochte nicht, die Folgen des unglückseligen Ereignisses zu beseitigen. Geistig ungebrochen, aber körperlich hinsiechend verlebte Schmeller die folgenden Jahre, bis ein rasch verlaufender Choleraanfall am 27. Juli 1852 seinem Leben ein Ziel setzte [3]).

Schmeller's Studien erstreckten sich nicht nur über den ganzen Bereich der germanischen Sprachen, sondern sie giengen auch noch weit über diesen Bereich hinaus. So beschäftigte er sich namentlich sehr eingehend mit den slavischen Sprachen. Aber den Mittelpunkt

---

1) Die deutschen Handschriften der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München nach J. A. Schmeller's kürzerem Verzeichniss. Thl. I und II. München 1866. Vgl. daselbst den Vorbericht des Herausgebers K. Halm; und außerdem Konr. Hofmann's Vortrag über Schmeller's amtliche Thätigkeit auf der k. Staatsbibliothek (Münchener Gel. Anzeigen 1855, Nr. 14—16), und Ant. Ruland in Naumann's Serapeum XVI, (1855), Nr. 4. 23. 24. Vgl. aber auch F. Bohmer ebend. XVI (1855), Nr. 18. 19. — 2) Zwei Vorlesungen Schmeller's über deutsche Grammatik theilt (nach einem Collegienhefte Rockinger's) Ant. Birlinger mit in Herrig's Archiv für das Studium der neueren Sprachen, Bd. 37 (1865) S. 353 fg. — 3) Die thatsächlichen Angaben über Schmeller's Leben sind folgenden Schriften entnommen: Lebensskizze Schmeller's. Von Bibliothekar Föringer. München 1855. — Rede von Fr. von Thiersch, in den Münchener Gelehrten Anzeigen 1853, Nr. 8 fg. — Der Artikel Schmeller in Brockhaus' Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur, Bd. IV, (1834) S. 173—175. (Nach Föringer a. a. O. S. 6 eine abgekürzte Autobiographie Schmeller's).

seiner Thätigkeit bildete die Erforschung der süddeutschen Volksmundarten. Aufgewachsen in ländlicher Abgeschiedenheit als Sohn eines armen Kürbenzäuners [1]) hieng er mit der ganzen Innigkeit seines reichen Gemüths an der Sprache und Sitte des Volkes. Und hier lag auch der Ausgangspunkt seines Forschens, als sich seine eminente Begabung für die Untersuchung der menschlichen Sprache mehr und mehr entwickelte. Die ältere deutsche Sprache zog ihn anfänglich durchaus nicht an. Er hielt sie, durch Adelung's Autorität bestimmt, für barbarisch. Die vollen Endungen waren ihm entweder „willkürliche Anhängsel" oder „verstandlose Nachäffungen lateinischer Grammaticalformen." Höchstens interessierte ihn „das crude Material ihrer Ausdrücke." „Ich sah also in diesen Sprachalterthümern, so berichtet er uns selbst, nur den rohen Körper, weil ich ihnen einmal keinen Geist, d. i. keinen lebendigen, strengen, nothwendigen Grammaticalismus zutraute und also einen solchen auch nicht in ihnen suchte. Nur das Aufspüren und Verfolgen der wunderbaren geistigen Gliederungen und Gelenke, die im consequenten Grammaticalismus einer Sprache liegen, vermag den damit beschäftigten Geist zu reizen und zu vergnügen. Wo dieser Reiz nicht ist, da hört alles Interesse auf. Es gab demnach eine Zeit, wo ich diese Ueberbleibsel des Alterthums mit völliger Gleichgültigkeit, ja mit einer Art von Ekel betrachtete. Mittlerweile hatte ich doch nicht lassen können, (unbefriedigt, wie ich war, durch Adelung's Aussprüche), über die festere Begründung oder Vereinfachung manches Satzes in der Grammatik der deutschen Sprache nachzudenken. Mit Ueberraschung sah ich oft, daß da, wo die Büchersprache starr und todt jeder Erklärung aus sich selbst widerstrebte, die im Munde des Volkes für sich fortlebende gemeine Sprache die erhellendsten Aufschlüsse bot. Die herkömmlich vor

1) Schmeller's Bayer. Wörterbuch II. (1828), 327: „Der Kürbenzäuner, der aus Holz- und Wurzel-Schienen Kürben flicht, zäunt. Unter allen Gewerben ist dieses unscheinbare dem Verfasser des b. Wörterbuchs das ehrwürdigste, denn es ist das eines bald achtzigjährigen Ehrenmannes, dem er sein Dasein und seine erste Erziehung verdankt."

nehme Geringschätzung dieses Feldes der Spracherscheinung konnte mich von da an nicht weiter abhalten, besonders aufmerksam auf dasselbe zu sein. Bald lehrte es mich eine Reihe von Analogieen und Gesetzen, von denen in der Büchersprache nur wenige Spuren vorhanden sind. Von dieser, in die Ohren fallenden Wirklichkeit ausgehend, wandte ich mich nun auf's neue zurück zu jenen mißkannten Alterthümern, und sieh, es zeigte sich eine Uebereinstimmung, die meinen Zweifeln über die Wahrheit und Echtheit der grammatischen, in diesen Resten des Alterthums erhaltenen Formen ein Ende und mir diese Ueberbleibsel zum Gegenstand eines neuen und des für den Geist anziehendsten Studiums machte. Ich sah, wie sehr ich die organische Natur der Sprache darin verkannt hatte, daß ich glaubte, das, was war, müsse durch das, was ist, erklärt und gemeistert werden, statt das ewige Gesetz alles Organismus zu bedenken, nach welchem alles, was ist, nur aus dem, was war, hervorgegangen sein kann." „Auf diesem Standpunkt befand ich mich, fährt Schmeller fort, als Jacob Grimm's deutsche Grammatik erschien. Ausgestattet mit ganz außerordentlichem Talent für Forschungen nicht bloß dieser Art; war dieser Mann viel früher und gleich von oben herein zur vollen klaren Anschauung dessen gekommen, wozu ich mich erst von unten auf mühsam emporzuarbeiten suchte. Was ich aus den mannigfaltigen, vielfach versiegten oder trüben Bächen des wirklichen Volkslebens in mancherlei Gauen deutscher Zunge auf die nicht bequemste Weise zusammentrug, das schöpfte er bequemer und reiner aus den schriftlichen Quellen selbst, die dem gemeinsamen Ursprung, von welchem alle diese weitzertheilten Bäche ausgegangen sind, um zehn bis fünfzehn Jahrhunderte naher liegen. Statt auf einem einzigen Wege fortzuschreiten, der bei befangener Aussicht, ob er zurückgelegt ist, immer keine rechte, innere Sicherheit vor der Gefahr des Sichverlierens gewährt, umfaßte Grimm gleich das ganze vor ihm liegende Gebiet, rückte mit der möglichsten Umsicht auf allen Wegen zugleich vorwärts, und auf solche Art wurde gefunden und bis zur Evidenz nachgewiesen die organische Einheit des germanischen Sprachstammes und der durchgehende Parallelismus, unter welchem

seine Aeste von Knoten zu Knoten auseinandertreten. Durch die überraschenden Resultate, die er in seinem großen, noch nicht geschlossenen Werke über die deutsche Sprache im weitesten Sinne niedergelegt hat, findet sich die nächste Gegenwart in klarem Zusammenhang mit der entferntesten Vergangenheit" [1]). Man kann Schmeller's Verhältniß zu Grimm nicht treffender schildern, als es hier von Schmeller selbst geschieht. Bewundernswerth aber war es, mit welcher Energie und Begabung nun Schmeller auf die großen Entdeckungen Grimm's eingieng. In kurzer Zeit war er einer der ersten Kenner auch der altgermanischen Sprachen. Und gerade diese Verknüpfung der beiden entgegengesetzten Enden der Forschung ist das Epochemachende in Schmeller's mundartlichen Arbeiten. Auf der einen Seite schöpft er aus dem lebendigsten Verkehr mit dem Volke. Er sieht den Leuten auf den Mund und faßt mit feinem Ohr die gehörten Laute auf, für deren Besonderheiten er sich durch kleine Abänderungen der gewöhnlichen lateinischen Buchstaben ein neues Bezeichnungsmittel schafft. Mit eingehendem Verständniß und sinnigem Gemüth sammelt er die eigenthümlichen Ausdrücke und Redeweisen des Volkes und läßt uns dadurch tiefe Blicke in dessen Sitten und Gewohnheiten thun. Andererseits aber durchforscht er für seinen Zweck die Denkmäler aller älteren germanischen Sprachen, gedruckte und ungedruckte; und namentlich bieten ihm hier die handschriftlichen Schätze der Münchener Bibliothek ein unerschöpfliches Material. So wird sein Bayerisches Wörterbuch eine eben so reiche Fundgrube für die ältere Sprache, wie für die neuere Mundart. Und das Alles steht nicht etwa als roher Stoff unvermittelt neben einander, sondern es wird auf die einfachste Weise, bald durch die bloße wohlüberlegte Anordnung, bald durch überraschend scharfsinnige Combination in Verbindung gebracht.

Wenn auch Schmeller's größtes Verdienst in seinem Bayerischen Wörterbuch liegt, so nimmt er doch zugleich unter den Her-

1) Schmeller, Ueber das Studium der altdeutschen Sprache und ihrer Denkmäler, München 1827, S. 7 fg.

ausgebern älterer germanischer Sprachdenkmäler eine der ersten Stellen ein. Er ist es, dem man die lange und sehnlichst erwartete Herausgabe der altsächsischen Evangeliendichtung verdankt. Unter dem Titel: Heliand. Poema Saxonicum seculi noni, ließ Schmeller im J. 1830 zu München den Text des Werkes erscheinen. 1840 folgte das ungemein sorgfältig gearbeitete Glossar. Diese wahrhaft mustergültige Leistung bildet die Grundlage aller nachfolgenden altsächsischen Studien. Mit derselben Sauberkeit veröffentlichte Schmeller 1841 zum erstenmal vollständig und kritisch aus dem St. Galler Codex die früher nur mangelhaft bekannt gemachte [1]) althochdeutsche Uebersetzung der Evangelienharmonie des Ammonius oder Tatianus. Unter den übrigen Textausgaben Schmeller's heben wir noch hervor das von Docen entdeckte, von Schmeller (1832) zuerst herausgegebene alliterierende althochdeutsche Gedicht auf den jüngsten Tag, dem Schmeller den Titel Muspilli gab; die Benedictbeurer Liederhandschrift des 13. Jahrhunderts (1847); die Jagd des Hadamar von Laber, ein schwieriges Gedicht aus dem 14. Jahrhundert (1850); und endlich die in Gemeinschaft mit J. Grimm (1838) herausgegebenen Lateinischen Gedichte des X. und XI. Jahrhunderts, unter welchen Schmeller die Bruchstücke des Ruodlieb angehören. Alle diese Ausgaben sind mit werthvollen Einleitungen, einige auch mit eingehenden Erläuterungen versehen. Außerdem veröffentlichte Schmeller eine Reihe gehaltvoller Abhandlungen in den Schriften der bayerischen Akademie der Wissenschaften. Wir nennen darunter die „über die Nothwendigkeit eines ethnographischen Gesammtnamens für die Deutschen und ihre nordischen Stammverwandten" (1826, gedruckt 1835), worin sich Schmeller für den Gesammtnamen Germanen erklärt; die über Wolfram's von Eschenbach Heimath (1837); die über den Versbau in der alliterierenden Poesie besonders der Altsachsen (1839); die über Quantität im bayrischen und einigen andern oberdeutschen Dialekten (1830, gedruckt 1835); endlich die über die sogenannten Cimbern der VII und XIII Communen auf den Venedischen Alpen und ihre Sprache, (gelesen 1834,

1) S. o. S. 176. 180.

gedruckt 1838). An die zuletzt genannte umfangreiche Abhandlung schloß sich Schmeller's sogenanntes cimbrisches Wörterbuch, das ist deutsches Idiotikon der VII und XIII Communi in den venetianischen Alpen, an, das erst nach Schmeller's Tode von Joseph Bergmann (1855) herausgegeben wurde. Die sorgfältigste Untersuchung an Ort und Stelle und die umfassendste Kenntniß der ganzen einschlägigen Literatur setzte Schmeller in den Stand, zum erstenmal eine wissenschaftlich probehaltige Darstellung jener merkwürdigen deutschen Sprachinseln zu geben [1]. So sehen wir Schmeller nach den verschiedensten Seiten hin thätig. Aber wo wir ihm auch begegnen, da sind Schlichtheit und Zuverlässigkeit die Grundzüge seines Wesens.

3. Ludwig Uhland.

In Ludwig Uhland finden wir drei Richtungen vereinigt, die sonst getrennt zu sein pflegen. Er ist Dichter, Volksvertreter und wissenschaftlicher Forscher. Aber diese drei Bestrebungen laufen bei ihm nicht etwa bloß zufällig neben einander her, sondern sie haben ihre gemeinsame Wurzel in dem Geist und Gemüth des reichbegabten und charaktertüchtigen deutschen Mannes. Wir haben hier nur Uhland den Forscher zu schildern, und nur in dieser Beziehung wollen wir zunächst einen kurzen Ueberblick über sein Leben geben. Ludwig Uhland wurde geboren zu Tübingen am 26. April 1787. Schon 1801 bezog er die Universität Tübingen, um Jurisprudenz zu studieren. Seine Neigung wäre auf Philologie gegangen. Aber alle Lehrstellen des Landes wurden damals noch mit Theologen besetzt. So verband er mit einem gewissenhaften Betrieb seines Berufsfaches die Studien, zu denen ihn die Neigung zog. Er las mit Eifer die antiken Klassiker. Aber wunderbar ergriff ihn, was ihm von der altgermanischen Sage zu Handen kam: der Saxo Grammaticus, das Heldenbuch und besonders das latei-

---

1) Eine namhafte Anzahl anderer Veröffentlichungen Schmeller's müssen wir hier unerwähnt lassen. Ein chronologisches Verzeichniß von Schmeller's Arbeiten gibt Föringer a. a. O. S. 39—55.

nische Gedicht von Walther und Hildgund. Des Knaben Wunderhorn führte ihn (1805) in das Volkslied ein. Auch Herder's Volkslieder und Percy's Reliques wurden ihm nun bekannt, und er beschäftigte sich mit dem Englischen und Französischen, dem Spanischen und den skandinavischen Sprachen, um die alten Lieder im Urtext lesen zu können. Uhland's Studien und Uhland's Dichtung giengen Hand in Hand. Es war die Zeit der Romantik; doch fühlte sich Uhland vorzugsweise zu der neuen Richtung der Romantik hingezogen, die ihren Ausdruck in Arnim's Einsiedlerzeitung fand. Im April 1810 erwarb sich Uhland die juristische Doctorwürde zu Tübingen und gleich im folgenden Monat trat er eine Reise nach Paris an, um sich dort in der Kenntniß des französischen Rechts zu vervollkommnen. Er verabsäumte diesen offiziellen Zweck seiner Reise nicht, seine Hauptthätigkeit aber war den Museen und vor allem der Bibliothek zugewendet. Hier beschäftigten ihn die altdeutschen und besonders die altfranzösischen Handschriften und aus diesen Studien gieng (1812) seine epochemachende Abhandlung über das altfranzösische Epos [1]) hervor. Auch knüpfte sich dort auf dem Boden gemeinsamer Bestrebungen Uhland's Freundschaft mit einem der größten unserer philologischen Kritiker, Immanuel Bekker, der neben seinen berühmten klassischen Arbeiten auch die romanische Philologie mit Liebe pflegte. Am 26. Jan. 1811 verließ Uhland Paris und kehrte in seine Heimath zurück, 1812 wurde er Secretär beim Justizministerium in Stuttgart, 1814 gab er jedoch diese Stellung auf und ließ sich ebendort als Advocat nieder. Wir dürfen hier weder Uhland's Thätigkeit für die Herstellung der alten württembergischen Verfassung (1815. 1816), noch seine Wirksamkeit als Volksvertreter (1819—25) schildern. Wir bemerken nur, daß seine furchtlose Vertretung der Freiheit und des Rechts die Ursache war,

1) In Fouqué's und Neumann's Musen, Berlin 1812, Drittes Quartal, S. 59 fg. Dazu: Proben aus altfranzösischen Gedichten, im folgenden Quartal. Das Ganze mit Uhland's handschriftlichen Zusätzen und Berichtigungen wieder abgedruckt in dessen Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage IV (1869) S. 327 fg.

daß er so spät die seinen Gaben entsprechende öffentliche Anstellung erhielt und daß er derselben so bald wieder entzogen wurde. Gegen Ende des Jahres 1829 nämlich wurde Uhland eine außerordentliche Professur der deutschen Literatur an der Universität Tübingen übertragen. Daß man den bereits zweiundvierzigjährigen berühmten Dichter nur zum außerordentlichen Professor ernannte, war um so auffallender, als Uhland sich damals schon nicht nur durch die erwähnte Abhandlung über das altfranzösische Epos, sondern auch durch seine schöne und gründliche Schrift über Walther von der Vogelweide (1822) als Forscher einen sehr geachteten Namen erworben hatte. Uhland fühlte sich als Lehrer der akademischen Jugend in seinem Element. Mit größter Gewissenhaftigkeit und tiefster Sachkenntniß las er im Sommer 1830 über Geschichte der deutschen Poesie im 13. und 14. Jahrhundert [1]), woran sich im Sommer 1831 die Geschichte der deutschen Dichtkunst im 15. und 16. Jahrhundert [2]) anreihte. Im Winter 1831 auf 32 und im darauf folgenden Sommer trug Uhland die Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker vor [3]). In allen seinen Vorlesungen erfreute er sich einer sehr zahlreichen und mit Liebe folgenden Zuhörerschaft, und mancher begabte Forscher ist durch Uhland's Vorträge für die germanische Philologie gewonnen worden. Aber Uhland's Wirksamkeit als Universitätslehrer sollte nicht lange währen. Am 3. Juni 1832 wählte ihn Stuttgart in die württembergische Kammer der Abgeordneten. Paul Pfizer's Motion gegen die Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832, welcher auch Uhland beistimmte, veranlaßte die Regierung, die Kammer im März 1833 aufzulösen. Uhland wurde von neuem gewählt, und als ihm die Regierung den Urlaub zum Eintritt in die Kammer verweigerte, brachte er sein ihm theures Amt zum Opfer und kam um Entlassung von seiner Professur ein. Bis zum J. 1838 sehen wir Uhland nun

1) Diese Vorlesungen sind herausgegeben durch A. v. Keller und W. L. Holland in Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage Bd. I, Stuttg. 1865 und Bd. II, 1866. — 2) Her. durch W. L. Holland ebend. Bd. II, (1866). — 3) Her. durch A. von Keller, ebend. Bd. VII (1868).

im Verein mit den trefflichsten Männern als württembergischen Volksvertreter thätig. Aber so gewissenhaft er auch seinen Pflichten als Volksvertreter oblag, so ließen ihm die Landtagsverhandlungen doch Zeit, um auch seine Lieblingsstudien fortsetzen zu können. Wir sehen ihn damals (1834 und 35) vorzugsweise mit der nordgermanischen Mythologie beschäftigt, und eine Frucht dieser Studien ist sein 1836 erschienener Mythus von Thôr. Im J. 1839 kehrte Uhland nach Tübingen zurück, und nun konnte er sich eine Reihe von Jahren hindurch ungestört seinen Forschungen hingeben. Sein Aufenthalt in Tübingen ist nur unterbrochen von Reisen durch Deutschland und die Schweiz, die er zum Zweck seiner Arbeiten und in der lebendigen Freude an Natur und Geschichte unternimmt. Er tritt mit den nambaftesten Forschern in brieflichen und persönlichen Verkehr, mit J. und W. Grimm, mit Lachmann, Schmeller, W. Wackernagel, Franz Pfeiffer und K. Müllenhoff. Der Germanistentag zu Frankfurt (1846) führt ihn mit einem großen Theil der Fachgenossen persönlich zusammen. Er arbeitete in dieser Zeit an einem Hauptwerk seines Lebens, an seinem Voltslied. 1844 und 45 gab er den Ersten Band seiner Alten hoch- und niederdeutschen Volkslieder heraus, welcher die Texte und den Nachweis ihrer Quellen enthält. Aber dies ruhige Forscherleben Uhland's sollte noch einmal durch politische Stürme unterbrochen werden. Das Jahr 1848 griff auch in Uhland's Leben tief ein. Er wurde von der württembergischen Regierung in die Versammlung der siebzehn Vertrauensmänner entsendet, welche der Bundesversammlung Vorschläge zur Revision der Bundesverfassung machen sollte, und bald darauf wurde er von dem Wahlbezirk Tübingen-Rottenburg zum Abgeordneten in das deutsche Parlament gewählt. Uhland schloß sich dort keinem politischen Club an, aber seinen ernst und offen ausgesprochenen Ueberzeugungen nach gehörte er in der deutschen Frage zur großdeutschen, in den inneren Angelegenheiten zur demokratischen Partei. Doch mochte man Uhland's politische Ansichten theilen oder nicht, der Lauterkeit seines Charakters und seinem echt deutschen Sinn konnte niemand seine Hochachtung versagen. Um Uhland's politische Stellung zu verstehen, muß man alle seine übrigen

Lebensäußerungen: seine Dichtung und seine Forschung, mit in Betracht ziehen. Dann erkennt man, welche Ansicht er vom Volke und insbesondere vom deutschen Volke hatte, und wie wenig die gewöhnliche Parteischablone im Stande ist, Uhland's Wesen zu erschöpfen. Mit der Treue, die den Grundzug seines Charakters bildete, folgte Uhland der Verlegung des Parlaments nach Stuttgart und blieb bis zu dessen gewaltsamer Auflösung (18. Juni 1849) bei der Fahne seiner Partei. Schmerzlich ergriffen von dem Scheitern seiner politischen Hoffnungen zog er sich (1849) wieder nach Tübingen in das Privatleben zurück. Mit alter Liebe pflegte er hier das Studium der deutschen Sage und Dichtung. Das Erscheinen von Pfeiffer's Germania (1856 fg.) veranlaßte ihn, einzelne Früchte seiner Forschungen zu veröffentlichen. Aber der Reichthum seiner gelehrten Thätigkeit sollte erst nach seinem Tode zum Vorschein kommen. Am 13. November 1862, — drei Jahre nach Wilhelm und ein Jahr vor Jacob Grimm, — wurde Uhland aus dem Leben abgerufen [1].

Die wissenschaftliche Aufgabe, die Uhland's Leben erfüllte, war die Erforschung der germanischen Poesie. Was ihn aber vorzugsweise anzog, waren nicht sowohl die bestimmten dichtenden Persönlichkeiten, in denen die Poesie in literarisch gebildeten Zeitaltern sich verkörpert, als vielmehr die allgemeinen Quellen aller Poesie, wie sie zumal in der Jugendzeit das ganze Volk durchströmen. Die Grundlage von Uhland's Forschung bildet deshalb seine Darstellung der germanischen Sage, wie er sie in seiner Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker (1831. 32) gegeben hat. „Der literarischen Ausbildung und dem Hervortreten schriftstellerischer Persönlichkeit, sagt er dort, geht überall ein Zeitalter volksthümlicher Ueberlieferung voran. Diese verschiedenen Zustände sind Erzeugniß und Ausdruck der innern Geschichte des geistigen Völkerlebens. So lang alle Kräfte und Richtungen des

1) Die thätsächlichen Angaben über Uhland's Leben sind entnommen dem trefflichen von seiner Wittwe herausgegebenen Buch. Ludwig Uhland. Eine Gabe für Freunde. Zum 26. April 1865. Als Handschrift gedruckt.

Geistes in der Poesie gesammelt sind, blüht das Reich der lebendigen Sage; so bald die geistigen Thätigkeiten sich nach verschiedenen Seiten der Erkenntniß zu sondern beginnen, entfaltet sich die Literatur" [1]. „Die Sage der Völker ist hiernach wesentlich Volkspoesie; alle Volkspoesie aber ist ihrem Hauptbestande nach sagenhaft, sofern wir unter Sage die Ueberlieferung durch Erzählen, das epische Element der Poesie, zu verstehen pflegen" [2]. — „Der Drang, der dem einzelnen Menschen inwohnt, ein geistiges Bild seines Wesens und Lebens zu erzeugen, ist auch in ganzen Völkern, als solchen, schöpferisch wirksam und es ist nicht bloße Redeform, daß die Völker dichten. Eben in diesem gemeinsamen Hervorbringen haftet der Begriff der Volkspoesie und aus ihrem Ursprung ergeben sich ihre Eigenschaften. Wohl kann auch sie nur mittelst Einzelner sich äußern, aber die Persönlichkeit der Einzelnen ist nicht, wie in der Dichtkunst literarisch gebildeter Zeiten, vorwiegend, sondern verschwindet im allgemeinen Volkscharakter. Auch aus den Zeiten der Volksdichtung haben sich berühmte Sängernamen erhalten und, wo dieselbe noch jetzt blüht, werden beliebte Sänger nambaft gemacht. Meist jedoch sind die Urheber der Sagenlieder unbekannt oder bestritten, und die Genannten selbst, auch wo die Namen nicht in's Mythische sich verlieren, erscheinen überall nur als Vertreter der Gattung, die Einzelnen stören nicht die Gleichartigkeit der poetischen Masse, sie pflanzen das Ueberlieferte fort und reihen ihm das Ihrige nach Geist und Form übereinstimmend an, sie führen nicht abgesonderte Werke auf, sondern schaffen am gemeinsamen Bau, der niemals beschlossen ist" [3]. „Eine bedeutende Abstufung und Ungleichheit der Geistesbildung ist aber in diesem Jugendalter eines Volkes nicht wohl gedenkbar; sie kann erst mit der vorgerückten künstlerischen und wissenschaftlichen Entwicklung eintreten" [4]. „Und so bleibt zwar die Thätigkeit der Begabteren unverloren, aber sie mehrt und fördert nur unvermerkt das gemeinsame Ganze" [4]. Aus diesen Gesichtspunkten gibt Uhland mit gründlichster Sachkenntniß eine

1) Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Bd. VII, S. 3. — 2) Ebend. S. 4. — 3) Ebend. S. 4 fg. — 4) Ebend. S. 5.

umfassende Darstellung der nordischen, deutschen und romanischen Sage. Er beginnt mit der Göttersage und geht dann über zur Heldensage. In Bezug auf diese erklärt er sich gegen Mone's Ansicht, daß die Heldensage nur eine umgewandelte Göttersage sei. „Allerdings finden wir, sagt er, in der Geschichte der Sagen häufig auch den Hergang, daß die Göttermythen menschlich umgestaltet werden. — Aber jener Hergang ist keineswegs der allgemeine oder vorherrschende. Wo überhaupt die Sage zu einer vollen Ausbildung gelangt ist, werden wir die höhere und die irdische Welt, Göttliches und Menschliches, gleichzeitig bestehen und mannigfach in einander greifen sehen. Auch die Heldensage ist dann nicht ohne Götter, immer zeigt sie im Hintergrunde den Götterhimmel, und die einzelnen Göttergestalten treten freundlich oder feindlich wirkend in die irdische Handlung ein; aber nur aus dem gleichzeitigen Vorhandensein zwei verschiedener Welten kann dieses Verhältniß hervorgehen. So bilden Göttersage und Heldensage zusammen ein Ganzes, aber sie sind nicht identisch" [1]).

Als einen Theil der Sage betrachtet Uhland den Göttermythus, und diesem Gebiet gehören zwei seiner bedeutendsten Arbeiten an: „Der Mythus von Thôr nach nordischen Quellen" (1836) und der erst nach Uhland's Tod (1868) herausgegebene Odin. Ausgehend von der nothwendigen Verbindung der Mythenforschung mit der Sprachforschung führt Uhland seine Untersuchungen auf der Grundlage einer eindringenden Kenntniß des Altnordischen. Schon „die unverkennbare Bedeutsamkeit der mythischen Namen" [2]) fordert eine genaue Bekanntschaft mit der Sprache, welcher diese Namen angehören. Aber der Name „gewährt doch nur dann eine sichere Mythendeutung, wenn das Wesen, dem er angehört, auch durch seine Erscheinung in Lied und Sage demselben wirklich entspricht" [2]). Dieser Erscheinung geht nun Uhland in den nordischen Quellen ebenso gründlich, als geistvoll nach. Die Mythen sind „aus dichterisch schaffendem Geiste hervorgegangen. Sie können darum auch nur mit poetischem

1) Ebend. S. 87. Vgl. S. 339 fg. — 2) Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, Bd. VI, S. 7.

Auge richtig erfaßt werden, diesem aber werden sie sich bei näherem Anblick immer voller und lebendiger entfalten" [1]). Es ist wenig damit gethan, den Wechsel der Jahreszeiten, des Lichtes und Dunkels u. s. w. in den Mythen nachzuweisen. „Man würde unter der sinnbildlichen Verhüllung doch oft nur die bekanntesten Naturerscheinungen wiederfinden. Die Hauptsache ist hier eben das schöne, sinnreiche Bild, die lebendige Handlung" [2]). Die mythische Symbolik hat sich bei verschiedenartigen Völkern ganz verschieden angelassen, und der Erklärer hat deshalb je die Eigenthümlichkeit der besondern Götterlehre zu beachten. „Der Drang des menschlichen Geistes, sich mittelst der ihm eingeborenen Vermögen der Außenwelt zu bemächtigen, ist in philosophischen Zeitaltern vorzugsweise durch die Reflexion, in poetischen durch die Einbildungskraft thätig. Wie die Natur selbst ihre Spiegel hat, im Wasser und in der Luft und im Auge des Menschen, so will auch die Dichterseele von den äußeren Dingen ein Gegenbild innerlich hervorbringen, und diese Aneignung für sich schon ist ein geistiger Genuß, der sich auch andern Betrachtern des Bildes mittheilt. — Das Innere des Menschen aber stralt nichts zurück, ohne es mit seinem eigenen Leben, seinem Sinnen und Empfinden getränkt und damit mehr oder weniger umgeschaffen zu haben. So tauchen aus dem Borne der Phantasie die Kräfte und Erscheinungen der unpersönlichen Natur als Personen und Thaten in menschlicher Weise wieder auf. Die nordische Mythologie zeigt diesen Hergang in allen Graden der Belebung und Gestaltung, und wer sie in ihrem eigenen Sinne würdigen will, muß dieser Wiedergeburt im Bilde, als solcher schon, ihre selbständige Geltung einräumen. Gleich den Kräften und Erscheinungen der Natur sind aber auch die des Geistes in den Mythen persönlich geworden; selbst die abgezogensten Begriffe, namentlich die Formen und Verhältnisse der Zeit, haben sich als handelnde Wesen gestaltet. Indem so einerseits die Natur durch Personification beseelt wird, andrerseits der Geist durch dasselbe Mittel äußere Gestaltung erlangt, werden beide fähig, auf dem gleichen

1) Ebend. S. 8. — 2) Ebend. S. 8 fg.

Schauplatze sinnbildlicher Darstellung zusammenzutreten" [1]). Wir können hier nicht weiter verfolgen, wie Uhland diese Grundsätze auf die Mythen von Thôr und Odin anwendet, und bemerken nur, daß er in seinen beiden Abhandlungen den größten Theil der nordischen Mythen in sinnigster Weise zu deuten sucht. Wie Uhland in seinen nordischen Mythenforschungen den ursprünglichen Glauben der germanischen Völker auf Grundlage der ältesten skandinavischen Quellen zu ergründen suchte, so knüpfte er eine Reihe anderer werthvoller Untersuchungen an die Ueberlieferungen seiner näheren Heimath. „Wenn die Forschung von meiner nächsten Heimat ausgeht, sagt er in seinem ersten Beitrag zur schwäbischen Sagenkunde, so verzichtet sie deshalb nicht darauf, weitere Kreise zu ziehen. Es ist aber im Gebiete der Sagen immerhin rathsam, den Blick in das Allgemeine und Entlegene an der genauen Beobachtung des Besondern und Heimischen zu schärfen" [2]).

An die Erforschung der Sage schloß sich bei Uhland die Untersuchung und Darstellung der altdeutschen Poesie. Hier ist Uhland zwar auch ein Meister in der Schilderung der bestimmten dichtenden Persönlichkeit, wie er dies schon durch seinen „Walther von der Vogelweide" (1822) bewies. Aber sein hauptsächlichstes Augenmerk ist auf die im ganzen Volke lebende Poesie gerichtet. So sind in seinen Vorlesungen über die Geschichte der altdeutschen Poesie (1830 und 31) zwar auch die Bemerkungen über die einzelnen großen Dichter vortrefflich, aber die Hauptsache ist ihm doch, zu zeigen, wie die im Volke überlieferten Sagen sich dichterisch gestaltet haben. Natürlich bilden deshalb die Gedichte aus den deutschen Sagenkreisen den wesentlichsten Theil von Uhland's Darstellung. Er berichtet über ihren Inhalt und ihre Form und untersucht die Art ihrer Entstehung. Indem er sich mit W. Grimm's Auffassung der deutschen Heldensage auseinandersetzt, findet er das historische Element derselben bedeutender, als Grimm zugeben wollte [3]). Andrerseits betont er das mythische Element und bringt

1) Ebend. S. 9. — 2) Germania, her. von Franz Pfeiffer I (1856), S. 1. — 3) Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, Bd. I, S. 136.

den Sagenkreis der Nibelungen mit odinischen [1]), den der Amelungen mit persischen Mythen [2]) in Beziehung. Aber so sorgfältig er sowohl den geschichtlichen, als den mythischen Spuren nachgeht, so findet er doch in beiden nicht das eigentliche Wesen des Epos. „Weder von geschichtlicher, noch von mythischer Seite, sagt er, hat sich uns der wahre und volle Gehalt des deutschen Heldenliedes erschlossen. Das Geschichtliche fanden wir nur in Durchgängen und Umrissen erkennbar, das Mythische verdunkelt und mißverstanden. Gleichwohl ist diese Heldensage nicht als verwittertes Denkmal alter Volksgeschichte oder untergegangenen Heidenglaubens stehen geblieben, sie ist im längst bekehrten Deutschland lebendig fortgewachsen, im dreizehnten Jahrhundert in großen Dichtwerken aufgefaßt worden, hat noch lange nachher in der Erinnerung des Volkes gehaftet und spricht noch jetzt verständlich zum Gemüthe. Die Erklärung ist einfach, wenn wir sie im Wesen des Gegenstandes suchen. Unsere Sagenwelt ist weder Geschichte, noch Glaubenslehre, sie soll auch keines von beiden für sich sein. Sie ist Poesie, und zwar diejenige Art derselben, die wir als Volksdichtung bezeichnet und deren Haupterscheinung wir im Epos gefunden haben. Ihr Lebenstrieb muß daher ein poetischer, er muß in der Natur der Volkspoesie gekeimt sein. Eine zum Epos ausgebildete Volkspoesie stellt als solche das Gesammtleben des Volkes dar, aus dem sie hervorgegangen ist. Sie umfaßt also zwar auch Volksgeschichte und Volksglauben, aber sie vergeistigt jene und veranschaulicht diesen, sie nimmt dieselben ungeschieden von den übrigen Beziehungen des Lebens" [3]). In Bezug auf das Nibelungenlied erklärt Uhland: „Was hier, wo wir von der Composition der Heldenlieder handeln, diesem Gedichte so besondere Bedeutung gibt, ist der Umstand, daß es vor allen andern den bestimmten Eindruck eines Kunstganzen macht. Eben darum stellt sich bei ihm die Frage nach dem Dichter am natürlichsten und dringendsten hervor" [4]). Diese Frage beantwortet nun Uhland nach sorgfältiger Erwägung aller Umstände dahin: „Von einem

1) Ebend. S. 141 fg. — 2) Ebend. S. 164 fg. — 3) Ebend. S. 211 fg. — 4) Ebend. S. 433.

Dichter des Nibelungenliedes können wir nicht sprechen, sofern wir unter einem solchen den Erfinder seiner Fabel oder auch den gestaltenden Bearbeiter eines vorher noch nicht poetisch zugebildeten geschichtlichen oder sagenhaften Stoffes verständen. In langer, lebendiger Fortbildung war der poetische Inhalt des Liedes, Handlung und Charakteristik, schon vollendet; ihr Dichter war allerdings nicht ein einzelner, sondern die längst im Volke wirkende dichterische Gesammtkraft. Gleichwohl kann uns auch ein bloßer Ordner nicht zufrieden stellen" [1]). Bei der schriftlichen Auffassung der Heldensage zum Behuf des Vorlesens war es im Allgemeinen nicht auf das bloße, wörtliche Aufschreiben der in mündlicher Ueberlieferung vorhandenen Lieder und Sagen abgesehen, sondern wer schrieb oder dictierend schreiben ließ, hatte irgend einen Zweck, die Sache weiter zu führen, für seine Zeit wirksam zu machen [2]). Daß aber der „Ordner" des Nibelungenliedes nicht die in der Ueberlieferung vorhandenen romanzenartigen Lieder bloß zusammenstellen und dabei nur die ihm nöthig scheinenden Verknüpfungen und Ergänzungen anbringen wollte, davon zeugt die Beschaffenheit des Werkes selbst [2]). Was nach Wegräumung jener Verknüpfungen übrig bleibt, kann niemals in solcher Gestalt als Lieder in volksmäßiger Ueberlieferung gelebt haben [3]). Durch das Ganze aber geht ein einheitlicher Geist, sowohl objectiv in der Darstellung der Zeitsitte, als „in der durch das Ganze verbreiteten subjectiven Stimmung" [4]). „Andeutungen der Zukunft finden wir als zum epischen Stile gehörig auch in andern und ältern Gedichten. Aber dieser ahnungsvolle Hauch durch das Ganze, diese Verkündigung des Unheils vom Anfang an, die Vorausschauung in der träumenden Seele, die immer näher rückende und bei jedem Vorschritt wieder durch einen Wehelaut angerufene Erfüllung, diese Weise ist nur dem Nibelungenliede eigen. Und warum hat denn auch keines von allen andern Gedichten dieses Kreises jene Anmuth, jene aus dem frischesten und lebendigsten Gefühl erzeugte Wahrheit, die jedes Wort durchdringt und

1) Ebend. S. 441. — 2) Ebend. S. 443. — 3) Ebend. S. 444. — 4) Ebend. S. 447.

beseelt?" [1]) „Wie sollen wir aber einen Ordner nennen, dessen Geist auf solche Weise die alte Sage in sich auffaßt und zurückspiegelt?" — Nicht nur in der Sprache des Mittelalters würde er als tihtaere zu bezeichnen sein. „Auch wir werden im Sprachgebrauch unsrer Zeit kein Hinderniß finden, den Ordner, dem wir solche Eigenschaften zuschreiben, gerad heraus einen Dichter zu nennen. Er ist, um es kurz zu bezeichnen, nicht der Dichter der Sage, aber der Dichter des Liedes, wie es als ein Ganzes vor uns liegt" [2]).

Die reichhaltigen Vorlesungen über Geschichte der deutschen Dichtkunst im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, die Uhland im Sommer 1831 hielt [3]), leiten uns hinüber zu einem seiner Hauptwerke, den Alten hoch- und niederdeutschen Volksliedern. Uhland hat dieser Arbeit einen vieljährigen rastlosen Fleiß gewidmet. Er wurde nicht müde, durch Reisen und briefliche Anfragen sein Material zu vervollständigen, und so lange ihm noch irgend eine Quelle entgieng, zauderte er mit der Veröffentlichung. Glücklicherweise setzte er dieser fast übertriebenen Gewissenhaftigkeit insofern ein Ziel, daß er im J. 1844 wenigstens die Liedersammlung selbst herausgab. Er schöpfte nicht aus mündlicher Ueberlieferung, sondern „aus älteren Urkunden, aus Handschriften und Drucken vom fünfzehnten bis in's siebenzehnte Jahrhundert" [4]). Er wußte recht wohl, daß seinen Volksliedern dadurch „hie und da der romantische Duft von den Flügeln gestreift wurde, daß sie leibhafter, geschichtlicher, selbst gelehrter anzusehen" waren. „Doch sind sie eben damit, fährt er fort, wahrer und echter geworden, wie sie aus dem Leben ihrer Zeit hervorsprangen" [5]). Durch dies streng geschichtliche und sorgfältig kritische Verfahren Uhland's haben wir erst eine klare und richtige Vorstellung vom Wesen des Volkslieds erhalten. Der Liedersammlung wollte Uhland noch eine Abhandlung über die deutschen Volks-

1) Ebend. S. 447. Das Letzte sind Worte W. Grimm's, Heldensage, S. 368. — 2) Ebend. S. 448. — 3) Herausgegeben von W. L. Holland in Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage Bd. II (1866). — 4) Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder her. v. Uhland. Abthl. I. Vorw. S. VII. — 5) Ludwig Uhland. Zum 26. Apr 1865. S. 326.

lieder und Anmerkungen zu den einzelnen Liedern folgen lassen. Aber ehe er das Werk zum Abschluß brachte, schied er aus dem Leben. In seinem Nachlaß fand sich nebst den Anmerkungen zu einem großen Theil der einzelnen Lieder [1] die Einleitung zu jener Abhandlung und außerdem die Abschnitte: „Sommer und Winter", „Fabellieder", „Wett- und Wunschlieder", „Liebeslieder" [2]. Ohne Frage gehören diese Arbeiten zum Reifsten und Vorzüglichsten, was Uhland geschrieben hat. Noch einmal sehen wir ihn hier das Jüngste mit dem Aeltesten verknüpfen, aber, wie immer, nicht durch geistreiche Einfälle, sondern durch sorgfältige geschichtliche Untersuchung. Was das Wesen des Volkslieds betrifft, so tritt er der früherhin verbreiteten Ansicht entgegen, „als gehöre die Zerrissenheit, das wunderliche Ueberspringen, der naive Unsinn zum Wesen eines echten und gerechten Volkslieds." „Schon die bessere Beschaffenheit andrer Lieder gleichen Stils weist darauf hin, daß auch den nun zerrütteten die ursprüngliche Einheit und Klarheit nicht werde gefehlt haben" [3]. Dies ergibt sich um so gewisser, als man bei geschichtlicher Verfolgung der Textverderbnisse sehr wohl nachweisen kann, durch welche Umstände die alten Texte zerrüttet worden sind [4]. Das Schönste aber in diesen Abhandlungen ist der tiefe und frische Sinn, mit dem Uhland in unser Volksleben eindringt. „Indem nun gezeigt werden, sagt er am Schlusse der Einleitung, daß die deutschen Volkslieder aus dem Volksleben zu erläutern und zu ergänzen seien, so konnte sich zugleich bemerklich machen, daß auch umgekehrt das Volk ohne Beiziehung seiner Poesie nur unvollständig erkannt werde. Wenn die Sonne hinter den Wolken steht, kann weder Gestalt noch Farbe der Dinge vollkommen hervortreten; nur im Lichte der Poesie kann eine Zeit klar werden, deren Geistesrichtung wesentlich eine poetische war. Das dürftige, einförmige Dasein wird ein völlig andres, wenn dem frischen Sinne die ganze

1) Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, Bd. IV, 1869, her. von W. L. Holland. — 2) Herausgegeben von Franz Pfeiffer in Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, Bd. III (1866). — 3) Ebend. S. 7. — 4) Ebend. S. 6.

Natur sich befreundet, wenn jeder geringfügige Besitz fabelhaft erglänzt, wenn das prunklose Fest von innerer Lust gehoben ist: ein armes Leben und ein reiches Herz" [1]. So greift bei Uhland die Liebe zum deutschen Volke und das Studium der altdeutschen Poesie fest in einander. „Eine Arbeit dieser stillen Art, schreibt er über seine Volksliederforschungen am 31. December 1849 an Haßler in Ulm, setzt sich freilich dem Vorwurf aus, daß sie in der jetzigen Lage des Vaterlandes nicht an der Zeit sei. Ich betrachte sie aber nicht lediglich als eine Auswanderung in die Vergangenheit, eher als ein rechtes Einwandern in die tiefere Natur des deutschen Volkslebens, an dessen Gesundheit man irre werden muß, wenn man einzig die Erscheinungen des Tages vor Augen hat, und dessen edleren reineren Geist geschichtlich herzustellen, um so weniger unnütz sein mag, je trüber und verworrener die Gegenwart sich anläßt" [2]. Und am 7. October 1850 an Moriz Haupt: „Mitten in der Schwüle dieser zerrütteten Zeit lassen es doch jene Brunnen aus der Tiefe des deutschen Wesens niemals gänzlich an Labsal und Erfrischung fehlen" [3].

4. Die anderen Mitforscher der Brüder Grimm.

Wir haben in den vorangehenden Abschnitten drei hervorragende Männer von sehr verschiedener Art besprochen: Lachmann, Schmeller und Uhland. Auch die übrigen Mitforscher der Brüder Grimm zeigen eine außerordentliche Mannigfaltigkeit der natürlichen Begabung und des geistigen Entwicklungsganges. Gerade diese sich wechselseitig ergänzende Verschiedenheit aber sollte unserer Wissenschaft wesentlich zu statten kommen.

Bevor wir das neu heranwachsende Geschlecht der durch Grimm und Lachmann geweckten Forscher besprechen, müssen wir erst einiger Männer Erwähnung thun, deren Anfänge noch in die vorige Periode zurückreichen. Hier haben wir zuerst einen Mann zu nennen, der auch in der jetzigen Periode seine Thätigkeit auf dem Gebiet

1) Ebend. S. 15 fg. — 2) Ludwig Uhland. Zum 26. April 1865. S. 401. — 3) Ebend. S. 412.

der altdeutschen Literatur rastlos fortsetzte, nämlich Friedr. Heinr. von der Hagen. Im J. 1821 als Ordentlicher Professor an die Universität Berlin berufen, wo er 1856 starb, widmete er seine Zeit hauptsächlich der Herausgabe altdeutscher Dichtungen. Außer vielen kleineren Arbeiten gehören dieser Periode folgende Hauptwerke Hagen's an. Erstens eine dritte Auflage seines Nibelungenlieds in der Ursprache. Diesmal mit dem zweiten Titel: „Der Nibelungen Noth zum erstenmal in der ältesten Gestalt aus der St. Galler Urschrift mit den Lesarten aller übrigen Handschriften." Breslau 1820. Die Sammlung der Lesarten ist natürlich bei weitem nicht vollständig und die sprachliche Behandlung des Textes leidet immer noch an vielen Gebrechen. Aber „außer einer gründlichen und ausführlichen Abhandlung über die Geschichte des Liedes, über die Handschriften und ihr Verhältniß, endlich über die Einrichtung der neuen Ausgabe, erhalten die Leser hier zunächst einen fast durchaus urkundlichen Text, lesbar und verständlich bis auf wenige Stellen, in der Schreibweise einer sehr guten Handschrift, die in einigen Punkten mit Sprachkenntniß noch geregelt ist." So lautet (1820) Lachmann's anerkennendes Gesammturtheil in einer Kritik des Hagen'schen Werks, in welcher er dann den Fehlern und Schwächen desselben mit gründlicher Schärfe zu Leibe geht [1]). Insbesondere ist die Sorgfalt zu rühmen, mit der Hagen das Verhältniß der Handschriften untersucht. Der Hohenems-Laßberg'schen als „der Nibelungen Lied" stellt er die übrigen als „der Nibelungen Noth" gegenüber [2]). Die Hohenems-Münchener nennt er „die mangelhafteste", weil ihr „59 Lieder" fehlen [3]), dennoch aber meint er, „sie stamme, bei manchen Auslassungen und Versehen, wohl zunächst aus der ältesten Urkunde" [4]). Auch hier (1820), wie bis an sein Ende, hält übrigens Hagen an der Ueberzeugung fest, daß „unser Nibelungenlied von Einem großen und edlen, auf

1) Jen. Allg. Literatur-Zeitung, 1820, Ergänzungsblätter Nr. 70 fg. Neben der größeren Ausgabe Hagen's erschien in demselben Jahr (1820) auch noch eine kleinere. — 2) Einl. S. XLVII, LI. — 3) Ebend. S. XXXIX. — 4) Ebend. S. XLIV.

der ganzen Höhe seiner herrlichen Zeit stehenden Dichter verfaßt ist" [1]). Die zweite Hauptarbeit Hagens aus dieser Periode ist „Der Helden Buch in der Ursprache", das er herausgab in Verbindung mit Aloys Primisser (geb. zu Innsbruck 1796, gest. als Custos der Ambraser Sammlung in Wien am 25. Juli 1827) [2]). Der erste Band des Werkes erschien zu Berlin im J. 1820 und enthielt außer dem Rosengarten den ersten Druck des Biterolf und der Gudrun. So trat dies nur in der Ambraser Handschrift erhaltene, von Aloys Primisser (1816) entdeckte [3]) und seitdem so berühmt gewordene Gedicht, dessen hohen Werth Hagen sogleich erkannte, zuerst in die Oeffentlichkeit. Der zweite Band (1825) gibt zum erstenmal das s. g. Heldenbuch des Kaspar von der Roen aus der Dresdener Handschrift, ebenso zum erstenmal Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Heunen und die Ravenna-Schlacht, und außerdem einen neuen Abdruck des Hürnen Seyfried nach Georg Wachter's Nürnberger Ausgabe [4]). — Wie dem Nibelungenlied, so blieb auch der übrigen deutschen Heldendichtung Hagen's Thätigkeit bis an sein Lebensende gewidmet. So ließ er 1855 seinem ersten Heldenbuch ein zweites folgen, das wiederum sehr werthvolle Beiträge zur deutschen Heldendichtung enthält. Darunter Alphart's Tod, eins der schönsten Gedichte aus dem Sagenkreise Dietrich's von Bern, zum erstenmal veröffentlicht. — Neben der deutschen Heldenpoesie wandte Hagen auch den aus französischen Quellen schöpfenden mittelhochdeutschen Dichtern sein Interesse zu. Im J. 1823 gab er zu Breslau Gottfried's von Straßburg Werke heraus, den Tristan mit den Fortsetzungen Ulrich's von Thürheim und Heinrich's von Freiberg, wozu Hoffmann von Fallersleben noch die Bruchstücke einer älteren deutschen Tristandichtung von Eilhart von Oberge fügte. — Aber nicht bloß die erzählende

1) Einleitung S. XXVIII. — 2) Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrgang 1827, S. 1130. — 3) J. G. Büsching's Wöchentliche Nachrichten Bd. I, Bresl. 1816, S. 46. 389. — 4) Ein vorangebener Titel bezeichnet dies ganze Heldenbuch als: Deutsche Gedichte des Mittelalters her. v. F. H. v. der Hagen und J. G. Büsching. Zweiter Band.

Dichtung beschäftigte Hagen, sondern fast in gleichem Maß auch die lyrische. Viele Jahre bereitete er das umfassende Unternehmen einer Herausgabe aller mittelhochdeutschen Lyriker vor, bis endlich im J. 1838 das Werk erschien unter dem Titel: Minnesinger. Deutsche Liederdichter des zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, aus allen bekannten Handschriften und früheren Drucken gesammelt und berichtigt, mit den Lesarten derselben, Geschichte des Lebens der Dichter und ihrer Werke, Sangweisen der Lieder, Reimverzeichniß der Anfänge, und Abbildungen sämmtlicher Handschriften, von Friedrich Heinrich von der Hagen, Leipzig, vier Bände in Quart. Hagen verfuhr dabei so, daß er zuerst die „Manessische Sammlung aus der Pariser Urschrift, nach G. W. Raßmann's Vergleichung, ergänzt und hergestellt" abdrucken ließ und diese dann „aus den Jenaer, Heidelberger und Weingarter Sammlungen und den übrigen Handschriften und früheren Drucken" vervollständigte. Was das Werk sonst bietet, ist in dem oben angeführten Titel enthalten. Endlich beschäftigte sich Hagen auch viele Jahre hindurch mit der Sammlung der kleineren gereimten deutschen Erzählungen aus dem 12. bis 14. Jahrhundert, die er dann in drei Bänden (Stuttgart und Tübingen 1850) unter dem Titel herausgab: „Gesammtabenteuer. Hundert altdeutsche Erzählungen: Ritter- und Pfaffen-Mären, Stadt- und Dorfgeschichten, Schwänke, Wundersagen und Legenden." Die Sammlung gab vieles noch nicht Veröffentlichte, wenn auch das auf dem Titel stehende: „meist zum erstenmal gedruckt", übertrieben war [1]. Von besonderem Werth sind die reichhaltigen Nachweisungen, die Hagen über die „Geschichte der einzelnen Erzählungen" gibt. — Fassen wir schließlich unser Urtheil über Hagen's Leistungen zusammen, so werden wir seinen bedeutenden Verdiensten, seiner warmen Liebe zur Sache, seiner daraus entspringenden anregenden Thätigkeit, seinem Sammlerfleiß alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wenige Gelehrte haben so viele Denkmäler unserer alten Literatur herausgegeben wie Hagen; noch

---

1) Vgl. Franz Pfeiffer's Beurtheilung von Hagen's Werk in den Münchener Gelehrten Anzeigen 1851, I, Sp. 673.

wenigeren ist es vergönnt gewesen, so viele wichtige Werke zum erstenmal zu veröffentlichen. Aber so verdienstlich diese Bereicherung unseres Materials war, so wenig genügen Hagen's Ausgaben den strengeren Anforderungen der philologischen Kritik. Gerade die specifisch philologischen Gaben sind ihm bei aller Liebe zur Literatur und bei allen sonstigen Talenten nur in geringerem Maß zu Theil geworden. Dieser Mangel mußte natürlich immer auffälliger hervortreten, je mehr sich die germanische Philologie durch Grimm's Grammatik und Lachmann's Kritik zur Wissenschaft gestaltete. Zu Grimm's Grammatik hat sich der gereifte Mann noch in sehr achtungswerther Weise hineingearbeitet. Aber Lachmann's Forderungen zu erfüllen, war er von Natur außer Stande. Wenn man sich erinnert, mit welcher Meisterschaft Lachmann das kritische Verfahren für die Behandlung altdeutscher Texte feststellte, so macht es einen peinlichen Eindruck, zu sehen, wie Hagen außer Stande, den neuen Anforderungen zu genügen, sich mit einer Art von Trotz gegen die gewonnene richtige Methode verschließt [1]. Kam nun dazu der Gegensatz zwischen Hagen und Lachmann in Bezug auf das Nibelungenlied und eine tiefgewurzelte und nicht unbegründete Abneigung der Brüder Grimm gegen Hagen, so erklärt sich die einsame und zurückgeschobene Stellung, die dieser verdiente Gelehrte in seinen späteren Lebensjahren einnahm.

Wir haben hier zunächst noch zwei andere Forscher zu nennen, deren Anfänge in die vorige Periode zurückreichen: Mone und den Freiherrn von Laßberg. Von Mone führen wir außer dem schon früher Erwähnten [2] an die Quellen und Forschungen zur Geschichte der teutschen Literatur und Sprache (1830), die Ausgabe des Reinardus Vulpes (1832), die „Untersuchungen zur Geschichte der teutschen Heldensage" (1836), die Uebersicht der niederländischen Volks-Literatur älterer Zeit (1838), endlich die „Altteutschen Schauspiele" (1841) und die „Schauspiele des Mittelalters (1846). Auch vereinigte sich Mone (1834) mit Hans Freiherrn von

1) Vgl. darüber Franz Pfeiffer in der oben angeführten Beurtheilung von Hagen's Gesammtabenteuer Sp. 700 fg. — 2) S. o. S. 525.

Aufseß zur Herausgabe des von dem letzteren (1832) gegründeten „Anzeigers für Kunde des deutschen Mittelalters." — Joseph Freiherr von Laßberg wurde geboren am 10. April 1770 zu Donaueschingen. Nachdem er seit 1789 den Fürsten von Fürstenberg als Forstmann gedient hatte, zog er sich 1817 von den Geschäften zurück und lebte seitdem ganz dem Studium der älteren deutschen Literatur und Geschichte, erst auf seinem reizenden Landsitz Eppishausen im Thurgau, dann seit 1838 auf dem schönen alten Schloß zu Meersburg am Bodensee. Hier übte er eine wahrhaft patriarchalische Gastfreundschaft. Von nah und fern kamen die Freunde der altdeutschen Literatur, unter ihnen namentlich Uhland [1]), um den ritterlichen Greis und die literarischen Schätze, die er um sich versammelt hatte, kennen zu lernen. Seine Bibliothek war eine der kostbarsten, die sich je im Besitz eines schlichten Privatmanns befunden hat. Sie zählte 273 Handschriften [2]), und darunter die berühmte Handschrift C des Nibelungenliedes. Nach Laßberg's Abscheiden (15. März 1855) kamen seine Bücherschätze in die Bibliothek des Fürsten von Fürstenberg zu Donaueschingen. Noch bei Lebzeiten Laßberg's hatte der Fürst die Bibliothek gekauft, aber deren Benutzung ihrem bisherigen Besitzer auf Lebenszeit belassen [3]). Unter Laßberg's gelehrten Veröffentlichungen machen wir hier nur namhaft seinen „Lieder Saal. das ist: Sammelung altteutscher Gedichte, aus ungedrukten Quellen", dessen vierter Band den ersten Abdruck des Hohenems-Laßberg'schen Nibelungentextes enthält. Schon 1820—25 gedruckt, aber vom Herausgeber nur verschenkt, kam diese wichtige Sammlung erst 1846 in den Buchhandel.

Mit dem Erscheinen von Grimm's Grammatik (1819) und Lachmann's Uebersiedelung nach Berlin (1825) begann sich ein neues Geschlecht von Forschern auf dem Gebiet der germanischen Philologie heranzubilden. Obwohl natürlich alle den Einfluß von

---

1) Briefwechsel zw. Laßberg und Uhland, her. von Franz Pfeiffer, Wien 1870. — 2) K. A. Barack, Die Handschriften der fürstl. Fürstenberg. Bibliothek zu Donaueschingen, Tübingen 1865, Vorw. S. V. — 3) Augsburg. Allgem. Zeitg. 1855, Nr. 81 Beil. — Nr. 194 Beil.

Lachmann's Arbeiten erfahren, so kann man diese Forscher doch scheiden in solche, die als Schüler Lachmann's zu bezeichnen sind, und in solche, bei denen dies nicht der Fall ist; und zwar ist hier nicht immer der persönliche Unterricht Lachmann's das Entscheidende, sondern auch der Anschluß an seine Art und Weise. Unter den Gelehrten, deren Thätigkeit in den Jahren 1819 bis 1840 beginnt, heben wir zuerst einige hervor, die, obschon mit Lachmann in Berührung gekommen, doch nicht dessen Schule beigezählt werden können, nämlich Hoffmann von Fallersleben, Maßmann und Graff.

Heinrich Hoffmann wurde geboren am 2. April 1798 zu Fallersleben im ehemaligen Churfürstenthum Hannover. Im J. 1816 bezog er die Universität Göttingen, um Theologie zu studieren, vertauschte jedoch dies Studium bald mit dem der Philologie. Angeregt durch F. G. Welcker, warf er sich mit Vorliebe auf das Studium der Archäologie und wollte sich vorbereiten zu einer Reise nach Italien und Griechenland. Da lernte er durch einen günstigen Zufall auf der Kasseler Bibliothek Jacob Grimm kennen. „Ich fand ihn eben beschäftigt mit seiner Grammatik", so erzählt uns Hoffmann selbst. „Mehrere Bogen lagen bereits gedruckt vor. Ich sah und erstaunte, eine neue Welt gieng mir auf, ich wurde nachdenklich und schwankend in meinen Plänen." „Den anderen Tag sahen wir uns wieder auf der Bibliothek. Jetzt lernte ich auch seinen Bruder Wilhelm kennen." „Als ich mit Jacob zusammen die Treppe hinab gieng, erzählte ich ihm, daß ich nach Italien und Griechenland zu reisen beabsichtigte, um dort an Ort und Stelle die Ueberbleibsel alter Kunst zu studieren. „„Liegt Ihnen Ihr Vaterland nicht näher?"" fragte er darauf in einem herzlichen, liebevollen Tone. Ich höre die Worte noch heute, die Worte vom 5. September 1818. Noch auf der Reise entschied ich mich für die vaterländischen Studien: deutsche Sprache, Literatur- und Kulturgeschichte, und bin ihnen bis auf diesen Augenblick treu geblieben" [1]). Von Göttingen übersiedelte Hoffmann im J. 1819

1) Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen von Hoffmann von Fallersleben, Bd. I, Hannover 1868, S. 125.

nach Bonn. Auf der dortigen Universitätsbibliothek entdeckte er Bruchstücke einer Handschrift von Otfrid's Evangelienbuch. Ihrer Veröffentlichung (1821) fügte er ein Bruchstück des mittelniederländischen Romans Renout van Montalbaen und eine Uebersicht über die Denkmäler der mittelniederländischen Dichtung hinzu. Trefflich vorbereitet, unternahm er hierauf im J. 1821 eine Reise nach Holland. Ein mehrmonatlicher Aufenthalt in diesem Lande gewann ihm die Zuneigung Bilderdijk's [1]) und anderer bedeutender Gelehrten, und seine Forschungen auf den dortigen Bibliotheken boten die Mittel zu seinen epochemachenden Leistungen auf dem Gebiet der älteren niederländischen Literatur [2]). Nach einem längeren Aufenthalt in Berlin (1821–1823), wo er sich des lebhaften Verkehrs mit Hartwig von Meusebach erfreute, erhielt Hoffmann (1823) eine Stelle an der Central Bibliothek in Breslau [3]). Auf Grundlage seiner bedeutenden gelehrten Arbeiten wurde er 1830 zum außerordentlichen [4]), 1835 zum ordentlichen Professor der deutschen Philologie [5]) an der Universität Breslau ernannt. Als er aber in seinen „Unpolitischen Liedern" die damaligen Zustände Deutschlands angriff, wurde er (1843) aus seinem Amt als Professor ohne Pension entlassen [6]). Es folgte nun ein langes und unstätes Wanderleben. Ein mehrjähriger Aufenthalt in Weimar (1854—1860) bot auch keine dauernde Befriedigung. Endlich bereitete die Ernennung zum Bibliothekar des Herzogs von Ratibor in Corvey (1860) dem viel geprüften Gelehrten wieder eine ruhige Stätte [7]). — Wir haben hier Hoffmann von Fallersleben weder als Dichter, noch als Politiker zu schildern. Nur so viel sei uns zu bemerken erlaubt, daß Hoffmann's Dichten sich mit seinen germanistischen Studien auf das nächste berührt. Was aber Hoffmann den Politiker betrifft, so wird sein Lebenslauf jedenfalls dazu dienen, das Vorurtheil zu beseitigen, daß die Liebe zur altdeutschen Literatur eine

---

1) Vgl. Brieven van Mr. Willem Bilderdijk aan A. H. Hoffmann van Fallersleben. Rotterdam 1857. — 2) Vgl. Hoffmann, „Mein Leben" u. s. f. I, 258—297. — 3) Ebend. I, 336. — 4) Ebend. II, 181. — 5) Ebend. II, 296. — 6) Ebend. IV, 32. — 7) Ebend. VI, 303.

reactionäre Gesinnung voraussetze. -- Hoffmann's gelehrte Thätigkeit erstreckt sich vorzugsweise auf zwei Seiten: Die Herausgabe germanischer Sprachdenkmale und die literaturgeschichtliche Forschung. Die Gebiete, denen er seinen Fleiß zuwendet, sind sehr mannigfacher Art. Doch tritt eins derselben insofern in den Vordergrund, als Hoffmann auf ihm unter allen deutschen Gelehrten ohne Widerstreit die erste Stelle einnimmt: Die Erforschung der älteren niederländischen Literatur. Den größten Theil seiner dahin gehörigen Arbeiten hat Hoffmann in seinen „Horae Belgicae" niedergelegt, die in den Jahren 1830 bis 1862 in zwölf Theilen erschienen und die werthvollsten Beiträge zur Kenntniß der älteren niederländischen Literatur enthalten. Gleich zum Eingang gab er (1830) eine bibliographisch-literarische Abhandlung „De antiquioribus Belgarum literis", die alles, was wir bis dahin über diesen wichtigen Zweig der germanischen Literatur besaßen, weit hinter sich ließ, und die er selbst dann später (1857) in einer noch sehr bereicherten zweiten Ausgabe zu einer „Uebersicht der mittelniederländischen Dichtung" umgearbeitet hat. Die folgenden Theile veröffentlichen eine Reihe mittelniederländischer erzählender Dichtungen und Schauspiele mit Anmerkungen und Glossaren, legen den Grund zu einem Glossarium Belgicum, machen die seltene älteste Sammlung niederländischer Sprichwörter durch einen neuen Abdruck zugänglich, und geben eine reiche Ausbeute an niederländischen Volksliedern. Diesen letzten wandte Hoffmann seine besondere Vorliebe zu, so daß er die 1833 zum erstenmal erschienene Sammlung im J. 1856 mit vielen Bereicherungen zum zweitenmal herausgeben konnte. Schon als er die erste Ausgabe veröffentlichte, hatte sich Hoffmann in die Sprache und den Ton dieser Dichtungen in solchem Maße eingelebt, daß er zwei von ihm selbst gedichtete altholländische Lieder unter die übrigen einschieben konnte, ohne daß jemand die Unechtheit bemerkte. Ja einer der ersten einheimischen Kenner der altniederländischen Literatur, Willems in Gent, nahm (1848) ohne alles Arg diese Gedichte Hoffmann's in seine Sammlung alter vlaemischer Lieder auf [1]). Später (1852) [2])

1) Horae Belgicae. P. VIII, p. V. — 2) Ebend. p. IV sq.

bekannte sich Hoffmann als Verfasser, ließ sie (1856) in der zweiten Ausgabe seiner Niederländischen Volkslieder weg, hatte sie aber inzwischen (1852) mit noch 28 anderen von ihm gedichteten altniederländischen Liedern unter seinem Namen von neuem abdrucken lassen [1]). Eine so tiefe und umfassende Kenntniß der älteren niederländischen Literatur hatte sich Hoffmann natürlich nur mit Hülfe wiederholter Reisen nach Holland und Belgien erwerben können. In jenen Ländern fanden seine Leistungen die größte Anerkennung. So füllten sie nicht bloß eine wesentliche Lücke in den Studien der deutschen Germanisten aus, sondern Hoffmann's Eifer für die altniederländische Dichtung weckte auch in deren Heimath die erkaltete Liebe zu diesen Studien, wie dies der größte dortige Kenner des Altniederländischen, Professor M. de Vries in Leiden, mit warmen Worten bezeugt [2]). Nah verwandt seinen niederländischen Studien waren die Bereicherungen, welche die mittelniederdeutsche Literatur Hoffmann verdankt: die erste Veröffentlichung des niederdeutschen Schauspiels Theophilus aus dem 15. Jahrhundert (1853. 1854), eine neue Ausgabe des Reineke Vos (1834), der niederdeutsche Aesopus (1870) und die älteste niederdeutsche Sprichwörtersammlung von Tunnicius (1870). Neben seinen niederländischen und niederdeutschen Arbeiten widmete sich Hoffmann mit nicht geringerem Eifer auch den hochdeutschen Sprachen. Besonders verdankt ihm die Kenntniß des Althochdeutschen sehr wichtige Bereicherungen. Auch hier ist es hauptsächlich das Auffinden und Herausgeben von Sprachquellen, wodurch sich Hoffmann verdient macht. Im J. 1837 entdeckt er zu Valenciennes die seit Schilter's Tagen verlorene Handschrift des Ludwigslieds von neuem und gibt sie in Gemeinschaft mit Willems heraus [3]). Schon vorher (1827) hatte er

1) Horae Belgicae P. VIII, 1852. In P. XII der Horae Belgicae (1862) fügte Hoffmann noch neunzehn weitere von ihm gedichtete altniederländische Lieder bei. — 2) In der Widmung seines großen Middelnederlandsch Woordenboek (1864) an Hoffmann von Fallersleben. — 3) Ueber die merkwürdige Geschichte der Entdeckung und sein Verhältniß zu Willems' Elnonensia (Gand 1837) berichtet Hoffmann in seinem Leben III, 20 — 25.

Williram's Paraphrase des Hohen Liedes in doppelten Texten aus der Breslauer und Leidener Handschrift herausgegeben. Auch hier waren es vor allem die gelehrten Reisen durch einen großen Theil Deutschlands, insbesondere Oestreichs, die Hoffmann's unermüdlichem Spürsinn eine reiche Ausbeute gewährten. Wir nennen hier nur das althochdeutsche Gedicht, das Hoffmann unter dem Titel Merigarto (1834) veröffentlichte, dann seine Althochdeutschen Glossen (1826) und die Fragmente der ältesten hochdeutschen Uebersetzung des Evangeliums Matthäi aus dem achten Jahrhundert, die Stephan Endlicher († 1849) auf der Wiener Bibliothek auffand und gemeinsam mit Hoffmann (1834) herausgab. Einen großen Theil seiner Entdeckungen veröffentlichte Hoffmann in zwei sehr werthvollen Sammelwerken, den „Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur (I. 1830. II. 1837) und den „Altdeutschen Blättern", die er in Gemeinschaft mit Moriz Haupt (I. 1836. II. 1837—1840) herausgab. Hier findet namentlich auch die deutsche Dichtung des 12. und 13. Jahrhunderts wichtige Bereicherungen. Unter Hoffmann's zahlreichen literaturgeschichtlichen und bibliographischen Schriften ist vor allem seine Geschichte des deutschen Kirchenlieds bis auf Luthers Zeit (1832, und sehr vermehrt 1854) zu nennen. Auch aus seinen literaturgeschichtlichen Schätzen gab Hoffmann Vieles in zwei Sammelwerken vereinigt, in dem „Weimarischen Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst", das er mit Oskar Schade (1854—1857) herausgab, und in den „Findlingen. Zur Geschichte deutscher Sprache und Dichtung" (1860). Unter den rein bibliographischen Schriften Hoffmann's heben wir hervor das „Verzeichniß der Altdeutschen Handschriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien" (1841). Auch auf oberdeutschem Gebiet richtete sich Hoffmann's Aufmerksamkeit mit Vorliebe auf das Volksthümliche. „Unsere volksthümlichen Lieder" (1859) [1]) geben mühsame und genaue Nachweisungen über die Lieder neuerer Dichter, die unter dem Volke die weiteste Verbreitung gefunden haben. „Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts"

1) Die erste Ausgabe im Weimarischen Jahrbuch VI (1857).

(1844) nehmen sich einer kulturgeschichtlich wichtigen Gattung an. Die „Schlesischen Volkslieder mit Melodien. Aus dem Munde des Volkes gesammelt", (1842) waren neben vielen anderen auf Schlesien bezüglichen Schriften ein bleibendes Denkmal von Hoffmann's Aufenthalt in diesem Lande. Auch das Mundartliche hatte für Hoffmann einen besonderen Reiz. Dichtete er doch selbst „Allemannische Lieder" (1826) und betheiligte sich vielfach an der mundartlichen Forschung, namentlich durch eine Darstellung seiner heimathlichen Fallerslebener Mundart (1858) [1]. Noch haben wir schließlich ein Werk Hoffmann's zu erwähnen, das die Grundlinien unserer Wissenschaft bieten sollte: „Die deutsche Philologie im Grundriß. Ein Leitfaden zu Vorlesungen" (1836). Hoffmann faßt „die deutsche Philologie" als „das Studium des geistigen Lebens des deutschen Volkes, insofern es sich durch Sprache und Literatur kundgibt" [2]. Er behandelt seinen Gegenstand zwar nur bibliographisch, aber mit großer Umsicht und Zuverlässigkeit, und eine lehrreiche Vorrede gibt Auskunft über sein Verfahren [3].

Von einer ganz anderen Seite als Hoffmann kam Hans Ferdinand Maßmann an die altdeutschen Studien heran. Geboren am 15. August 1797 zu Berlin, wo sein Vater ein strebsamer und geschickter Uhrmacher war, besuchte Maßmann das Friedrich-Werdersche Gymnasium daselbst in der Zeit, in der Jahn den Berliner Turnplatz gründete. Jahn's Wesen machte auf den jungen Maßmann einen unauslöschlichen Eindruck. Deutsch zu sein in Wort und That, wurde fortan Ziel seines Strebens. Im J. 1814 bezog er die Universität Berlin, um Theologie zu studieren. Aber schon im folgenden Jahr (1815) unterbrach er seine Studien und machte als freiwilliger Jäger den Feldzug nach

---

1) Sonderabdruck aus Frommann's Deutschen Mundarten, V (1858). — 2) Vorr. S. V. — 3) Wir haben hier natürlich nur die hauptsächlichsten Arbeiten Hoffmann's hervorheben können. Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften (bis 1868) gibt: Hoffmann von Fallersleben 1818—1868 Funfzig Jahre dichterischen und gelehrten Wirkens bibliographisch dargestellt von J. M. Wagner. Wien 1869.

Frankreich mit. Von 1816 bis 18 studierte er dann abwechselnd in Jena und Berlin. Ein eifriges Mitglied der neugegründeten Burschenschaft nahm er Theil an der begeisterten Feier der deutschen Reformation, die am 18. Oktober 1817 zugleich mit dem Jahrestag der Schlacht bei Leipzig auf der Wartburg begangen wurde. Als die Aufgabe seines Lebens betrachtete Maßmann, für eine echt deutsche, körperlich und geistig gesunde Erziehung der Jugend zu wirken, und namentlich sah er im Turnwesen einen wesentlichen Bestandtheil einer solchen Erziehung. Nachdem er mehrere Jahre (seit 1818) in Breslau, Magdeburg und Nürnberg als Jugendlehrer thätig gewesen war, kehrte er nach Berlin zurück, „nunmehr seine früh und stets mit Liebe gehegten historischen Studien der Muttersprache bestimmter aufzunehmen“ [1]. Im J. 1824 machte er eine „sprachwissenschaftliche Reise“ durch das westliche Deutschland, um die Bibliotheken für ältere Deutsche Literatur auszubeuten. Zwei Jahre danach (1826) wurde er Turnlehrer an der Cadetten-Anstalt zu München, und 1828 erhielt er den Auftrag, „eine öffentliche Turnanstalt für die Schulen der Hauptstadt zu errichten.“ Zugleich hielt er Vorlesungen über ältere deutsche Literatur vor Studierenden und Künstlern. Im J. 1829 wurde er zum außerordentlichen, 1835 zum ordentlichen Professor an der Universität ernannt. 1842 nahm er einen Ruf nach Berlin an als Leiter des neu einzurichtenden preußischen Turnwesens und Professor an der Universität [2]. Maßmann's gelehrte Thätigkeit war eine sehr mannigfaltige. So weit sie in unseren Bereich fällt, bezog sie sich hauptsächlich auf das Gothische, Mittelhochdeutsche und Althochdeutsche. Eine Reihe bedeutender Denkmäler verdankt Maßmann ihre erste Veröffentlichung durch den Druck. So der Alexander des Pfaffen Lamprecht (1828) [3], und die übrigen Gedichte

1) Maßmann's Selbstbiographie in: Adolph von Schaden, Gelehrtes München, München 1824, S. 70. — 2) Vgl. außer der oben angeführten Selbstbiographie den Artikel Maßmann in Brockhaus Real-Encyklop. (11) 9, 927. — 3) Denkmäler Deutscher Sprache und Literatur aus Handschriften des 8. bis 16. Jahrhunderts zum ersten Male herausgegeben von H. F. Maßmann. München — 1828, S. 16—75.

des 12. Jahrhunderts, welche die straßburg-molsheimische Handschrift enthält (1837) [1]), der Eraclius (1842), der Alexius (1843). Ebenso eine Anzahl kleinerer althochdeutscher Denkmäler, die Maßmann vereinigt mit den bereits veröffentlichten unter dem Titel: „Die deutschen Abschwörungs-, Glaubens-, Beicht- und Betformeln vom achten bis zum zwölften Jahrhundert", 1839 herausgab. Vorzugsweise aber sind es zwei Gegenstände, die Maßmann's germanistische Thätigkeit viele Jahre hindurch in Anspruch nehmen: Die Reste des Gothischen und die s. g. Kaiserchronik. Im J. 1833 reiste er im Auftrage des Kronprinzen Maximilian von Bayern nach Italien, um die gothischen Sprachreste auf den Bibliotheken zu Mailand, Rom und Neapel zu untersuchen. Die Frucht dieser Reise war die erste Veröffentlichung von Bruchstücken einer gothischen Auslegung des Evangeliums Johannis (München 1834) und eine vorzügliche neue Ausgabe der gothischen Urkunden von Neapel und Arezzo (1837). Endlich nach vieljähriger Vorbereitung erschien: „Ulfilas. Die heiligen Schriften alten und neuen Bundes in gothischer Sprache. Mit gegenüberstehendem griechischem und lateinischem Texte, Anmerkungen, Wörterbuch, Sprachlehre und geschichtlicher Einleitung von H. F. Maßmann. Stuttgart 1857." Wie auf den Ulfilas, so verwendete Maßmann auf die Herausgabe der Kaiserchronik eine lange Reihe von Jahren in mühevoller Arbeit. Schon auf seinen gelehrten Reisen im J. 1824 hatte er sein besonderes Augenmerk auf die Handschriften dieses Werkes gerichtet und bereits 1825 die Herausgabe desselben angekündigt. Aber erst in den Jahren 1849 bis 1854 gelangte der Entschluß zur Ausführung, weil immer neues handschriftliches Material den ursprünglichen Plan erweiterte und bereicherte. Nun aber war es dem Herausgeber auch möglich gemacht, sowohl die verschiedenen Bearbeitungen des Textes zu erkennen, als auch das Ganze mit mühsamen und werthvollen Untersuchungen über die Entstehung und das Fortleben des Werkes zu begleiten.

---

1) Quedlinburg und Leipzig 1837.

Wie Maßmann, so kam auch **Eberhard Gottlieb Graff** von Seite der Pädagogik zu den altdeutschen Studien. Geboren am 10. März 1780 zu Elbing widmete sich Graff (1797) zu Königsberg der Vorbereitung zum Lehramt, wurde 1802 Lehrer am Gymnasium zu Jenkau, 1805 gründete er eine Töchterschule zu Elbing, kam dann aber 1810 als Schulrath zur Regierung in Marienwerder und später (1814) in gleicher Eigenschaft nach Arnsberg und Koblenz. Er nahm sich mit großem Eifer des Unterrichtswesens an und veröffentlichte (1817) wohlgemeinte, wenn auch keineswegs klare und praktische Vorschläge zu dessen fundamentaler Umgestaltung [1]. Im J. 1813 war er Mitglied des Central-Comités unter dem Freiherrn vom Stein. Schon als Pädagog hatte er die Wichtigkeit der deutschen Sprache für Erziehung und Unterricht mehr und mehr kennen lernen. Als er im J. 1820 wieder in seine Heimath versetzt wurde, und zwar anfangs ohne Amt, warf er sich ganz auf das gelehrte Studium der deutschen Sprache. Die eben erschienene Grimm'sche Grammatik bot ihm dazu die Grundlage und der persönliche Umgang mit Lachmann in Königsberg die sicherste Leitung [2]. 1823 erhielt er die Doctorwürde, 1824 eine Professur der deutschen Sprache an der Universität Königsberg. Im J. 1830 gab er alle amtliche Thätigkeit auf und lebte fortan mit Genehmigung der Regierung ganz seinen gelehrten Arbeiten zu Berlin, wo er nach langem Kranksein am 18. Oktober 1841 starb [3]. Obwohl Graff sich mit den verschiedenen älteren germanischen Sprachen bekannt machte, ja seine Studien auch über die Grenzen des Germanischen hinaus auf das Sanskrit erstreckte, so hatte er sich doch gleich beim Beginn seiner Forschungen ein bestimmtes Gebiet zur Bearbeitung ausgesucht: Das Althochdeutsche.

1) Vgl. darüber K. Bormann, Graff als Pädagog, im Neuen Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für Deutsche Sprache, Bd. V (1843), S. 67 fg. — 2) Graff, die althochdeutschen Präpositionen, Widmung an Grimm, S. IV fg. Vgl. Hertz, Lachmann, Berl. 1851. S. 50. — 3) Fr. H. von der Hagen, Erinnerung an E. G. Graff, im Neuen Jahrb. der Berlin. Gesellschaft für Deutsche Sprache. Bd. V (1843), S. 58 fg.

Schon im J. 1821 begann er die Sammlung eines althochdeutschen Sprachschatzes [1]), und auf die Ausarbeitung dieses Werkes sind von da an mittelbar oder unmittelbar alle seine Bestrebungen gerichtet. Im J. 1824 gab er als Vorläufer seines künftigen Sprachschatzes eine Schrift über die althochdeutschen Praepositionen heraus, die Jacob Grimm gewidmet ist und die dessen vollen Beifall erntete [2]). In den Jahren 1825 bis 27 machte Graff mit preußischer Unterstützung eine gelehrte Reise durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Italien, um aus den Handschriften der Bibliotheken Material für seinen althochdeutschen Sprachschatz zu sammeln. Die Früchte dieser Reise veröffentlichte er theilweise in einer Zeitschrift: „Diutiska. Denkmäler deutscher Sprache und Literatur, aus alten Handschriften zum ersten Male theils herausgegeben, theils nachgewiesen und beschrieben.“ Drei Bände 1826 — 29. Graff gibt hier zwar auch schätzbare Beiträge zur mittelhochdeutschen Literatur, die wichtigste Stelle aber nehmen die vielen hier zum erstenmal veröffentlichten althochdeutschen Glossen ein. Im J. 1831 gab Graff den Text von Otfrid's Evangelienbuch unter dem Titel: Krist, weit besser heraus, als man ihn bis dahin besessen hatte. 1837 ließ er die althochdeutschen Bearbeitungen des Boethius, des Marcianus Capella und von Aristoteles *κατηγορίαι* und *περὶ ἑρμηνείας*, 1839 die Windberger und Trierer Interlinearversionen der Psalmen folgen. Aber alle diese Bemühungen betrachtete Graff nur als Hülfsarbeiten für sein Hauptwerk: Den althochdeutschen Sprachschatz. Als es endlich so weit war, daß die Veröffentlichung desselben hätte beginnen können, fand sich kein Verleger, der die großen Kosten des Drucks daran zu wagen bereit gewesen wäre. Da trat der preußische Kronprinz Friedrich Wilhelm (der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV.) in's Mittel und übernahm die Kosten der Veröffentlichung auf seine Kasse. So konnte im J. 1834 der erste Theil von Graff's althochdeutschem Sprachschatz erscheinen. Im

1) Graff, Althochd. Sprachschatz I, Vorr. S. I. — 2) J. Grimm an Hoffmann von Fallersleben d. 28. Aug. 1824, in Pfeiffer's Germania XI, 386.

J. 1836 folgte der zweite Theil, 1837 der dritte, 1838 der vierte, 1840 der fünfte. Vor Vollendung des sechsten Theiles, welcher das ganze Werk abschließen sollte, starb Graff. Dieser Theil wurde aus Graff's Papieren, so weit dieselben reichten, und mit Benutzung von Schmeller's Sammlungen durch Maßmann (1842) herausgegeben. Auch fügte Maßmann (1846) einen selbständigen alphabetischen Index über das ganze Werk hinzu. Graff hatte nämlich die althochdeutschen Wörter nicht nach dem Alphabet geordnet, sondern nach Wurzeln, und auch diese sind nicht nach unserem Alphabet aufgestellt, sondern so, daß die vocalisch anlautenden den Anfang machen, dann J und W, darauf L, R, M, N, dann die Labialen, die Gutturalen, die Dentalen folgen, so daß die mit S anlautenden Wörter den Schluß bilden. Das Auffinden wird aber noch mehr erschwert dadurch, daß Graff öfters althochdeutsche Wörter unter Sanskritwurzeln bringt, unter denen sie niemand sucht. Diese Schwierigkeit des Gebrauchs und so manche Ungenauigkeiten und Versehen, die sich Graff beim Lesen der Handschriften hat zu Schulden kommen lassen, hat man dem Werk nicht selten zum Vorwurf gemacht. Aber alle diese Mängel zugegeben, ist Graff's umfangreiches Lebenswerk doch ein höchst verdienstliches. Es bietet nach zwei Seiten hin ein Hülfsmittel, wie es vor Graff auch nicht annäherungsweise vorhanden war. Erstens gibt es die Wörter der eigentlichen althochdeutschen Literatur mit einer reichen Anzahl von Belegen aus Otfrid, Notker, Isidor u. s. w., und zweitens sammelt es den größten Theil der überaus zahlreichen althochdeutschen Glossen in einer solchen Weise, daß es eine, wenn auch mit Vorsicht zu benutzende Grundlage für die ganze hochdeutsche Wortforschung bildet.

Lachmann's Uebersiedelung nach Berlin bezeichnet einen Wendepunkt in der Entwicklung der altdeutschen Studien, indem dieser Meister der philologischen Kritik nun eine förmliche Schule gründete für die methodische Behandlung der altdeutschen Literatur. Sein Einfluß griff um so tiefer ein, als er mit seinen begabtesten Schülern auch in einen regen persönlichen Verkehr trat. Einen gesellschaftlichen Vereinigungspunkt für die gründlichsten Vertreter

der altdeutschen Studien bildete damals das Haus des Präsidenten Karl Hartwig Gregor von Meusebach in Berlin. Geboren am 6. Juni 1781 zu Bockstedt bei Artern hatte Meusebach in Göttingen und Leipzig die Rechte studiert und war nach mannigfachen juristischen Beamtungen in Dillenburg, Trier und Koblenz zuletzt Präsident des rheinischen Cassationshofs in Berlin geworden. Seit dem J. 1842 aus dem Staatsdienst getreten, starb er am 22. Aug. 1847 [1]). Die Mußestunden, die ihm sein praktischer Beruf ließ, hatte Meusebach von früh an dem Studium der deutschen Literatur gewidmet. Sein nächstes Ziel war, die im Druck erschienene deutsche Literatur des 16. bis 18. Jahrhunderts in möglichster Vollständigkeit zu sammeln. Er verfolgte dieses Ziel mit solcher Sachkenntniß, Aufopferung und Beharrlichkeit, daß es ihm gelang, eine Bibliothek zusammen zu bringen, die in Bezug auf die deutsche Literatur des 16. bis 18. Jahrhunderts nicht ihres gleichen hatte [2]). Nach seinem Tode ist dieselbe von der preußischen Regierung für die königliche Bibliothek in Berlin angekauft worden. Meusebach war aber nichts weniger als ein bloßer Büchersammler. Voll Geist, Scharfsinn und Humor wandte er vielmehr das lebhafteste Interesse der Literatur selbst zu, und namentlich waren es die seiner eigenen Natur verwandten Erscheinungen, die ihn vor allem anzogen: Johann Fischart und das deutsche Volkslied. Zeitlebens hat er für beide Zwecke gesammelt, ohne doch je zum Abschluß zu gelangen. Was wir auf wissenschaftlichem Gebiet von ihm besitzen, sind einige Kritiken, die ebenso seine profunde Belesenheit, wie seinen geistreichen Humor bezeugen, die eine über Halling's Ausgabe von Fischart's Glückhaftem Schiff [3]), die andere ein humoristischer, auf seinem Gebiet berechtigter Angriff auf Grimm's Grammatik, von Grimm selbst (1826) „unwiderlegt herausgegeben" [4]).

1) Brockhaus, Real-Encyklop. 11) X, S. 167 fg. — 2) Vgl. Die deutschen Sprichwörtersammlungen nebst Beiträgen zur Characteristik der Meusebach'schen Bibliothek. Eine bibliogr. Skizze von Julius Zacher. Leipz. 1852. — 3) Hallische Allgem. Literatur-Zeitung, 1829, März, Nr. 55 fg. — 4) Zur Recension der deutschen Grammatik. Unwiderlegt herausgegeben von Jacob Grimm. Cassel, 1826.

Denn wie mit Lachmann, so stand Meusebach auch mit Jacob und Wilhelm Grimm in freundschaftlichem Verkehr. Grimm's Rechtsalterthümer sind ihm gewidmet.

Der erste bedeutende Schüler, den Lachmann in Berlin gewann, war Wilhelm Wackernagel. Geboren zu Berlin am 23. April 1806 widmete sich Wilhelm Wackernagel auf der Universität Berlin in den Jahren 1824 bis 27 unter Lachmann's Leitung dem Studium der Philologie und zwar vorzugsweise der deutschen. Gleich seine ersten gelehrten Arbeiten, die Spiritalia theotisca (Vratislaviae 1827) und das Wessobrunner Gebet und die Wessobrunner Glossen (Berlin 1827) zeigten den scharfsinnigen und umsichtigen Forscher. Aber weder diese, noch seine darauf folgenden Arbeiten vermochten ihm den Weg zu einer Anstellung in Preußen zu bahnen. Nachdem er 1828 bis 30 in Breslau privatisiert, dann sich von neuem in Berlin aufgehalten hatte, folgte er 1833 einem Rufe nach Basel als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur an der Universität und am Pädagogium. Bald darauf, im J. 1837, erhielt er durch Ehrengeschenk das Basler Bürgerrecht und wurde 1854 in den Großen Kantonsrath, 1856 in den Stadtrath gewählt. Allgemein verehrt und geliebt starb Wackernagel am 21. Dec. 1869 [1]).

W. Wackernagel war ein Mann von ebenso tiefer, als ausgebreiteter Begabung: Ein trefflicher Jugendlehrer, ein ausgezeichneter Gelehrter, ein sinniger Dichter, gleich tüchtig an Geist, wie an Charakter. Was er immer beginnt, Alles faßt er mit derselben Treue, derselben Gewissenhaftigkeit an. Seine gelehrte Thätigkeit erstreckt sich auf sehr verschiedene Gebiete, auch über den Bereich hinaus, dessen Darstellung uns hier zunächst obliegt. Durch eine Reihe von Abhandlungen und Einzelschriften hat er sich an der kunst- und kulturgeschichtlichen Forschung betheiligt. Wir nennen darunter nur beispielsweise „Die deutsche Glasmalerei" (1855), „Die goldene Altartafel von Basel" (1857), „Ueber die mittelalterliche

1) Brockhaus, Real-Encyklop. (11) XV, 219. — Zur Erinnerung an W. Wackernagel. Basel 1870.

Sammlung zu Basel" (1857), endlich den köstlichen Vortrag über Gewerbe, Handel und Schifffahrt der Germanen (1853)[1]). Aber auch auf dem Gebiet der Philologie in dem engeren Sinn, in welchem wir das Wort bei unserer Darstellung fassen, ist W. Wackernagel's Thätigkeit eine sehr weit greifende. Um uns den inneren Zusammenhang dieser so mannigfaltigen, aber überall mit gründlichster Sachkenntniß ausgeführten Arbeiten klar zu machen, besprechen wir zuerst Wackernagel's Hauptwerk. Dies ist sein Deutsches Lesebuch nebst den damit in Verbindung stehenden Arbeiten: dem Wörterbuch und der „Geschichte der deutschen Litteratur." Das Lesebuch erschien zuerst im J. 1835. Im J. 1861 erlebte der erste Theil, das altdeutsche Lesebuch, die vierte sehr vervollkommnete Ausgabe. Dieser erste Theil umfaßt das Gothische, Althochdeutsche, Mittelhochdeutsche und dessen Fortsetzungen bis in den Beginn des 16. Jahrhunderts. Die folgenden Bände, welche Proben der deutschen Poesie und Prosa seit dem J. 1500 geben, erschienen 1847 in neuer Auflage. W. Wackernagel's Lesebuch ist nicht, wie manche andere derartige Bücher, eine rasch aus Anderen zusammengeraffte Compilation, sondern es ist ein Werk selbständigster gelehrter Arbeit, wie es nur dem Meister des Fachs gelingen kann. Nicht nur sind die einzelnen Stücke mit größter literaturgeschichtlicher Umsicht ausgewählt, sondern die Behandlung der Texte zeigt auch überall den gründlichen Kenner der Sprache und kritischen Philologen. Das beigefügte Wörterbuch schloß sich in der ersten Bearbeitung genau an das Lesebuch an und bildete durch seine zahlreichen Anführungen einen vortrefflichen Commentar zu demselben. In der neuen Bearbeitung (1861) ist es über diesen beschränkteren Gesichtskreis hinausgeschritten, indem es sich, mit Hinweglassung der Citate, zu einem gedrängten mittel- und althochdeutschen Handwörterbuch erweitert hat. Der Kenner bemerkt leicht, daß die hier dargebotenen Ergebnisse auf den umfassendsten Vorarbeiten ruhen. Schon im J. 1830 hatte W. Wackernagel im Verein mit Hoffmann von Fallersleben

1) In Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum IX (1853) S. 530—578.

ein vorzügliches „Glossar für das XII. – XIV. Jahrhundert" herausgegeben [1]), und seine in demselben Jahr veröffentlichte „lexikographisch-syntactische Abhandlung" über die mittelhochdeutsche Negationspartikel ne ist ein musterhafter Vorläufer eines mittelhochdeutschen Wörterbuchs. An einem solchen hat denn auch W. Wackernagel viele Jahre gearbeitet, und eine Frucht dieser Arbeit ist das seinem altdeutschen Lesebuch beigegebene Wörterbuch, das in trefflicher Weise die scharfe und klare Entwicklung der Bedeutungen mit einer maßvoll geübten Etymologie verbindet. — Ein zweites Werk W. Wackernagel's, das sich seinem Lesebuch anschließt, ist die „Geschichte der deutschen Litteratur." Auch hier hatte Wackernagel seit lange nach den verschiedensten Seiten hin vorgearbeitet. So ist seine „Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters" (1831) ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der deutschen Metra, während die Abhandlung über dramatische Poesie (1838) von der historisch-aesthetischen Seite der Literaturgeschichte den Weg bahnt, und die über Bürger's Lenore (1835) eine einzelne anziehende Frage gründlich erörtert. Im J. 1848 begann dann Wackernagel die Herausgabe seiner deutschen Literaturgeschichte, die von den ältesten Zeiten beginnt und mit dem 1855 erschienenen vierten Heft bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts reicht. Der Verfasser bezeichnet seine Literaturgeschichte als „ein Handbuch", und gerade der dadurch gestellten Aufgabe wird er in ausgezeichneter Weise gerecht. Durch die glückliche Gruppierung des Stoffes und die einfach schmucklose, streng wissenschaftliche Form der Darstellung weiß er eine große Fülle von Thatsachen auf einen engen Raum zusammenzudrängen, ohne doch je dunkel oder unlesbar zu werden. Dabei ist sein Werk nichts weniger als eine bloße Anhäufung rohen Stoffs. Vielmehr erhalten wir überall im Einzelnen die Ergebnisse eindringender selbständiger Forschung, und durch das Ganze ziehen sich verknüpfend die Gedanken, die der Verfasser aus der Entwicklung sowohl der Sprache, als der Literatur zu gewinnen

---

1) In den Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Litteratur, I, 347 fg.

sucht. Auf die Epik der althochdeutschen, die Lyrik der mittelhochdeutschen Jahrhunderte folgt der neuhochdeutsche Zeitraum mit dem Drama und der Prosa [1]. Dabei „in der Sprache, in den Trägern der Literatur, in deren Stoffen und Arten überall ein Fortschritt zum Umfassendsten und Allgemeinsten", immer mehr ein Aufnehmen aller Vorzeit und Fremde. So ist die deutsche Literatur „auf dem Weg, und vielleicht schon nah am Ende des Wegs, eine Weltliteratur zu werden" [2]. — Dieselben Gaben, die W. Wackernagel in seinem Lesebuch und dessen beiden Begleitern, dem Wörterbuch und der Literaturgeschichte, zeigt: kritisch philologische Schärfe, gewissenhafte Treue der Forschung und ein feiner Sinn für die Erscheinungen der Sprache und Literatur, treten uns entgegen in einer Reihe anderer bedeutender Leistungen. Als kritischer Philolog bespricht er die Handschriften der Basler Universitätsbibliothek (1836), gibt er den Schwabenspiegel (1840), das Bischofs- und Dienstmannenrecht von Basel (1852), den Vocabularius optimus (1847), und im Verein mit Max Rieger den Walther von der Vogelweide (1862) heraus. Seine Ausgabe altfranzösischer Lieder und Leiche (1846) verbreitet durch die beigegebenen Abhandlungen ein neues Licht über den Zusammenhang der provenzalischen, altfranzösischen, deutschen und italienischen Lyrik. In seinem letzten Werk: „Johann Fischart von Straßburg und Basels Antheil an ihm" (1870), gibt er eindringende Untersuchungen über das so dunkle Leben des großen Humoristen. Auf der anderen Seite klären seine linguistischen Abhandlungen wichtige Fragen der Sprachgeschichte auf. So gibt die Abhandlung über die Nachahmung der Thierstimmen: „Voces variae animantium" (1867) einen bedeutenden Beitrag zur ältesten, die über die Umdeutschung fremder Wörter (1861) zur vergleichsweise jüngsten Entwickelung der Sprache, während die Untersuchungen über „Sprache und Sprachdenkmäler der Burgunden" (1868) [3] unsere Kenntniß der ältesten germanischen Sprachzustände erweitern.

1) W. Wackernagel, Gesch. der deutschen Litter. III (1855) S. 362. — 2) Ebend. S. 363. — 3) Als Beigabe zu C. Binding's Burgundisch-romanischem Königreich, Bd. I.

Ueberall aber finden wir dieselbe Sorgfalt, Schärfe und Belesenheit [1].

Der zweite bedeutende Schüler Lachmann's, **Moriz Haupt**, hat nicht im eigentlichen Sinn des Worts Lachmann's Unterricht genossen; aber der Schule Lachmann's gehört er nichtsdestoweniger so sehr an, wie nur irgend einer. Geboren zu Zittau am 27. Juli 1808 studierte Haupt in den Jahren 1826 bis 30 unter Gottfried Hermann's Leitung in Leipzig Philologie. Nachdem er dann längere Zeit in Zittau privatisiert hatte, habilitierte er sich 1837 an der Universität Leipzig. 1843 wurde er zum Ordentlichen Professor der deutschen Sprache und Literatur ernannt. Er entwickelte als Universitätslehrer eine sehr erfolgreiche Thätigkeit sowohl auf dem Gebiet der deutschen, als auf dem der klassischen Philologie. Aber im J. 1850 wurde er auf Grund seiner Theilnahme an der nationalen Bewegung der Jahre 1848 und 49 von der k. sächsischen Regierung seines Amtes entsetzt. Doch die preußische Regierung öffnete seiner ausgezeichneten Lehrgabe ein neues Feld, indem sie ihn im J. 1853 an Lachmann's Stelle als ordentlichen Professor der klassischen Philologie nach Berlin berief [2]. — Haupt hat in seiner ganzen Geistesart die nächste Verwandtschaft mit Lachmann, und die persönliche Begegnung mit diesem älteren Meister, 1834 in Meusebach's Hause [3], mußte deshalb den nachhaltigsten Eindruck auf ihn machen. Es entwickelte sich bald der innigste Verkehr zwischen beiden Männern, der sich allmählich zur vertrautesten Freundschaft gestaltete. Wie Lachmann, so verband Haupt die klassische Philologie mit der germanischen und wie jener, so faßte auch Haupt vor allem die kritisch-historische Feststellung der Texte in's

1) Wir haben hier natürlich nur die Hauptwerke W. Wackernagel's besprechen und einzelne seiner kleineren Schriften als charakteristische Beispiele seiner Thätigkeit hervorheben können. Ein vollständiges Verzeichniß seiner überaus zahlreichen Arbeiten geben J. G. Wackernagel und L. Sieber in der Zeitschr. für deutsche Philol. von Höpfner u. Zacher II, 3 (1870) S. 337—342. — 2) Brockhaus, Real-Encyklop. (11) VII, 703 sq. — 3) Hertz, Lachmann, 1851, S. 244.

Auge. Wir müssen hier zur Seite liegen lassen, was Haupt auf dem Felde der klassischen Philologie, namentlich für die römischen Dichter geleistet hat. Auf germanischem Gebiet war neben Lachmann's Rath und Beispiel der Verkehr mit Hoffmann von Fallersleben für Haupt mannigfach anregend [1]). In Verbindung mit ihm gab er 1836—40 die Altdeutschen Blätter heraus, eine Sammlung von bisher unveröffentlichten altdeutschen Denkmälern und wissenschaftlichen Untersuchungen und Notizen. Die größten Verdienste erwarb sich Haupt durch kritische Herausgabe mittelhochdeutscher Dichtungen. 1839 veröffentlichte er zum erstenmal Hartmann's Erec, 1840 den Guten Gerhard des Rudolf von Ems; 1842 gab er die Lieder und Büchlein und den armen Heinrich des Hartmann von Aue heraus, 1845 den Winsbeken, 1851 die Lieder Gottfried's von Neifen, 1858 die des Neidhart von Reuenthal. Alle diese Ausgaben sind mit einer Sorgfalt, einer Sprachkenntniß, einem Scharfsinn in Handhabung sowohl der handschriftlichen, als conjecturalen Textkritik durchgeführt, die sie den Arbeiten Lachmann's würdig an die Seite stellen. So hat denn auch Lachmann diesen seinen Freund und Schüler zum Erben und Vollender seines literarischen Nachlasses eingesetzt. Die Sammlung der ältesten mittelhochdeutschen Lyriker in reinlichen Texten hat Lachmann begonnen, Haupt im J. 1857 unter dem Titel: Des Minnesangs Frühling, vollendet. Wo von Lachmann's wichtigsten Arbeiten: dem Walther, dem Wolfram, den Nibelungen, neue Ausgaben nöthig wurden, da fiel deren Besorgung Moriz Haupt anheim. Ein sehr wesentliches Verdienst endlich erwarb sich Haupt durch die Gründung seiner Zeitschrift für deutsches Alterthum (1841), auf welche wir später noch einmal zurückkommen werden.

Noch haben wir einen Schüler Lachmann's zu besprechen, der sich dann seine eigenthümliche Lebensbahn gebrochen hat: Karl Simrock. Geboren zu Bonn am 28. Aug. 1802, widmete sich Simrock seit 1818 erst zu Bonn, dann zu Berlin der Rechtswissenschaft. Daneben aber betrieb er mit Vorliebe, in Berlin unter

1) Hoffmann von Fallersleben, Mein Leben, II (1868), S. 248. 275 fg.

Lachmann's Leitung [1]), das Studium der älteren deutschen Literatur. Nach längerem Privatisieren habilitierte er sich für dies Fach an der Universität Bonn und erhielt im J. 1850 die ordentliche Professur der altdeutschen Literatur daselbst [2]). Simrock's Thätigkeit wendete sich hauptsächlich zwei Seiten zu: der Uebersetzung altdeutscher Dichtungen und der deutschen Mythologie. Selbst Dichter und mit ganzer Seele dem deutschen Alterthum zugethan, weiß Simrock sich völlig in die Stimmung und den Ton der alten Dichtung zu versetzen. Was aber gleich seine erste, in ihrer Art epochemachende Leistung: seine Uebersetzung des Nibelungenlieds (1827), vor den vorausgegangenen Versuchen auszeichnete, war seine klare und bewußte Erkenntniß des durchgreifenden Unterschieds zwischen dem Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen. Bei einem möglichst richtigen und genauen Verständniß des mittelhochdeutschen Ausdrucks suchte er den Sinn des alten Dichters in wirklich gutem Neuhochdeutsch wiederzugeben. Simrock's Uebersetzung des Nibelungenlieds fand die günstigste Aufnahme; im J. 1869 erlebte sie die zwanzigste Auflage. Dem Nibelungenlied ließ Simrock in Gemeinschaft mit W. Wackernagel (1833) die Uebersetzung des Walther von der Vogelweide folgen. 1842 übersetzte er Wolfram's Parzival und Titurel, 1843 die Gudrun, 1852 Gottfried's Tristan, 1858 den Wartburgkrieg, 1867 den Freidank. So sehr Simrock auch die höfischen Dichter zu schätzen wußte, sie reichten ihm nicht an das Nibelungenlied, „ein Gedicht von der tiefsten und mächtigsten Wirkung, ein Gedicht, dem sich unter den höfischen weder der Parzival noch der Tristan vergleichen darf" [3]). Das Nibelungenlied machte er deshalb auch zum Gegenstand seiner unablässigen wissenschaftlichen Studien. Eine Frucht dieser Studien war (1858) die Schrift über die Nibelungenstrophe und ihren Ursprung. — Simrock beschränkte sich aber nicht auf die mittelhochdeutsche Zeit, sondern er wagte sich auch an die alliterierenden Dichtungen der älteren Periode.

---

1) Hertz, Lachmann S. 89. 244. — 2) Brockhaus, Real Encyklop. (11) XIII, 716 fg. — 3) Das Nib. übers. von Simrock, zwanzigste Aufl., Stuttg. 1869, Einl. S. XXI. Vgl. S. VI.

Im J. 1856 erschien seine Uebersetzung des Heliand, 1859 die des Beowulf, und schon früher (1851) die der Edda. Auch hier verdient das Geschick, mit dem Simrock die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten bewältigt hat, die größte Anerkennung. Die Uebersetzung der Edda leitet uns hinüber zu Simrock's zweiter Leistung, der deutschen Mythologie. Ein Lieblingsstudium Simrock's bildete nämlich die volksthümliche Erzählung, wie sie sich in Märchen und Sagen und in den s. g. Volksbüchern ausspricht. Dahin gehören Simrock's „Rheinsagen" (1837), seine Deutschen Märchen (1864), seine Ausgabe der deutschen Volksbücher (1839 fg.), und die Quellen des Shakspeare in Novellen, Märchen und Sagen (1831). Ihren Abschluß finden diese Studien in dem „Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluß der nordischen" (1855; dritte sehr vermehrte Auflage 1869). Denn in der deutschen Mythologie sieht Simrock den Ursprung unserer Sage und Dichtung. „Die Geschichte, sagt er, muß dem Volk, wenn auch nur in Gestalt der Sage, gegenwärtig bleiben, wenn es nicht vor der Zeit altern soll. Vor allem gilt das von unserer Mythologie, denn auch die Götterlehre, der alte Gottesdienst ist Poesie, die älteste und erhabenste Poesie der Völker, und wie die früheste Quelle der unsern, die Edda, Urgroßmutter bedeutet, die Urgroßmutter aller deutschen Sage und Dichtung, so ist in der deutschen Mythologie eine Poesie niedergelegt, die in allen deutschen Herzen anklingt, weil sie das lautere Gold unseres eigenen Sinnes ist, unser bestes und ältestes Erbe, das wir nicht verwahrlosen sollen" [1]).

Hiermit haben wir die hauptsächlichsten Genossen der Brüder Grimm geschildert. Wir haben ihre Thätigkeit sogleich bis zum Ende verfolgt, um unsre Darstellung nicht zu unterbrechen. Das jüngere, erst später hinzugetretene Geschlecht von Forschern behalten wir einem anderen Abschnitt vor. Hier aber müssen wir noch einige Arbeiten aus den ersten Jahrzehnden nach dem Erscheinen von Grimm's Grammatik kurz erwähnen. Mittelhochdeutsche Heldendichtungen gaben heraus O. F. H. Schönhuth, F. F. Oechsle,

1) K. Simrock, Handbuch der Deutschen Mythologie (3) 1869, S. III.

E. Jul. Leichtlen, L. Ettmüller, Adolf Ziemann. Der zuletzt genannte veröffentlichte auch (1838) ein zwar noch sehr mangelhaftes, aber doch in damaliger Zeit willkommenes mittelhochdeutsches Wörterbuch. Den Tristan gab heraus E. von Groote (1821), den Suchenwirt (1827) Aloys Primisser, den Renner (1833) der Bamberger historische Verein, eine Auswahl aus Bertold's Predigten (1824) Chr. F. Kling. P. E. Müller's Untersuchungen über das Verhältniß der nordischen und deutschen Heldensage bearbeitete in selbständiger Weise G. Lange (1832). — Beiträge zur Kenntniß des älteren Niederdeutschen (und Mitteldeutschen) gaben (1832 fg.) F. Wiggert und (1831) Th. Jos. Lacomblet. Für das Angelsächsische waren J. M. Lappenberg und H. Leo thätig. Der letztere wirkte zugleich in sehr verdienstlicher Weise als Universitätslehrer für die Verbreitung altgermanischer Kenntnisse. G. Ch. F. Mohnike, L. Giesebrecht, Ferd. Wachter, L. Ettmüller, C. F. Köppen, J. L. Studach beschäftigten sich mit den skandinavischen Literaturen. W. Bäumlein untersuchte (1833) die Entstehung des gothischen Alphabets. — Was in dieser Zeit für das ältere Neuhochdeutsche geschah, war meist noch mangelhaft. Wir wollen dem schon früher Erwähnten hier nur noch die von dem Nürnberger Rector J. Adam Göz besorgte Auswahl aus Hans Sachs (1829 fg.) [1]) und A. Gebauer's Bemühungen um die Dichter des 17. Jahrhunderts (1828 fg.) hinzufügen. — Von hohem unmittelbarem Werth für die germanische Philologie waren die Arbeiten mehrerer Rechtsgelehrten und Historiker. Wir dürfen uns natürlich hier nicht näher auf diese Gebiete einlassen und erwähnen deshalb nur beispielsweise C. G. Homeyer's Sachsenspiegel (1827 fg.). Unter den Historikern aber ist hier vor allen zu nennen Friedr. Christoph Dahlmann (geb. zu Wismar 1785, 1829—1837 Prof. in Göttingen,

1) Das allerdings schwierige Unternehmen einer wissenschaftlich genügenden und zugleich buchhändlerisch möglichen Ausgabe des Hans Sachs hat bis jetzt noch nicht seine Ausführung gefunden. Unter den älteren Versuchen verdient der mit dem 1. Bd. in's Stocken gerathene von J. H. Häslein (Nürnb. 1781) hervorgehoben zu werden. Vgl. aber auch unten Kap. 7.

† zu Bonn am 5. Dec. 1860). Als Forscher, Freund und Charakter war er der würdige Genosse der Brüder Grimm. In seinen meisterhaften Untersuchungen über Saxo Grammaticus (1822), denen er dann noch Erläuterungen zu Aelfred's Germania und eine Uebersetzung von Are's Isländerbuch folgen ließ, dringt Dahlmann von Seiten der streng geschichtlichen Forschung in das germanische Alterthum ein, um das Sagenhafte aus der Geschichte gründlich auszuscheiden; doch nicht um Sage und Dichtung ihres Werthes zu berauben, sondern um sie als das, was sie sind, in ihrer vollen Würde bestehen zu lassen [1]). Hier treffen von entgegengesetzten Ausgangspunkten Dahlmann und Jacob Grimm zusammen, und dieser konnte deshalb seine deutsche Mythologie keinem Würdigeren widmen, als Dahlmann.

Drittes Kapitel.

Das Sanskrit und dessen Einwirkung auf die Erforschung der germanischen Sprachen.

1. Franz Bopp.

Wir haben in einem früheren Abschnitt Bopp's Leistungen bis zum Erscheinen von Grimm's Grammatik verfolgt. Was nun auch fernerhin Bopp befähigte, selbst einen Forscher wie Grimm wesentlich zu ergänzen, war außer seinem sprachvergleichenden Scharfsinn vor allem seine gründliche Kenntniß des Sanskrit. Das Sanskrit bietet in seinem Lautsystem, zumal auf dem Gebiet des Vocalismus, Erscheinungen von so ungetrübter Ursprünglichkeit, daß selbst die ältesten europäischen Schwestersprachen erst von dort ihr Licht empfangen. Ebenso bewahrt das Sanskrit eine solche Vollkommenheit der alterthümlichen Flexionen, daß viele Erscheinungen

1) C. F. Dahlmann, Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte, Bd. I, Altona 1822, S. 195. 329 fg.

auf europäischem Gebiet erst durch die Vergleichung mit dem Sanskrit verständlich werden [1]). Zu diesen Vorzügen der Sprache selbst kommt dann ferner der sehr wichtige Umstand, daß das Sanskrit seit einer langen Reihe von Jahrhunderten durch einheimische Grammatiker mit bewundernswerthem Scharfsinn und in einer von der europäischen sehr abweichenden Weise bearbeitet worden ist [2]).

Bopp wandte, nach seinem ersten Auftreten mit einer sprachvergleichenden Schrift, seine Bemühungen zunächst der grammatischen Bearbeitung der Sanskritsprache selbst zu. Durch seinen Unterricht wurde Berlin neben Bonn, wo August Wilhelm Schlegel für Ausbreitung des Sanskrit wirkte, die hauptsächlichste Pflanzstätte des Sanskritstudiums in Deutschland. Durch eine Reihe von Lehrbüchern und brauchbaren Textausgaben aber erstreckte Bopp seine Wirksamkeit weit über den Bereich seines Berliner Lehrstuhls hinaus. Den größten Einfluß unter diesen von Bopp geschaffenen Lehrmitteln hat ohne Zweifel seine im Jahr 1834 zu Berlin erschienene „Kritische Grammatik der Sanskrita-Sprache in kürzerer Fassung" gehabt, welche im J. 1868 die vierte Auflage erlebte. Aber so wichtig Bopp's Thätigkeit auf dem besonderen Gebiet des Sanskrit war, so hat er doch seine hauptsächlichste Bedeutung als Begründer der vergleichenden indoeuropäischen Grammatik. Was er in seinem oben besprochenen Erstlingswerk begonnen hatte, das führte er dann zunächst in einer Reihe einzelner Abhandlungen weiter, in denen er theils die bereits gewonnenen Ergebnisse noch fester begründete, theils die Wissenschaft durch eine Menge neuer Entdeckungen bereicherte. Wir erwähnen hier als besonders wichtig für die germanische Sprachforschung die Abhandlungen, die Bopp vom Jahr 1823 bis zum Jahr 1831 unter der Ueberschrift „Vergleichende Zergliederung des Sanskrit und der mit ihm verwandten Sprachen" in der Berliner Akademie der Wissenschaften gelesen hat, und namentlich die ausführliche Kritik

---

1) Ueber die Bedeutung des Sanskrit für die Sprachforschung vgl. Theodor Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft S. 357 fg. — 2) Ebend. S. 35 fg.

über Grimm's deutsche Grammatik, die Bopp im April und Mai 1827 in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik erscheinen ließ, und die Beurtheilung von Graff's althochdeutschem Sprachschatz, die er in derselben Zeitschrift im Februar 1835 veröffentlichte. Die beiden zuletzt genannten Arbeiten gab dann Bopp in erweiterter Gestalt als besonderes Buch heraus unter dem Titel: „Vocalismus oder sprachvergleichende Kritiken über J. Grimm's deutsche Grammatik und Graff's althochdeutschen Sprachschatz mit Begründung einer neuen Theorie des Ablauts. Berlin 1836." Das Gesammtergebniß seiner Forschungen über den Bau der indogermanischen Sprachen aber legte Bopp nieder in seinem Hauptwerk: „Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Gothischen und Deutschen", Berlin 1833 bis 1852. In den Jahren 1857 bis 1861 erschien die „Zweite gänzlich umgearbeitete Ausgabe" dieses epochemachenden Werks, in welcher der Verfasser den oben genannten Sprachen auch noch das Armenische und Altslavische hinzufügte[1]). Der erste Band dieser zweiten Ausgabe (Berlin 1857) handelt vom Schrift- und Lautsystem, von den Wurzeln und von der Bildung der Casus; der zweite (1859) vom Adjectivum, von den Zahlwörtern, von den Pronominibus und vom Verbum, der dritte (1861) setzt die Erörterung des Verbums fort und geht dann zu der Lehre von der Wortbildung über.

Sollen wir nun in der Kürze die wichtigsten Ergebnisse zusammenfassen, durch welche Bopp's Arbeiten die germanische Sprachforschung bereichert haben, so ist vor allem hervorzuheben, daß auch abgesehen von den wichtigen Entdeckungen, die Bopp im Einzelnen gemacht hat, sein Gesammtresultat von unberechenbarer Wichtigkeit für die germanische Philologie war. Was man nämlich bis dahin

---

1) D. h. auch auf dem Titel und mit der Absicht, diese Sprachen durchweg in den Kreis der Untersuchung zu ziehen. Denn Berücksichtigung hatte das Altslavische schon in der ersten Ausgabe gefunden und zwar in sehr ausgiebiger Weise. Vgl. in der 1. Ausgabe S. 329—361 den Abschnitt über die „Bildung der Casus im Altslavischen." — 1868 fg. erschien eine dritte Ausg. von Bopp's Vergleichender Grammatik

nur an vereinzelten Beispielen beobachtet hatte, das hat Bopp durch den ganzen Bau der indogermanischen Sprachen durchgeführt und dadurch den unumstößlichen Beweis geliefert, daß alle diese Sprachen, vom Ganges bis nach Island, eine einzige große Familie bilden, deren sämmtliche Zweige aus einem Stamm hervorgewachsen sind. Was insbesondere die germanischen Sprachen betrifft, so ist es in hohem Maß erfreulich zu verfolgen, wie in deren Ergründung sich Grimm und Bopp in die Hände arbeiten, und wie beide Männer, so verschieden ihre Ausgangspunkte sind, sich in der Ueberzeugung begegnen, daß die Leistungen des einen auch dem anderen zu gute kommen. Gleich in der ersten Ausgabe der deutschen Grammatik spricht sich Grimm über dies Verhältniß aus. Von Rask's Untersuchungen über den Ursprung der isländischen Sprache sagt er dort: „Daß er die persische und indische Sprache aus der Reihe seiner Forschungen absichtlich ausgeschlossen hat, gereicht diesen gewiß zum Vortheil und ihm zum Lob: denn sich beschränken thut jeder Arbeit wohl, wenn man von dem Innern, d. h. hier dem Einheimischen ausgehen will und soll. Die Ringe der Verwandtschaft, welche die slavische, lateinische und griechische Sprache um unsre deutsche herum bilden, sind engere und der Aufgabe näher gelegene, als die weiteren des Persischen und Indischen. Aufschlüsse aber, wozu uns die allmählich wachsende Bekanntschaft mit der reinsten, ursprünglichsten aller dieser Sprachen, nämlich dem Sanskrit berechtigt, erscheinen darum nicht geringer, sondern als Schlußstein der ganzen Untersuchung überhaupt, und sie hätten keinen besseren Händen anvertraut werden können, als denen unseres Landsmannes Bopp." So urtheilte Grimm bereits im Jahr 1818, als ihm von Bopp noch Nichts vorlag als das 1816 erschienene Conjugationssystem der Sanskritsprache und die Beurtheilung von Forster's Sanskrit-Grammatik in den Heidelberger Jahrbüchern von 1818[1]. Wie sehr andererseits Bopp von der

1) Grimm, Deutsche Gramm. Erster Thl., Göttingen 1819, Vorrede (unterzeichnet: d. 29. September 1818) S. XIX. — Vgl. auch Grimm's Aeußerungen über die maßgebende Wichtigkeit des Sanskrit in der Vorrede zum zweiten Theil der Grammatik (1826) S. V fg.

epochemachenden Bedeutung der Grimm'schen Forschungen durchdrungen war, das spricht er an mehr als einer Stelle seiner Schriften aus. So äußert er z. B. in der Vorrede zu seinem Hauptwerke: „Auf das Germanische ist hierbei ganz vorzügliche Sorgfalt verwendet worden, und es mußte dies geschehen, wenn nach Grimm's vortrefflichem Werke noch Erweiterungen und Berichtigungen in der theoretischen Auffassung seiner Verhältniß-Formen gegeben werden, neue Verwandtschafts-Beziehungen aufgedeckt, oder bereits erkannte schärfer begränzt, und bei jedem Schritte der Grammatik die Rath gebende Stimme der asiatischen wie der europäischen Stammschwestern so genau wie möglich beobachtet werden sollte" [1]).

Von Bopp's Entdeckungen kommt zuvörderst alles das auch den germanischen Sprachen zu gute, was Bopp in Bezug auf die Entstehung der grammatischen Formen gefunden hat. Gerade hier hat die Forschung die ältesten uns noch zugänglichen Gestaltungen der indogermanischen Sprachen zu Grunde zu legen, und es läßt sich deshalb auf einem vergleichsweise so jungen Gebiet, wie das der germanischen Sprachen, wenig ausrichten ohne Hinzuziehung der älteren Schwestersprachen. Wenn nun auch bei Entzifferung der grammatischen Formen noch Vieles dunkel und unsicher ist, so hat sich doch Anderes der eindringenden Forschung bereits hinreichend erschlossen. Ich erinnere beispielsweise an den Zusammenhang der Personalendungen des Verbums mit den entsprechenden Personalpronominibus, den Bopp bereits im Jahr 1816 gemuthmaßt [2]) und dann in den beiden Ausgaben der Vergleichenden Grammatik weiter begründet hat.

In der Lautlehre war es vorzüglich der Vocalismus, der durch Bopp's Untersuchungen eine neue Gestalt erhielt. Obwohl Grimm innerhalb des germanischen Gebiets auch den Vocalen eine eindringende und umfassende Darstellung zu Theil werden ließ, so war

1) Bopp, Vergl. Gramm. Berlin 1833, Vorr. S. XIV. — Vgl. auch Bopp's Anzeige von Grimm's Gramm. in den Berliner Jahrbüchern für wiss. Kritik 1827; besonders Sp. 253; 254; 725. — 2) S. o. S. 465.

es ihm doch durch die Natur der germanischen, ja der europäischen Sprachen überhaupt unmöglich gemacht, in das Wesen des Vocalismus so tief einzudringen, wie ihm dies in vieler Beziehung beim Consonantismus geglückt ist. Die Vocale der germanischen Sprachen, selbst die des Gothischen, sind in manchen Punkten schon zu weit von der ursprünglichen Gestalt abgewichen, um der Untersuchung eine genügende Grundlage zu bieten; und auch das Griechische und Lateinische gewähren hier keine hinreichende Aushülfe. Erst das Sanskrit bietet die Aufschlüsse, welche die europäischen Sprachen versagen. Namentlich die Umwandlung, welche das a sowohl in den germanischen Sprachen, als im Griechischen und Lateinischen an vielen Stellen erfahren hat, verdeckt den ursprünglichen Bau der Sprache in solchem Maß, daß auch der größte Scharfsinn das Richtige nicht hätte finden können ohne Beihülfe des Sanskrit, das gerade hier eine hohe Ursprünglichkeit bewahrt hat. Das a ist aber nicht nur an sich der wichtigste Vocal, sondern es gewinnt noch dadurch an Bedeutung, daß es anderen Vocalen als Element der Steigerung vorangeschickt wird. So bildet im Sanskrit a + i, zusammengezogen in ê, die erste Steigerung des i; a + u, zusammengezogen in ô, die erste Steigerung des u. Tritt noch ein a vor diese erste Steigerung, so erhalten wir die zweite Steigerung, nämlich a + a + i, zusammengezogen in âi; a + a + u, zusammengezogen in âu. Der Vocal a zeigt nur die zweite Steigerung und wird durch dieselbe zu â. Die indischen Grammatiker haben die erste dieser Steigerungen Guna (Tugend), die zweite Wriddhi (Wachsthum) genannt. Alle diese Erscheinungen finden sich nun auch in den europäischen Schwestersprachen des Sanskrit, aber durch die mannigfaltigen Trübungen des ursprünglichen a häufig verdunkelt. Ein nicht geringer Theil von Bopp's Entdeckungen ruht auf seiner scharfsinnigen Zergliederung des Vocalismus, wie wir dies im Folgenden noch öfters sehen werden. Hier will ich nur das Eine bemerken, daß Grimm's Forschung zwar innerhalb der germanischen Sprachen zu einer sorgfältigen Berücksichtigung auch des Vocalismus geführt hatte, daß aber für die etymologische

Vergleichung germanischer Wörter mit griechischen, lateinischen u. s. w. erst Bopp den Vocalen ihr Recht verschafft hat.

Die Erforschung der germanischen Flexionen verdankt Bopp in ihren beiden Haupttheilen: der Declination und der Conjugation, sehr bedeutende Fortschritte. Seiner Eintheilung der Declinationen in starke und schwache hatte Grimm in der zweiten Ausgabe der Grammatik eine andere Auffassung zu Theil werden lassen, als in der ersten [1]. Er hatte in der ersten Ausgabe das n der schwachen Declination als eine „Zwischenschiebung" betrachtet. Doch war er bereits auf der richtigen Spur, indem er die Declination des gothischen namô, namins mit dem lateinischen nomen, nominis zusammenstellte. In der zweiten Ausgabe (1822) erklärt er das n der schwachen Declination für ein „Princip der Bildung" im „Zusammenstoß mit dem der Flexion", und läßt den Nominativ des schwachen Masculins blôma für blôm-an-s stehen. Er vergleicht damit lateinisch homo, hominis; sermo, sermonis; sanskrit. 'sarma (felix), Genet. 'sarmanas. Diese richtige Annahme Grimm's führt dann Bopp durch genauere Zergliederung der Sanskritdeclination zu vollkommener Gewißheit [2]. Wie bei der schwachen Declination, so sehen wir Grimm auch bei der starken bereits auf dem richtigen Weg. Aber ein Punkt bleibt ihm dunkel, und indem Bopp gerade diesen sehr wichtigen Punkt mit scharfsinniger Benützung des Sanskrit aufhellt, fällt auf die ganze germanische Declination ein neues Licht. Grimm scheidet beim Substantivum vier Declinationen. Er sieht nicht nur, daß der charakteristische Buchstabe seiner dritten Declination (gothisch m. sunus; f. handus; n. faihu) u ist, sondern er erkennt auch als charakteristischen Buchstaben seiner vierten Declination (gothisch m. balgs; f. ansts) ganz richtig das i. Ja nach einer Stelle in der zweiten Auflage des ersten Bandes seiner Grammatik könnte man glauben,

---

1) Vgl. Grimm, Gramm. I, Erste Ausg. S. 147 mit I, Zweite Ausg. S. 817 fg. S. 832 fg. — 2) Bopp in den Jahrbüchern für wiss. Krit. 1827, Sp. 726 fg., und dann völlig durchgeführt in der Vergleichenden Grammatik.

Grimm habe auch das Wesen seiner ersten Declination (gothisch m. fisks, f. giba, n. vaurd) bereits durchschaut. Er sagt dort nämlich: „Die Verschiedenheit der einzelnen Declinationen beruht auf den Vocalen, nicht den Consonanten. Sie zeigt sich am deutlichsten im Substantivum, weniger im Adjectivum, tritt aber auch im Pronomen hervor. Wiederum ist sie unter den drei Geschlechtern vorzüglich beim Masculinum entwickelt. Zum Kennzeichen der vier männlichen Declinationen mag der gothische Accusativ Pluralis Masculini dienen, welcher in der ersten a, in der zweiten ja, in der dritten u, in der vierten i gibt" [1]). Hat nun Grimm hier nicht deutlich erkannt, daß der Vocal a in seiner ersten Declination dieselbe Rolle spielt, wie u in der dritten, i in der vierten? Man sollte es denken, und uns, die wir den wahren Zusammenhang der Sache kennen, mag es leicht so erscheinen. Dennoch aber war es nicht der Fall. Wir sehen dies aus der Art, wie Grimm seine erste Declination behandelt. Er ist ganz nahe daran, sie als A-Declination zu erkennen. Das i im Genetiv Singularis fällt ihm auf, er hält es aus Gründen, die er auf dem Boden der germanischen Sprachen gewinnt, für unorganisch. Die ältere Flexion des Altsächsischen (fisc, Genetiv fiscas) führt ihn darauf, das is des Gothischen auf ein zu Grunde liegendes as zurückzuführen. Aber seiner ersten Declination überhaupt ein Thema, das mit a schließt, zu geben und demgemäß den Nominativ Singularis fisks für entstanden aus fisk(a)s zu erklären mit unterdrücktem a, dazu ist Grimm nicht gekommen. Vielmehr hat diesen Schritt erst Bopp gethan, und zwar zuerst in seiner Beurtheilung von Grimm's Grammatik in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, Mai 1827 [2]). Die Entdeckung einer solchen durch alle indogermanischen Sprachen hindurchgehenden A-Declination war deswegen auf europäischem Boden so schwer zu machen, weil die Trübung des a in u im Lateinischen, in o im Griechischen auch in den beiden an-

1) Grimm, Gramm. Thl. I, zweite Ausgabe, 1822, S. 810. — 2) Spalte 730 (In dem neuen Abdruck in Bopp's Vocalismus. Berlin 1836 S. 91).

tiken Sprachen diese Declination sehr verdunkelt hat. Dagegen bot das Sanskrit, das diese A-Declination in derselben Klarheit bewahrt hat, wie die I- und U-Declination, Bopp's Scharfsinn die Mittel, die Sache auch auf germanischem Boden aufzuhellen. Diese Entdeckung war aber deswegen von solcher Wichtigkeit, weil sie zusammengenommen mit Bopp's übrigen Ergebnissen sowohl für die starken Declinationen unter sich, als für das Verhältniß der starken Declinationen zu den schwachen die Forschung erst zum Abschluß brachte. Die germanischen Declinationen fügten sich nun in den ganzen Bau der indogermanischen Sprachen so ein: die germanischen Declinationen scheiden sich in solche, deren Stämme vocalisch schließen, und in solche, deren Stämme consonantisch schließen. Die erstere Klasse bilden die starken Declinationen, und zwar in den drei Abtheilungen der Stämme auf a (Grimm's erste und zweite starke Declination); der Stämme auf i (Grimm's vierte starke Declination) und der Stämme auf u (Grimm's dritte starke Declination). Unter den consonantisch schließenden bilden die Hauptmasse die Stämme auf n (Grimm's schwache Declinationen). Aber diese Stämme auf n sind keineswegs die einzigen consonantisch schließenden Declinationsstämme in den germanischen Sprachen. Ebendahin gehören die Stämme auf r (gothisch dauhtar u. s. w.) und so manches Andere, das sich auf germanischem Boden anomal ausnimmt. In seiner vergleichenden Grammatik hat Bopp dies Alles eingehend erörtert, indem er die einzelnen Casusbildungen der germanischen Sprachen mit den entsprechenden des Sanskrit, Griechischen, Lateinischen u. s. w. vermittelt. — In Bezug auf den Unterschied zwischen der Declination des starken Substantivs und Adjectivs war Grimm der Meinung, daß die vollen Formen des Adjectivs (gothisch Dativ Sing. Masc. und Neutr. blindamma, Genet. Sing. Fem. blindaizôs, u. s. w.) die ursprünglichere Declination erhalten haben, welche in den kürzeren Formen des Substantivs (Dativ. Sing. Mascul. fiska, Neutr. vaurda; Genet. Sing. Fem. gibôs) nur abgestumpft sei [1]. Dagegen stellte Bopp in seiner

1) Grimm, Gramm. I, zweite Ausg., 1822, S. 807 fg.

Vergleichenden Grammatik im Jahr 1835 die Ansicht auf, daß der Unterschied der germanischen starken Adjectivdeclination von der Substantivdeclination daher rühre, daß sich das starke Adjectiv ein Pronomen einverleibt habe, und dies Pronomen, obwohl mit dem Adjectivstamm fest verwachsen, seine pronominale Declinationsweise beibehalte [1]).

Wie für die germanische Declination, so wurden auch für die Conjugation Bopp's Forschungen von eingreifender Bedeutung. Die germanischen starken Conjugationen scheiden sich im Gothischen in reduplicierende (halda [ich weide], Praeteritum haihald; slêpa [ich schlafe], Praeteritum saizlêp; têka [ich berühre], Praeteritum taitôk, u. s. w.) und ablautende. Die reduplicierenden sind in den anderen germanischen Sprachen durch Zusammenziehung zu scheinbar bloß ablautenden geworden. (Althochdeutsch haltu [custodio] Praet. hialt; slâfu [ich schlafe] Praeter. sliaf). Daraus und aus der Vergleichung mit dem Sanskrit, dem Griechischen und Lateinischen hatte Grimm 1822 in der zweiten Ausgabe des ersten Theils seiner Grammatik, wenn auch nur fragend und zweifelnd, die Vermuthung geschöpft, es möchten vielleicht alle ablautenden Conjugationen der germanischen Sprachen auf früher vorhandene Reduplicationen zurückzuführen sein. Zunächst möchte er den Ablaut ô, uo (gothisch fara [proficiscor], Praeter. fôr; althochdeutsch faru, fuor) ähnlich erklären, wie das althochdeutsche ia der ehemals reduplicierenden Praeterita. Und obwohl ihm diese Erklärung dann doch wieder bedenklich scheint, fährt er fort: „Sollte man nicht weiter gehen, allen und jeden Ablaut selbst der übrigen starken Conjugationen aus anfänglicher Reduplication leiten?" [2]). Und nach einigen andern Muthmaßungen schließt er: „Ich häufe hier mehr Fragen und Zweifel, als ich jetzt schon beantworten und lösen kann; doch scheint mir im voraus gewiß, daß das Wesen des deutschen Ablauts nicht in dem hohlen Klang zu suchen ist; diese Ver-

1) Bopp, Vergleichende Gramm. Erste Ausg., Zweite Abtheilung, Berlin 1835, S. 367. Zweite Ausg. Bd. II (1859) S. 2 fg. — 2) Grimm, Gramm. I, zweite Ausg. 1822, S. 1039.

schiedenheit der Vocale muß aus einer anfänglichen, sinnlich-bedeutsameren Wortflexion entspringen, sei sie nun der Reduplication ähnlich oder nicht." Ja an einer späteren Stelle sagt Grimm mit ausdrücklichen Worten: „Sanskritische Verba mit wurzelhaftem Vocal und einfachauslautender Consonanz erhalten im Singular Praeteriti neben der Reduplication einen Ablaut (welche Veränderung indische Grammatiker Guna benennen, Bopp Annals p. 35), nämlich a wird zu â, i zu ê, u zu ô; Dual und Plural behalten den Wurzelvocal; z. B. tatrâsa (timui) tutôpa (percussi) tutôpitha (percussisti) tutôpa (percussit), Plur. tutupima (percussimus) tutupa (percussistis) tutupus (percusserunt); und Wurzeln mit kurzem a und einfacher Consonanz nach demselben besitzen weiter die Eigenheit, daß sie nur in I. III. Singul. reduplicieren, in II. Singul., im ganzen Dual und Plural hingegen statt der Reduplication den Ablaut ê nehmen. Beispiele: tatâpa (arsi) têpitha (arsisti) tatâpa (arsit) têpima (arsimus) têpa (arsistis) têpus (arserunt) [statt tatâpa, tatâpitha, tatâpa; Plur. tatapima, tatapa, tatapus] von der Wurzel tap; ebenso von svap, tras; I. susvâpa, tatâpa [1]; II. svêpitha, trêsitha; III. susvâpa, tatâpa [1]); Plur. I. svêpima, trêsima etc. Jener Vocalwechsel im Sing. und Plur. erinnert deutlich an die Verschiedenheit des Ablauts im Singular und Plural deutscher Conjugationen und noch merkwürdiger die Gleichsetzung des Plurals mit der II. Singularis gegenüber der I. III. Singularis an die althochdeutsche und angelsächsische Weise: I. las II. lâsi III. las; pl. I. lâsumês, II. lâsut, III. lâsun, wozu selbst die in deutscher und indischer Sprache eintretende Abstumpfung der Flexion von I. III. Singularis stimmt. Neuer Grund für die Zusammenziehung des Ablauts aus früherer reduplicierender Form" [2]). Aber wenige Jahre später gibt Grimm den hier eingeschlagenen Weg wieder auf. In dem 1826 erschienenen zweiten Band der Grammatik heißt es: „Durch alle deutschen Sprachen gilt aber die ausnahmslose Regel: Reduplication, auf das Praeteritum Indicativi und Conjunctivi

1) So steht da. — 2) Grimm, Gramm. I, zweite Ausg. 1822, S. 1055 fg.

beschränkt, nicht einmal in das Participium übertretend, erstreckt sich nie in die übrige Wortbildung" 1). — „Jene Regel, der Mangel aller aus dem Praeteritum gezogenen Wortbildungen spricht klar dafür, daß die allmähliche Zusammendrängung der Reduplication in die Doppelvocale ie und ê die Natur organischer Ablaute niemals erreichte. Desto weniger dürfen die wahren Ablaute aus früheren Reduplicationen erklärt werden. Die ablautenden Conjugationen sind älter als die reduplicierenden und diese, wie schon ihr schwerfälliger langer Vocal oder ihre doppelte Consonanz zu erkennen gibt, aus jenen entsprungen" 2). — „Den Ablaut aller deutschen Wortbildung zum Grund gelegt, offenbaren sich im allgemeinen drei Abstufungen, auf denen der Sprachgeist vorrückte. Die erste erkenne ich in aus reinen ablautenden Wurzeln gezeugten und einfachen, dennoch wiederablautenden Verbis. Als diese Kraft erlosch, wandte sich die Sprache zur Reduplication, ohne von den Formen starker Flexion sonst etwas nachzulassen. Mit der schwachen Conjugation entsprang die dritte Stufe" 3). Dieser Ansicht, nach welcher also der Ablaut das Ursprünglichere, die Reduplication etwas erst später Eingetretenes wäre, trat Bopp im Jahr 1827 entgegen. Nachdem er in seiner Kritik von Grimm's Grammatik dessen frühere Ansicht und deren spätere Zurücknahme angeführt und diese Zurücknahme mißbilligt hat, fährt er fort: „Es wäre also nach dieser Theorie die Reduplication nur ein Ersatz für den Ablaut, ein Ersatz, zu dem die Sprache ihre Zuflucht genommen hätte, als die Kraft, durch Vocalwechsel Vergangenheit auszudrücken, erloschen war. Der Zusammenhang der gothischen Reduplication mit der altindischen und griechischen müßte also aufgehoben, oder so gefaßt werden, daß beide Sprachen bereits auf der zweiten der vom Verfasser aufgestellten Abstufungen sich befänden, indem sie der Fähigkeit, durch Vocalwechsel grammatische Verhältnisse zu bezeichnen, sehr frühzeitig beraubt geworden wären, und daher durch Reduplication die Vergangenheit bezeichneten, die sie in einem voll-

1) Grimm, Gramm. II, 1826, S. 72. — 2) Ebend. S. 73. — 3) Ebend. S. 73 fg.

kommneren Zustand durch Vocal-Wechsel mochten angedeutet haben. Obwohl wir keiner der mit dem Sanskrit verwandten Sprachen die Möglichkeit absprechen wollen, in manchen Punkten treuer als jenes den Urzustand der Sprache aufbewahrt zu haben, so können wir doch diesen Vorzug nicht dem Ablaut der germanischen Sprachen zugestehen, den wir als ein Erzeugniß euphonischer Einwirkung ansehen müssen, von welcher die Sprachen in ihrem Lebenslaufe in dem Maß mehr und mehr abhängig werden, als das Bewußtsein des wesentlichen Antheils sich schwächt, den jeder Bestandtheil der Wurzel, besonders der Stammvocal, an der Grundbedeutung nimmt" [1]). Wir sehen hier also Bopp die Ansicht vertreten, daß die Reduplication, wie im Sanskrit und Griechischen, so auch in den germanischen Sprachen das Grundgesetz der Perfectbildung ist, und daß erst in einer jüngeren Periode der Sprachentwickelung der Ablaut allmählich deren Stelle eingenommen hat. Die eigentliche Theorie aber, nach welcher Bopp den Ablaut entstehen läßt, hat sich erst in dem Jahrzehnd, das dem Jahr 1827 folgt, vollständig bei ihm entwickelt. Wir sehen sie in den verschiedenen Schriften Bopp's allmählich sich bilden, und wenn wir die Anmerkungen, mit welchen Bopp seine im Jahr 1827 erschienene Kritik von Grimm's Grmmatik neun Jahre später in seinem Vocalismus wieder abdrucken ließ, mit dem Text vergleichen [2]), so nehmen wir die bedeutenden Fortschritte wahr, die Bopp in jenen neun Jahren in der Auffassung des germanischen Ablauts gemacht hat. Ihren Abschluß findet Bopp's Theorie erst in der zweiten Ausgabe der Vergleichenden Grammatik; ihre allmähliche Ausbildung aber verfolgt man nicht bloß in der ersten Ausgabe der Vergleichenden Grammatik, sondern auch in anderen Schriften Bopp's, namentlich in der 1834 erschienenen Kritischen Grammatik der Sanskritasprache in kürzerer Fassung [3]).

---

1) Bopp in den Berliner Jahrbüchern für wissensch. Kritik 1827, Febr., Sp. 269 (Vocalismus S. 28 fg.). — 2) Vgl. z. B. Anm. 9 (S. 212) von Bopp's Vocalismus. — 3) Vgl. Bopp, Krit. Grammatik der Sanskrita-Sprache in kürzerer Fassung, Berlin 1834, Vorr. S. VII fg.

Das Ergebniß von Bopp's Forschungen in Bezug auf die starken Zeitwörter der germanischen Sprachen war in den Grundzügen folgendes: Das starke Praeteritum der germanischen Sprachen ist dieselbe Form wie das sanskritische und griechische reduplicierende Perfectum. Bei dem Theil der germanischen starken Verba, die im gothischen Praeteritum reduplicieren, liegt die Verwandtschaft mit dem sanskritischen und griechischen Perfectum nahe. Aber auch die schon im Gothischen nicht mehr reduplicierenden, sondern bloß ablautenden Verba waren in einer früheren Periode reduplicierend und haben die Reduplication nur verloren. Der verschiedene Vocal, den der Stamm der ablautenden Verba in den verschiedenen Tempusformen zeigt, erklärt sich aus bloßen Modificationen des eigentlichen reinen Stammvocals, und diese Modificationen sind bewirkt worden durch das größere oder geringere Gewicht der Flexionssylben. Der Vocal des reinen Stammes wird nämlich bald nach der oben geschilderten Weise gesteigert, bald wird er geschwächt. Solche Schwächungen erfährt sehr häufig das kurze a der Wurzel, indem es bald in den leichteren Vocal u, bald in den noch leichteren i verwandelt wird. Auf diese Art führt Bopp die ablautenden, schon im Gothischen nicht mehr reduplicierenden Zeitwörter theils auf den Wurzelvocal a, theils auf i, theils auf u zurück. Der Wurzelvocal ist keineswegs immer im Praesens erhalten, sondern oft auch im Singular oder im Plural des Praeteritums. Auf den Wurzelvocal a führen sich zurück die VII., X., XI. und XII. Ablautsreihe Grimm's. In der X. (gothisch giba, gaf, gêbum, gibans), XI. (gothisch stila, stal, stêlum, stulans) und XII. (gothisch hilpa, halp, hulpum, hulpans) hat der Singular des Praeteritums den ursprünglichen Vocal der Wurzel, nämlich a, bewahrt. Das u in stulans, hulpum, hulpans; das i in giba, stila, gibans sind nur Schwächungen des ursprünglichen a. Dagegen erklärt sich das lange ê des Pluralis Praeteriti der X. und XI. Ablautsreihe (gothisch gêbum, stêlum; althochdeutsch gâbumês, stâlumês) aus der Zusammenziehung einer früheren Reduplication (ga-gabum), wie im Sanskrit aus tatanima (I. Plur.

Perfecti von tan, ausdehnen) tênima wird [1]). In Grimm's VII. Ablautreihe (gothisch fara, fôr, fôrum, farans) hat das Praesens und das Participium Praeteriti das ursprüngliche a der Wurzel bewahrt. Das ô des Praeteritums erklärte Bopp früherhin für eine Steigerung des wurzelhaften a, so daß sich gothisch fôr (aus älterem faifôr) ganz so zu fara verhalten würde, wie im Sanskrit das Perfectum éaćâra zur Wurzel ćar (gehen) [2]). Später gab er diese Erklärung auf und zog vor, in fôr, vôhs (ich wuchs) u. s. f. Zusammenziehungen aus den angenommenen reduplicierten Formen fa-far, va-vahs zu erkennen [3]). So wie die bisher besprochenen vier Ablautsreihen sich auf den Wurzelvocal a zurückführen, so die VIII. (gothisch steiga, staig, stigum, stigans) auf i; die IX. (gothisch giuta, gaut, gutum, gutans) auf u. Den ursprünglichen Wurzelvocal hat in beiden der Plural des Praeteritums erhalten (stigum, gutum), während das Praesens (steiga, giuta) und der Singular des Praeteritums (staig, gaut) Steigerung des ursprünglichen Vocals erfahren haben. —

Von besonderer Wichtigkeit für die Erkenntniß der germanischen Conjugation erwies sich die Anwendung, die Bopp von der Eintheilung der sanskritischen Conjugationen auf die germanischen Zeitwörter machte. Es ergab sich ihm, daß die große Masse der germanischen starken Verba der ersten (und sechsten) Klasse der sanskritischen Zeitwörter angehört, welche die Wurzel durch ein eingeschobenes a mit der Personalendung verbinden [4]). Im Griechischen entspricht diesen beiden Verbalklassen die Conjugation auf ω; im Lateinischen die dritte Conjugation. Das a, das ursprünglich zwischen Wurzel und Endung tritt, wird im Gothischen öfters in i geschwächt, so wie im Griechischen in ο und ε, im Lateinischen in i und u. So entspricht gothisches gib-i-th (2. Plur. Praes. Indic., ihr gebt) dem sanskritischen bôdʿ-a-tʿa (ihr wißt), dem griechi-

1) Bopp, Vergl. Gramm., 2. Ausg. Bd. II, S. 481 fg. — 2) Bopp, Vergl. Gramm., I. Ausg., 4. Abthlg. 1842, S. 842 fg. — 3) Bopp, Vergl. Gramm. II. Ausg. Bd. II (1859) S. 478. — 4) Zuerst ausgesprochen in den Jahrbüchern f. wissensch. Kritik, 1827, Febr., Sp. 282.

schen λέγ-ε-τε, dem lateinischen leg-i-tis. Ebenso gib-a-m (wir geben) dem sanskritischen bôd'-â-mas (wir wissen), dem griechischen λέγ-ο-μεν, dem lateinischen leg-i-mus. Dagegen entsprechen die sämmtlichen schwachen Conjugationen der germanischen Sprachen den Zeitwörtern der zehnten Klasse des Sanskrit, welche zwischen Wurzel und Endung aja einschiebt (ćôr-aja-ti, er stiehlt, von ćur, stehlen). Die Charakterbuchstaben der drei schwachen Conjugationen [gothisch 1.) i, 2.) ô, 3.) ai] sind also nur verschiedene Abänderungen eines und desselben früheren aja. Ebenso wie dies bei den drei Arten der griechischen Verba contracta auf έω, άω und όω und bei der ersten, zweiten und vierten Conjugation des Lateinischen der Fall ist. Gehört demnach die unermeßliche Mehrzahl der germanischen Verba den angegebenen drei sanskritischen Klassen an, so ergab sich, daß viele andere Erscheinungen, die auf germanischem Gebiet das Aussehen des Anomalen haben, sich daher erklären, daß diese anomal scheinenden Verba nur vereinzelte Ueberreste anderer sanskritischer Verbalklassen sind. So hat sich in unserem ist eine Form der sanskritischen zweiten Klasse erhalten, welche die Endungen unmittelbar an die Wurzel fügt. (Deutsch is-t = Sanskrit as-ti, griechisch ἐσ-τί, lateinisch es-t). Aber wir können natürlich hier nicht Bopp's Entdeckungen in alle ihre oft überraschenden Einzelheiten verfolgen und bemerken nur noch, daß auch die schon im Jahr 1816 veröffentlichte Entdeckung Bopp's über die Entstehung des germanischen schwachen Praeteritums aus einer Zusammensetzung mit dem Hülfszeitwort thun in der Vergleichenden Grammatik eine schlagende gelehrte Begründung gefunden hat [1]). Eine Menge von anderen treffenden Beobachtungen, die sich in allen Theilen von Bopp's Vergleichender Grammatik finden, müssen wir hier übergehen.

2) Der fortdauernde Einfluß des Sanskrit auf die Erforschung der germanischen Sprachen.

Durch die Arbeiten Bopp's und seiner Mitforscher war bis

1) Bopp, Vergleichende Gramm., 2. Ausg. Bd. II (1859) S. 398 u. S. 503 — 506.

in's Einzelne der streng-wissenschaftliche Beweis geführt von dem engen Zusammenhang, in welchem die germanischen Sprachen mit dem Sanskrit und den übrigen Idiomen der indoeuropäischen Familie stehen. Von da an mußten natürlich die Fortschritte in der Kenntniß des Sanskrit und seines Verhältnisses zu den verwandten Sprachen auch der germanischen Forschung zu Statten kommen. Es war deshalb auch für die germanischen Studien von großer Bedeutung, daß sich von Bonn, wo seit 1819 August Wilhelm Schlegel für das Studium des Indischen wirkte, und von Berlin aus, wo Bopp im Jahr 1821 seine Lehrthätigkeit eröffnete, der Betrieb des Sanskrit allmählich auf alle deutschen Universitäten verbreitete. Ohne daß wir den großen Verdiensten anderer Völker, namentlich der Engländer und Franzosen, zu nahe treten, dürfen wir wohl sagen, daß im Lauf der letzten vierzig Jahre Deutschland der Hauptsitz des europäischen Sanskritstudiums geworden ist. Wir haben hier natürlich nicht die Leistungen auf dem Gebiet des Sanskrit selbst zu verfolgen, sondern es liegt uns nur ob, den Einfluß des Sanskrit auf die germanische Sprachforschung darzustellen. Auf die Accentuation des Sanskrit gründeten Adolf Holtzmann (1841) und C. W. M. Grein (1862) neue Theorieen des germanischen Ablauts. Rudolf Westphal entwickelte (1853) ein eigenthümliches Auslautsgesetz des Gothischen, wonach diese Sprache, bevor sie in den Bereich unsrer Kenntniß tritt, eine zwiefache Umgestaltung erfahren haben soll. Erst hat sie eine Periode durchgemacht, in der sie unter den Consonanten nur s und r im Auslaut duldete. Jeder andere im Auslaut erscheinende Consonant wurde entweder abgeworfen oder durch Anfügung eines a zum Inlaut gemacht. Später trat dann das Gothische in eine Periode, in der es in ursprünglichen Endsilben mehrsilbiger Wörter kein ursprünglich kurzes a und i duldete, sondern diese Vocale wegfallen ließ [1]). — Ueber Grimm's Lautverschiebungsgesetz schrieben G. Curtius (1853), W. Scherer [2]) (1868), Berth. Delbrück (1869); über die Flexion

1) R. Westphal, Das Auslautsgesetz des gothischen, in der Zeitschrift für vergl. Sprachforschung von Aufrecht und Kuhn, Bd. II (1853), S. 161—190. — 2) S. auch unten Kap. 7.

der Adjectiva im Deutschen Leo Meyer (1863) [1]. — Wie in mannigfachen Einzeluntersuchungen wurde auch im Ganzen der Versuch gemacht, die Ergebnisse der Sanskritforschung der germanischen Grammatik zu gute kommen zu lassen. August Schleicher (geb. zu Meiningen 1821, † zu Jena 1868) [2] faßte in seinem Compendium der vergleichenden Gremmatik der indogermanischen Sprachen, (Weimar I. 1861; II. 1862) die Resultate Bopp's, Grimm's und ihrer Mitforscher zusammen [3]; in seiner Schrift: Die deutsche Sprache, Stuttgart 1860 [4], hob er aus der vergleichenden Grammatik das heraus, was sich auf das Neuhochdeutsche und Mittelhochdeutsche bezieht. — Einen Versuch, die Grammatik aller germanischen Sprachen auf Bopp's vergleichender Grundlage neu zu behandeln, begann Johann Kelle (Professor an der Universität Prag) in seiner Vergleichenden Grammatik der germanischen Sprachen, deren erster 1863 zu Prag erschienener Band das Nomen darstellt. — Wie auf die Grammatik, so hatte natürlich auch auf die etymologische Erforschung des Wortschatzes das Studium des Sanskrit großen Einfluß. August Friedrich Pott (geb. am 14. Nov. 1802 zu Nettelrede im Hannoverschen, seit 1833 Professor der allgemeinen Sprachwissenschaft an der Universität Halle) lieferte in seinen hieher gehörigen Schriften auch zur Erforschung der germanischen Sprachen bedeutende Beiträge. Von seinen Etymologischen Forschungen erschien der erste Band 1833, der zweite 1836 zu Lemgo. Die zweite Auflage, erster Theil 1859 (Praepositionen), zweiter 1861 (Wurzeln, Einleitung) „in völlig neuer Umarbeitung"

---

1) Wir müssen uns natürlich hier begnügen, einige hervorragende Beispiele dieser sprachvergleichenden Thätigkeit anzuführen. Eine weiter gehende Aufzählung aller der kleineren Arbeiten, Beiträge zu Zeitschriften u. s. w., die sich vergleichend mit dem Germanischen beschäftigen, würde hier um so weniger am Platze sein, als sie sich weit über die Gränzen des germanischen Gebiets ausbreiten müßte. Denn nicht selten enthalten gerade solche Arbeiten, die sich gar nicht speciell mit den germanischen Sprachen beschäftigen, auch für unser Gebiet fruchtbare Beobachtungen. — 2) Vgl. August Schleicher Skizze von Dr. Salomon Lefmann. Leipz. 1870. — 3) Zweite Ausg. 1866. — 4) Zweite Ausg. 1869.

ist ein selbständiges, von der ersten Ausgabe ganz verschiedenes Werk. — Wie die meisten bedeutenderen Richtungen in der Wissenschaft, so suchte auch die vergleichende Sprachforschung sich in besonderen Zeitschriften Sammelpunkte für die Mittheilung des Erforschten zu gründen. So entstand im J. 1846 unter der Leitung von Alb. Hoefer (Professor an der Universität Greifswald) die „Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache", von welcher bis zum Jahr 1853 vier Bände erschienen. Im J. 1852 gründeten Theodor Aufrecht und Adalbert Kuhn die „Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete des Deutschen, Griechischen und Lateinischen", die (vom dritten Jahrgang 1854 an unter Kuhn's alleiniger Leitung) im J. 1869 bereits zu ihrem 19. Bande gediehen ist. Dazu kam dann noch (1862 fg.) Theodor Benfey's „Orient und Occident."

Viertes Kapitel.

Die schulmäßige Behandlung des Neuhochdeutschen in den Jahren 1819 bis 1840.

Es kann unsere Absicht nicht sein, in einer Geschichte der Wissenschaft die große Menge der deutschen Schulgrammatiken zu besprechen, die zwar theilweise ihren praktischen Zweck in ganz achtungswerther Weise verfolgen, aber zur Förderung der Wissenschaft nichts beigetragen haben. Wir werden uns vielmehr auf einige hervorragende Erscheinungen beschränken, die auch für die Wissenschaft nicht ohne Frucht waren. Dahin gehören vor allen die Arbeiten der beiden Heyse, zumal die des jüngeren. Johann Christian August Heyse wurde geboren am 21. April 1764 zu Nordhausen, studierte 1783 bis 86 zu Göttingen Theologie und Pädagogik und widmete sich dann ganz der praktischen Ausübung der letzteren. 1792 wurde er Lehrer am Gymnasium zu Oldenburg, 1807 Rector des Gymnasiums zu Nordhausen und Director der zu errichtenden Töchterschulen. Endlich im J. 1819 nahm er

einen Ruf als Director einer höheren Töchterschule in Magdeburg an und starb daselbst am 27. Juni 1829 [1]). Heyse war ein sehr geachteter Pädagoge, und von dieser Seite her kam er auch zu seinen deutsch-sprachlichen Arbeiten. Der bedeutendsten unter ihnen gab er den Titel: „Theoretisch-praktische deutsche Grammatik oder Lehrbuch zum reinen und richtigen Sprechen, Lesen und Schreiben der deutschen Sprache. Für den Schul- und Hausgebrauch bearbeitet", (Hannover 1814). Ihr Zweck sollte sein, „nicht bloß der Jugend unter Anführung des Lehrers ein praktisches Lehr- und Lesebuch ihrer Muttersprache, sondern auch denkenden Geschäftsleuten, denen die Reinheit und Richtigkeit im Sprechen nicht gleichgültig ist, ein eben so vollständiges, als bequemes Nachschlagebuch in zweifelhaften Fällen zu verschaffen" [2]). 1816 gab dann Heyse einen Auszug aus seinem größeren Werk unter dem Titel: „Kleine theoretisch-praktische deutsche Sprachlehre" heraus, und endlich im J. 1821 ließ er noch seinen Kurzen Leitfaden zum gründlichen Unterricht in der deutschen Sprache folgen. Daß Heyse mit dem praktischen Geschick des geübten Schulmanns gearbeitet hatte, bewies der große Erfolg, den seine Bücher fanden. Ein besonderes Glück für diese aber war es, daß Heyse ihre weitere Vervollkommnung seinem Sohne Karl überlassen konnte.

Doch bevor wir uns zu dem jüngeren Heyse wenden, wollen wir erst noch einen anderen einflußreichen Grammatiker besprechen, nämlich Karl Ferdinand Becker. Geboren am 14. April 1775 zu Lyser an der Mosel wurde Becker auf dem Gymnasium zu Paderborn gebildet und trat dann in das Priesterseminar zu Hildesheim. Doch bevor er die Priesterweihe nahm, gab er den geistlichen Stand auf und widmete sich (1799) in Göttingen dem Studium der Medicin und der Naturwissenschaften. Insbesondere ergriff ihn die Verbindung, welche damals die Naturphilosophie zwischen Medicin und Speculation anstrebte. 1803 verheirathete er sich und ließ sich als praktischer Arzt zu Höxter nieder. 1810

1) Hall. Literatur-Zeitung 1829 Intelligenzbl. Nr. 76. — 2) Vorbericht, S. III.

ernannte ihn die westfälische Regierung zum Sous-Directeur der Salpeterfabrication im Harzdepartement. In den Jahren der Befreiung wurde er (1814) in die Centralhospitalverwaltung zu Frankfurt am Main berufen und nach deren Auflösung siedelte er als praktischer Arzt nach Offenbach über. Angesehene Freunde im benachbarten Frankfurt veranlaßten ihn, ihre Kinder mit den seinigen zu erziehen. Durch den zu ertheilenden Unterricht wurde er zur Sprachwissenschaft geführt. So entstand die Reihe seiner sprachwissenschaftlichen Schriften. In hoher Achtung als Pädagog und patriotisch gesinnter Ehrenmann starb Becker am 4. Sept. 1849 [1]). Wir führen nun zuvörderst Becker's sprachwissenschaftliche Hauptschriften nach der Reihenfolge ihrer Entstehung auf. Von G. F. Grotefend und Herling veranlaßt bearbeitete er zuerst (1824) die Wortbildung [2]). 1827 folgte der „Organism der Sprache als Einleitung zur deutschen Grammatik", mit dem Nebentitel: Deutsche Sprachlehre. Erster Band. Der zweite Band erschien als deutsche Grammatik 1829. 1831 folgte die „Schulgrammatik der deutschen Sprache [3]), 1833 das Wort in seiner organischen Verwandlung, 1836—39 die „Ausführliche deutsche Grammatik", 1841 eine „neubearbeitete Ausgabe des „Organism der Sprache", 1842 und 43 die „Ausführliche deutsche Grammatik als Kommentar der Schulgrammatik, zweite neubearbeitete Ausgabe", endlich 1848 „Der deutsche Stil." In allen diesen mannigfachen Arbeiten suchte Becker eine und dieselbe Grundansicht zur Geltung zu bringen. Angeregt durch Wilhelm von Humboldt's geniale Forschungen wollte Becker eine fundamentale Umgestaltung der Grammatik dadurch herbeiführen, daß er nicht, wie die bisherige Grammatik, die Form, sondern die Bedeutung

1) Karl Ferd. Becker, der Grammatiker. Eine Skizze von G. Helmsdörfer. Frankf. a. M. 1854. — 2) Die deutsche Wortbildung oder die organische Entwickelung der deutschen Sprache in der Ableitung. Von Dr. K. F. Becker. Frankf. a. M. 1824. Diese Schrift bildet zugleich das vierte Stück der Abhandlungen des frankfurtischen Gelehrtenvereines für deutsche Sprache. — 3) Im J. 1879 erschien die 9. Aufl., neu bearb. von Theod. Becker.

zur Grundlage seines Systems machte[1]). Die Sprachformen, sagt er, finden nur vermittelst ihrer Bedeutung einen gemeinsamen Vereinigungspunkt in dem Satze[2]). „Dadurch, daß die Grammatik von der Betrachtung des in dem Satze ausgedrückten Gedankens ausgeht und alle besondern Sprachformen aus dem Satze entwickelt, werden zugleich alle Theile derselben mit einander in eine innere Verbindung und in eine lebendige Beziehung gesetzt"[3]). Die Sprache ist nämlich ein Organismus. Denn „die Verrichtung des Sprechens geht mit einer inneren Nothwendigkeit aus dem organischen Leben des Menschen hervor"[4]). „Da nun jedes auf organische Weise erzeugte Product eines organischen Dinges nothwendig auch organisch ist, so müssen wir auch in der gesprochenen Sprache nothwendig eine organische Natur anerkennen"[5]). „Die Sprache ist nichts Anderes als der in die Erscheinung tretende Gedanke, und beide sind innerlich nur Eins und Dasselbe"[6]). Die Sprache hat „zwei Seiten: eine innere, welche der Intelligenz, und eine äußere, welche der Erscheinung zugewendet ist. Von jener Seite angesehen ist die Sprache Gedanke, von dieser Seite angesehen ist sie eine Vielheit mannigfaltiger Laute: wir nennen jene die logische, und diese die phonetische — die Lautseite — der Sprache"[7]). „Alle Sprache ist, weil sich in ihr nur der menschliche Gedanke ausprägt, nur Eine Sprache"[8]). „Eine Grammatik, welche die Verhältnisse des Gedankens und der Begriffe zu ihrer Grundlage macht, kann und muß, weil diese Verhältnisse in allen Sprachen dieselben sind, die Grammatik für alle Sprachen sein"[9]). Dies sind die Fundamente, auf welchen Becker das Gebäude seiner Grammatik errichtet. Wir können hier keine eingehende Kritik seiner Ansichten geben, sondern begnügen uns, den Punkt zu bezeichnen, durch welchen sich dieselben am wesentlichsten von denen

1) Ausführliche deutsche Grammatik I (1836) Vorr. S. VIII. — 2) Ebend. S. VII. — 3) Ebend. S. IX. — 4) Organism der Sprache (2) 1844, S. 1. — 5) Ebend. S. 9. — 6) Ebend. S. 2. — 7) Ebend. S. 12. — 8) Ebend. S. 11. — 9) Ausführliche deutsche Grammatik I (1836) Vorr. S. X.

Wilhelm von Humboldt's unterscheiden, weil dieser Punkt zugleich der ist, an welchem die Unhaltbarkeit von Becker's Grundansichten am schlagendsten zum Vorschein kommt. Die geistige Seite der Sprache geht bei Becker in den logischen Denkformen auf, die bei allen Sprachen dieselben sind; die Unterschiede der Sprachen fallen der leiblich-phonetischen Seite anheim. Dagegen legt W. von Humboldt ein Hauptgewicht auf die „innere Sprachform." „Es kann scheinen, sagt er, als müßten alle Sprachen in ihrem intellektuellen Verfahren einander gleich sein. Bei der Lautform ist eine unendliche, nicht zu berechnende Mannigfaltigkeit begreiflich, da das sinnlich und körperlich Individuelle aus so verschiedenen Ursachen entspringt, daß sich die Möglichkeit seiner Abstufungen nicht überschlagen läßt. Was aber, wie der intellektuelle Theil der Sprache, allein auf geistiger Selbstthätigkeit beruht, scheint auch bei der Gleichheit des Zwecks und der Mittel in allen Menschen gleich sein zu müssen; und eine größere Gleichförmigkeit bewahrt dieser Theil der Sprache allerdings. Aber auch in ihm entspringt aus mehreren Ursachen eine bedeutende Verschiedenheit. Einestheils wird sie durch die vielfachen Abstufungen hervorgebracht, in welchen, dem Grade nach, die spracherzeugende Kraft, sowohl überhaupt, als in dem gegenseitigen Verhältniß der in ihr hervortretenden Thätigkeiten, wirksam ist. Anderentheils sind aber auch hier Kräfte geschäftig, deren Schöpfungen sich nicht durch den Verstand und nach bloßen Begriffen ausmessen lassen. Phantasie und Gefühl bringen individuelle Gestaltungen hervor, in welchen wieder der individuelle Charakter der Nation hervortritt, und wo, wie bei allem Individuellen, die Mannigfaltigkeit der Art, wie sich das Nämliche in immer verschiedenen Bestimmungen darstellen kann, in's Unendliche geht" [1]). — Wenn wir nun auch Becker's Unternehmen im Wesentlichen als verfehlt bezeichnen müssen, so schließt dies doch nicht aus, daß die Schriften dieses scharfsinnigen Mannes

1) W. von Humboldt, Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues, Werke VI (1848) S. 93 fg. — Vgl. H. Steinthal, Grammatik Logik und Psychologie, Berlin 1855.

durch mannigfache Anregung die Wissenschaft gefördert haben. Namentlich auf dem Gebiet der Syntax sind sie theils trotz der unrichtigen Grundansicht, theils eben wegen derselben lehrreich.

Wir kehren nun zurück zu Karl Heyse. Er war der Sohn des oben besprochenen August Heyse und wurde geboren am 15. Okt. 1797 zu Oldenburg. Nachdem er auf den Gymnasien zu Oldenburg und Nordhausen und in einem Privatinstitut zu Vevay seine Vorbildung erhalten hatte, wurde er 1815 von Wilhelm von Humboldt zum Führer seines jüngsten Sohnes gewählt. Im J. 1816 gieng er nach Berlin, wo er vorzüglich F. A. Wolf's, Boeckh's und Solger's, später auch Hegel's und Bopp's Vorträge hörte. 1819 bis 1827 war er Lehrer im Hause Mendelssohn Bartholdy's. Hierauf habilitierte er sich (1827) in der philosophischen Fakultät der Universität Berlin und erhielt daselbst 1829 eine außerordentliche Professur. Seine Vorlesungen erstreckten sich über mehrere griechische und römische Klassiker und über Philosophie der Sprache. Er starb am 25. Nov. 1855 [1]. — Nach dem Tode seines Vaters (1829) übernahm K. Heyse die Besorgung der neuen Ausgaben von dessen Schriften. Er arbeitete dieselben aber in solchem Maß um, daß man ihre späteren Ausgaben als seine eigenen Werke bezeichnen muß. So namentlich die „fünfte, völlig umgearbeitete" Ausgabe der „Theoretisch-praktischen deutschen Grammatik" (I. 1838. II. 1849) und die „Theoretisch-praktische deutsche Schulgrammatik" insbesondere von der zwölften Ausgabe (1840) an. Ebenso das vom älteren Heyse im J. 1804 herausgegebene „Wörterbuch für Verdeutschung und Erklärung der in unserer Sprache gebräuchlichen fremden Wörter und Redensarten" in seinen späteren Ausgaben [2]. Von Anfang an selbständige Arbeiten Karl Heyse's waren das Handwörterbuch der deutschen Sprache

---

1) Brockhaus, Real-Encykl. (11) VII, 905. — Augsb. Allgem. Zeitg. 1855, Nr. 341 (aus der Vossischen Zeitung). — Steinthal's Vorr. zu Heyse's System der Sprachwissenschaft. — 2) Nach K. Heyse's Tode besorgte (1859) die 12. Ausgabe sehr bereichert C. A. F. Mahn, die 13. (1865) A. Otto Walster, die 14. (1870) Gust. Heyse u. W. Wittich.

(1833–49) und die „Kurzgefaßte Verslehre der deutschen Sprache" (1820. Zweite umgearbeitete Ausgabe 1825"). Dazu kam dann noch ein wichtiges Werk K. Heyse's, das erst nach dessen Tode von Steinthal (1856) herausgegebene „System der Sprachwissenschaft." — Auch Heyse geht in seinen Ansichten von W. von Humboldt aus, doch ohne denselben in Becker's Weise mißzuverstehen. Schon 1829 erklärte er sich gegen Becker's Auffassung der Sprache als eines bloßen Organismus. „Die Sprache, sagt er, wird durch die Benennung einer „„organischen Verrichtung"" in die Kategorie bloßer durch das Naturleben geforderter bewußtloser Thätigkeit herabgesetzt. Der Mensch als selbstbewußtes, geistig freies Wesen steht auf einer höheren Stufe als alle Naturgeschöpfe, und diejenigen Aeußerungen des Menschen, welche Ausflüsse seiner Intelligenz sind, dürfen nicht als bloße Naturthätigkeiten betrachtet werden" [1]). „Die Sprache, sagt er später in seinem System der Sprachwissenschaft, darf nicht aus einem vorausgesetzten Begriffssystem construiert werden; sondern ihre Entwickelung muß als ein psychologisch-physiologischer Proceß dargestellt werden, in welchem beide Seiten sich vollständig durchdringen" [2]). „Das eigenthümliche Leben der Einzelsprache zeigt sich aber nicht allein in der Verschiedenheit der Lautform für die Vorstellung, sondern auch in der inneren Anschauungs- und Auffassungsweise der Vorstellungen und Beziehungen selbst, welche in jeder Sprache eine andere ist" [3]). Dagegen „schlägt bei Becker die verheißene Physiologie der Sprache in ein abstraktes System der Logik um" [4]). Heyse's Grundansichten bieten ihm nun auch die Möglichkeit, zwischen Volksmundart und Schriftsprache gehörig zu unterscheiden und daraus die Nothwendigkeit abzuleiten, daß die letztere auch von den eigenen Volksgenossen grammatisch erlernt werde, ohne doch den lebendigen Zusammenhang mit der Volkssprache aufzugeben. Auch hier schließt

---

1) Berliner Jahrbücher für wissenschaftl. Kritik 1829, Bd. I, Sp. 129. — 2) K. Heyse, System der Sprachwissenschaft, Berlin 1856, S. 66. — 3) Deutsche Schulgrammatik (12) 1840, Vorr. S. X. — 4) System der Sprachwissenschaft. S. 68.

sich Heyse den Ansichten **Wilhelm von Humboldt's** an. Nachdem dieser in seinem großen Werk über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus von den Dichtern und Prosaikern und ihrem Einfluß auf die Sprache gesprochen hat, fährt er fort: „Neben diesen, lebendig in ihren Werken die Sprache gestaltenden Bildnern stehen dann die eigentlichen Grammatiker auf und legen die letzte Hand an die Vollendung des Organismus [1]). Es ist nicht ihr Geschäft, zu schaffen; durch sie kann in einer Sprache, der es sonst daran fehlt, weder Flexion, noch Verschlingung der End- und Anfangslaute volksmäßig werden. Aber sie werfen aus, verallgemeinern, ebnen Ungleichheiten und füllen übrig gebliebene Lücken." — „Solche Bearbeitungen einer und derselben Sprache können in verschiedenen Epochen auf einander folgen; immer aber muß, wenn die Sprache zugleich volksthümlich und gebildet bleiben soll, die Regelmäßigkeit ihrer Strömung von dem Volke zu den Schriftstellern und Grammatikern, und von diesen zurück zu dem Volke ununterbrochen fortrollen" [2]). Die Anführung der letzteren Stelle leitet Heyse mit den Worten ein: „Reißt sich die Spriftsprache von der Volkssprache ganz los, so läuft sie Gefahr zu erstarren und endlich zur todten Sprache zu werden. — Andrerseits muß, damit der Volksdialekt nicht verwildere, jeder in ihm Aufgewachsene die Schriftsprache der Nation erlernen, um an dem geistigen Gesammtleben der Nation Antheil zu haben und den bildenden Einfluß, welcher daraus hervorgeht, nicht zu verlieren" [3]). Dies ist der Gesichtspunkt, von dem K. Heyse die deutsche Sprache in seinen „theoretisch-praktischen" Grammatiken behandelt. Sowohl die historische Erforschung der Sprache, als die Sprachphilosophie dienen auch der praktischen Grammatik zur Grundlage. Aber weder die eine, noch die andere ist Zweck der Schulgrammatik. Vielmehr „soll der Schüler seine Muttersprache in ihrem gegenwärtigen Zustande ver-

---

1) Ueber die Bedeutung dieses Wortes bei W. von Humboldt vgl. H. Steinthal, Grammatik Logik und Psychologie 1855, S. 125 fg. — 2) W. von Humboldt, Wke. VI, 198 fg. — 3) K. Heyse, System der Sprachwiss. S. 230 fg.

stehen und mit Sicherheit und Freiheit handhaben lernen" [1]). Denn „die gebildete Schriftsprache hat eigentlich nur eine ideale Existenz, ist mehr oder weniger ein künstliches Kultur-Produkt. Das Hochdeutsche z. B. wird vom Volke nirgends ganz rein gesprochen; es muß erlernt werden, soweit sich die Abweichungen von dem Volksdialekt erstrecken" [2]).

Unter den übrigen Bearbeitern der neuhochdeutschen Sprache nennen wir noch den schon früher erwähnten Joh. Gottlieb Radlof, dessen 1820 erschienene „Ausführliche Schreibungslehre der teutschen Sprache, für Denkende" neben manchem Verkehrten auch mehreres Richtige enthält; dann S. H. A. Herling, dessen „Grundregeln des deutschen Stils oder der Periodenbau der deutschen Sprache" 1823 und dessen „Syntax der deutschen Sprache" 1830 erschien; ferner Friedrich Schmitthenner, der vom J. 1821 an die deutsche Sprache in einer Reihe von Schriften behandelte, und endlich Maximilian Wilhelm Götzinger, dessen deutsche Sprachlehre für Schulen 1827 zum ersten, 1869 [3]) zum zehntenmal erschien.

Fünftes Kapitel.

Das Leben und die Werke der Brüder Grimm vom Jahr 1840 bis zu ihrem Tod.

1. Das Leben der Brüder Grimm vom Jahr 1840 bis zu ihrem Tod.

Wir haben die Brüder Grimm in Kassel verlassen, wo sie seit ihrer Göttinger Amtsentsetzung in stiller Zurückgezogenheit ihren wissenschaftlichen Forschungen lebten. Die ungestörte Ruhe that wohl nach der Göttinger Zeit, die bei allem Schönen und Anregenden ihre Thätigkeit doch in bedeutendem Maß für amtliche Ge-

---

1) K. Heyse's Vorr. zur 12. Ausg. der Schulgrammatik (1840) S. XIII. — 2) K. Heyse, Syst. der Sprachwiss. S. 5. — 3) Die 10. Auflage, durchgesehen und zum Theil überarbeitet von Dr. Ernst Götzinger, Prof. an der Kantonsschule in St. Gallen, erschien 1869.

schäfte in Anspruch genommen hatte. Aber ohne eigenes Vermögen, wie sie waren, konnten sie doch unmöglich in dieser unsicheren Lage verharren. Da eröffnete die Thronbesteigung König Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen neue Aussichten. Die Brüder erhielten (1840) einen Ruf nach Berlin und nahmen ihn an. Im März 1841 siedelten sie dahin über. Eine gewisse Abneigung, die sie früherhin gegen Berlin gehabt hatten, wich bald einer besseren Meinung, und zumal Wilhelm pflegte Fremden gegenüber die Vorzüge des Berliner Lebens in das hellste Licht zu setzen [1]). Auch Jacob wußte das viele Gute, das der Aufenthalt in Berlin bot, wohl anzuerkennen; aber doch fühlte er sich öfters nicht recht in seinem Element, wie er dies in der köstlichen Beglückwünschungsschrift zu Savigny's Doctorjubiläum (1850) so anschaulich ausspricht [2]). Er fühlte das Ungesunde der damaligen preußischen Zustände um so lebhafter, als er den hohen Beruf Preußens für Deutschland wohl zu würdigen wußte [3]). Mannigfache größere und kleinere Reisen unterbrachen J. Grimm's Aufenthalt in Berlin. So besuchte er von dort aus Schweden und Italien [4]). Als im J. 1846 die Germanisten, d. h. die Forscher auf dem Gebiet der deutschen Geschichte, des deutschen Rechts und der deutschen Sprache und Literatur sich zu Frankfurt am Main versammelten, wählten sie J. Grimm zu ihrem Vorsitzenden. Dasselbe wiederholte sich im Jahr 1847 bei der Versammlung in Lübeck. Das Jahr 1848 führte Grimm in das deutsche Parlament. So sehr aber auch Grimm von der reinsten Liebe zum deutschen Volke erfüllt war und so tiefe Blicke er in dessen Natur und Vergangenheit gethan hatte, so war doch in einer politischen Ver-

1) H. Grimm, Zur Rede J. Grimm's auf Wilhelm, in J. Grimm's Kleineren Schriften I, 183. — 2) Das Wort des Besitzes, in J. Grimm's Kleineren Schriften I, 117 fg. — 3) Vgl. J. Grimm's Brief an Lachmann vom 12. Mai 1840. Ebend. I, 182, und die Widmung der Geschichte der deutschen Sprache an Gervinus (1848, S. IV. — 4) Vgl. Italienische und scandinavische Eindrücke, vorgelesen in der Berliner Akademie der Wissenschaften 5. Dec. 1844, in J. Grimm's Kleineren Schriften I, 57—82.

sammlung, welche die schwierigsten praktischen Aufgaben der Gegenwart lösen sollte, nicht seine Stelle. Er sah in manchen wesentlichen Fragen sehr richtig, aber es fehlte ihm in kaum glaublichem Maß das Verständniß der unentbehrlichen politischen Formen. Weder das Eine, noch das Andere wird läugnen, wer seine Frankfurter Rede über die Geschäftsordnung [1]) mit Unbefangenheit liest. Den Rest seiner Jahre brachte J. Grimm in unermüdlicher gelehrter Thätigkeit in Berlin zu. Vorlesungen an der Universität haben er und Wilhelm nur einige Jahre gehalten, bei den Sitzungen der Akademie der Wissenschaften aber fehlten sie äußerst selten. Wir verdanken dieser Theilnahme eine Reihe werthvoller Abhandlungen. Das Werk aber, das die Brüder in den letzten Jahren ihres Lebens fast ganz in Anspruch nahm, war das Deutsche Wörterbuch. Da zerriß plötzlich der Tod das Band, das von frühster Kindheit an die Brüder so innig vereinigt hatte. Am 16. December 1859 starb Wilhelm Grimm. Tief erschüttert ließ sich Jacob Grimm doch nicht niederbeugen. Er vertiefte sich nur noch mehr in seine Arbeit. Am 5. Juli 1860 hielt er in der Akademie der Wissenschaften die Denkrede auf seinen Bruder [2]). Aber allmählich zeigten sich die Gebrechen des Alters. In den letzten Zeiten waren seine Nächte nicht mehr so gut als früher. Er erwachte und konnte den Schlaf nicht wiederfinden. „Wie schön sind die langen Sommertage, worauf sich Vögel und Menschen freuen! Sie gemahnen an die Jugendzeit, in der die Stunden Licht einsaugen und langsam verfließen; was davon noch übrig war, wird vom Dunkel des Winters und des Alters schnell geschluckt. Nun bin ich bald 78, und wenn ich schlaflos im Bette liege und wache, tröstet mich die liebe Helle und flößt mir Gedanken ein und Erinnerungen. 3. Juni 1862. Jac. Grimm." Diese Worte fanden sich auf einen kleinen Zettel geschrieben in seiner Brieftasche [3]). Bald nach der Rückkehr

---

1) Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der — Nationalversammlung zu Frankfurt a. M., Bd. I, Frankfurt 1848, S. 166. — 2) Wieder abgedruckt in J. Grimm's Kleineren Schriften I, 163. — 3) H. Grimm, Zur Rede auf W. Grimm, in J. Grimm's Kleineren Schriften I, 186.

von einer Herbstreise im Jahr 1863 befiel ihn in Folge von Erkältung eine Leberentzündung. Diese schien gehoben, da traf ein Schlagfluß seine rechte Seite. Er verfiel in einen Zustand von Schlaftrunkenheit. Sonntag den 20. September Abends zehn Uhr that er den letzten Athemzug [1]).

2. J. Grimm's Arbeiten vom Jahr 1840 bis zum Jahr 1863.

Unter den seit 1840 erschienenen Arbeiten J. Grimm's sind zwei dem Titel nach nur neue Ausgaben früherer Schriften, in der That aber neue Werke: Die angefangene dritte Ausgabe des ersten Theils der deutschen Grammatik (1840) und die zweite Ausgabe der deutschen Mythologie (1844). Von der letzteren haben wir schon früher gesprochen. Die dritte Ausgabe der Grammatik erstreckt sich leider nur über die Lehre von den Vocalen, diese aber behandelt sie (auf 552 Seiten) mit einer Reichhaltigkeit, welche die vorangehende Bearbeitung noch weit übertrifft [2]). Ein anderes Hauptwerk, das die letzten Lebensjahre J. Grimm's ausfüllte: das mit seinem Bruder gemeinsam unternommene Deutsche Wörterbuch, behalten wir einem besonderen Abschnitt vor. Unter den übrigen Arbeiten J. Grimm's aus diesem Zeitraum treten durch Umfang und Bedeutung zwei hervor: Die Sammlung der Weisthümer und die Geschichte der deutschen Sprache.

1. Weisthümer gesammelt von Jacob Grimm, 1840 fg.

Wir haben bei der Besprechung von Grimm's Rechtsalterthümern gesehen, welchen Werth der große Forscher auf die Aufzeichnungen der ländlichen Rechte legt, die den Namen der Weisthümer zu führen pflegen. Seit der Bearbeitung jenes Werks gieng er mit dem Gedanken um, diese wichtigen Denkmäler des altdeutschen Rechts zu sammeln und durch den Druck dem Untergang zu ent-

1) Ebend. S. 187. — 2) Da die Aussicht, diese dritte Ausgabe zu vollenden, immer mehr in die Ferne trat, gestattete Grimm (1852) einen wörtlichen Wiederabdruck der vergriffenen und viel begehrten zweiten Ausgabe des ersten Theiles und der ersten Ausgabe des zweiten Theiles der Grammatik.

reißen. Endlich im J. 1840 gelangte der Plan zur Ausführung. In Verbindung mit Ernst Dronke und Heinrich Beyer gab Grimm in diesem Jahr den zweiten Theil seiner Weisthümer heraus. Der erste erschien (übrigens mit derselben Jahrzahl 1840) durch einen Zufall ein Jahr später als der zweite [1]). Der dritte folgte 1842, der vierte 1863. Der fünfte (1866) und sechste (1869) wurden erst nach Grimm's Tode von Richard Schroeder hinzugefügt. Die drei letzten Bände dieses wichtigen Werks wurden mit Unterstützung König Maximilian's II. durch die Münchener historische Commission herausgegeben. Das Ganze enthält über zweitausend solche Rechtsaufzeichnungen, obwohl die zahlreichen österreichischen größtentheils ausgeschlossen sind, weil sie einer besonderen Zusammenstellung entgegensahen [2]). „Täuscht mich nicht meine Vorliebe, sagt Grimm am Beginn des Werks, so wird diese Sammlung unsere Rechtsalterthümer unglaublich bereichern und beinahe umgestalten, wichtige Beiträge zur Kunde der deutschen Sprache, Mythologie und Sitte liefern, überhaupt aber gewissen Partien der früheren Geschichte Farbe und Wärme verleihen; denn es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß der Ursprung vieler in den Ueberlieferungen der Weisthümer enthaltenen Gebräuche weit über das Datum ihrer Aufzeichnungen hinausreicht" [3]). Grimm hatte die Absicht, die Natur, das Alter und die vielfache Bedeutsamkeit dieser Denkmale ausführlich zu erörtern [4]). Aber er ist nicht zur Ausführung dieses Planes gekommen, da er vor Vollendung der Sammlung durch den Tod abgerufen wurde. Aber kurz und gedrungen faßt er noch einmal im letzten Jahr seines Lebens seine Grundanschauungen über Sprache, Glauben und Recht des deutschen Alterthums zusammen. „Als es gelang, die heimische Sprache in ihre Ehre einzusetzen, sagt er, als verschollene Kunde des Heidenthums aus Lied und Sage neu erwacht war, schienen alle bisher geltenden

1) Grimm, Weisthümer, Thl. II, »Zur Nachricht«, S. III. Diese Vorrede zum 2ten Theil ist unterzeichnet den 7. Dec. 1839, die zum ersten den 3. Jan. 1841. — 2) Weisthümer, gesamm. von J. Grimm, Thl. IV, Vorbericht S. III. V. — 3) Ebend. I, S. IV. — 4) Ebend. II, S. III.

Vorstellungen von der Rechtsgewohnheit unserer Vorfahren fortan dürftig oder unhaltbar. Denn wie die Sprache, eine lautere Kraft des menschlichen Denkvermögens gewaltig entsprungen, in Poesie und Rede endlose Wurzel geschlagen hat, wie der Glaube aus inniger Naturanschauung erzeugt in die Geschichte der Völker verwebt und fortgetragen wurde, müssen auch Uebung und Brauch die vielgestaltete Sitte des Lebens zu förmlichem Recht erhöht und geweiht haben. Diese Dreiheit der Sprache, des Glaubens und des Rechts leiten sich aus einem und demselben Grunde her, und um der nämlichen Ursache willen ist ihre sinnliche Fülle im Verlauf der Zeit verloren gegangen" [1]).

2. Geschichte der deutschen Sprache von Jacob Grimm 1848.

J. Grimm's Geschichte der deutschen Sprache ist ein sehr eigenthümliches Buch, in dessen Zusammenhang sich schwerlich jemand finden wird, wenn er die Entstehungsgeschichte des Buches nicht kennt. Keinem nachdenkenden Leser kann entgehen, daß das Buch eigentlich etwas ganz Anderes enthält, als der Titel erwarten läßt. Der Verfasser versucht zwar in der Vorrede seinen Plan zu rechtfertigen, indem er drei verschiedene Arten unterscheidet, in denen die Geschichte der deutschen Sprache geschrieben werden könne. „Im engsten Sinn, sagt er, wäre sie nur auf das, was wir heute in Deutschland herrschende Sprache nennen, auf die hochdeutsche angewiesen." In einem weiteren Sinn hätte sie alle „deutschen Sprachen" zu umfassen, wie dies in Grimm's Grammatik geschehen ist. Aber „wie nicht Sicherheit, allein Fülle und Gewicht der Sprachgesetze durch Aufnahme aller Mundarten und Dialekte in den Kreis der Untersuchung sich steigern, muß es diese noch in höherm Grade fördern, wenn auch die Sprachen der uns benachbarten und urverwandten Völker zugezogen werden. Erst damit erlangt jenes Bild, in welchem uns sämmtliche deutsche Sprachen die vordere Bühne einnehmen, seinen Grund für die in der Tiefe aufgestellten ausländischen, und eine rechte Perspective thut sich unsern Blicken

---

1) Ebend. IV, S. III, geschrieben den 13. Dec. 1862.

auf. Von solchem Stand aus habe ich mich nicht enthalten können, diesmal die Geschichte unserer Sprache zu unternehmen" [1]). Aber auch nach dieser Erklärung wird der Leser eine Menge Dinge in dem Buch finden, die er hier nicht erwartet, so die ausführlichen Untersuchungen über Völker, von deren Sprache wir wenig oder nichts wissen; und andrerseits wird er oft gerade das vermissen, was er in dem Buche zu suchen berechtigt ist, nämlich die eingehende Berücksichtigung der urverwandten Sprachen. So müßte ohne Frage bei der Aufgabe, die sich Grimm hier stellt, das Sanskrit eine Hauptrolle spielen. Aber gerade dem Sanskrit wird in Grimm's Werk nur eine sehr beiläufige Berücksichtigung zu Theil. Alle diese auffallenden Erscheinungen finden ihre Erklärung, wenn wir auf die Entstehung des Buches zurückgehen. Es ist nämlich hervorgegangen aus einer ethnographischen Hypothese, die Grimm schon einige Jahre früher aufgestellt hatte. In einer Abhandlung über Jornandes und die Geten die er am 5. März 1846 in der Berliner Akademie gelesen und in demselben Jahr zum Druck befördert hatte, versuchte er den Beweis zu führen, daß die alten thrakischen Geten und die deutschen Gothen ein und dasselbe Volk seien. Diese Hypothese zu stützen und weiter auszuführen, war der Hauptzweck von Grimm's Geschichte der deutschen Sprache. Daß wir hiemit dem Buche nicht zu nahe treten, ergibt sich aus Grimm's eigenen Worten. Wo er im zweiten Band einen Rückblick auf seine Untersuchungen wirft, beginnt er die Zusammenfassung seiner Gründe mit den Worten: „Da der Geten und Gothen Identität fast ein Angel ist, um den sich mein ganzes Werk dreht, und wie ich die deutsche Sprache nach der gothischen geregelt habe, nun auch der Vordergrund deutscher Geschichte die Geten nicht entbehrt, will ich hier meine Ansicht, und welche Einwände ihr entgegenstehn, nochmals überschauen" [2]). Aber trotz allem Aufwand von Gelehrsamkeit und kühnster Combination ist es Grimm nicht gelungen, seine Hypothese auch nur wahrscheinlich zu machen. Vielmehr hat er bei

1) J. Grimm, Gesch. der deutschen Sprache, Vorr. S. XV. — 2) Ebend. S. 800.

besonnenen und nüchternen Geschichtsforschern nur die Ueberzeugung hervorgerufen, daß die hier von ihm angewendete Methode auf die bedenklichsten Abwege führt [1].

Müssen wir also das Buch in Betreff der nächsten Aufgabe, die es sich stellt, fallen lassen, so bietet dasselbe doch andere Seiten, die ihm einen weit höheren Werth verleihen. Grimm ist mit den epochemachenden Werken, durch welche er der Wissenschaft neue Bahnen gebrochen hat, nicht zum Abschluß gekommen. Die neue Ausgabe der deutschen Grammatik brach 1840 ab, nachdem sie nicht über ein Viertel des ersten Bandes hinausgekommen war. Die Mythologie, sowie die Rechtsalterthümer hätte Grimm in den letzten Jahrzehnden seines Lebens in sehr erweiterter und theilweise umgearbeiteter Gestalt erscheinen lassen, wenn er dazu gelangt wäre. Mit einem umfassenden Werk über die deutsche Sitte [2] trug er sich schon seit Jahren, ohne zu dessen Ausführung zu kommen. Auch der großartigste Fleiß und die gewaltigste Arbeitskraft, wie sie Grimm auszeichneten, waren nicht im Stande, allen diesen Anforderungen gerecht zu werden. Da ergriff der greise Forscher die Gelegenheit, die ihm seine Geschichte der deutschen Sprache darbot, um mit rascher Hand wenigstens einzelne Abschnitte der großen Aufgaben auszuarbeiten, zu deren vollständiger Bewältigung ihm mehr und mehr die Hoffnung schwand. So bietet das Werk in den Kapiteln über die Lautverschiebung, über den Ablaut, über die Declinationsvocale, über die schwachen Nomina den Entwurf dessen, was wir in der dritten Ausgabe der Grammatik zu erwarten gehabt hätten, wenn der Verfasser zu deren Vollendung gelangt wäre. Wir haben hier das letzte Wort vor uns, das der große

1) Vgl. Georg Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte 1 (2) S. 5, u. Karl Müllenhoff in der Allgem. Encyklopädie von Ersch u. Gruber, Erste Section, 64. Thl., S. 163 fg. Ueber Grimm's unkritische Methode in der eigentlichen Geschichtsforschung vgl. Waitz a. a. O. S. 6 und dessen sonst so verehrungsvollen Vortrag: Zum Gedächtnis an Jacob Grimm, Göttingen 1863, S. 25. 32. — 2) Vgl. u. A. J. Grimm, Gesch. der deutschen Sprache S. 1016.

Sprachforscher in diesen fundamentalen Fragen gesprochen hat. Aus der Fülle seiner Studien bietet er viel des Anregenden und Neuen, und auch wo wir ihm nicht beistimmen können, werden wir sein unverdrossenes Fortarbeiten in Ehren halten. Insbesondere unterzieht er hier die zerstreuten Sprachreste der älteren germanischen Völker, der Langobarden, Burgunden u. s. w. einer erneuten Prüfung. Wie zur Grammatik, so bietet das Werk mannigfache Ergänzungen zur deutschen Mythologie, so z. B. einen besonderen Abschnitt über die Edda. Am anziehendsten aber sind die Vorarbeiten zu seinem Werk über die deutsche Sitte, die Grimm seiner Geschichte der deutschen Sprache einverleibt hat. So die frischen Schilderungen des ursprünglichen Hirten- und Jägerlebens und im Gegensatz dazu die des Ackerbaues. Mit diesen Darstellungen der Sitte und des Lebens steht eine der werthvollsten Seiten des ganzen Werkes in engster Beziehung, nämlich die Untersuchung des Wortschatzes nach bestimmten Richtungen hin, um aus den Wörtern, mit denen die Sprachen gewisse Dinge, z. B. die Metalle, das Vieh, die Getraidearten u. s. w. bezeichnen, Schlüsse zu ziehen auf die Kultur und die alten Verbindungen der Völker. Zwar ist auch hier die größte Vorsicht nöthig, um sich nicht übereilten Folgerungen hinzugeben. Aber jedenfalls hat Grimm hier ein sehr fruchtbares Gebiet betreten. Und so können wir denn auf dieses Werk Grimm's anwenden, was er selbst im allgemeinen von den deutschen Arbeiten sagt: „Es scheint mir insgemein eine löbliche Eigenschaft deutscher Arbeiten, daß sie nicht Alles abthun, noch vorschnell zu Schlusse bringen wollen, sondern sich auch unterwegs gefallen, an unvorhergesehener Stelle niederlassen und Beete anlegen, die noch fortgrünen, nachdem das Hauptfeld schon in rüstigere Hände übergegangen ist; französische und selbst englische Bücher, welchen an sorgsamer Ausgleichung des Inhalts mit der Form allzuviel liegt, pflegen, wenn sie veralten, leicht entbehrlich zu werden“ 1).

1) J. Grimm, Gesch. der deutschen Sprache, Vorr. S. XVI.

3. Kleinere Arbeiten Jacob Grimm's von 1840 bis 1863.

Von den zahlreichen kleineren Schriften Grimm's aus den Jahren 1840 bis 63 haben wir einige schon erwähnt, andere, wie die Rede auf Lachmann, besprechen wir in einem späteren Abschnitt. Diese Arbeiten sind mit wenigen Ausnahmen Vorträge, die Grimm in der Berliner Akademie der Wissenschaften gehalten hat. Wer diese zahlreichen Vorträge über die verschiedenartigsten Gegenstände vereinzelt betrachtet, der wird vielleicht denken, Grimm habe sich doch gar zu sehr zersplittert; wer sie aber mit Aufmerksamkeit in ihrer Gesammtheit überblickt, der wird sich überzeugen, daß auch hier, wie in der Geschichte der deutschen Sprache, der große Forscher sich gedrungen fühlte, der Welt wenigstens Bruchstücke dessen zu überliefern, wovon er nicht wußte, ob ihm die vollständige Ausarbeitung noch vergönnt sein werde. So bietet die Sammlung von Grimm's Kleineren Schriften [1]) einen außerordentlichen Reichthum der mannigfaltigsten Untersuchungen, aber der Kenner wird sie leicht in die verschiedenen großen Gebiete von Grimm's Forschungen einreihen. Auch hier begegnen wir zuerst einer Anzahl von Abhandlungen aus dem Gebiet der Grammatik, dies Wort in dem umfassenden Sinn genommen, wie es Grimm's Deutsche Grammatik thut. Und zwar gehören diese grammatischen Untersuchungen theils den Lehren an, die Grimm in den vollendeten Abschnitten seines Hauptwerks schon behandelt hatte, und bilden insofern Vorarbeiten zur Fortsetzung der angefangenen neuen Ausgabe; theils geben sie Bruchstücke dessen, was Grimm uns in dem nicht erschienenen fünften Bande geboten haben würde. Zur ersten Art rechnen wir, obschon nur theilweise, die Abhandlungen über Diphthongen nach weggefallnen Consonanten (1845) [2]), über den Personenwechsel in der Rede (1855) [3]), über das Pedantische in der deutschen Sprache (1847) [4]), von Vertretung männlicher durch weibliche Namensformen (1858) [5]). Die zuletzt genannte Abhandlung

1) Herausgegeben von K. Müllenhoff, Bd. I - III. Berlin 1864 - 1866. — 2) J. Grimm, Kleinere Schriften 3, 103. — 3) Ebend. 3, 236. — 4) Ebend. 1, 327. — 5) Ebend. 3, 349.

bietet, nach Grimm's Weise, mehr als die Ueberschrift verspricht. Sie entwickelt zugleich, im Anschluß an das reichhaltige sechste Kapitel des dritten Buchs der Grammatik, Grimm's Ansichten über das natürliche und das grammatische Geschlecht. Auch zeigt sie uns, wie Grimm die Eigennamen zu behandeln gedachte und wie er auch auf diesem Gebiet der Forschung neue Antriebe gab. Er hatte (1846) Förstemann's Sammlung der althochdeutschen Eigennamen veranlaßt. „Welchen Reiz, sagt der greise Forscher jetzt (1858), und welche anziehende Kraft hat unter allen sprachlichen Untersuchungen eben die über die Eigennamen, wie geschäftig sein muß man um jede hier aufsteigende Frage zu behandeln; ich werde zwar oft noch die Eingänge finden, aber nicht mehr den Genuß haben, bis in die Mitte der Forschung zu gelangen, geschweige ihren Ausgang zu ermitteln" [1]. Dem fünften Band, den Grimm seiner Grammatik noch hinzufügen wollte: der Lehre vom zusammengesetzten Satz, gehört die Abhandlung über einige Fälle der Attraction (1857) [2] an. Manche Arbeiten, wie der Vortrag über Frauennamen aus Blumen (1852) [3], über die Namen des Donners (1853) [4], über den Liebesgott (1851) [5] und über das Gebet (1857) [6], wenden die Sprachforschung auf Mythologie und Sitte an. Der Rechtswissenschaft hatte Grimm (1850) in seinem Nachweis, daß die malberg'sche Glosse zur Lex Salica fränkisch und nicht keltisch sei, seine eindringende Forschung zu gute kommen lassen [7]. Von besonderem Interesse aber in Bezug auf Grimm's wissenschaftliche Grundansichten sind einige linguistische Abhandlungen von allgemeinerem Inhalt, wie die Bemerkungen über Etymologie und Sprachvergleichung (1854) [8] und vor allen die Vorlesung über den Ursprung der Sprache (1851) [9]. Was die Lösung dieses schwierigen Pro-

1) Ebend. 3, 351. — 2) Ebend. 3, 312. — 3) Ebend. 2, 366. — 4) Ebend. 2, 402. — 5) Ebend. 2, 314. — 6) Ebend. 2, 439. — 7) In der Vorrede zu Joh. Merkel's Ausgabe der Lex Salica, Berlin 1850. Schon 1846 hatte K. Müllenhoff (in G. Waitz, das alte Recht der Salischen Franken, Kiel 1846) den fränkischen Ursprung der malberg'schen Glosse gegen Leo's keltische Erklärungen vertreten. — 8) J. Grimm, Kleinere Schriften 1, 299. — 9) Ebend. 1, 255.

blems betrifft, so schließt sich Grimm im Wesentlichen den Ansichten Herder's an. Noch wichtiger aber als die Betrachtungen über das eigentliche Thema dieser Vorlesung sind uns darin für unseren Zweck die Ansichten, die Grimm über die geschichtliche Entwickelung der vorhandenen Sprache äußert. „Anfangs, sagt er, entfalteten sich, scheint es, die Wörter unbehindert in idyllischem Behagen, ohne einen anderen Haft als ihre natürliche vom Gefühl angegebene Aufeinanderfolge: ihr Eindruck war rein und ungesucht, doch zu voll und überladen, so daß Licht und Schatten sich nicht recht vertheilen konnten. Allmählich aber läßt ein unbewußt waltender Sprachgeist auf die Nebenbegriffe schwächeres Gewicht fallen und sie verdünnt und gekürzt der Hauptvorstellung als mitbestimmende Theile sich anfügen. Die Flexion entspringt aus dem Einwuchs lenkender und bewegender Bestimmwörter, die nun wie halb und fast ganz verdeckte Triebräder von dem Hauptwort, das sie anregten, mitgeschleppt werden und aus ihrer ursprünglich auch sinnlichen Bedeutung in eine abgezogene übergegangen sind, durch die jene nur zuweilen noch schimmert. Zuletzt hat sich auch die Flexion abgenutzt und zum bloßen ungefühlten Zeichen verengt, dann beginnt der eingefügte Hebel wieder gelöst und fester bestimmt nochmals äußerlich gesetzt zu werden: die Sprache büßt einen Theil ihrer Elasticität ein, gewinnt aber für den unendlich gesteigerten Gedankenreichthum überall Maß und Regel. Erst nach gelungener Zergliederung der Flexionen und Ableitungen, wodurch Bopp's Scharfsinn so großes Verdienst errungen hat, hoben sich die Wurzeln hervor und es ward klar, daß die Flexionen größtentheils aus dem Anhang derselben Wörter und Vorstellungen zusammengedrängt sind, welche im dritten Zeitraum gewöhnlich außen vorangehn. Ihm sind Praepositionen und deutliche Zusammensetzungen angemessen, dem zweiten Flexionen, Suffixe und kühnere Composition, der erste ließ freie Wörter sinnlicher Vorstellungen für alle grammatischen Verhältnisse aufeinander folgen. Die älteste Sprache war melodisch, aber weitschweifig und haltlos, die mittlere voll gedrungener poetischer Kraft, die neue Sprache sucht, den Abgang an Schönheit durch Harmonie des Ganzen sicher einzubringen, und vermag mit geringeren Mit-

teln dennoch mehr" [1]). Diese Aeußerungen lassen uns einen der tiefsten Blicke in Grimm's Ansichten über die Sprache thun. Die mittlere von seinen drei Perioden hat ihn immer besonders angezogen. In ihr „sehen wir die Sprache für Metrum und Poesie, denen Schönheit, Wohllaut und Wechsel der Form unerläßlich sind, auf's höchste geeignet" [2]). Aber trotzdem gibt er ihr nicht den Preis vor der dritten Periode. „Da nun aber, sagt er, die ganze Natur des Menschen, folglich auch die Sprache dennoch in ewigem, unaufhaltbarem Aufschwung begriffen sind, konnte das Gesetz dieser zweiten Periode der Sprachentwicklung nicht für immer genügen, sondern mußte dem Streben nach einer noch größeren Ungebundenheit des Gedankens weichen, welchem sogar durch die Anmuth und Macht einer vollendeten Form Fessel angelegt schien" [3]). „Keine unter allen neueren Sprachen hat gerade durch das Aufgeben und Zerrütten aller Lautgesetze, durch den Wegfall beinahe sämmtlicher Flexionen eine größere Kraft und Stärke empfangen als die englische". „An Reichthum, Vernunft und gedrängter Fuge läßt sich keine aller noch lebenden Sprachen ihr an die Seite setzen" [4]). „Die Schönheit menschlicher Sprache blühte nicht im Anfang, sondern in ihrer Mitte; ihre reichste Frucht wird sie erst einmal in der Zukunft darreichen" [4]). Unsrer Aufgabe gemäß haben wir uns etwas länger bei dieser Abhandlung aufgehalten und können nun nur noch die wichtigsten unter den übrigen Arbeiten Grimm's erwähnen. Zur Mythologie gehört der Vortrag über zwei Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums (1842), deren Auffindung auf der Merseburger Dombibliothek „durch den gerechtesten Zufall Herrn Dr. Georg Waitz überwiesen worden ist" [5]). Einen wichtigen Beitrag zu Mythologie und Aberglauben liefern ferner die Abhandlungen über Marcellus Burdigalensis (1847) [6]) und über die Marcellischen Formeln (1855) [7]). Mit Recht und Sitte beschäftigen sich die Vorträge über deutsche Gränzalterthümer (1843) [8]), über Schenken

1) Ebend. 1. 283 fg. — 2) Ebend. 1, 291. — 3) Ebend. 1, 291 fg. — 4) Ebend. 1, 293. — 5) Ebend. 2, 2. — 6) Ebend. 2, 114. — 7) Ebend. 2, 152. — 8) Ebend. 2, 30.

und Geben (1848) [1]) und über das Verbrennen der Leichen (1849) [2]). Eine bedeutende Stelle nehmen die Arbeiten zur Literatur ein: die Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich den Staufer und aus seiner so wie der nächstfolgenden Zeit (1843) [3]), die Rede auf Schiller (1859) [4]), und endlich der eingehende Vortrag über das finnische Epos (1845) [5]). Dazu kommen noch die mehr allgemeinen Betrachtungen über Schule, Universität, Akademie (1849) [6]) und die Rede über das Alter (1860) [7]). Blicken wir zurück auf alles Angeführte, wozu noch eine Reihe kürzerer Arbeiten kommt, so setzt uns schon die Menge und Mannigfaltigkeit dessen, was Grimm neben seinen großen Hauptwerken zu leisten vermochte, in Verwunderung. Aber unser Erstaunen steigert sich, wenn wir sehen, daß Grimm in diese Arbeiten nicht nur eine Fülle von Geist ausgegossen, sondern sie auch mit einem solchen Maß gründlichster Gelehrsamkeit ausgestattet hat, daß man kaum begreift, woher er die Zeit zu allen diesen umfassenden Sammlungen genommen hat. Und Grimm beschränkt sich hier nicht auf die Durcharbeitung des weitschichtigen germanischen Materials, sondern er greift weit über dessen Gränzen hinaus in das griechische, slavische und finnische Alterthum. Wir mögen in vielen Dingen anderer Ansicht sein als der Verfasser, wir mögen öfters seinen allzukühnen Combinationen nicht folgen, ja in Manchem seine ganze Anschauungsweise bestreiten: aber bei dem allen erhalten wir einen mächtigen Eindruck von dem geistigen Reichthum J. Grimm's, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß schon diese seine „kleineren" Nebenarbeiten hinreichen würden, um ihm eine der ersten Stellen in der Geschichte unserer Wissenschaft zu sichern.

3. Wilhelm Grimm's Arbeiten vom Jahr 1840 bis zum Jahr 1859.

Die Arbeiten aus Wilhelm Grimm's letzter Periode schließen sich meist denen aus der vorangehenden an. Es sind hauptsächlich sorgfältige und mit feiner Kenntniß hergestellte Ausgaben mittel-

1) Ebend. 2, 173. — 2) Ebend. 2, 211. — 3) Ebend. 3, 1. — 4) Ebend. 1, 374. — 5) Ebend. 2, 75. — 6) Ebend. 1, 211. — 7) Ebend. 4, 188.

hochdeutscher und althochdeutscher Schriften. Von der goldenen Schmiede des Konrad von Würzburg gibt er jetzt (1840) einen kritischen Text, indem er über seine eigene Ausgabe dieses Gedichts in den Altdeutschen Wäldern (1815) bemerkt, daß sie „weiter keine Berücksichtigung mehr verdiene" [1]). Desselben Dichters Silvester gibt er (1841) zum erstenmal vollständig heraus. Den Werner vom Niederrhein (1839) und Athis von Prophilias, ein nur in Bruchstücken erhaltenes mitteldeutsches Gedicht aus dem ersten Jahrzehnd des 13. Jahrhunderts (1846), behandelt er mit derselben gründlichen Sorgfalt, wie früher den Graf Rudolf. Am längsten aber beschäftigt ihn fortgesetzt Freidank. Er hatte in seiner Ausgabe desselben (1834) die Vermuthung ausgesprochen und zu begründen gesucht, Freidank sei Walther von der Vogelweide. J. Grimm hatte (1843) die Richtigkeit dieser Annahme bezweifelt [2]). Wilhelm suchte darauf, dieselbe in seiner akademischen Vorlesung „Ueber Freidank" (1849) noch fester zu begründen. Einer der ersten Kenner der altdeutschen Literatur, Wilhelm Wackernagel, trat ihm bei (1853) [3]). Ein anderer anerkannter Forscher aber, Franz Pfeiffer, suchte (1855), W. Grimm's Beweisführung zu widerlegen [4]), worauf dann W. Grimm (1855) in einem zweiten Nachtrag über Freidank erwiderte. Mag man im Endergebnis W. Grimm beistimmen oder nicht, darüber ist Alles einig, daß er seine Ansicht mit Meisterschaft vertreten hat [5]). — Die Aufsuchung der Aehnlichkeiten zwischen Freidank und Walther von der Vogelweide hatte W. Grimm

1) Konrads von Würzburg Goldene Schmiede von W. Grimm 1840, Vorr. S. VII. — 2) Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich I den Staufer (1843), in J. Grimm's Kleineren Schriften 3, S. 8 fg. u. S. 100 fg. — 3) W. Wackernagel, Gesch. der deutschen Litteratur, Zweite Abthlg., Basel 1853, S. 279. — 4) Zur deutschen Litteraturgeschichte. Drei Untersuchungen von Franz Pfeiffer. Stuttgart 1855, S. 37 fg. Dessen Freie Forschung, Wien 1867, S. 163 fg. — 5) Vgl. Franz Pfeiffer a. a. O. S. 37; und Pfeiffer's Urtheil über die Trefflichkeit von W. Grimm's Ausgabe des Freidank in dessen „W. Grimm" (1860), wieder abgedr. in Pfeiffer's Freie Forschung (1867) S. 388.

auch auf eine nähere Erörterung ihrer Reime geführt [1]. Bei der Gründlichkeit, mit der er seine Sache betrieb, wurde er dadurch zu umfassenden Untersuchungen über den Reim veranlaßt [2], deren Ergebnisse er in der Abhandlung „Zur Geschichte des Reims" (1850) niederlegte, einer Arbeit, die in mehr als einem Punkte zeigt, wie scheinbar kleine Dinge, mit solcher Genauigkeit und Feinheit untersucht, zu wichtigen und unerwarteten Aufschlüssen führen können [3]. Die Untersuchungen über das Metrische im Freidank selbst fanden ihren Abschluß in der neuen Bearbeitung jenes Spruchgedichts, die erst nach W. Grimm's Tod (1860) erschien. Außer den besprochenen mittelhochdeutschen Dichtungen waren es vorzüglich einige der ältesten althochdeutschen Denkmäler, womit sich W. Grimm im letzten Abschnitt seines Lebens eingehend beschäftigte und die er in seiner gründlichen Weise herausgab, nämlich die Exhortatio ad plebem christianam und die Glossae Cassellanae (1848) und die „Altdeutschen Gespräche" aus einer Vaticanischen Handschrift des neunten Jahrhunderts (1849) und einer Pariser des zehnten (1851).

Wir haben hier natürlich nur einige der wichtigsten unter den vielen kleineren Arbeiten W. Grimm's hervorheben können. Eine fortgesetzte Beschäftigung gewährte ihm das Nachsammeln zur Literatur und Geschichte der Märchen, wozu die Einleitung zu den von den Brüdern übersetzten irischen Elfenmärchen (1826) einen schönen Beitrag geliefert hatte, und das seinen Abschluß (1856) in der dritten Auflage des dritten Bandes der Kinder und Hausmärchen fand [4]. Den größten Theil seiner Zeit aber nahm im letzten Jahrzehend von W. Grimm's Leben sein Antheil am deutschen Wörterbuch in Anspruch.

1) Vridankes Bescheidenheit, von W. Grimm, 1834, Einleitung, S. CXXVII. — Ueber Freidank von W. Grimm 1850, S. 17 fg. — 2) W. Grimm, Zur Geschichte des Reims 1852, S. 1. 4. — 3) Ich verweise beispielsweise auf das, was W. Grimm S. 52. 89. 106 der genannten Abhandlung über die Reime der Nibelungen sagt. — 4) Vgl. o. S. 427 fg. Wir werden nicht irre gehen, wenn wir auch an den irischen Elfenmärchen den Hauptantheil W. Grimm zuschreiben.

1. Das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm 1852 bis 1863.

Als die Brüder Grimm im Jahr 1837 wegen ihres Festhaltens an der umgestürzten hannoverischen Verfassung ihrer Aemter entsetzt worden waren, wurde ihnen von der Weidmann'schen Buchhandlung der Antrag gemacht, ihre „unfreiwillige Muße auszufüllen und ein neues, großes Wörterbuch der deutschen Sprache abzufassen." „Unmuße, sagt J. Grimm, und die freiwilligste war genug da, sie wäre nimmer ausgegangen, was frommte ihrer mehr und im Ueberschwank zu bereiten? Beinahe hieß es, alte warm gepflegte Arbeiten aus dem Nest stoßen, eine neue ungewohnte und mit jenen, aller nahen Verwandtschaft zum Trotz unverträgliche, ihren Fittich heftiger schlagende darin aufnehmen. Auf deutsche Sprache von jeher standen alle unsere Bestrebungen, den Gedanken, ihren unermessenen Wortvorrath selbst einzutragen, hatten wir doch nie gehegt, und schon der mühsamen Zurüstungen sich zu unterfangen, konnte den für die Ausdauer unentbehrlichen Muth auf die Probe stellen. Aber im Vorschlag lag auch etwas Unwiderstehliches, das sich gleich geltend machte und zum Voraus allen Schwierigkeiten, den vor Augen schwebenden, wie solchen, die sich erst, wenn Hand angelegt werden sollte, erzeigen würden und die es vorauszusehen unmöglich ist, die Spitze bot. Wir erwogen und erwogen, ein unabsehbares, von keinem noch angelegtes, geschweige vollbrachtes Werk öffnete allenthalben die fernsten Aussichten. Es gab weder ein deutsches Wörterbuch, noch einer andern neueren Sprache in dem umfassenden Sinn, den wir ahnten, welchem gerade jetzt mehr als irgendwann mit treu aufgewandten Kräften Folge geleistet, mit reger Theilnahme entgegengekommen werden könnte." „Eingedenk des uralten Spruchs, daß ein Bruder dem andern wie die Hand der Hand helfe, übernahmen wir williges und beherztes Entschlusses, ohne langes Fackeln, das dargereichte Geschäft" [1]. Im Frühjahr 1838 wurde zu Kassel der Vertrag zwischen den Brüdern Grimm

1) Deutsches Wörterbuch von J. Grimm und W. Grimm, I, Sp. I fg.

und Karl Reimer abgeschlossen [1]). Ueber den Plan und Fortgang des Werks erstattete im Herbst 1846 W. Grimm Bericht auf der Versammlung der Germanisten zu Frankfurt am Main, die J. Grimm zu ihrem Vorsitzenden gewählt hatte. „Das Wörterbuch, sagte er, soll die deutsche Sprache umfassen, wie sie sich in drei Jahrhunderten ausgebildet hat: es beginnt mit Luther und schließt mit Goethe. Zwei solche Männer, welche, wie die Sonne dieses Jahrs den edlen Wein, die deutsche Sprache beides feurig und lieblich gemacht haben, stehen mit Recht an dem Eingang und Ausgang. Die Werke der Schriftsteller, die zwischen beiden aufgetreten sind, waren sorgfältig auszuziehen, nichts Bedeutendes sollte zurückbleiben. Ich brauche nicht zu sagen, daß die Kräfte Zweier, zumal wenn sie über die Mitte des Lebens längst hinweggeschritten sind, nicht zureichen, diesen Schatz zu heben, kaum zu bewegen: aber ganz Deutschland (auch hier machte das nördliche und südliche keinen Unterschied) hat uns treuen Beistand, manchmal mit Aufopferung geleistet; oft ist er uns da, wo wir ihn nicht erwarteten, angeboten, nur selten, wo wir ihn erwarteten, versagt worden" [2]). Jacob Grimm bestimmt dann in der Vorrede zum Wörterbuch [3]) den Umfang desselben näher dahin, daß es mit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts beginnen solle. Außer den gedruckten deutschen Wörterbüchern, deren bedeutendere wir in früheren Abschnitten besprochen haben, standen den Verfassern Exemplare des Frischischen und des Adelungischen Wörterbuchs mit handschriftlichen Zusätzen von Joh. Heinr. Voß und des Campe'schen Wörterbuchs mit Eintragungen von Meusebach zu Gebot [4]). „Neben diesen beiden, unserm Wörterbuch vorausgehenden und gar nicht für es angelegten Sammlungen, sagt J. Grimm, kommt nun der weit ansehnlichere Vorrath von mannigfalten Auszügen in Betracht, die ihm unmittelbar zur Grundlage gereichen sollten, zum Theil aus unsrer eignen, unablassenden Lesung der Quellen hervorgiengen, zum gro-

1) Ebend. Sp. LXVII. — 2) Verhandlungen der Germanisten zu Frankfurt am Main – 1846, Frankf. a. M. 1847, S. 114. — 3) I, Sp. XVIII. — 4) Ebend. Sp. LXV.

ßen Theil aber durch Andere abgefaßt wurden, die wir damit beauftragt hatten, oder die sie von freien Stücken und nach eigner Wahl anboten" [1]). So sammelt sich um die Brüder ein massenhaftes Material. „Wie wenn tagelang feine, dichte Flocken vom Himmel niederfallen, sagt J. Grimm, bald die ganze Gegend in unermeßlichem Schnee zugedeckt liegt, werde ich von der Masse aus allen Ecken und Ritzen auf mich andringender Wörter gleichsam eingeschneit" [2]). Kein Wunder, daß er bisweilen „Alles wieder abzuschütteln" dachte, aber um so achtungswerther, daß er dennoch in unablässiger Arbeit aushielt. Das Werk sollte weder eine bloße Sammlung der noch gebräuchlichen Wörter, nach Art des Adelung'schen Wörterbuchs, noch auch ein Glossar zur Erläuterung veralteter Ausdrücke sein, sondern es sollte den ganzen Sprachschatz der letzten vier Jahrhunderte umfassen in allen seinen Verzweigungen und in der vollständigen geschichtlichen Entwickelung der Bedeutungen. „Hinter allen abgezogenen Bedeutungen des Worts liegt eine sinnliche und anschauliche auf dem Grund, die bei seiner Findung die erste und ursprüngliche war. Es ist sein leiblicher Bestandtheil, oft geistig überdeckt, erstreckt und verflüchtigt, alle Worterklärung, wenn sie gedeihen soll, muß ihn ermitteln und entfalten. Aufzusuchen ist er vor allem in dem einfachen Verbum und wiederum zuerst in dem starken" [3]). „Diese sinnlichen Bedeutungen anzugeben und voranzustellen, ist in dem ganzen Wörterbuch gestrebt worden, es war aber unmöglich, überall den bezeichneten Weg einzuschlagen, da es manche einfache und selbst starke Verba gibt, deren sinnlicher Gehalt nicht mehr deutlich vorliegt", und da wir von manchen Substantiven nicht mehr sicher wissen, von welchem Verbum sie abzuleiten sind [4]). Definitionen wurden meist unterlassen, statt ihrer wird die Bedeutung durch ein beigesetztes lateinisches Wort angegeben. Das Wörterbuch ist zwar für das ganze Volk. Denn „die Grammatik ihrer Natur nach ist für Gelehrte, Ziel und Bestimmung des allen Leuten dienenden Wörterbuchs sind

1) Ebend. Sp. LXVI. — 2) Ebend. Sp. II fg. — 3) Ebend. Sp. XLV. — 4) Ebend. Sp. XLVI.

neben einer gelehrten und begeisterten Grundlage nothwendig auch im edelsten Sinne praktisch" [1]. Aber „das Wörterbuch braucht gar nicht nach platter Deutlichkeit zu ringen und kann sich ruhig alles üblichen Geräthes bedienen, dessen die Wissenschaft so wenig als das Handwerk entbehrt, und der Leser bringt das Geschick dazu mit oder erwirbt sich's ohne Mühe. Fragst du den Schuster, den Bäcker um etwas, er antwortet dir auch mit seinen Wörtern und es bedarf wenig oder keiner Deutung. Auch ist gar keine Noth, daß Allen Alles verständlich, daß Jedem jedes Wort erklärt sei, er gehe an dem Unverstandnen vorüber und wird es das nächstemal vielleicht fassen" [2]. Darauf hin bedienen sich nun die Verfasser ohne weiteres der ganzen wissenschaftlichen Terminologie. „Bei den Philologen haben sich längst lateinische Kunstwörter eingeführt, die sogar in üblicher Abkürzung von jedermann verstanden werden und an denen ohne Nachtheil niemand ändert" [3]. „Mit den Buchstaben m. f. n. werden die drei Geschlechter auf das einfachste bezeichnet" [3]. Aber nicht bloß der Kunstausdrücke der lateinischen Grammatik, sondern auch der Abkürzungen, die Grimm in seine deutsche eingeführt, bedient sich das Wörterbuch: ags. (angelsächsisch), ahd. (althochdeutsch) u. s. w. Diese Abkürzungen und die der lateinischen Kunstausdrücke werden vor dem ersten Band aufgelöst, aber nicht die der althochdeutschen, mittelhochdeutschen und anderen altgermanischen Schriften, wonach z. B. O. den Otfrid, MSH die Minnesänger in der Ausgabe von Hagen bedeutet u. s. w. „Wer in diesen Fächern bewandert ist, versteht ihre Titel und Abkürzungen von selbst", heißt es in der Einleitung [4]. Und doch sollte das Wörterbuch nicht bloß für Gelehrte sein, sondern „allen Leuten dienen" und „im edelsten Sinne praktisch" sein [5]. Aber „man darf nur nicht die fesselnde Gewalt eines nachhaltigen Füllhorns, wie man das Wörterbuch zu nennen pflegt, und den Dienst, den es thut, vergleichen mit dem ärmlichen eines dürren Handlexikons, das ein paarmal im Jahr aus dem Staub unter der

---

1) Ebend. Sp. VII. — 2) Ebend. Sp. XII. — 3) Ebend. Sp. XXXVIII. — 4) Ebend. Sp. XCI. — 5) Ebend. Sp. VII.

Bank hervorgelangt wird, um den Streit zu schlichten, welche von zwei schlechten Schreibungen den Vorzug verdiene oder die steife Verdeutschung eines geläufigen fremden Ausdrucks aufzutreiben" [1]). „Einem Uhrwerke gleich läßt sich das Wörterbuch für den Gebrauch des gemeinen Mannes nur mit derselben Genauigkeit einrichten, die auch der Astronom begehrt, und wenn es überhaupt nutzen soll, gibt es kein anderes als ein wissenschaftliches" [2]).

Die Brüder vertheilten die Arbeit in der Weise unter sich, daß jeder bestimmte Buchstaben übernahm, ohne daß der Eine dem Andren dreinreden sollte. Jacob begann mit den Buchstaben A, B, C; Wilhelm wählte D. Er hat vor seinem Abscheiden (1859) diesen Buchstaben gerade noch vollendet. Jacob hat außer den drei ersten Buchstaben auch noch E und endlich F bis zu dem Worte „Frucht" ausgearbeitet. Ueberblicken wir, was auf den 5763 deutlich, aber eng gedruckten Großoctavspalten geboten wird, so können wir ohne alle Einschränkung sagen, daß keine der lebenden europäischen Sprachen ein Werk aufzuweisen hatte, das sich dem Grimm'schen Wörterbuch an die Seite stellen ließ. Die mit Recht streng alphabetisch geordneten Wörter werden in der Weise behandelt, daß eine etymologische Einleitung den Beginn macht. Daran schließt sich in gedrängter Kürze die Vorgeschichte des Worts während des althochdeutschen und mittelhochdeutschen Zeitraums, doch nur als Eingang zu der neuhochdeutschen Entwickelung des Wortes. Diese wird dann sowohl in Beziehung auf die Gestalt, als die Bedeutung des Worts nach allen Seiten hin geboten mit der reichsten Fülle der Belege vom 15. Jahrhundert an bis auf unsere Tage. Mag man auch die Kühnheit des Etymologisierens tadeln, der sich J. Grimm in seinen alten Tagen wieder mehr hingab, als auf der Höhe seiner Forschung, so wird man doch nicht läugnen, daß unter vielem Zweifelhaften oder geradezu Verfehlten sich eine Menge treffender Etymologieen und geistvoller Vermuthungen über den Zusammenhang der Wörter findet. Ist auch die Entwickelung und Ordnung der Bedeutungen nicht immer gleich gelungen, so öffnen

1) Ebend. Sp. XIII. — 2) Ebend. Sp. XIV.

sich doch unzählige Einblicke in die geschichtliche Entfaltung der Bedeutungen, an die vor dem Erscheinen des Grimm'schen Wörterbuchs niemand gedacht hat. Während so das Buch eine unschätzbare Quelle für die Erkenntniß unsrer Sprache selbst ist, bietet es zugleich ein lexikalisches Hülfsmittel für das Verständniß der älteren neuhochdeutschen Literatur, wie wir ein solches in den vorhandenen deutschen Wörterbüchern auch nicht von fern besessen hatten.

Wenn nun das Grimm'sche Wörterbuch bei dem größten Theil des deutschen Publicums die freudige Aufnahme findet, welche die gefeierten Verfasser sich versprechen durften, so läßt sich doch nicht läugnen, daß andrerseits auch Stimmen heftigen Tadels laut wurden. So in den Kritiken von Chr. F. L. Wurm (1852 fg.) und von Daniel Sanders (1852 fg.). Man wird den Ton, der von dieser Seite gegen die größten Meister des Fachs angestimmt wurde, nur im höchsten Maß mißbilligen, und keinem Urtheilsfähigen wird es einfallen, die Tadler an Geist und Wissen auch nur von fern mit J. Grimm zu vergleichen. Aber dies Alles als selbstverständlich vorausgesetzt, werden wir uns doch nicht verhehlen können, daß jene Angriffe so manches Wahre enthielten. Und je weniger wir natürlich geneigt sein werden, die Angreifer irgendwie als ebenbürtige Gegner J. Grimm's anzuerkennen, um so mehr drängt sich die Frage auf, wie es möglich war, daß eben diese Männer doch mehr als Eine schwache Seite der Grimm'schen Arbeit aufzufinden vermochten. Insofern sich's nur um Einzelheiten handelt, liegt die Antwort nahe. Denn erstens kann ein Wörterbuch gearbeitet sein, wie es will, so wird doch immer, zumal bei einer so massenhaften Literatur, wie die neuhochdeutsche, nicht sehr viel dazu gehören, Nachträge und Verbesserungen zu liefern. Zweitens aber, — und hier treten wir der Hauptsache schon näher —, ist es eine ganz verkehrte Ansicht, wenn man meint, Grimm hätte zeitlebens auf ein derartiges Werk hingearbeitet, so daß alle seine früheren Leistungen gewissermaßen nur Vorbereitungen zu diesem letzten und größten Lebenswerk gewesen wären. Schon die Entstehungsgeschichte des deutschen Wörterbuchs, wie wir sie oben mit Grimm's Worten dargelegt haben, lehrt uns das Gegentheil, und

Grimm's ganze Laufbahn bezeugt, daß er sich als Forscher weit mehr mit den älteren germanischen Sprachen beschäftigt hatte, als mit dem Neuhochdeutschen. Der tiefere Grund aber, warum gerade das Deutsche Wörterbuch auch im Großen und Ganzen weit mehr Blößen bieten mußte, als die übrigen Hauptarbeiten Jacob Grimm's, wird sich aus dem folgenden Abschnitt von selbst ergeben.

5. Jacob Grimm. Schluß.

Wir stehen am Ende des größten Forscherlebens, das uns die ganze Geschichte unserer Wissenschaft darbietet. Wir haben geschildert, wie Jacob Grimm nach allen Seiten hin auf dem Gebiet der deutschen Sprache und Alterthumsforschung neue Bahnen gebrochen hat. Die Treue der geschichtlichen Darstellung fordert, daß wir uns auch über die schwächeren Seiten des großen Forschers offen aussprechen. Diese schwächeren Seiten stehen zu seinen großen Eigenschaften in naher Beziehung. Tritt uns vor allem seine unvergleichliche Combinationsgabe entgegen, so wollen wir andrerseits nicht läugnen, daß diese Combinationsgabe bei J. Grimm nicht immer das richtige Gegengewicht methodisch prüfender Kritik gefunden hat. Wir mußten dies namentlich bei der Geschichte der deutschen Sprache und theilweise auch bei der deutschen Mythologie zugeben. Auch bei seinen Etymologieen hat J. Grimm in der letzten Periode seines Lebens sich öfters wieder einer allzugroßen Kühnheit überlassen, nachdem er in seiner deutschen Grammatik mehr als irgend ein Anderer dazu beigetragen hatte, die Etymologie der Willkür zu entheben und ihr eine wahrhaft wissenschaftliche Grundlage zu verschaffen.

Aber weit tiefer noch als diese bisweilen ungezügelte Combination greift eine andere Eigenthümlichkeit Grimm's in das Ganze seiner Forschung ein. Wo es sich um geniale Erfassung des Unmittelbaren, des unbewußt Naturwüchsigen handelt, da findet Grimm in der ganzen Geschichte unsrer Wissenschaft nicht seines Gleichen. Weit weniger aber ist seine Natur auf die richtige Beurtheilung des verstandesmäßig Reflectierten angelegt. Dies zeigt sich insbesondere an einer sehr wichtigen Seite seiner Sprachforsch=

ung. Wir haben gesehen, wie vom Beginn unsrer Wissenschaft an die Grammatiker sich zur Aufgabe machen, die deutsche Schriftsprache festzustellen. Wie verhält sich nun Grimm zu diesen Bestrebungen? Hat er das Wesen unsrer Schriftsprache und ihren specifischen Unterschied von den Volksmundarten richtig aufgefaßt? So sehr wir Grimm verehren, können wir doch nicht umhin, diese Frage mit Nein zu beantworten. Gleich bei seinem Auftreten als Grammatiker (1819) hatte Grimm erklärt, daß er mit seinem Werk ganz aus der Reihe der bisherigen deutschen Grammatiker, als deren hauptsächlichsten er Adelung nennt, heraustreten wolle. Insofern nun Grimm hiemit die Art seiner Forschung bezeichnet, hat er diese Verheißung glänzend erfüllt. Wenn er aber dann sofort jede deutsche Sprachlehre zum praktischen Gebrauch für verwerflich, wenn er es für eine Thorheit erklärt, die „eigene Landessprache unter die Gegenstände des Schulunterrichts zu zählen", so verkennt er das Wesen der deutschen Schriftsprache. Hätte Grimm neben seinen hohen und genialen Gaben etwas mehr nüchternen Sinn für die prosaische Wirklichkeit besessen, so würden ihn seine eigenen Beweisgründe vom Gegentheil dessen überzeugt haben, was er zu beweisen denkt. Schulunterricht in der eigenen Landessprache zu ertheilen, nennt er „eine unsägliche Pedanterei, die es Mühe kosten würde, einem wieder auferstandenen Griechen oder Römer nur begreiflich zu machen", und welche die meisten mitlebenden Völker durch den gesunden Blick, den sie vor uns voraus haben, nicht kennen [1]. So Grimm. In Wirklichkeit aber verhält sich die Sache gerade umgekehrt. Die Griechen und Römer haben von

1 Die oft angeführte Stelle aus der Vorrede zu Gramm. I (2) S. XIX ändert an diesen Ansichten durchaus nichts Wesentliches. Die entscheidende Frage ist: Bedarf auch der Deutsche zum richtigen Gebrauch der deutschen Schriftsprache grammatischer Unterweisung oder darf er sich „eine selbsteigene, lebendige Grammatik nennen und kühnlich alle Sprachmeisterregeln fahren lassen"? Diese Frage würde Grimm 1822 ganz so beantwortet haben, wie 1819. Denn noch 1851 (Vorr. zu Bd. I des Deutschen Wörterbuchs Sp. VII) erklärt er: „Die Grammatik ihrer Natur nach ist für Gelehrte", läugnet also Möglichkeit und Bedürfniß einer Elementargrammatik.

dem Zeitpunkt an, in welchem sich bei ihnen eine Literatursprache ausgebildet hat, auch ihren Kindern grammatischen Unterricht in der eigenen Landessprache ertheilen lassen. Und was „die mitlebenden Völker" betrifft, so ist der grammatische Unterricht in der eigenen Muttersprache bei den Franzosen und Engländern ein wesentlicher Theil der Jugendbildung, und es genügt, darauf hinzuweisen, daß die kleinen Schulgrammatiken, die zum Unterricht in der Muttersprache bestimmt sind, bei jenen Völkern eine Unzahl von Auflagen erleben [1]). Dieser Grundirrthum Grimm's, nur das Naturwüchsige anzuerkennen und alles Reflectierte zu verwerfen, greift tief in alle seine Werke ein. So lange sich diese, wie die deutsche Grammatik, weit überwiegend mit den älteren germanischen Sprachen und nur ganz nebenbei mit den neueren beschäftigten, blieben die Wirkungen jenes Irrthums mehr im Hintergrunde. Sobald aber Grimm mit dem Deutschen Wörterbuch den Boden des Neuhochdeutschen betrat und hier nicht bloß Sammlungen, sondern auch Urtheile geben wollte, mußte die Frage thatsächlich zur Entscheidung kommen, ob wirklich jeder Deutsche, ohne allen Unterricht in seiner Muttersprache, sich „eine selbsteigene, lebendige Grammatik" nennen darf, wenn es sich um den Gebrauch der Schriftsprache handelt. Auch im deutschen Wörterbuch noch hält Grimm an der Ansicht fest, die Grammatik sei nur für Gelehrte, das Wörterbuch dagegen für alle Leute [2]), auch „für den Gebrauch des gemeinen Mannes" [3]). Dabei aber trägt er kein Bedenken, sich ohne Weiteres der grammatischen Terminologie zu bedienen, ohne sich zu überlegen, daß die grammatischen Termini nichts als leere,

---

1) So erschien von dem Abrégé de la grammaire française par Noël et Chapsal 1855 bereits die sechsunddreißigste, und von Murray's abridged english grammar 1854 die einhundertunddreiundzwanzigste Auflage. Der Werth dieser Bücher ist uns natürlich hier ganz gleichgültig. Es kommt uns einzig darauf an, zu zeigen, daß das, was Grimm für eine specifisch deutsche Pedanterei hält, sich bei den größten und praktischsten Kulturvölkern ganz ebenso findet, wie bei uns. — 2) Deutsches Wörterbuch I, Sp. VII. — 3) Ebend. I, Sp. XIV.

unverständliche Worte für jeden sind, der nicht wenigstens in den Elementen der Grammatik unterrichtet worden ist. Und wo nun Grimm sich veranlaßt sieht, selbst grammatische Entscheidungen zu geben, da sehen wir ihn nicht selten den Consequenzen seines Grundirrthums verfallen. Weil er nichts wissen will von einer neuhochdeutschen Schriftsprache, die in den meisten Punkten bereits grammatisch festgestellt ist, glaubt er sich befugt, den anerkannten Sprachgebrauch durch vermeintlich historische Constructionen zu meistern [1]). Wir dürfen uns demnach der Ueberzeugung nicht länger verschließen, daß Grimm das Wesen unsrer neuhochdeutschen Gemeinsprache verkannt hat. Trotz manches schönen und sinnigen Ausspruchs, den er über sie thut, behandelt er sie doch immer wie eine rein naturwüchsige Mundart, die jeder so handhabt, wie es ihm in den Sinn kommt, ohne daß der Grammatiker ihm dreinreden darf. Das ist aber unsre deutsche Gemeinsprache so wenig, als irgend eine Kultursprache, zu deren Ausbildung die Schrift mitgewirkt hat. Wir brauchen nur zurückzublicken auf die Entstehung und Entwickelung unsrer Gemeinsprache, um uns zu überzeugen, welche Rolle das Schreiben dabei gespielt und welchen Einfluß die Grammatiker auf die allmähliche Feststellung derselben gehabt haben. Eben deshalb hat die Schule ihren Antheil an der Erlernung ihres fehlerfreien schriftlichen und mündlichen Gebrauchs. Wir sind auf diese Frage etwas näher eingegangen, weil sie sowohl in wissenschaftlicher, als in praktischer Beziehung von entscheidender Bedeutung ist. Haben wir uns aber einmal überzeugt, daß Grimm's Ansichten hier einer wesentlichen Umbildung bedürfen, und sind wir gegen seine irrigen Annahmen gesichert, dann werden wir auch das viele Schöne und Treffende, das er über unsre jetzige Sprache sagt, richtig würdigen. Denn darin hat er vollkommen Recht, daß

1) Vgl. z. B., wie Grimm die längst zu Recht bestehenden Formen der Bogen, der Braten u. s. f. durch die „organischen" Boge und Brate verdrängen zu müssen glaubt. (J. Grimm, Von Vertretung männlicher durch weibliche Namensformen 1858, in J. Grimm's Kleineren Schriften III, S. 389. Deutsches Wörterbuch II, 309. Ebend. II, 218).

die Muttersprache nicht aus der Grammatik entspringt. Aber während wir bei unsrer Mundart Herren unsrer Sprache sind, greift beim Gebrauch der Schriftsprache Schule und Grammatik regelnd ein, und es ist Aufgabe der Schule, die Grammatik so zu behandeln, daß das schriftsprachlich Richtige angeeignet wird, ohne daß durch den schulmäßigen Betrieb der Muttersprache die Quellen des Sprachvermögens geschädigt werden.

Haben wir auch so Manches gegen Grimm einwenden müssen und haben wir ihm namentlich in Bezug auf das Wesen unserer Gemeinsprache nicht beistimmen können, so soll uns doch dies Alles das Bild des unvergleichlichen Mannes nicht trüben und uns nicht hindern, seine unerreichte Größe freudig anzuerkennen. Eine solche Verbindung von genialer Combinationsgabe und eisernem Fleiß, von lebendiger Phantasie und eindringendem Scharfsinn, von staunenswerther Gelehrsamkeit und ungetrübter Ursprünglichkeit der Auffassung ist in der Geschichte unsrer Wissenschaft ohne Gleichen. Ein echt deutscher Mann von tiefem, warmem Gemüth und unbeugsamem Charakter, so steht sein Bild in unserem Gedächtniß. Unser Wissen und unsere Ansichten von der Sprache und der Dichtung, von dem Glauben und den Rechtsanschauungen unserer Vorfahren haben durch Grimm's Forschungen eine neue Gestalt gewonnen. Grimm hat uns den Sinn für unser deutsches Alterthum wieder geöffnet und dadurch auch für die Betrachtung unsrer Gegenwart eine neue Grundlage geschaffen.

Sechstes Kapitel.

Die Bearbeitung der deutschen Literaturgeschichte.

Wir haben in einem früheren Abschnitt den durchgreifenden Einfluß dargestellt, den die Häupter der romantischen Schule auf die geschichtliche und künstlerische Auffassung unserer Literatur geübt haben. Aber eine eingehende Geschichte der deutschen Literatur ist nicht von ihnen geschrieben worden. Vielmehr blieb diese Aufgabe

noch längere Zeit in den Händen minder begabter Geister, deren vorbereitende Thätigkeit aber nicht ohne Verdienst war. Ein Mann dieser Art war Franz Horn (geb. zu Braunschweig 1781, 1803 bis 1805 und dann wieder von 1809 an in Berlin, † 1837). Hauptsächlich angeregt durch die Romantiker wollte er doch nicht zu deren Schule gerechnet sein [1]). Fühlen wir uns auch nicht selten durch die selbstgefällige Redseligkeit und das verschrobene Wesen Horn's zurückgestoßen, so dürfen wir doch die Verdienste nicht verkennen, die er sich durch Anregung des literaturgeschichtlichen Interesses und öfters auch durch treffende Beurtheilung literarischer Erscheinungen erworben hat. So war er einer der ersten, die Uhland's Bedeutung richtig gewürdigt haben [2]). Unter Horn's Arbeiten heben wir hervor die „Geschichte und Kritik der deutschen Poesie und Beredsamkeit, Berlin 1805", die „Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands während der Jahre 1790 bis 1818, Berlin 1819", und „die Poesie und Beredsamkeit der Deutschen, von Luther's Zeit bis zur Gegenwart", vier Bände, Berlin 1822—29. — Nicht, wie Franz Horn, von der patriotischen und religiösen, sondern von der philosophisch aesthetischen Seite kam Friedrich Bouterwek (geb. zu Ocker bei Goslar 1766, 1797 Prof. der Philosophie in Göttingen, † 1828) zur Geschichte der deutschen Literatur. Für die umfassende „Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts", zu welcher Joh. Gottfried Eichhorn seine „Allgemeine Geschichte der Cultur und Litteratur des neueren Europa" (1796) als Einleitung schrieb, übernahm Bouterwek die „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts." Nachdem er (1801—10) die italienische, spanische, portugiesische, französische und englische Literatur in acht Bänden behandelt hatte, ließ er (1812—19) in drei weiteren die deutsche folgen. Tiefe der Auffassung darf man bei

1) F. Horn, Nachträge zu den Umrissen. Berlin 1821, S. 332. — 2) F. Horn, Umrisse, 1819, S. 257 fg. Auch Heinrich von Kleist's dichterische Begabung erkannte Horn richtig. (Ebend. S. 153 fg.).

Bouterwek nicht suchen. Aber ausgebreitete Belesenheit, wie man sie nur an der Hand der Göttinger Bibliothek erwerben konnte, liegt seinem ansprechend und fließend geschriebenen Werk zu Grunde, freilich mehr noch bei den auswärtigen Literaturen, als bei der deutschen. Einige fleißige Sammler sind an dieser Stelle noch zu erwähnen, nämlich Christian Friedrich Raßmann (geb. zu Wernigerode 1772, † 1831) und Karl Heinrich Jördens (geb. 1757 zu Fienstedt im Mannsfeldischen, 1796 Rector zu Lauban, † 1835). Unter den zahlreichen Schriften des Letzteren nennen wir nur sein Hauptwerk: „Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten", sechs Bände, 1806—11.

Mit der wachsenden Kenntniß der deutschen Literatur werden auch deren Darstellungen immer zahlreicher. Wir können hier unterscheiden zwischen solchen Schriften, die dem ganzen Publicum eine ansprechende Schilderung der deutschen Literatur bieten wollen, und solchen, die dem eigentlichen Unterricht bestimmt sind. Natürlich sind die Gränzen zwischen diesen beiden Arten nicht immer streng gezogen. Zu der ersten Art gehören die „Vorlesungen über die Geschichte der teutschen Nationallitteratur" von Ludwig Wachler (1818)[1]. Geboren zu Gotha 1767, seit 1815 Professor der Geschichte an der Universität Breslau[2], wirkte Wachler dort auf ein zahlreiches Auditorium in anregender und wohlmeinend patriotischer Weise. In diesem Sinn hielt er auch seine eben genannten mehr rhetorischen, als streng wissenschaftlichen Vorlesungen über die deutsche Literatur. Dem Unterricht der reiferen Jugend bestimmte Friedrich August Pischon (geb. zu Kottbus 1785, † als Consistorialrath zu Berlin 1857) seine verdienstlichen literaturgeschichtlichen Schriften, sein „Handbuch der deutschen Prosa, in Beispielen von der frühesten bis zur jetzigen Zeit", (Erster Theil 1818), seine Denkmäler der deutschen Sprache (1838 fg.) und seinen „Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur" 1830[3]). Ebendahin gehört das „Handbuch der deutschen Sprache und Litteratur" von J. G.

1) Zweite Aufl. 1834. — 2) † 1838. — 3) Dreizehnte verm. Aufl., bearb. von K. F. H. Palm, 1868

Kunisch (in Breslau), drei Theile 1822—24, und die „Geschichte der deutschen National-Litteratur" von Karl Herzog (in Jena) 1831. Auch sind hieher zu rechnen die Tabellen zur Geschichte der deutschen Sprache und National-Litteratur von Armin Gnden, 1831, und die fleißigen „Synchronistischen Tabellen zur vergleichenden Uebersicht der Geschichte der deutschen National-Literatur" von Karl Eitner (in Breslau) 1842—56.

In die Klasse der Lehrbücher gehörte ursprünglich auch der „Grundriß zur Geschichte der deutschen National-Litteratur. Zum Gebrauch auf gelehrten Schulen entworfen von August Koberstein, Leipzig 1827." Aber mit der Zeit erhob sich dies Buch weit über seine erste Anlage. August Koberstein, geb. 1797 zu Rügenwalde in Pommern studierte Philologie auf der Universität Berlin und wurde dann 1820 Adjunkt und 1821 Professor an der Landesschule zu Pforta. Fast fünfzig Jahre wirkte er an dieser Anstalt als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur in segensreicher Weise, indem er namentlich auch die ältere deutsche Sprache und Literatur auf gründliche Art in den Bereich seines Unterrichts zog. Er starb am 8. März 1870 zu Kösen. Sein Hauptwerk, der eben genannte Grundriß, hatte bei seinem ersten Erscheinen nur 299 Seiten, in seiner vierten „durchgängig verbesserten und zum größten Theil völlig umgearbeiteten Ausgabe" (1847—66) aber ist er zu drei stattlichen Bänden von zusammen 3388 Seiten angewachsen. Bei weitem den meisten Raum nehmen die reichhaltigen Anmerkungen ein, die in ihren trefflich gewählten Belegstellen ein wahres Schatzhaus für die Geschichte der deutschen Literatur bilden. Aber auch die Sprache und insbesondre die Metrik zieht Koberstein in den Bereich seiner Darstellung. Koberstein war in jüngeren Jahren vorzüglich angeregt worden durch Ludwig Tieck's Schriften. Auch späterhin bewahrte er dem geistvollen Dichter, dessen fesselnde Persönlichkeit einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht hatte, ein liebevolles Andenken [1]). Doch ließ er sich dadurch in der

1) Vgl. Koberstein's Brief an Tieck vom 14. Nov. 1830 in: Briefe an Ludwig Tieck, her. von Holtei, Bd. II. Breslau 1864, S. 181 fg.

Folgezeit von einer strengen Beurtheilung der romantischen Schule nicht abhalten, während er andrerseits auch die bedeutenden Seiten der Romantiker eingehend würdigte.

Auf Koberstein's Grundriß folgte, der Zeit des Erscheinens nach, ein Werk, das es nicht auf ein Lehrbuch, sondern auf eine kunstgerechte Geschichte der deutschen Dichung abgesehen hatte und zu diesem Ziele einen in dieser Weise noch nicht versuchten Weg einschlug: Die „Geschichte der poetischen National Literatur der Deutschen von G. G. Gervinus." Georg Gottfried Gervinus, geb. am 20. Mai 1805 zu Darmstadt, besuchte das dortige Gymnasium, wurde dann zum Kaufmann bestimmt, verließ jedoch diese Laufbahn und bezog 1824 die Universität zu Gießen, Ostern 1825 die zu Heidelberg. Hier wurde er durch Friedr. Christoph Schlosser für die historischen Studien gewonnen. 1830 habilitierte er sich an der Universität Heidelberg, 1836 folgte er einem Ruf an die Universität Göttingen als Ordentlicher Professor der Geschichte und Literatur. Aber am 14. Dec. 1837 wurde er seiner Stelle entsetzt und des Landes verwiesen, weil er mit sechs seiner Collegen sich muthig und offen gegen den Verfassungsbruch des Königs Ernst August von Hannover erklärt hatte. Er lebte seitdem wieder in Heidelberg, wo er 1844 zum Honorarprofessor ernannt wurde. Nachdem er sich schon immer als Schriftsteller im liberalen und nationalen Sinn eifrig an der deutschen Politik betheiligt hatte, rief ihn das Jahr 1848 nach Frankfurt erst als Vertrauensmann der Hansestädte beim Bundestag, dann als Mitglied der Nationalversammlung. Aber schon im August 1848 trat er aus dieser aus, gieng im December desselben Jahres nach Italien und lebte dann wieder seinen schriftstellerischen Arbeiten in Heidelberg [1]).

Wir haben es zwar hier zunächst nur mit Gervinus umfassendem Werk über die poetische Nationalliteratur der Deutschen zu thun, dessen fünf Bände in den Jahren 1835 bis 42 erschienen, und dem er in der „vierten gänzlich umgearbeiteten Ausgabe" [2]) (1853) den Titel

---

1) Brockhaus, Real-Encykl. (11) VI, 913 fg. — 2) Ich bemerke, daß

gab: „Geschichte der deutschen Dichtung." Aber um dies Werk richtig zu würdigen, müssen wir einen Blick werfen auf dessen Stellung in Gervinus ganzer Thätigkeit. Das, was den Sinn dieses bedeutenden Mannes vor allem anzieht, ist der Staat. Dem öffentlichen Leben, der politischen Entwickelung der Völker ist sein Forschen und sein Darstellen in erster Linie gewidmet. Von der politischen Geschichte kommt er her, und zu dieser kehrt er nach Vollendung seiner großen literaturgeschichtlichen Arbeiten auch wieder zurück. Aber als ein hochgebildeter Mann und als ein Schüler und Verehrer Schlosser's weiß er den Werth, den die schöne Literatur sowohl an sich, als im Leben der Völker hat, wohl zu würdigen. Sein historischer Blick sagt ihm zugleich, daß die Entwickelung der deutschen Dichtung mit dem Höhepunkt, den sie auf der Scheide des 18. und 19. Jahrhunderts in Goethe und Schiller erreicht, einen gewissen Abschluß gefunden hat, und so wählt er sich die Geschichte dieser Dichtung als einen würdigen und in sich abgerundeten Gegenstand zu einer umfassenden und kunstgerechten historischen Darstellung. Die deutsche Dichtung ist ihm aber nichts Vereinzeltes, sondern sie ist nur ein Abschnitt der großen Gesammtentwickelung, welche das geistige Leben der Menschheit genommen hat. „Bei den Griechen allein, sagt er, war die Dichtung, wie alle Kunst, von keiner Religion, von keinem Stande und keiner Wissenschaft eingeengt, nur da konnte sie ihre edelsten Kräfte im vollsten Maße entwickeln, nur da Sitten, Glauben und Wissen gestalten und für alles echte Bestreben in der Kunst späterer Zeiten und Völker gesetzgebend werden. Dieser Höhepunkt war erreicht, als die homerischen Gedichte ihre letzte Gestaltung erhalten hatten und die früheren Tragiker in Athen die Reinheit der alten Kunst noch bewahrten. Als die Pythia den Euripides für weiser als den Sophokles erklärte, war die griechische Dichtung auf der gefährlichsten Spitze; von da an gewann der Gedanke an den Werken der Einbildungskraft einen stets überwiegenderen Einfluß, den die Einwir-

es nun bei den drei ersten Banden heißt: „gänzlich umgearbeitete", bei den beiden letzten aber „verbesserte Ausgabe."

kung der philosophischen Schulen und die Verpflanzung der schönen Literatur unter die praktischen und materiellen Römer nährte und steigerte. Dies geschah, als das Christenthum gepredigt ward, das dem Menschen eine neue innere Welt des Gemüthes erschloß. Das Mittelalter fiel dann in einen schneidenden Gegensatz gegen die Zeiten des Alterthums. Die reife und volle Bildung des Geistes gieng verloren; Gefühle, Einbildungskraft, Verstand erhielten eine getrennte, einseitige Pflege; dies führte in allen Zweigen der geistigen Thätigkeit, in Religion, in Wissenschaft und Staat zu den seltsamsten Verirrungen; die Aufgabe der neueren Zeit war dann, aus diesen Verirrungen zu einer gesunden und harmonischen Thätigkeit des Geistes und seiner einzelnen Kräfte zurückzuführen" [1].

„Es ist ein einziger großer Gang zu der Quelle der wahrhaften Dichtkunst zurück, auf dem alle Nationen von Europa die Deutschen begleiten, oft überholen, am Ende aber eine nach der andern zurückbleiben. Italiener, Spanier, Franzosen und Engländer blieben auf diesem Wege in verschiedener Weise bei der griechisch-römischen oder bei der alexandrinischen Bildung haften; die Deutschen allein setzten den steileren, aber belohnenderen Weg fort und gelangten zur schönsten Blütezeit griechischer Kunst und Weisheit zurück. Goethe und Schiller führten zu einem Kunstideal zurück, das seit den Griechen niemand mehr als geahnt hatte. Je weiter sie darin gediehen, desto unverholener ward bei zwar steigender Selbständigkeit ihre Bewunderung für die alte Kunst, bei steigendem Selbstgefühl in ihrer Umgebung, ihre ehrfürchtige Bescheidenheit den Alten gegenüber. Sie leiteten mit Bewußtsein auf die Vereinigung des Reichthums der Neueren an Gefühlen und Gedanken mit der Form der Alten, und dies eben war der Punkt, nach dessen Erreichung bei den Griechen die Kunst ausgeartet war" [2]. Dies ist die eine Gedankenreihe, die wir nicht aus dem Auge verlieren dürfen, wenn wir die Entwickelungen und Urtheile in Gervinus' Geschichte der deutschen Dichtung richtig verstehen wollen.

---

1) Gervinus, Gesch. der deutschen Dichtung (4) I, 9 fg. — 2) Ebend. S. 10.

Dazu aber müssen wir noch eine andere fügen. Im Anschluß an Aristoteles findet Gervinus in der Dichtkunst nur die Gattungen des Epos und des Dramas zu beachten. Die lyrische Poesie ist, wie die didaktische, nur eine „Nebengattung." „In der lyrischen Poesie muß jeder, der die Geschichte der Dichtung kennt, Rhapsodie und Romanze als die historischen Anfänge und Wurzeln von Epos und Drama ausscheiden. Dann bleibt nichts Wesentliches übrig als die musikalische Lyrik, die in allen einfachen ungekünstelten Zeiten mehr der Musik zugetheilt wird als der Poesie, weil jene die Hauptsache darin ist" [1]. Zu jenen beiden allein zu beachtenden Gattungen nun haben die Griechen im Epos, die Engländer im Drama das Höchste erreicht. „Homer hat im Gebiete der Dichtung die Rolle des prophetischen Offenbarers gespielt, und mit entschiednerer Wirksamkeit, als vielleicht irgend ein anderer Prophet im Gebiete der Religion. Wenn man auch seine Spuren aus Schwäche und Verkehrtheit vielfach verließ, so wagte man niemals sein geheiligtes Ansehn und die ewige Gültigkeit seiner Gesetze anzutasten oder zu bezweifeln" [2]. Und Shakespeare „sieht jeder, der ihn für sich, und neben ihm die Geschichte der Dichtung in ihrem ganzen Umfange kennt, im Mittelpunkte der neueren dramatischen Literatur auf der Stelle stehen, die Homer in der Geschichte der epischen Poesie einnimmt, als den offenbarenden Genius der Gattung, dessen Bahn und Weise nie ungestraft verlassen werden kann" [3]. Shakespeare's Verherrlichung hat deshalb auch Gervinus (1849) sein zweites literaturgeschichtliches Hauptwerk gewidmet.

So bietet das Höchste aller Zeiten, was auf dem Gebiet der Dichtung geschaffen worden ist, Gervinus den Maßstab zur Beurtheilung der einheimischen Erzeugnisse. Vor allen sind ihm die Griechen, wie uns ihr Verständnis durch Winckelmann und Goethe, durch F. A. Wolf u. W. von Humboldt aufgeschlossen worden ist, der Kanon der Kunst und Dichtung. Auf dieser Grundlage schil-

1) Gervinus, Grundzüge der Historik, Leipz. 1837, S. 56. — 2) Gervinus, Gesch. der deutschen Dichtung (4) I, 350. — 3) Gervinus, Shakespeare (2) I, S. 3.

dert er uns mit staunenswerther Belesenheit die Entwickelung der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis in den Anfang unseres Jahrhunderts.

So sehr sich übrigens Gervinus bestrebt, allen Erscheinungen historische Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so gelingen ihm doch natürlich die Partieen am besten, die seine ganze Sympathie für sich haben. Ich erinnere beispielsweise an so manche meisterhafte Schilderung aus der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. In manchen anderen Theilen, so bei der Literatur des 17. Jahrhunderts, weiß er aus einem weitschichtigen und wüsten Material lehrreiche Blicke in die Bildung des Zeitalters zu gewinnen. Sehr eigenthümlich ist sein Verhältnis zu unsrer mittelalterlichen Dichtung. Wir müssen uns hier vor allem erinnern, daß Gervinus (1835) einer der ersten war, die eine wissenschaftliche Darstellung unsrer alten Dichtung unternommen haben, und daß er an diese Darstellung nicht von Seite germanischer Sprachstudien, sondern versunken in die Welt der alten Griechen herankam. Wir werden es dann höchst anerkennenswerth finden, daß sein historischer Sinn sich den Denkmalen unsrer alten Literatur so weit zu nähern gewußt hat, wie wir es in seinem Werke sehen. Auch läßt ihn sein an den Griechen gebildetes Urtheil das Bedeutende und Gesunde sicher herausfinden, wie dies namentlich seine Hervorhebung Walther's und der Nibelungen zeigt. Andrerseits aber gelingt es ihm nicht, sich in die Art und Weise unsrer deutschen Dichtung völlig zu versetzen und sie von innen heraus in ihrer eignen Kraft und Schönheit zu erfassen. Statt sie zu nehmen, wie sie ist, läßt er sich über all zu sehr von dem Streben beherrschen, nachzuweisen, daß unsre alte Poesie doch bei weitem nicht zu der Vollendung gelangt ist, wie die der Griechen. Daran zweifelt aber ohnehin kein Mann von Einsicht; nur daß er das, was Gervinus hier unsrer altdeutschen Poesie gegenüber so scharf betont, auf die Dichtung aller Völker und Zeiten anwenden wird. Denn wo findet sich denn überhaupt eine Dichtung, die sich an innerer Harmonie und Vollendung mit der griechischen messen könnte?

Auch bei seiner Geschichte der deutschen Dichtung stand Gervi-

uns ein politisches Ziel vor Augen. „Unsere Dichtung, sagt er, hat ihre Zeit gehabt: und wenn nicht das deutsche Leben still stehen soll, so müssen wir die Talente, die nun kein Ziel haben, auf die wirkliche Welt und den Staat locken, wo in neue Materie neuer Geist zu gießen ist. Ich, so viel an meinen kleinen Kräften gelegen ist, ich folge dieser Mahnung der Zeit. Von mir wird man es nach diesem Werke glauben, daß Sinn und Liebe für Kunst und Dichtung mit meiner ganzen Existenz verwachsen ist, und ich werde es wohl, ohne der Prosa beschuldigt zu werden, sagen dürfen, daß uns die inneren Nöthigungen unserer Zustände anrathen, uns fürderhin mit dem Genusse unserer alten Poesien zu begnügen, die ermattete Produktionskraft auf einen anderen Boden zu verpflanzen, wo sie neue Nahrung findet, und wenn wir das Alterworbene in der Literatur nicht mit dem Neuzuerwerbenden im Staate zugleich verbinden können, lieber jenes aufzugeben, als dieses“ [1]). Aus diesen Worten der im Jahr 1840 geschriebenen Widmung an Dahlmann tritt uns der tüchtige Mann und der eifrige Politiker entgegen. Zugleich aber zeigen sie uns die schwächere Seite des ganzen Werks, das die Poesie viel zu sehr als eine Angelegenheit des staatlichen Lebens und viel zu wenig als ein Bedürfnis des inneren Menschen behandelt. Hiemit aber steht ein anderer Umstand in naher Beziehung. Wir wollen es durchaus nicht tadeln, daß Gervinus die Poesie, wie die Musik und alle Künste auf die Wirkung hin prüft, die sie auf das Staatsleben haben. Wir freuen uns vielmehr des männlichen Tons, in welchem er dies in seinem Shakespeare und in seiner Geschichte der deutschen Dichtung thut. Aber das Band, das den Staat mit der Poesie verknüpft, ist die Volksthümlichkeit, wie sie sich in der ganzen geistigen Anlage des Volkes und vor allem in seiner Sprache ausprägt. Dieser Angelpunkt der ganzen Frage tritt bei Gervinus viel zu sehr in den Hintergrund. — Ich bin bei dem Werk von Gervinus, seiner hervorragenden Bedeutung entsprechend, länger

1) Gervinus, Neuere Geschichte der poetischen National-Lit. der Deutschen, I, Leipz. 1840, S. VII.

verweilt. Eben dieser Bedeutung wegen habe ich nicht unterlassen, meine abweichende Ueberzeugung unumwunden auszusprechen. Aber ich bin weit entfernt, den hohen Werth dieses in sich geschlossenen und nach den verschiedensten Seiten hin fruchtbar anregenden Werkes zu verkennen.

Man kann sich kaum einen größeren Gegensatz denken, als den zwischen Gervinus' eben besprochenem Werk und Vilmar's Geschichte der deutschen National-Literatur. Dort eine Strenge der Kritik, die uns öfters verletzt; hier eine kindlich gläubige Aufnahme des dargebotenen Schönen, die uns hin und wieder das richtige Maß der Beurtheilung vermissen läßt. August Friedrich Christian Vilmar, geb. 1800 zu Solz in Kurhessen, studierte Theologie zu Marburg und wurde nach mannigfachen anderen Verwendungen 1833 Director des dortigen Gymnasiums. 1850 wurde er als Consistorialrath nach Kassel berufen, kehrte aber 1855 als ordentlicher Professor der Theologie nach Marburg zurück [1]) und starb daselbst im J. 1868. Mit Vilmar's politischen und kirchlichen Händeln haben wir hier nichts zu thun. Wer sie kennt, der wird sich um so mehr über den unbefangenen und für alles Schöne empfänglichen Sinn freuen, der in Vilmar's Geschichte der deutschen Nationalliteratur herrscht. Entstanden aus Vorlesungen, die der Verfasser im Winter 1843/44 vor einem größeren Kreise in Marburg hielt, verbindet dies (1845 zuerst erschienene) [2]) Buch gründliche Sachkenntnis mit einer höchst anmuthigen Darstellung und hat nicht wenig dazu beigetragen, die Theilnahme an unsrer alten Dichtung zu verbreiten.

In demselben Jahrzehnd, wie Vilmar, begann (1848) W. Wackernagel seine gediegene Geschichte der deutschen Literatur, von der wir schon in einem früheren Abschnitt gesprochen haben und von der wir hier nur hervorheben wollen, daß sie in meisterhafter Weise die fortlaufende Erzählung mit den Erfordernissen des Lehrbuchs zu vereinigen weiß und nicht bloß die Poesie, sondern

---

1) Brockhaus, Real-Encykl. (11) XV, 132 fg. — 2) Zwölfte Auflage 1868.

auch die Prosa mit der gründlichsten Kenntnis sowohl der Sprache, als der Literatur eingehend behandelt. — Das folgende Jahrzehnd brachte uns (1856 fg.) Karl Goedeke's „Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen". Karl Goedeke, geb. zu Celle 1814, studierte in Göttingen Philologie in jener Zeit, in welcher dort die Brüder Grimm im Verein mit Benecke, Otfried Müller, Ewald, Dahlmann und Gervinus die philologischen und historischen Studien vertraten. Er lebte dann in Celle, Hannover und seit 1859 in Göttingen [1]. Nachdem er einzelne Theile der deutschen Literatur, — Deutschlands Dichter von 1813 bis 1843 (1844), Elf Bücher deutscher Dichtung von Sebastian Brant bis auf die Gegenwart (1849), deutsche Dichtung im Mittelalter (1854) —, bearbeitet hatte, ließ er (seit 1856) seinen Grundriß folgen. Die Aufgabe, die er sich hier stellt, bezeichnet er als „wesentlich dieselbe, die Koch [2] sich gestellt und für seine Zeit in ausgezeichneter Weise gelöst hatte" [3], und, fügen wir hinzu, es ist Goedeke gelungen, diese Aufgabe in noch vorzüglicherer Weise für unsre Zeit zu lösen, als sie Koch für die seinige gelöst hatte. Die Anordnung gewährt einen sicheren Ueberblick, die gedrungenen Paragraphen fassen alles Hauptsächliche klar zusammen, und die überaus reichhaltigen literarischen Nachweisungen machen das Buch jedem, der sich mit dem Studium der deutschen Literatur beschäftigt, geradezu unentbehrlich. In der Beurtheilung der einzelnen Literaturperioden geht der Verfasser selbständig seinen eigenthümlichen Weg. Er sieht die deutsche Literatur fortwährend von fremden Einflüssen irregeleitet. „Der Kampf mit diesen fremden Elementen macht das bewegende Leben in der Literatur aus." Nur einmal ist es gelungen, das fremde Element sich völlig anzueignen, im Zeitalter der Reformation. „Auch die Reformationszeit stand unter dem Einflusse fremder Bildung, aber sie wußte sich derselben wie ureigner zu bemächtigen. Sie gewährt durch die über das ganze Volk verbreitete dichterische Thätigkeit, die durchgängig einen einheitlichen Charakter aufweist, zum ersten und letzten Male das Bild einer volksmäßigen Dich-

1) Brockhaus, Real-Encykl. (11). — 2) 1790—98. S. o. S. 288. — 3) Goedeke, Grundriß Vorw. S. VII.

tung, die nur weil äußere geschichtliche Hemmungen eintraten, sich nicht zur Vollendung durcharbeiten konnte." Die Geschichte der „kirchlichen Volksdichtung" „von der Reformation bis zum dreißigjährigen Kriege" bildet deshalb auch den reichhaltigsten Abschnitt des ganzen Werks. Doch ist den übrigen Theilen dieselbe gewissenhafte Sorgfalt zugewendet, und namentlich bietet die Darstellung Goethe's und Schiller's eine musterhafte Verbindung literaturgeschichtlicher Schilderung und bibliographischer Sorgfalt. —

Einen anderen Weg, als die bisher Besprochenen, schlug Heinrich Kurz (geb. von deutschen Eltern zu Paris 1805, seit 1839 Professor an der Kantonsschule zu Aarau)[1] ein, um das „größere Publicum" mit der Geschichte der deutschen Literatur bekannt zu machen. Er fügte nämlich in seine Darstellung umfangreiche Proben der geschilderten Schriftsteller ein, so daß seine „Geschichte der deutschen Literatur" (1851 fg.)[2] zugleich eine reichhaltige Auswahl aus den Erzeugnissen der Literatur bietet. Mit umfassender Literaturkenntnis verbindet Kurz gesundes Urtheil und eine anziehende und lebendige Darstellung. Sein politischer Standpunkt ist der demokratische. Unter den übrigen Geschichten der deutschen Literatur erwähnen wir noch das „Handbuch der deutschen Literaturgeschichte" von Ludwig Ettmüller (1847), das auch die angelsächsischen, altskandinavischen und mittelniederländischen Schriftwerke umfaßt; die „Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen" von Karl Leo Cholevius, Oberlehrer am Kneiphöfischen Stadtgymnasium in Königsberg (1854); und die Schriften von Joseph von Eichendorff (1856)[3] und von Wilhelm Lindemann (1865)[4], welche die Geschichte der deutschen Literatur aus dem katholischen Gesichtspunkt darstellen[5].

---

1) Brockhaus, Real-Encykl. (11) IX, 137. — 2) Fünfte Aufl. 1869. — 3) Zweite Aufl. 1861. — 4) Zweite Aufl. 1869. — 5) Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die große Menge der bald kürzeren, bald ausführlicheren Geschichten der deutschen Literatur zu verzeichnen. Wir nennen nur noch die Schriften von J. W. Schäfer, K. F. Rinne, O. Roquette, G. H. F. und Ferd. Scholl, W. Buchner, W. Pütz, Werner Hahn, O. Lange, K. G. Helbig, Ferd. Seinecke, H. Kluge.

Dürften wir auch solche Werke in unseren Bereich ziehen, in denen die Geschichte der deutschen Literatur nur einen Theil eines größeren Ganzen bildet, so müßten wir hier noch die Schriften von Rosenkranz, Grässe, Johannes Scherr und Anderen besprechen. Aber wir dürften dann auch die Werke nicht ausschließen, in denen die Darstellung der Literatur in die politische Geschichte verflochten wird, wie in F. Chr. Schlosser's epochemachenden Schriften, und ebenso wenig die, welche in systematischer Form das Wesen der deutschen Poesie zu ergründen suchen, wie dies Solger, Hegel, Vischer, Carriere und Andere in ihren Darstellungen der Aesthetik thun, und dies würde uns weit über die uns gesteckten Gränzen hinausführen.

Gehen wir nun über zu den Schriften, die sich mit einzelnen Theilen der deutschen Literaturgeschichte befassen. Es kann da natürlich nicht unsere Aufgabe sein, ein vollständiges Verzeichnis all der zahllosen größeren und kleineren Arbeiten zu liefern, die sich mit literaturgeschichtlichen Fragen beschäftigen. Worauf es uns ankommt, wird vielmehr nur sein, einen Einblick in die umfassende und weitverzweigte Thätigkeit zu geben, die auf diesem Gebiete herrscht. Beginnen wir mit den Arbeiten, die sich auf die älteren Perioden unserer Literatur beziehen, so haben wir vor allem auf das zurückzuverweisen, was wir in frühern Abschnitten bereits erwähnt haben. Ein großer Theil der Arbeiten der Brüder Grimm und ihrer Genossen gehört ja der Erforschung unsrer alten Literatur an, und insbesondere sind hier noch einmal die Schriften Ludwig Uhland's hervorzuheben. Anderes wieder behalten wir dem folgenden Kapitel vor, worin wir einen Ueberblick über die neuere Entwickelung der germanischen Philologie geben werden. Wir begnügen uns deshalb, an dieser Stelle dem anderwärts Gesagten nur noch Folgendes hinzuzufügen. In die ältesten Zustände unserer Poesie sucht K. Müllenhoff in seiner Abhandlung de antiquissima Germanorum poesi chorica (1847) einzudringen. Ueber den Ursprung der deutschen Literatur handelte (1864) W. Scherer. Derselbe gab einen gründlichen Beitrag zur Geschichte der althochdeutschen Literatur in seinem „Leben Willirams" (1866). Die

„Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter" hatte schon 1830 vom Standpunkt der Hegel'schen Philosophie K. Rosenkranz geschrieben.

Die Einzelforschungen zur Geschichte unserer mittelalterlichen Poesie können wir eintheilen nach den Gebieten der Epik, der Lyrik und des Dramas. Die Erforschung unsrer einheimischen Heldendichtung behalten wir dem nächsten Kapitel vor. Zur übrigen erzählenden Poesie erwähnen wir A. F. C. Vilmar's Schrift über die Weltchronik des Rudolf von Ems (1839), Franz Pfeiffer's Nachweis über die romanische Quelle von Lamprecht's Alexander (1856) und Jul. Zacher's Untersuchungen über die Alexandersage (1859 fg.), dann K. Bartsch's Untersuchungen über Karlmeinet (1861), Albrecht von Halberstadt (1861) und Herzog Ernst (1869), endlich A. Schulz' (San Marte's) mannigfache Bemühungen um Wolfram von Eschenbach (1836 fg.). — Für die Lyrik ist hervorzuheben Ferdinand Wolf's gründliches Werk über die Lais, Sequenzen und Leiche (1841), dann Franz Pfeiffer's eindringende Untersuchungen über Walther und Freidank (1855). Außerdem führen wir beispielsweise noch an die Arbeiten von Max Rieger (1863), R. Menzel (1865) und K. Lucae (1867) über Walther von der Vogelweide, die von R. v. Liliencron über Neidhart (1848), die von K. Meyer über Reinmar von Zweter (1866), und die von W. Scherer über Spervogel (1870). — Ueber das Drama des Mittelalters und das sich daran anschließende Volksschauspiel der neueren Zeit schrieben Gust. Freytag, Adolf Pichler, K. Hase, Em. Weller, H. Holland, H. Reidt. — Wir haben nun noch einige Schriften anzuführen, die sich nicht mit bestimmten Gattungen der Poesie, sondern mit dem Antheil einzelner Landschaften an der altdeutschen Poesie beschäftigen. So der Vortrag K. Weinhold's über den Antheil Steiermarks an der deutschen Dichtkunst des 13. Jahrhunderts (1860), die Arbeiten von Ignaz Zingerle über Tirol, und die Geschichte der altdeutschen Dichtkunst in Bayern von H. Holland (1862)[1]. Schließlich nennen wir hier

1) Dahin gehört auch das begonnene Werk von Jos. G. Toscano del

noch ein Werk, das ohne die Poesie zum Gegenstand zu haben, doch tiefe Blicke in das Wesen und die Entwickelung der altdeutschen Dichtung thun läßt, nämlich K. Weinhold's schönes Buch über die deutschen Frauen im Mittelalter (1851).

Die Geschichte der ganzen neuhochdeutschen Literatur, vom Ausgang des 15. oder vom Beginn des 16. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, ist fast nur in der Geschichte der gesammten deutschen Literatur behandelt worden. Einen gründlichen Anfang zu einer solchen Arbeit bilden die allgemeinen Einleitungen und die biographischen Mittheilungen in K. Goedeke's schon erwähnten „Elf Büchern deutscher Dichtung" (1849)[1]. Von Martin Opitz an stellt O. F. Gruppe (geb. zu Danzig 1804, seit 1825 in Berlin) die Geschichte der deutschen Poesie in „Leben und Werke deutscher Dichter"[2] (1864 fg.) mit vielseitig gebildetem Geschmack dar. Insbesondere richtet er sein Augenmerk auf die durch Opitz neu begründete Form der deutschen Poesie und die spätere Erfüllung dieser Form mit einem echt poetischen Inhalt.

So Wenige bis jetzt die Geschichte der ganzen neuhochdeutschen Literatur oder auch nur die der Poesie der letzten drei Jahrhunderte zum Gegenstand besonderer Werke gemacht haben, so zahlreich sind die Darstellungen der deutschen Literatur des 18. u. 19. Jahrhunderts. Diese allerdings sehr lockende Periode unserer Literaturgeschichte ist in den mannigfaltigsten Beziehungen und von den verschiedensten Standpunkten aus bearbeitet worden. Aber eben weil sich hier Gegenstand und Verfasser so nahe berühren, daß sich's oft weniger um Forschung, als um Ansichten und Standpunkte handelt, gehören diese Arbeiten häufig mehr der Geschichte der Literatur und unserer politischen Entwickelung, als der Geschichte der wissenschaftlichen Forschung an. Jedenfalls lassen sich die Schriften

Banner über Oestreich (1849) und der Anfang von A. Kahlert's Schrift über Schlesien's Antheil an der deutschen Poesie (1835). — 1) Einzelne Gattungen hat in einer Auswahl mit biographisch-literarischen Notizen bearbeitet Ignaz Hub. So „die deutsche komische und humoristische Dichtung seit Beginn des XVI. Jhs." (1855) u. A. — 2) Bd. I—IV. München 1864—1868.

dieser Art nur dann richtig würdigen, wenn man zugleich die Wandlungen unsrer politischen Verhältnisse eingehend schildern kann. So lockend nun eine solche Aufgabe sein würde, so müssen wir ihr doch an dieser Stelle entsagen und uns begnügen, die wichtigsten hieher gehörigen Erscheinungen mit wenigen Worten vorzuführen. Gleich am Eingang steht Wolfgang Menzel's (geb. 1798 zu Waldenburg in Schlesien, seit 1825 als Schriftsteller in Stuttgart lebend) viel besprochene „Deutsche Literatur" (1827, zweite vermehrte Auflage 1836), die man ebenso, wie seine später (1858—59) erschienene „Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit", und alle Schriften Menzel's nicht als wissenschaftliche Leistungen, sondern als Ergüsse einer rastlosen politisch-patriotischen Agitation betrachten muß. — Wir überlassen auch die literaturgeschichtlichen Bestrebungen Heine's, Laube's, Gutzkow's, Theod. Mundt's, Herm. Marggraff's u. s. w. und ebenso die Ruge's und Echtermeyer's der politischen und literarischen Geschichte jener Tage und wenden uns sogleich zu einem Werke, das die Geschichte der neueren deutschen Literatur in wissenschaftlichem Zusammenhang darstellt: Julian Schmidt's Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod. Julian Schmidt, geb. 1818 zu Marienwerder, studierte 1836—40 auf der Universität Königsberg Philologie und Geschichte. Nachdem er seit 1842 als Lehrer an der Luisenstädtischen Realschule in Berlin gewirkt hatte, übersiedelte er 1847 nach Leipzig als Mitherausgeber der „Grenzboten", deren Eigenthum er 1848 gemeinsam mit seinem Freund Gustav Freytag erwarb. 1861 kehrte er wieder nach Berlin zurück [1]). — Will man die Leistungen Julian Schmidt's richtig beurtheilen, so muß man vor allem die verschiedenen Zeiten dieses redlich fortarbeitenden Schriftstellers gehörig unterscheiden. So hat er sein erstes größeres Werk: Geschichte der Romantik im Zeitalter der Reformation und Revolution (1850), später selbst preisgegeben [2]). Aber auch sein Hauptwerk ist erst

---

1) Brockhaus, Real-Encykl. (11) XIII, 298 fg. — 2) S. den Brief an Freytag vom 31. Oct. 1855 in der Vorr. zum 3. Bd. der Geschichte der deutschen Lit. im neunzehnten Jahrh. (1855) S. XI.

allmählich das geworden, als was es uns jetzt vorliegt. Aus einer Reihe kritischer Artikel, die er in den Grenzboten veröffentlicht hatte, bildete der Verfasser seine „Geschichte der deutschen Literatur im neunzehnten Jahrhundert" (2 Bände 1853). Schon die zweite Auflage (3 Bände 1855) durfte sich eine „durchaus umgearbeitete" nennen. Später griff dann der Verfasser bis auf das Jahr 1781 zurück und gab der vierten Auflage den Titel: Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod. Auch die fünfte Auflage (1866. 67) war wieder eine „durchweg umgearbeitete." So hatte sich das Buch immer weiter von seinem journalistischen Ursprung entfernt und zu einem historischen Werk umgestaltet [1]). Der Verfasser befolgt hier die streng chronologische Methode, und wenn auch die mehr gruppierende, wie wir sie in den meisten Geschichten der Literatur finden, ohne Zweifel ihr gutes Recht hat, so wird man doch dem Verfasser zugestehn, daß es ihm gelungen ist, durch bündige Schilderung der gleichzeitig auftretenden Erscheinungen und geschickte Benutzung der zahlreichen Briefwechsel und biographischen Mittheilungen eine anschauliche Darstellung der leise fortrückenden geistigen Zustände zu geben. Jahresring um Jahresring sehen wir den Baum der deutschen Literatur vor unseren Augen wachsen. Die wesentlichste Anregung hat Julian Schmidt von Gervinus erhalten. Aber bei aller Verwandtschaft der Ansichten geht er doch seinen selbständig eigenthümlichen Weg. Er beschränkt sich nicht auf die Dichtung, sondern er zieht auch die Geschichte der Speculation und der gesammten Wissenschaft, insofern sie in das Leben der Nation eingreift, in seinen Bereich. An dem Gang der Literatur zeigt er, wie die Dichtung in Goethe's und Schiller's Blütezeit an der Spitze des deutschen Lebens stand, wie sie aber seitdem anderen Bestrebungen, vor allem den politischen den ersten Platz hat räumen müssen, so daß sie jetzt nicht mehr im Vordergrund unsrer

---

1) Ich brauche wohl nicht erst zu bemerken, daß in dem Journalistischen des Journalisten an sich kein Tadel liegt, so wenig als in dem Rednerischen des Redners. Aber ein historisches Werk hat sich von Beidem zu unterscheiden.

Interessen steht. Als politisches Ziel erscheint ihm die Einigung Deutschlands durch Preußen. Wäre hier der Ort, so würden wir allerdings gegen manche Seiten des geistvollen Werks unsre Einwendungen machen. Aber dies sollte uns nicht hindern, uns der sittlichen Tüchtigkeit zu freuen, die das ganze Werk durchdringt. In einer späteren Arbeit (1860 – 64) hat dann Schmidt auch die Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis auf Lessing's Tod dargestellt, und in seinen „Bildern aus dem geistigen Leben unserer Zeit“ (1870) gibt er in einzelnen Zügen fortsetzende Ergänzungen zu seinem Hauptwerk.

Unter den übrigen Bearbeitungen der neueren deutschen Literaturgeschichte führen wir an das Werk von Joseph Hillebrand: „Die deutsche Nationalliteratur seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, besonders seit Lessing, bis auf die Gegenwart, historisch und ästhetisch-kritisch dargestellt“ (3 Bde, 1850. 51)[1]. Dann die sehr sorgfältige „Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstock's erstem Auftreten bis zu Goethe's Tode“ (1856 fg.) von Joh. Wilhelm Loebell, vor deren Vollendung der Verfasser leider (1863) durch den Tod abgerufen wurde[2]. Im Anschluß an die englische und französische Literatur behandelt Hermann Hettner die „Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert“ (1862 fg.) auf der Grundlage umfassender Studien und mit fein gebildetem Urtheil als Ausdruck des sich frei machenden Geistes. Das „goldne Alter der deutschen Poesie“ schildert (1861) in einem originellen Buch Moriz Rapp. — „Im vollkommensten Widerspruch“ gegen die Ansicht von Gervinus, „unsere deutsche Nationalliteratur sei im Verfall begriffen oder habe mit Schiller, Goethe und den Klassikern den geistigen Boden so erschöpft, daß er, um sich zu erholen, einige Zeit brach liegen müsse“, sucht Rudolf Gottschall's Buch: „Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhun-

1) Zweite verb. und mehrfach umgearb. Ausg. 1850. 51. — 2) Der dritte (letzte) Band, nach Löbell's Tod durch A. Koberstein herausgegeben, umfaßt Lessing.

derts" (1855) [1]), den Werth und die Wichtigkeit der „Modernen" (seit 1830) darzuthun. Die deutsche Literatur der Gegenwart begleitet Rob. Prutz mit orientierenden geschichtlichen Darstellungen. (1847. 1859). — Vom religiös-ethischen Gesichtspunkt behandelt Heinrich Gelzer die deutsche poetische Literatur seit Klopstock und Lessing (1841) [2]), und K. Barthel (1850) „die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit", d. h. seit 1813 [3]).

Die Schriften über einzelne Theile der neuhochdeutschen Literatur bilden bereits eine stattliche Bibliothek. Es kann natürlich hier nicht unsre Aufgabe sein, die Tausende von größeren und kleineren dahin gehörenden Schriften zu registrieren. Wir müssen vielmehr deren Verzeichnung den bibliographischen Werken über die Geschichte der deutschen Literatur überlassen [4]). Uns liegt nur ob, einen Ueberblick über diese ganze so umfangreiche und so bedeutende Thätigkeit zu geben. Obwohl natürlich hier, wie überall, auch Spreu unter den Waizen gemischt ist, so kann man doch auch auf diesem Gebiet mit Genugthuung wahrnehmen, welche Früchte für die gründliche Erkenntniß eine vernünftige Theilung der Arbeit trägt. Die einzelnen Forscher haben sich ihr Arbeitsfeld auf die verschiedenste Weise abgegränzt. Bald sind es gewisse Zeiten der Literatur, die eine gesonderte Behandlung erfahren; bald beschränkt sich die Untersuchung auf eine bestimmte Landschaft; am häufigsten aber sind es einzelne hervorragende Gestalten der Literatur, denen sich die Forschung und Darstellung zuwendet. In der ersten Beziehung erinnern wir an die schon besprochenen ausgezeichneten Arbeiten Uhland's über das Volkslied. Für das deutsche Kirchenlied des 16. Jahrhunderts lieferte Philipp Wackernagel (1855) eine musterhafte Bibliographie [5]), und Eduard Emil Koch verfaßte (1847) eine in ihren verschiedenen Auflagen sich fortschreitend erweiternde und verbessernde Geschichte des Kirchenlieds und Kirchenge-

---

1) Zweite Aufl. 1861. — 2) Zweite umgearb. Aufl. 1847 fg. — 3) Achte Aufl. 1870. — 4) Insbesondere ist hier auf die bibliographischen Abschnitte in Goedeke's Grundriß zu verweisen. — 5) Die Herausgabe neuhochdeutscher Texte besprechen wir in einem späteren Abschnitt.

sangs [1]). Obwohl vorzugsweise auf die Musik gerichtet, müssen hier auch die grundlegenden Arbeiten Karl von Winterfeld's (1843 fg.) erwähnt werden [2]). Um die Bibliographie der älteren neuhochdeutschen Literatur machte sich Emil Weller verdient.

Die dramatische Poesie gehört vorzugsweise der neuhochdeutschen Zeit an, obwohl sie mit ihren Anfängen in das Mittelalter zurückreicht. Das wichtigste für diesen Zweig der Literatur hat man in den Werken über die Geschichte unsrer gesammten Dichtung zu suchen. So namentlich bei Gervinus und Goedeke. Von Einzelnschriften nenne ich noch die Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters von Rob. Prutz (1847), die Geschichte der deutschen Schauspielkunst von Ed. Devrient (1848 fg.), und die Schriften von Jos. von Eichendorff, Jos. Bayer u. A. über die Geschichte des deutschen Dramas [3]).

Einen sehr einflußreichen Zweig der neuhochdeutschen Literatur bilden die Zeitschriften. Eine leider nicht zu Ende geführte Geschichte des deutschen Journalismus begann (1845) Rob. Prutz. Ueber die Göttinger gelehrten Anzeigen während einer hundertjährigen Wirksamkeit schrieb (1844) Alb. Oppermann; über Nicolai's Allgemeine deutsche Bibliothek gab Gustav Parthey (1842) wichtige Aufschlüsse.

Aus dem 17. Jahrhundert wählte sich O. Schulz die Sprachgesellschaften (1824), F. W. Barthold (1848) und G. Krause (1855) die fruchtbringende Gesellschaft, Julius Tittmann die Nürnberger Dichterschule (1847), L. Cholevius „die bedeutendsten deutschen Romane des siebzehnten Jahrhunderts" zum Gegenstand einer besondern Darstellung. — Für das 18. Jahrhundert heben wir hervor die Geschichte des Göttinger Dichterbunds von Rob. Prutz

1) Dritte Aufl. 1866 fg. — 2) Ohne uns tiefer auf die Geschichte der Musik einzulassen, erwähnen wir hier nur noch die Arbeiten Gottl. von Tucher's über den kirchlichen Gesang. — 3) Die Geschichte der einzelnen Theater müssen wir hier übergehen und führen nur beispielsweise an die Schriften von J. Val. Teichmann über das Theater in Berlin (1863), von K. Duncker über Iffland (1859), H. Laube über das Burgtheater in Wien (1868), und von E. Pasqué über Goethe's Theaterleitung in Weimar (1863).

(1841), J. C. Mörikofer's Schweizerische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts (1861), Braunschweigs schöne Literatur in den J. 1745—1800 von K. G. W. Schiller (1845), „Weimars Musenhof in den J. 1772 bis 1807" von W. Wachsmuth (1844), und Herm. Hettner, die romantische Schule in ihrem inneren Zusammenhange mit Goethe und Schiller (1850).

Wenn wir die Schriften, die sich die Darstellung einzelner bedeutender Dichter oder Prosaiker zur Aufgabe machen, mit dem Reformationszeitalter beginnen, so müssen wir zuvörderst von den Lebensbeschreibern Luther's absehen, da diese weniger der Literaturgeschichte, als der Geschichte der Kirche und des Staats angehören, und ähnlich verhält es sich mit den Biographen Hutten's. Hans Sachs hat bis jetzt noch keine ausführliche und umfassende Darstellung gefunden [1]). Ueber Fischart fügen wir dem schon erwähnten Buch W. Wackernagel's (1870) hinzu A. F. C. Vilmar's Artikel „Fischart" in Ersch's und Gruber's Encyklopädie [2]) (1850). Auch von den übrigen deutschen Schriftstellern des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts fanden bereits nicht wenige ihre besondere Darstellung. So schrieb K. Goedeke über Burkhard Waldis (1852), K. Grüneisen über Nikl. Manuel (1837), Dav. F. Strauß über Nikod. Frischlin (1856) [3]). — Noch zahlreicher sind die Biographieen deutscher Schriftsteller aus dem 17. und beginnenden 18. Jahrhundert. Wir führen beispielsweise die Arbeiten über Opitz von Hoffmann von Fallersleben, von Fr. Strehlke (1856), K. Weinhold (1862) und Herm. Palm (1862), die über Fleming

---

1) Die für ihre Zeit verdienstliche „Lebensbeschreibung Hans Sachsens" (1765) von Salomon Ranisch genügt natürlich den jetzigen Anforderungen nicht mehr. Unter den neueren Arbeiten über Hans Sachs erwähnen wir die Schrift von J. L. Hoffmann (Nürnberg 1847), die Bibliographie von Emil Weller (1868) und F. G. W. Hertel's Mittheilung über die in Zwickau aufgefundenen Handschriften des Hans Sachs (1854). — 2) I, 51, S. 16[illegible]—191. — 3) Wir fügen noch hinzu die Arbeiten von K. G. Helbig (1847 fg.) und von K. Passow (1852) über Ayrer, von O. Taubert über Paul Schede (1859. 1861), von W. Thilo über L. Helmbold (1851).

von Gust. Schwab (1820), Varnhagen (1826) und J. M. Lappenberg (1853. 1865), über Paul Gerhardt von E. C. G. Langbecker (1841), über Leibniz von G. E. Guhrauer (1846) und über Abraham a Sancta Clara von Th. von Karajan (1867) an [1]).

Die weit überwiegende Thätigkeit aber wandte sich der großen Zeit unsrer neueren Literatur seit der Mitte des 18. Jahrhunderts zu. Schon die schwächeren Vorboten derselben fanden eine eingehende Bearbeitung. So insbesondere Gottsched durch Th. W. Danzel (1848) [2]). Das hauptsächlichste Interesse aber vereinigte sich, wie billig, auf unsre drei größten Klassiker: Lessing, Goethe und Schiller. Ueber Lessing's Leben und Werke begann (1850) Theodor Wilh. Danzel (geb. 1818 zu Hamburg, 1845 Privatdocent an der Universität Leipzig, gest. daselbst 1850) [3]) ein gründliches Werk, das nach seinem frühzeitigen Tode Gottschalk Eduard Guhrauer (geb. 1809 zu Bojanowo im Posenschen, 1843 Prof. an der Universität Breslau, gest. daselbst 1854) [3]) mit ähnlicher Sorgfalt vollendete (1853. 54). Zu einer geschickten Tendenzschrift verarbeitete (1859) Adolf Stahr Lessing's Leben. Eine besondere kleine, zum Theil sehr werthvolle Literatur, wie wir hier nur andeuten dürfen, sammelte sich um Lessing's Nathan und um seine philosophischen und theologischen Schriften. Wir nennen unter den Schriften über den Nathan nur die von W. Wackernagel

1) Um einen Begriff zu geben von dem Reichthum dieser Literatur, wollen wir in der Anmerkung noch einiges Weitere zusammenstellen. Ueber Joh. Schefler schrieben A. Kahlert (1853) und Franz Kern (1866), über Weckherlin C. Höpfner (1865). Balthasar Schuppius fand seine Lebensbeschreiber in Alex. Vial (1857) und C. W. Grebe (1860). Ueber Andr. Gryphius handelten Jul. Herrmann (1851) und Onno Klopp (1852); über Lohenstein W. Passow (1852); über Christian Weise Herm. Palm (1854) und C. W. Hornemann (1853); über Günther Hoffmann von Fallersleben (1832) und O. Roquette (1860); über Liscow Schmidt von Lübeck (1827), K. Gust. Helbig (1844), G. C. F. Lisch (1845) und J. Classen (1846). — 2) Früher schon (1833) Gellert durch H. Döring, der außerdem eine große Menge von Biographieen unsrer Klassiker verfaßte. — 3) S. die betreffenden Artikel in Brockhaus Real-Encykl. (11).

(1855), David Strauß (1864) und Kuno Fischer (1864), über Lessing's philosophische Ansichten die von Heinr. Ritter (1847) und Robert Zimmermann (1855), über Lessing's theologische Bestrebungen die von K. Schwarz (1854), G. R. Röpe (1860) und Aug. Boden (1862), endlich über Lessing in alle den angegebenen Beziehungen die von C. Hebler (1862). — Durch das Meisterwerk seiner Selbstbiographie (1811 fg.) hatte Goethe seinen Lebensbeschreibern die Arbeit ebenso sehr erschwert, als erleichtert. An eine vollständige Biographie des großen Dichters und Forschers haben sich gewagt H. Döring (1833. 1840–41) J. W. Schäfer (1851), H. Viehoff (1847—53)[1]) und Ernst Julius Saupe, der (1854) „Goethe's Leben und Werke in chronologischen Tafeln" darstellte[2]). Weit größer aber ist die Zahl derer, die einzelne Seiten von Goethe's Leben und Thätigkeit geschildert haben. Die vollständige Aufzählung dieser Schriften, wie auch die der vielen über einzelne Goethesche Dichtungen, namentlich über den Faust erschienenen, müssen wir der deutschen Literaturgeschichte überlassen[3]). Wir müssen dies um so mehr, als treffliche Beiträge zum Verständniß Goethe's nicht bloß in den Schriften zu suchen sind, die sich ausschließlich mit ihm beschäftigen, sondern in einem großen Theil der ganzen gleichzeitigen und nachfolgenden Literatur. — Wie um Goethe, so sammelt sich um Schiller eine große und vielfach verdiente Schaar von Biographen und Erklärern. Aus eigener un-

1) Dritte verb. Aufl. 1858. — 2) Das Werk des Engländers Lewes gehört natürlich nicht in eine Darstellung dessen, was die Deutschen auf dem Gebiet der Literaturgeschichte geleistet haben. — 3) Nur um einen Begriff von dem Reichthum dieser Literatur zu geben, wollen wir einige der hiehergehörigen Namen verzeichnen. Theils durch Mittheilung biographischen und literarischen Materials, theils durch erläuternde Darstellungen machten sich um das Verständniß Goethe's verdient: F. W. Riemer, J. P. Eckermann, F. v. Müller, C. Vogel, Adf. Schöll, O. Jahn, H. Düntzer, Chr. Schuchardt, H. Weilsmann, K. Jügel, C. G. Carus, A. Nicolovius, B. R. Abeken, G. G. Gervinus, C. F. Göschel, K. Rosenkranz, W. Danzel, R. Virchow, S. Hirzel, K. E. Schubarth, J. A. O. Lehmann, Berth. Auerbach, K. Gutzkow, Adf. Stahr, R. Springer, O. Vilmar, J. W. Appell u. A.

mittelbarer Erinnerung schrieben Schiller's naher Freund Gottfried Körner (1812) und seine Schwägerin Karoline von Wolzogen (1830) Schiller's Leben. K. Hoffmeister stellte (1838—42) „Schiller's Leben, Geistesentwicklung und Werke im Zusammenhang" dar, ein Buch, das dann später (1846) von H. Viehoff mit Ergänzungen herausgegeben wurde. Gustav Schwab erzählte (1840) Schiller's Leben mit feinem Verständniß. Mit Benutzung des inzwischen veröffentlichen werthvollen Materials verfaßte dann Emil Palleske (1858 fg.) eine ausführliche Biographie des Dichters. Die Verzeichnung der überaus zahlreichen und zum Theil sehr verdienstlichen Schriften, die sich mit einzelnen Seiten von Schiller's Leben oder Werken beschäftigen, müssen wir der Literaturgeschichte überlassen [1]).

Fassen wir die übrigen Vertreter der deutschen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts in's Auge, so finden wir zwar einerseits, daß die hervorragendsten unter ihnen am häufigsten und zum Theil auch vortrefflich besprochen werden, aber andrerseits, daß der Werth der biographischen Leistung nicht immer mit ihrem Gegenstand in geradem Verhältniß steht. Einen vorzüglichen Biographen hat Winckelmann (1866) an Karl Justi gefunden. Das Leben Wieland's wurde von J. G. Gruber (1827—28), das Her-

1) Wir heben nur beispielsweise hervor: Schiller's Flucht von Stuttgart von Andr. Streicher (1836), Schiller's Jugendjahre von E. Boas (1856), desselben Verfassers Buch über den Xenienkampf (1851), K. Tomaschek (1862) und C. Twesten (1863) über Schiller's Verhältniß zur Wissenschaft und J. Janssen über Schiller als Historiker (1863), Wurzbach's Schillerbuch (1859) und Paul Trömel's Schillerbibliothek (1865), Adelb. von Keller's Beiträge (1859) und Nachlese (1860) zur Schillerliteratur. Wir können hier um so weniger an eine eigentliche Darstellung der Schillerliteratur denken, als wir bei Schiller, wie bei Goethe, neben den vielen Schriften über Schiller auch die höchst verdienstlichen Bemühungen um die Herausgabe Schiller'scher oder mit Schiller in Beziehung stehender Briefe anführen müßten. Damit aber würden wir aus der Geschichte der Wissenschaft in die Geschichte der Literatur selbst gerathen, was uns weder unsre Aufgabe, noch der uns zu Gebote stehende Raum gestattet.

der's von seiner Wittwe Carolina (her. durch J. G. Müller 1820) mit liebevoller Hingebung dargestellt. Herder's Lebensbild von seinem Sohn Emil Gottfr. von Herder (1846) blieb unvollendet. Unter den übrigen Herder betreffenden Schriften erwähnen wir hier nur noch Reinhold Köhler's Untersuchungen über Herder's Cid (1867). Klopstock's Leben behandelte J. G. Gruber (1832). Außerdem besitzen wir über ihn eine große Anzahl von zum Theil vorzüglichen Einzelarbeiten von J. C. Mörikofer, Koberstein, David Strauß und Anderen. Hamann wurde (1857 fg.) von C. H. Gildemeister zum Gegenstand eines umfassenden Werkes gewählt. Schubart erhielt (1849) an David Strauß einen anziehenden Biographen. Bürger wurde von H. Pröhle (1856), Claudius von W. Herbst (1857) [1], Boie von K. Weinhold (1868), Leopold Stolberg von Th. Menge (1862) eingehend behandelt. Außerdem erwähnen wir noch die Schriften von G. G. Gervinus über G. Forster (1843), von F. Kreyßig über Möser (1857), von M. Kayserling über Moses Mendelssohn (1862), von A. Stöber (1842) und von O. F. Gruppe (1861) über Lenz, von Mor. Müller über Musäus (1867), von Henriette Feuerbach über Uz (1866). Ueber Jean Paul besitzen wir die Schriften von E. Förster (1863) und von R. O. Spazier (1833 fg.); über Hebel die von Berth. Auerbach (1846) und F. Becker (1860). Hölderlin's Leben beschrieb (1846) Chph. Th. Schwab. — Unter den Romantikern fanden Tieck an R. Köpke (1855), Kleist an A. Wilbrandt (1863) verdiente Biographen. Aus der darauf folgenden Periode besitzen wir über Schenkendorf das Buch von A. Hagen (1863), über Uhland die gediegenen Mittheilungen seiner Wittwe (1865) und außerdem die Schriften von K. Mayer (1867), F. Notter (1863) und A.; über Rückert das „biographische Denkmal" von K. Beyer (1868) und die Schriften von C. Kühner (1870) und C. Fortlage (1867), über Gust. Schwab die Biographie von K. Klüpfel (1858), über Platen außer seinem eigenen Tagebuch (1860) die Schrift von J. Minckwitz

1) 3. Ausg. 1863. Außerdem wurde Claudius von J. H. Demhardt (1864) und von C. Mönckeberg (1869) besprochen.

(1838) und die Biographie von K. Goedeke (1846), über Lenau die Biographie von Schurz (1855), über Heine das Buch von A. Strodtmann (1867). Endlich für die neueste Zeit fügen wir noch hinzu K. Goedeke's Schrift über Geibel (1869).

Obwohl wir die Geschichte der Wissenschaft hier nicht zur Literaturgeschichte ziehen dürfen, können wir doch die biographische Behandlung unsrer großen Denker von unsrer Darstellung nicht ausschließen. Wir erwähnen deshalb hier noch das Leben Kant's von F. W. Schubert (1842), Fichte's von seinem Sohn J. H. Fichte (1830), Schelling's von F. Schelling und G. L. Plitt (1869), Hegel's von K. Rosenkranz (1844), sowie die Darstellung Hegel's (1857) und Wilhelm von Humboldt's (1856) von R. Haym, endlich die Schriften von J. Kuhn (1834), Ferd. Deycks (1849) und Eberh. Zirngiebl (1867) über F. H. Jacobi, und das Leben Schleiermacher's von W. Dilthey (1870).

Wie wir gleich am Beginn dieses Ueberblicks gesagt haben, war unsre Absicht durchaus nicht, ein Repertorium der biographischen Literatur zu geben. Wir wollten vielmehr nur einen Einblick in den Reichthum dieser Literatur gewähren. Dies aber konnten wir nur dadurch erreichen, daß wir möglichst viele Thatsachen in den engen uns zu Gebote stehenden Raum zusammendrängten.

Siebentes Kapitel.

Der Fortbau der germanischen Philologie in den neusten Jahrzehnden.

Wir haben in früheren Abschnitten die Gründer der neueren germanischen Philologie und ihre älteren Genossen geschildert. Ihnen schließt sich in den letzten Jahrzehnden eine neue Generation von Schülern an, deren Geschichte gegenwärtig noch nicht geschrieben werden kann. Wir begnügen uns deshalb, die hauptsächlichsten Erscheinungen dieses Zeitabschnitts nur in einem gedrängten Ueberblick vorzuführen [1]. Die Stellung der Einzelnen zur Wissenschaft

1) Wir führen unsre Darstellung bis zum Schluß des Jahres 1869 und

hat sich im Lauf der Jahre wesentlich geändert. Bis zum Erscheinen von Grimm's Grammatik (1819) war, mit wenigen Ausnahmen, das Studium des Altdeutschen in Deutschland eine unwissenschaftliche Liebhaberei. Durch Grimm's Grammatik, im Verein mit Lachmann's und Bopp's Arbeiten, wurde es zur Wissenschaft erhoben. Es faßte nun Fuß auf unsren Universitäten. Die einzelnen Meister bildeten Schüler. Hier tritt als Universitätslehrer Lachmann vor allen hervor. Als klassischer Philolog von Fach wendet er die dort geübte strenge Methode auch auf die Behandlung des Altdeutschen an und stellt mit unerbittlicher Schärfe an seine Schüler ganz bestimmte und keineswegs leicht zu erfüllende Forderungen. Aber auch auf anderen Universitäten gibt es Meister, die ihre Schüler finden. So vor allen in Göttingen Jacob Grimm, und neben ihm sein Bruder Wilhelm und Benecke; in München Schmeller und Maßmann; in Tübingen Uhland; in Breslau Hoffmann von Fallersleben. Noch aber bleibt längere Zeit das Studium des Altdeutschen eine Sache freier Neigung. In das Ganze unsrer höheren Schulbildung ist es noch nicht eingefügt. Der erste Schritt hiezu geschah, als (1831) im Königreich Hannover von den Candidaten des Gymnasiallehramts geschichtliche Kenntniß der deutschen Sprache verlangt wurde. Auch dürfen wir hier für die Anerkennung der germanischen Philologie als eines wesentlichen Theiles der philologischen Wissenschaft die 1861 zu Frankfurt geplante, 1862 in Augsburg zur Ausführung gebrachte Gründung einer germanistischen Section in der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner erwähnen. Von besonderer Bedeutung aber war das preußische Reglement vom 12. Dec. 1866, welches von den Lehrern des Deutschen an den oberen Klassen der Gymnasien Kenntniß der historischen Entwickelung der deutschen Sprache fordert [1]). Hiemit ist die allmähliche Aufnahme der deutschen Philo-

können nur noch einzelne in den ersten Monaten des J. 1870 erschienene Schriften erwähnen. — 1) Reglement für die Prüf. d. Candidaten des höheren Schulamts, Berlin 1867, S. 16. Die eigenthümliche dort gestellte Alternative wird sich von selbst umgestalten, wenn die deutsche Philologie ihre Aufgabe richtig er-

logie in den Kreis der höheren Schulbildung angebahnt, und es wird nun, was das Altdeutsche betrifft, nur darauf ankommen, daß wir nicht etwa, wie man früherhin den Zweck ohne die Mittel wollte, fortan über den Mitteln den Zweck vergessen. Von entscheidender Bedeutung aber wird sein, daß man aufhört, die deutsche Philologie auf das Altdeutsche zu beschränken, während doch gerade eine ihrer wesentlichsten Aufgaben die richtige Auffassung und die angemessene Behandlung des Neuhochdeutschen ist.

Der allmählichen Ausbreitung der altdeutschen Studien entsprach eine Reihe größerer Unternehmungen auf diesem Gebiete. Vor allem greifen hier mehrere dem Fach ausschließlich gewidmete Zeitschriften fördernd ein. So zuerst die von Haupt herausgegebene gehaltvolle „Zeitschrift für deutsches Alterthum" (1841 fg.). Ihr stellt sich gegenüber mit der Absicht, einem größeren Publicum zu dienen und die Ausschließlichkeit der Lachmann'schen Schule zu bekämpfen, die 1856 von Franz Pfeiffer [1]) gegründete, gleichfalls sehr reichhaltige „Germania." Dazu kommt dann (1869) als dritte die „Zeitschrift für deutsche Philologie herausgegeben von Ernst Höpfner in Breslau und Julius Zacher in Halle", die sich an solche Leser wendet, die bereits einen Grund in diesen Studien gelegt haben [2]). Wie die Zeitschriften, so kamen in den

kannt haben wird. Dann aber wird man sich auch überzeugen, daß deutsch philologische Kenntnisse, — selbstverständlich innerhalb der Gränzen des Erreichbaren, — allen philologischen Lehrern der Mittelschule unentbehrlich sind. — 1) Vom 14. Jahrgang (1869) an übernahm K. Bartsch die Redaction. — 2) Von anderen Zeitschriften, welche Beiträge zur germanischen Philologie bringen, haben wir bereits erwähnt Kuhn's Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung und Benfey's Orient und Occident. Wir nennen hier noch den vom Germanischen Museum herausgegebenen Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit (1853 fg.), das Jahrbuch für romanische und englische Literatur von Adf. Ebert (1858 fg.), die Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft von M. Lazarus und H. Steinthal (1860 fg.), das Archiv für das Studium der neueren Sprachen von L. Herrig (1846 fg.), die Zeitschrift für Stenographie und Orthographie von G. Michaelis (1853 fg.), den Deutschen Sprachwart von M. Moltke (1855 fg.). Sehr viele andere Zeitschriften von

neueren Jahrzehnden mehrere große Sammelwerke unsrer Wissenschaft zu Statten. Um Veröffentlichung altdeutscher Texte erwarb sich die Basse'sche Buchhandlung in Quedlinburg durch ihre „Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur" (1835 fg.), die Göschen'sche (Cotta. L. Roth) durch die „Dichtungen des deutschen Mittelalters" (1843 fg.) und der literarische Verein in Stuttgart durch seine „Bibliothek" (1843 fg.) namhafte Verdienste. Mit „Wort- und Sacherklärungen" für gänzlich Unvorbereitete versehen die „Deutschen Classiker des Mittelalters" von Franz Pfeiffer (1864 fg.) die hauptsächlichsten mittelhochdeutschen Dichtungen, während Jul. Zacher's „germanistische Handbibliothek" (1869) solche Ausgaben derselben beabsichtigt, welche dem schon Vorbereiteten ein gründliches Verständniß des Dichters erleichtern sollen. Pfeiffer's „Deutschen Classikern des Mittelalters" folgten dann in demselben Verlag (F. A. Brockhaus in Leipzig) Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts und Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts, mit Einleitungen und Anmerkungen, herausgegeben von K. Goedeke und Julius Tittmann, und eine Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts, mit Einleitungen und Erläuterungen von Reinhold Köhler, Herm. Hettner, Julian Schmidt, Moriz Carriere u. A.

Bevor wir zur Darstellung der besonderen Gebiete übergehen, müssen wir Einiges sagen über die Fortbildung der gesammten germanischen Sprachforschung. Obwohl hier Grimm's Grammatik fortdauernd die Grundlage aller Studien bleibt, ist man doch im letzten Menschenalter nach zwei Seiten hin über Grimm hinausgeschritten. Erstens nämlich im Anschluß an Bopp durch die tieferen Einblicke, welche die vergleichende indogermanische Grammatik und insbesondere das Sanskrit auch in den Bau der germanischen Sprachen gewährt. Wir haben diese Seite bereits in einem frü-

---

allgemeinerem Inhalt, die wir nicht alle aufzählen können, liefern bisweilen auch werthvolle Beiträge zur germanischen Philologie. Wir wollen hier nur noch die fortgesetzte und kundige Berücksichtigung erwähnen, die Zarncke's literarisches Centralblatt den Erscheinungen der germanischen Philologie widmet.

heren Abschnitt zusammenfassend dargestellt. [1]). Zweitens aber suchte man, in das Wesen der Laute und die Vorgänge der lautlichen und anderweitigen sprachlichen Umwandlungen selbst tiefer einzudringen, wodurch zugleich eine strengere Scheidung der mündlichen und schriftlichen Fortpflanzung der Sprache bedingt wurde. Hieher gehören die Arbeiten Theodor Jacobi's (1843) und H. B. Rumpelt's [2]) (1860 fg.), sowie Adf. Holtzmann's Abhandlung über den Umlaut (1841). Wilh. Scherer's scharfsinnige und einem hohen Ziele zustrebende Untersuchungen „Zur Geschichte der deutschen Sprache" (1868) gehören theils dieser, theils der zuerst genannten Seite der Forschung an.

Wir erwähnen hier, bevor wir zur Darstellung der einzelnen Gebiete übergehen, noch einige Schriften, die mehrere germanische Sprachen zusammenfassen; die Schriften von Schleicher und von Kelle haben wir schon früher angeführt [3]). Ihnen sind hier noch beizufügen die Grammatik der altgermanischen Sprachstämme von Moritz Heyne (1862), die philosophisch-historische Grammatik der deutschen Sprache von R. Westphal (1869), die „Altdeutsche Grammatik, umfassend die gothische, altnordische, altsächsische, angelsächsische und althochdeutsche Sprache" von Adolf Holtzmann, deren erste (1870) erschienene Abtheilung die specielle Lautlehre umfaßt, und Oskar Schade's „Altdeutsches Wörterbuch" (1866). Auch dürfen wir K. G. Andresen's Register zu Grimm's Grammatik (1865) in der Reihe dieser Schriften anführen.

Das Gothische.

Das Gothische, die Grundlage der ganzen germanischen Sprachforschung, hat im letzten Menschenalter eine Reihe vorzüglicher Arbeiten aufzuweisen. Gleich am Eingang steht die umfassende Ausgabe aller gothischen Sprachreste von H. C. von der Gabelentz und J. Löbe (1843–47) mit trefflichem Glossar und vollständiger gothischer Grammatik. Eine neue und gesicherte Grundlage

---

1) S. o. S. 621 fg. — 2) Deutsche Grammatik, I. Lautlehre 1860. — Das natürliche System der Sprachlaute — mit bes. Rücksicht auf deutsche Gramm. 1869. — 3) S. o. S. 623.

für die Textkritik gab (1854. 1857) der genaue Abdruck des Codex argenteus durch den Schweden Andreas Uppström († 1865), der dann (1861 fg.) auch die in Palimpsesten erhaltenen gothischen Texte einer ebenso sorgfältigen Vergleichung unterzog. Von Maßmann's Ulfilas (1857) haben wir schon gesprochen [1]; Handausgaben lieferten Ign. Gaugengigl (1848) und F. W. Stamm (1858), welcher letzteren in den neuen Auflagen [2] Moritz Heyne die Fortschritte der Wissenschaft zu gute kommen ließ. Eine Separatausgabe der Skeireins besorgte (1862) Alex. Vollmer. Gothische Wörterbücher verfaßten Ernst Schulze (1848. 1867) und mit ausgebreiteter Sprachvergleichung Lorenz Diefenbach (1851). Ein umfassendes Werk über die Lautgestaltung der gothischen Sprache veröffentlichte (1869) Leo Meyer. Ueber die Aussprache des Gothischen hatte W. Weingärtner (1858), Franz Dietrich (1862) geschrieben. Das Verhältniß der gothischen Bibelübersetzung zum Grundtext untersuchte mit kritischer Schärfe Ernst Bernhard (1864 fg.). Sehr wichtige neue Aufschlüsse über das Leben und die Lehre des Ulfilas gab 1840 Georg Waitz, und W. Bessell gelangte (1860) zu einer von der bisherigen abweichenden Ansicht über das Geburtsjahr des Ulfilas.

Althochdeutsch.

Wir haben in früheren Abschnitten die Arbeiten von Graff, Jac. und W. Grimm, Lachmann, Schmeller, H. Hoffmann und Maßmann auf dem Gebiet des Althochdeutschen erwähnt. Diesen haben wir hier vor allem drei größere Werke hinzuzufügen, nämlich „St. Gallens altteutsche Sprachschätze" (1844—46) von Heinr. Hattemer († 1849), die „Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem VIII—XII. Jahrh. (1864) von Karl Müllenhoff [3]

1) S. o. S. 592. — 2) Vierte Aufl. 1869. — 3) Geb. 1818 zu Marne in Süderdithmarschen, stud. seit 1837 zu Kiel, Leipzig und Berlin Philologie, schließt sich vorzugsweise an Lachmann an; wird 1843 Privatdocent, 1854 ord. Prof. der deutschen Sprache, Literatur und Alterthumskunde in Kiel, 1858 an Hagen's Stelle nach Berlin berufen (Brockhaus Real-Encykl. 11) X, 150).

und W. Scherer, die einen wesentlichen Fortschritt in der Kritik und Erklärung dieser kleinen, aber für Sprache und Geistesgeschichte äußerst wichtigen Ueberreste bezeichnen, und Joh. Kelle's Ausgabe des Otfrid (I. 1856), die in ihrem zweiten Band (1869) eine sorgfältige Darstellung von Otfrid's Sprache beginnt. Neuen Zuwachs erhielten die althochdeutschen Quellen durch zwei von Th. von Karajan (1857) herausgegebene Segens- und Beschwörungssprüche und Franz Pfeiffer's Bienensegen (1866). Das s. g. althochdeutsche Schlummerlied dagegen, das G. Zappert (1858) veröffentlichte, erwies sich als ein Machwerk des 19. Jahrhunderts. — Unter den übrigen Arbeiten auf althochdeutschem Gebiet führen wir noch an Adf. Holtzmann's Ausgabe des Isidor (1836), dann was K. Müllenhoff (1861), Konr. Hofmann (1863), C. W. Grein (1865) für das Wessobrunner Gebet, W. Müller (1843), K. Müllenhoff (1858), K. Bartsch (1858), Jul. Feifalik (1858) und Fr. Zarncke (1866) für Muspilli, W. Müller (1843), Chr. Wilbrandt (1846), A. Vollmer und Konr. Hofmann (1850), C. W. Grein (1858), Adf. Holtzmann (1864) und Max Rieger (1864) für das Hildebrandslied gethan haben, und erwähnen noch K. Roth's Denkmäler der deutschen Sprache vom 8.—14. Jahrh. (1840) und Feußner's alliterierende Dichtungsreste der hochdeutschen Sprache (1845). Für Veröffentlichung und Sichtung althochdeutscher Glossen waren (neben H. Hoffmann, Graff, W. Grimm, W. Wackernagel, Maßmann) G. Waitz, L. C. Bethmann, Adf. Holtzmann, Konr. Hofmann, Franz Dietrich, Ant. Birlinger, Max Rieger, M. A. Walz und Andere thätig. — Um die Literatur der Uebergangszeit vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen machte sich (neben Maßmann) besonders Jos. Diemer[1]) verdient durch seine Ausgabe der Kaiserchronik (1849), der deutschen Gedichte des XI. und XII. Jahrhunderts (1849) und der deutschen Umdichtung von Genesis und Exodus (1862). Ebendahin gehören mehrere Arbeiten Oskar Schade's (Crescentia 1853; monumentorum de-

1) Geb. 1807 zu Stainz in Steiermark, 1850 Vorstand der Universitätsbibliothek in Wien, gest. 1869. (S. über ihn W. Scherer's schönen Nekrolog in der Wiener Presse vom 22. Juni 1869).

cas 1860; fragmenta 1866), Rich. Heinzel's Heinrich von Melk (1867) und Karl Roth's (1847), H. E. Bezzenberger's (1848) und Jos. Kehrein's (1865) Ausgaben des Annoliedes. — Einen wichtigen Beitrag zur Lehre von den althochdeutschen Flexionen gab Franz Dietrich in seiner Abhandlung über die starke Declination (1859). Schließlich erwähnen wir noch die althochdeutsche Grammatik von K. A. Hahn (1852, neu bearbeitet von Adalb. Jeitteles 1866) [1] und L. Frauer's Lehrbuch der althochdeutschen Sprache und Literatur (1859. 1869).

Altsächsisch, Angelsächsisch, Friesisch, Altnordisch. Runen.

Um das Altsächsische machte sich (nach Schmeller) besonders verdient Moritz Heyne durch seine Altniederdeutschen Denkmäler, deren erster Theil den Heliand (1866) und deren zweiter (1867) die kleineren altniederdeutschen Denkmäler enthält. Eine Ausgabe des Heliand hatte auch (1855) J. R. Köne besorgt. Die deutschen Alterthümer im Heliand behandelte (1845. 1862) A. F. C. Vilmar. Die Quellen des Heliand untersuchte E. Windisch (1868). Beiträge zum Verständnis des Heliand lieferten außerdem Konr. Hofmann (1863), E. Behringer (1863), C. W. M. Grein (1869).

Die angelsächsischen Quellen machten durch kritische Ausgaben zugänglich C. W. M. Grein (Bibliothek der angelsächsischen Poesie 1857 fg.), Mor. Heyne (Beowulf 1863. 1868), Reinhold Schmid (Gesetze der Angelsachsen 1832. 1858). Außerdem nennen wir noch als Herausgeber K. W. Bouterwek († 1868. Caedmon 1849 fg., altnorthumbr. Evang. 1857, Screadunga 1858) und als Verfasser angelsächsischer Lesebücher L. Ettmüller (1850) und Max Rieger (1861). Eine an Umfang kleine, aber für die deutsche Heldensage äußerst werthvolle Bereicherung erhielten die angelsächsischen Quellen durch das von dem Engländer G. Stephens (1860) veröffentlichte Bruchstück einer angelsächsischen Dichtung von Walther und Hildgund, das K. Müllenhoff in Verbindung mit Franz Dietrich (1865) verbessert und erläutert herausgab [2]. Für die lexikalische Bearbeitung des Angelsächsischen

1) Dritte Aufl. 1870. — 2) In Haupt's Zeitschrift XII, 264 fg.

ist an erster Stelle zu nennen C. W. M. Grein's Sprachschatz der angelsächsischen Dichter (1861—64), dann L. Ettmüller's Lexicon Anglosaxonicum (1851) und Max Rieger's Wörterbuch zu seinem Lesebuch (1861). — Gründliche Untersuchungen über einzelne Fragen der angelsächsischen Literatur und Grammatik lieferte Franz Dietrich, und K. Müllenhoff begann die kritische Sichtung der angelsächsischen Poesie. Unter den Historikern, die sich um das Angelsächsische verdient machten, ist neben J. M. Lappenberg und H. Leo, die wir schon früher erwähnten, Reinhold Pauli hervorzuheben.

Eine treffliche Bearbeitung fand das Friesische in K. von Richthofen's Ausgabe der Friesischen Rechtsquellen und dem dazu gehörigen Wörterbuch (1840). Außerdem erwähnen wir noch A. L. J. Michelsen's Beihülfe für die nordfriesischen Gesetze und die Bearbeitung der friesischen Laut- und Flexionslehre in Mor. Heyne's Grammatik der altgermanischen Sprachstämme (1862).

Auf dem Gebiet des Altnordischen wußten sich einige deutsche Gelehrte durch die Gründlichkeit ihrer Arbeiten auch die Anerkennung der Skandinavier zu erwerben. Wir nennen hier vor allen Theodor Möbius und Konrad Maurer. Möbius gab heraus die Blómstrvalla Saga (1855), Analecta Norroena (1859), die ältere Edda (1860), Fornsögur (in Verbindung mit Gudbr. Vigfusson 1860), Are's Isländerbuch (1869), ein Altnordisches Glossar zu einer Auswahl von Prosatexten (1866) und verzeichnete in seinem Catalogus librorum Islandicorum et Norvegicorum (1856) auf das sorgfältigste den ganzen altnordischen Quellenschatz. Maurer schrieb die Geschichte der Bekehrung des norwegischen Stammes (1855 fg.) und erläuterte in einer Reihe gelehrter Abhandlungen alte isländische und norwegische Verhältnisse mit unübertroffener Gründlichkeit; auch veröffentlichte er die Gull-Thóris Saga (1858) zum erstenmal und isländische Volkssagen der Gegenwart verdeutscht (1860). Eine anschauliche Darstellung des altnordischen Lebens gab (1856) K. Weinhold. Franz Dietrich machte sich durch sein Alnordisches Lesebuch (1843. 1864) und eindringende Untersuchungen über einzelne Fra-

gen um das Studium des Altnordischen verdient. Außerdem nennen wir noch L. Ettmüller (Altnord. Lesebuch 1861), Herm. Lüning (Edda 1859), Friedr. Pfeiffer (Altnord. Lesebuch 1860), K. F. Köppen, R. von Liliencron, E. Rosselet, Ferd. Justi, Theophil Rupp. Unter den Historikern, deren Forschungen sich dem nordischen Alterthum zuwandten, haben wir schon früher Dahlmann hervorgehoben; unter den Juristen ist hier (außer Konr. Maurer) noch W. Ed. Wilda zu nennen.

Wir schließen hier die Arbeiten an, die sich mit den ältesten Schriftarten der germanischen Völker beschäftigen. Nach W. Grimm's schon besprochenen grundlegenden Leistungen über die Runen (1821. 1828) sind zunächst zu erwähnen die Untersuchungen von Munch und J. Grimm[1] (1848), so wie die von K. Müllenhoff[2]) (1849), über die Inschrift des 1734 bei Gallehuus gefundenen goldenen Horns. Durch diese Arbeiten wurde festgestellt, daß jene Runeninschrift nicht Skandinavien, sondern einem Volke des südlichen Hauptastes der Germanen angehört. Daß auch die südgermanischen Völker ihre Sprachen durch Runen ausgedrückt haben, wurde durch weitere Entdeckungen glänzend bestätigt. Insbesondere durch die bei Charnay an der Saone ausgegrabene burgundische Silberspange aus dem 5. Jahrhundert, so wie durch den (1838) bei Pietraossa in der Walachei gefundenen Ring[3]) und die bei Nordendorf in der Nähe von Augsburg (1843) entdeckten Gegenstände mit Runeninschriften. Um ihre Entzifferung, so wie um die der germanischen Goldbracteaten erwarb sich Franz Dietrich (1865 fg.) wesentliche Verdienste[4]). — Ueber die Runen in ihrem Verhältniß zum wahrsagenden Loosen schrieben (1852) R. von Liliencron und K. Müllenhoff. Das ganze System der Runen be-

1) Bericht der Akad. der Wiss. zu Berlin. 1848. S. 39—58. — 2) Vierzehnter Bericht der Schleswig Holst. Gesellschaft ꝛc. im Januar 1849 erstattet von K. Müllenhoff, S. 16 fg. — 3) Vgl. u. A. J. Zacher, das gothische Alphabet 1855) S. 41 fg. — 4) Pfeiffer's Germ. X. (1865) S. 257—305. XI. (1866) S. 177—209. Haupt's Zeitschr. XIII. (1867) S. 1—123. Ebend. XIV. (1869 S. 73—101. Vgl. auch Frz. Dietrich, **Die Blekinger Inschriften, Marb. 1863.**

handelte (1857) Franz Jos. Lauth. Das Verhältniß von Vulfila's Schriftzeichen einerseits zu den Runen und andrerseits zu den antiken Alphabeten untersuchten A. Kirchhoff (1851. 1854) und Julius Zacher (1855).

Mittelniederdeutsch. Mittelniederländisch. Englisch.

Wir haben früher gesehen, wie das Niederdeutsche im Lauf des 17. Jahrh. die Natur einer Schriftsprache einbüßt, wie es dann aber als Volksmundart auch zu schriftstellerischem Gebrauch von neuem verwendet wird. Auf das Niederdeutsche als Volksmundart kommen wir später zurück; hier besprechen wir nur die Bemühungen um das Mittelniederdeutsche in seinen mannigfachen Mundarten und mit seinen Ausläufern bis um die Mitte des 17. Jahrh. Um die Herausgabe und Erläuterung niederdeutscher Quellen machten sich (neben Hoffmann von Fallersleben und Maßmann) verdient Adelb. von Keller (Karlmeinet 1858), K. Bartsch (Berthold von Holle 1858), Alb. Höfer (Denkm. 1850 fg.), A. Lübben (Reinke de Vos 1867. Zeno 1869), J. M. Lappenberg (Lauremberg 1861), L. Ettmüller, F. Latendorf, Friedr. Pfeiffer, K. Ph. Ch. Schönemann, K. Regel, Phil. Ed. Wackernagel, J. Geffken, C. Mönckeberg, K. Schröder. Die Natur der niederdeutschen Sprachquellen bringt es mit sich, daß hier die verschiedenartigsten vorzugsweise dem Inhalt gewidmeten Bestrebungen auch für die Sprachforschung von Wichtigkeit sind. So haben wir auf dem Gebiet der Rechtsbücher Homeyer's klassische Ausgabe des Sachsenspiegels schon angeführt. Ebenso bieten geschichtliche Werke und Urkunden der Sprachforschung reichen Stoff. Wir führen in ersterer Hinsicht nur das großartige, von K. Hegel geleitete Unternehmen der Herausgabe der deutschen Städtechroniken an, bei welchem die sprachliche Seite für Magdeburg von Janicke und Wiggert, für Braunschweig von L. Hänselmann und K. Schiller besorgt wird. In Bezug auf die Urkunden erwähnen wir nur beispielsweise J. M. Lappenberg's vielfache Leistungen. Tüchtige Beiträge zu einem niederdeutschen Wörterbuch lieferte K. Schiller. Eine vollständige lexikalische Bearbeitung des Niederdeutschen

aber hat bis jetzt noch nicht zu Stande kommen wollen. Das angefangene Wörterbuch der niederdeutschen Sprache von J. G. L. Kosegarten (1856 fg.) gerieth schon nach den ersten Lieferungen in's Stocken. Neuerdings haben A. Lübben in Oldenburg und K. Schiller in Schwerin ein mittelniederdeutsches Wörterbuch gemeinsam unternommen, von dem wir uns etwas Tüchtiges versprechen dürfen. Schließlich erwähnen wir noch den Anfang einer niederdeutschen Bibliographie, den (nach K. F. A. Scheller's (1826) mißrathenem Buch) C. M. Wiechmann in „Meklenburgs altniedersächsischer Literatur" (1864) gemacht hat.

Für das Mittelniederländische war (neben Hoffmann von Fallersleben, J. Grimm und Mone) besonders Ed. von Kausler thätig, dessen Denkmäler altniederländischer Sprache und Literatur (1840—66) die noch nicht herausgegebenen Theile der Comburger Handschrift veröffentlichten. Außerdem lieferten Beiträge zur mittelniederländischen und älteren neuniederländischen Literatur Jul. Zacher, K. Regel, E. Martin, K. Bartsch, Ferd. Wolf, Ph. Ed. Wackernagel u. A.

Was das Englische betrifft, so kann hier natürlich nur von der wissenschaftlichen Erforschung desselben die Rede sein, nicht von den unzähligen praktischen Hülfsmitteln zu dessen Erlernung. An erster Stelle müssen wir hier nennen die „Historische Grammatik der englischen Sprache" von C. Friedr. Koch (1863 fg.) und neben ihr die Arbeiten von Ed. Mätzner (Engl. Gramm. 1860 fg.; Altengl. Sprachproben 1867 fg., in Verbindung mit K. Goldbeck). Außerdem führen wir an F. H. Stratmann's Dictionary of the engl. langu. of the 13. 14. and 15. centuries 1864 fg. Unter den übrigen lexikographischen Arbeiten heben wir hervor die englischen Wörterbücher von J. G. Flügel (1830 fg.) und von N. J. Lucas (1854 fg.) und das etymologische Wörterbuch der englischen Sprache von Ed. Müller (1865 fg.). Außerdem machten sich um die Erforschung des Englischen verdient Nic. Delius, Tycho Mommsen, Adf. Ebert, Benno Tschischwitz, K. Elze, W. Hertzberg, L. Lemcke, L. Herrig, Bernh. ten Brink, S. Nagel, G. Helms u. A.

Mittelhochdeutsch.

Auf dem Gebiet des Mittelhochdeutschen haben wir die Brüder Grimm und alle ihre Genossen thätig gesehen. Der Meister des Faches aber war Lachmann. Von ihm haben Freund und Feind gelernt [1]). Die Anerkennung dieser Meisterschaft bedingt aber durchaus nicht, daß wir Lachmann's Ansichten überall beistimmen. Vielmehr fordert die fortschreitende Wissenschaft, daß wir diese Ansichten mit Freiheit und Unbefangenheit prüfen und nur das festhalten, was sich bewährt.

Das dringendste Bedürfniß auf dem Gebiet des Mittelhochdeutschen war die Herstellung eines vollständigen Wörterbuchs. Benecke, W. Wackernagel und Heinr. Hoffmann hatten treffliche Vorarbeiten geliefert. Ein Glossarium zu Walther von der Vogelweide verfaßte (1844) C. A. Hornig. Aber der Versuch eines Gesammtwörterbuchs von Adf. Ziemann (1838) war noch sehr schwach. Das Verdienst, zuerst ein umfassendes und wissenschaftliches Wörterbuch des Mittelhochdeutschen hergestellt zu haben, erwarben sich (1854—1866) Wilhelm Müller [2]) und Friedr. Zarncke [3]). Im Anschluß an sie, zugleich aber gestützt auf selbständige gründliche Studien arbeitet Matthias Lexer (1869 fg.) an einem mittelhochdeutschen Handwörterbuch. — Eine mittelhochdeutsche Grammatik schrieb K. A. Hahn (1842, neu ausgearbeitet von Friedr. Pfeiffer 1865) [4]).

1) Vgl. Franz Pfeiffer in den Münchener Gel. Anzeigen 1851, I. Sp. 701. — 2) Geb. 1812 zu Holzminden, stud. seit 1832 in Göttingen als Schüler Otfr. Müller's, J. Grimm's und Benecke's Philologie, wird 1841 Privatdocent, 1856 ord. Prof. der deutschen Sprache und Lit. in Göttingen. (Brockhaus Real-Encykl. (11) X, 161). — 3) Geb. 1825 zu Zahrenstorf in Mecklenburg, stud. seit 1844 in Rostock, Leipzig und Berlin Philologie, wird 1852 Privatdocent, 1858 ord. Prof. der deutschen Sprache u. Lit. in Leipzig. (Brockhaus, Real-Encykl. (11) XV, 658). 4) Die Verbreitung des Unterrichts in den älteren deutschen Sprachen rief eine Reihe kleinerer, zum Theil sehr tüchtiger grammatischer Hülfsmittel hervor. Ich nenne hier nur die hieher gehörigen Schriften von A. F. C. Vilmar, K. Müllenhoff, Oskar Schade, A. Koberstein, Gottl. Stier, E. Martin, Jul. Zupitza. Ueber die Aussprache des Mittelhochdeutschen schrieb (1858) Reinhold Bechstein.

Gehen wir nun über zur Herausgabe mittelhochdeutscher Werke, so müssen wir vor allem aussprechen, daß auf diesem Gebiet in den letzten Jahrzehnden ungemein viel geleistet worden ist. Wir beginnen mit der deutschen Heldendichtung. Den Mittelpunkt der Forschung bildet hier das großartigste Werk der ganzen altdeutschen Poesie: Das Nibelungenlied. Die Untersuchung dieser Dichtung greift tief ein in die Geschichte unsrer Wissenschaft, und wir wollen deshalb etwas näher darauf eingehen. Wir haben in einem früheren Abschnitt gesehen, wie Lachmann aus dem überlieferten Text zwanzig einzelne Lieder aussonderte, aus deren Zusammenfügung das Ganze entstanden sein sollte. Er ließ dabei von den 2316 Strophen der kürzesten Handschrift (A) nur 1437 als echt gelten, während er 879 als eingeschoben bezeichnete. Seine Ausscheidungen stützte er auf Gründe, die er theils aus dem Inhalt, theils aus der Form der verworfenen Strophen entnahm. Bald nach Lachmann's Tode kam nun aber ein weiterer eigenthümlicher Umstand zum Vorschein. J. Grimm wies nämlich (Nov. 1851) in einer Beurtheilung der dritten Ausgabe von Lachmann's Nibelungen Noth [1]) nach, daß die Strophenzahl in jedem der zwanzig Lachmann'schen Lieder (mit einer einzigen Ausnahme) durch die Zahl Sieben theilbar sei. Da nun Lachmann schon in seiner ersten Ausgabe der Nibelungen (1826) durch das ganze Werk je die siebente Strophe mit einem größeren Anfangsbuchstaben bezeichnet hatte und da er überdies auch in seinen Untersuchungen über antike Metrik der Siebenzahl eine besondere Bedeutung beimaß, so konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß er auch für seine Volkslieder Heptaden zu Grunde gelegt hatte. J. Grimm, der sich schon in seiner Rede auf Lachmann (Juli 1851), bei aller Anerkennung seines Scharfsinns, aus sachlichen Gründen gegen seine Behandlung der Nibelungen ausgesprochen hatte [2]), erklärte in der obigen Beurtheilung [3]): „Sicher hat bei Lachmann, als er seine zwanzig Lieder ordnete und den Athetesen nachspürte, Rücksicht auf Inhalt, zuweilen auf Versbau und Grammatik überwo-

1) Göttingische gel. Anzeigen 1851, S. 1747 fg. — 2) Kleinere Schriften von J. Grimm. Bd. I. 1864) S. 156 fg. — 3) S. 1752.

gen; zugleich aber müssen, es läßt sich nicht anders denken, die Heptaden ihm eine Richtschnur gewesen sein, wider die man sich sträubt. Dem freien ungehemmten Athemzug des Epos scheinen solche gleichförmige, halbnaturwüchsige Zahlen entgegen, und die Kritik des Inhalts wird für ihre alten Zweifel aus neuen von der Form dargereichten Bestätigung ziehen dürfen." Diese Angriffe J. Grimm's auf Lachmann's Zerlegung der Nibelungen mußten um so schwerer in's Gewicht fallen, als Lachmann sich „unbegreiflicher Weise gar nicht, weder in Schriften, noch mündlich" [1]) über seine Heptaden erklärt hatte. Einige Jahre nachher (im Januar 1854) griff Adolf Holtzmann [2]) die Ansichten Lachmann's auch von Seite der Handschriftenfrage an, indem er nachzuweisen suchte, daß die Hohenems-Münchener Handschrift (A) keineswegs den ältesten Text biete, der dann, wie Lachmann meinte, in der St. Galler Handschrift (B) eine erste und in der Hohenems-Laßberg'schen (C) eine zweite erweiternde Ueberarbeitung erfahren habe, daß vielmehr der ausfürliche Text von C dem ursprünglichsten am nächsten stehe, und A nur eine willkürliche Verstümmelung des ältesten Textes sei [3]). Man sieht leicht, daß dieser Nachweis Lachmann's Kritik, insofern sie sich auf die Handschriften stützte,

1) Ebend. S. 1749. Vgl. J. Grimm's Erklärung in Zarncke's Centralblatt 1858, Nr. 275. 276. — 2) Geb. 1810 in Karlsruhe, 1852 Professor der deutschen Sprache und Literatur in Heidelberg, gest. 1870. — 3) Den Nachweis, daß C den ältesten uns zugänglichen Text biete, A von den drei Haupthandschriften den jüngsten, s. bei Holtzmann S. 5—51. Das Verhältniß der Handschriften stellt Holtzmann (S. 58 fg.) so dar. An der Spitze steht ein uns verlorener Text Z. Von diesem stammt einerseits C, andererseits der Text, dessen abkürzende Ueberarbeitung B ist, und A ist dann wieder eine Verstümmelung von B. Also nach dem Schema:

Z

X — C

B

A

den Boden entziehen mußte. Denn wo Lachmann in den Sprüngen und schroffen Uebergängen der Handschrift A Spuren der noch nicht vollendeten Zusammenarbeitung der ursprünglichen Lieder zu sehen glaubte, da haben wir es nach Holtzmann mit den Nachlässigkeiten eines Abschreibers zu thun, der durch willkürliche Auslassungen den Zusammenhang, den ihm seine Vorlage bot, zerstörte. Dieser Punkt war es deshalb auch, um den fortan der Streit sich drehte, während man Holtzmann's eigene Hypothese, daß Konrad, der Schreiber Bischof Pilgrim's von Passau, um 970–984[1]) die Grundlage unsres Nibelungenliedes verfaßt habe, mehr zur Seite liegen ließ. Durch selbständige Untersuchungen war Friedrich Zarncke zu ganz ähnlichen Ergebnissen über die Handschriften der Nibelungen gelangt, wie Holtzmann. Er veröffentlichte dieselben in einem Vortrag, den er am 28. Juli 1854 in der Aula zu Leipzig hielt. „Mein Urtheil über A, sagt er dort, hatte ich so zusammengefaßt: A ist die gewissenlose stümperhafte und naseweise Abschrift einer Vorlage, die B an Werth übertraf"[2]). „In der Handschriftenfrage" schließt sich Zarncke „vollständig dem von Holtzmann gewonnenen Resultate an", keineswegs aber dessen Ansichten über die Entstehung des Gedichts[3]).

Gegen Holtzmann und Zarncke trat noch in demselben Jahr Karl Müllenhoff in die Schranken. In seiner Abhandlung: „Zur Geschichte der Nibelunge Not", (Dec. 1854)[4]) suchte er Lachmann's Ansichten nach allen Seiten hin zu vertheidigen. Die von J. Grimm angegriffenen Heptaden erklärt er im Anschluß an Moriz Haupt daher, daß bei dem musikalischen Vortrag der epischen Lieder immer je sieben Strophen sich in ähnlicher Weise gegliedert hätten, wie in der lyrischen Strophe die beiden Stollen und der Abgesang, so daß immer 2 + 2 Strophen dieselbe Melodie und die drei darauf folgenden eine andere gehabt hätten[5]). In

1) Holtzmann, Untersuchungen über das Nibelungenlied, 1854, S. 130. — 2) Zur Nibelungenfrage. Ein Vortrag von F. Zarncke, Leipz. 1854 S. 20. — 3) Ebend. S. 21 — 4) In der Allgem. Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur. Braunschweig 1854, Dec. S. 877—979. — 5) Ebend. S. 885. 886.

Betreff der Handschriften hält er die Priorität von A aufrecht. Am eingehendsten erläutert er die Entwickelung der deutschen Heldendichtung von ihrer Entstehung in der Zeit der Völkerwanderung bis in's 13. Jahrhundert. Besonders müssen wir hier hervorheben, wie Müllenhoff sich die Entstehung solcher Werke wie unsre Nibelungen aus den alten Heldenliedern denkt. „Ist nun das Epos, sagt er, die directe, die neue höfische Kunst aber eine indirecte Fortsetzung der alten Poesie, so müssen Gedichte wie die Nibelungen und Kudrun in denselben Kreisen entstanden sein, wie Iwein und Parzival" [1]. „Die Nibelungen können ihrer Sprache wegen nur in den edelsten Kreisen des Landes entstanden sein" [2]. Als Zwischenstufe zwischen den einzelnen nur mündlich fortgepflanzten Heldenliedern und dem großen epischen Ganzen nimmt Müllenhoff die Aufzeichnung einzelner Lieder und daraus hervorgehend die Entstehung epischer Liederbücher an [3]. Aus solchen „Liedergruppen", wie sie diese „Liederbücher" enthielten, sind dann durch die Hand eines „Ordners" unsre Nibelungen zusammengefügt worden [4]. Trotz dieser eigenthümlichen Ansichten über die Entstehung des Gedichts schließt sich jedoch Müllenhoff in Bezug auf dessen Zerlegung genau an Lachmann an [5].

Eine Widerlegung Holtzmann's und Zarncke's in Bezug auf die Handschriftenfrage versuchten Max Rieger [6] (1855) und R. von Liliencron [7] (1856). Rieger gelangt zu dem Ergebniß, „daß jeder andre Text schlechter ist als A, und C der schlechteste von allen" [8]. Nichtsdestoweniger räumt er ein, „daß Lachmann den Werth der übrigen Handschriften gegen A unterschätzt habe" [9] und meint, „eine Ausgabe, die in umfassender Weise mit feinem Sinn A aus den übrigen Handschriften zu ergänzen, zu reinigen und zu bessern unternähme, wäre gewiß eine sehr in-

1) Ebend. S. 893. — 2) Ebend. S. 894. — 3) Ebend. S. 895—901. — 4) Ebend. S. 912. — 5) Ebend. S. 884. — 6) Zur Kritik der Nibelunge von Max Rieger. Gießen 1855. — 7) Ueber die Nibelungenhandschrift C. Sendschreiben an — Goettling von R. v. Liliencron. Weimar 1856. — 8) Rieger a. a. O. S. 30. — 9) Ebend. S. 113. Vgl. S. 108.

teressante Arbeit und wenn die Nibelungen der jetzigen deutschen Bildung so nahe stünden, wie sie sollten, eine naturgemäße und dankbare"[1]. Liliencron suchte, durch eine ausführliche Vergleichung darzuthun, daß C nur durch eine absichtliche Umarbeitung von A entstanden sein könne, sowohl was den Inhalt[2], als was die Form betreffe[3], wobei er in letzterer Beziehung namentlich die Ausfüllung der in A noch so häufig fehlenden Senkungen hervor hob[4]. Aber durch alle diese Bemühungen ließen sich Holtzmann und Zarncke nicht überzeugen, wie sie dies theils in erneuten Entgegnungen[5], theils dadurch kund thaten, daß sie nun selbst Ausgaben des Nibelungenliedes auf Grundlage der Hohenems-Laßberg'schen Handschrift (C) besorgten, Zarncke 1856[6], Holtzmann 1857. — Wir haben hier noch zwei Männer zu erwähnen, die Lachmann's Ansichten und ihrer Vertheidigung entgegentraten, nämlich Wilh. Müller und Heinrich Fischer. Der Erstere hatte schon 1845[7]) eine Vermittlung zwischen der Ansicht, daß unsre Nibelungen das Werk Eines Verfassers seien, und Lachmann's Liedertheorie zu begründen gesucht, indem er annahm, daß „die Dichtung von Rhapsodieen" den Uebergang vom eigentlichen Volkslied „zu den größeren ganz zusammenhängenden Epen machte"[8]. Im Anschluß daran bekämpfte er jetzt (1855) Lachmann's und Müllenhoff's Ansichten[9].

1) Ebend. S. 113 fg. — 2) Liliencron a. a. O. S. 10 fg. — 3) Ebend. S. 122 fg. — 4) Ebend. S. 175 fg. Vgl. dagegen Zarncke im Centralblatt 1856, S. 641, und Bartsch, Untersuch. üb. das Nib. 1865, S. 231. — 5) Holtzmann, Kampf um der Nibelunge Hort, Stuttgart 1855, und dessen Kritiken in den Heidelberger Jahrbüchern (namentlich 1859, Nr. 31. — Zarncke, Beiträge zur Erklärung und Geschichte des Nibelungenliedes, Leipzig 1857, und dessen Kritiken im Literarischen Centralblatt (1854, Sp. 115, Zustimmung zu Holtzmann; 1855, Sp. 128 und 398 gegen Müllenhoff; 1858, Sp. 59 gegen Rieger; 1856, Sp. 639 gegen Liliencron). — 6) Dritte Aufl. 1868. — 7) W. Müller, Ueber die Lieder von den Nibelungen, in den Göttinger Studien 1845, Abthlg. II, S. 275—336. (Schon früher (1841) hatte W. Müller eine mythologische Erklärung der Nibelungensage versucht.) — 8) Ebend. S. 310. Vgl. S. 276. — 9) Vgl. besonders W. Müller's Beleuchtung von Lachmann's Kriterien unechter Strophen, Götting. gel. Anz. 1855, S. 700 fg.

Doch „nur die Unhaltbarkeit der Lachmann'schen Hypothese", also nur, daß das Gedicht von der Nibelungen Noth keine Sammlung von Liedern sein kann, wollte er zeigen, nicht aber, daß es, so wie es vorliegt, Einen Verfasser habe" [1]. Dagegen gelangte Heinrich Fischer (1859) zu dem Ergebnis: „Das Nibelungenlied ist das Werk Eines Dichters, und die Handschrift C enthält, von einzelnen Verderbnissen abgesehen, den ursprünglichen Text" [2].

Eine neue Wendung nahm der Streit über die Entstehung des Nibelungenliedes, als Franz Pfeiffer in einem Vortrag, den er am 30. Mai 1862 in der kaiserlichen Akademie zu Wien hielt [3], die Ansicht durchzuführen suchte, der von Kürenberg, von dem wir eine Anzahl lyrischer Strophen besitzen, habe etwa in den Jahren 1120 bis 1140 das Nibelungenlied gedichtet [4]. Er stützt diese Annahme auf folgenden Schluß: Unter den deutschen Dichtern des 12. und 13. Jahrhunderts galt das Gebot, daß der Erfinder einer Weise zugleich deren Eigenthümer war. Ein Anderer durfte sie wohl umgestalten, aber nicht unverändert zu eigenen Dichtungen verwenden. Nun ist die Nibelungenstrophe keineswegs, wie man bisher angenommen hat, ein allgemeiner volksmäßig epischer Vers, sondern, da sie vor der Mitte des 13. Jahrhunderts kein erzählendes Gedicht zeigt außer den Nibelungen, das Kunstwerk

1) W. Müller in den Götting. gel. Anzeigen 1855, S. 699. — 2) Nibelungenlied oder Nibelungenlieder? Eine Streitschrift von Heinrich Fischer. Hannover 1859, S. 119. — Ich führe hier noch die Abhandlung von Ed. Pasch an (zuerst als Programm der Realschule zu Perleberg erschienen, dann wieder abgedruckt in der Berliner Zeitschr. für das Gymnasialwesen 1861, I, S. 81 fg.). Das Ergebnis des Verfassers ist: „Weder A ist Grundtext von C, noch C Grundtext von A, sondern beiden liegt ein gemeinschaftlicher Text zu Grunde; und zwar steht sowohl C als auch A zu demselben in dem Verhältniß einer Ueberarbeitung" (S. 106 fg.) — 3) Almanach der kais. Akademie der Wissenschaften 1862, S. 171—218. — 4) Ebend. S. 187. 208. — Einen anderen Versuch, das Nibelungenlied einem genannten Dichter zuzuschreiben, hatte (1839) K. Roth gemacht, indem er Rudolf von Ems für dessen Verfasser erklärte (S. Deutsche Predigten des XII. u. XIII. Jhd., herausgegeben von K. Roth, Quedlinburg und Leipz. 1839, S. 6).

eines Einzelnen. Wer ihr Erfinder war, kann nicht zweifelhaft sein. Es muß der Kürenberger gewesen sein. Denn die Strophen, die wir von diesem besitzen zeigen vollständig dieselbe Form, wie die des Nibelungenliedes. Diese Form gehörte also dem Kürenberger als ihrem Erfinder, und da sich nach dem oben angeführten Grundsatz kein Anderer dieser Form bedienen durfte, so muß er auch Verfasser des Nibelungenliedes sein. Unser Nibelungenlied, wie wir es noch besitzen, ist jedoch nicht das Originalwerk des Kürenberger's, sondern eine Umdichtung seines Werkes, die nicht vor dem Jahr 1190 gemacht worden ist.

Drei Jahre nach Pfeiffer's Vortrag erschienen (1865) die umfassenden „Untersuchungen über das Nibelungenlied" von Karl Bartsch, von welchen derselbe schon im September 1862 auf der Philologenversammlung zu Augsburg vorläufige Mittheilungen gegeben hatte. Vorbereitet durch seine Forschungen über die Umarbeitungen der deutschen Dichtungen aus dem kerlingischen Sagenkreise untersucht Bartsch, ob nicht den überlieferten Texten unserer Nibelungen ein älteres Werk zu Grunde liege. Er richtet dabei sein Augenmerk hauptsächlich auf die Reime und den Versbau. Aus der Vergleichung der verschiedenen Texte ergibt sich ihm, daß deren Abweichungen in den gemeinsamen Strophen sehr häufig dadurch entstanden sind, daß man einen älteren ungenauen Reim durch einen genaueren zu ersetzen suchte, wobei dann der eine Ueberarbeiter diesen, der andere jenen Weg einschlug. Indem nun Bartsch die freieren Reime, die sich aus den uns überlieferten jüngeren Texten noch gewinnen lassen, an der Entwickelungsgeschichte des Reimes prüft, wie sie uns in zahlreichen Dichtungen des 12. Jahrhunderts vorliegt, gelangt er zu folgendem Ergebnis: Die Abfassung des Nibelungenliedes in seiner ursprünglichen Gestalt haben wir um 1140—1150 zu setzen. Gewiß hat es in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts Volkslieder aus dem Kreise der burgundischen Sage gegeben, daneben aber auch eine mündlich fortgepflanzte Erzählung derselben Begebenheiten. Auf Grundlage beider dichtete der Kürenberger um 1140 das Nibelungenlied. Hierin schließt sich Bartsch den Gründen Franz Pfeiffer's an, indem er

dieselben noch mehr zu befestigen sucht. Das um 1140 entstandene Original erfuhr etwa 1170—1180 eine erste Ueberarbeitung, und diese Ueberarbeitung wurde dann zwischen 1190 und 1200 von neuem umgestaltet und zwar ziemlich gleichzeitig durch zwei Dichter, die unabhängig von einander arbeiteten. Die eine Umgestaltung liegt uns vor in der St. Galler Handschrift (B) und der mit ihr verwandten Gruppe, zu welcher auch die Hohenems-Münchener Handschrift (A) gehört. Denn die in Handschrift A fehlenden Strophen sind nur aus Nachlässigkeit vom Schreiber ausgelassen. Die andere Umgestaltung bietet die Hohenems-Laßberg'sche Handschrift (C) und ihre Verwandten. Ihr Urheber arbeitet mit mehr Consequenz, als der der ersteren Umgestaltung, hat auch eine bedeutende Anzahl neuer Strophen hinzugedichtet, welche der gemeinsamen Grundlage beider Umgestaltungen fehlten: aber die erstere Umgestaltung (B u. s. f.) ist der Vorlage treuer geblieben. Auch beweist die große Anzahl von Handschriften, in denen sie sich erhalten hat, daß sie die verbreitetste und beliebteste war. „Höchstes Ziel der Kritik wäre nun allerdings, den verlorenen Originaltext beider Bearbeitungen wiederzugewinnen." Aber dies Ziel zu erreichen, müssen wir verzichten, weil die Bearbeiter zu weit auseinandergehen. Wir müssen uns deshalb an die beiden gleichberechtigten Bearbeitungen halten, in denen das Werk vorliegt. „Ausgaben beider Texte werden daher künftig neben einander bestehen können." Auf Grundlage der St. Galler Handschrift (B) hat dann Bartsch (1866) [1] seine Ausgabe des Nibelungenliedes veranstaltet, deren einmal populär gewordenen Titel (Nibelungenlied) er jedoch dem Schluß der Handschrift C entlehnte. Vier Jahre darauf ließ Bartsch seine große Ausgabe des Gedichtes folgen: Der Nibelunge Nôt mit den Abweichungen von der Nibelunge Liet den Lesarten sämmtlicher Handschriften und einem Wörterbuch. Erster Theil. Text. 1870 [2].

1) 2. Aufl. 1869. — 2) Unsere Aufgabe war hier, eine übersichtliche Darstellung des Ganges zu geben, den der Streit über die Entstehung des Nibelungenliedes genommen hat. Eine vollständige Bibliographie hätte natür-

Ueberblicken wir die Thätigkeit der letzten zwanzig Jahre auf dem Gebiet der Nibelungenkritik, so sehen wir, daß ein sehr großer Theil der Forscher Lachmann's Herstellung der angeblichen zwanzig Lieder, aus denen das Gedicht zusammengesetzt sein soll, verwirft. Fragen wir aber andererseits, ob es irgend einem der anderen Forscher gelungen sei, die Gegner von seiner Ansicht über die Entstehung des Nibelungenlieds zu überzeugen, so müssen wir auch dies verneinen. Auch nach dem Erscheinen von Holtzmann's und Zarncke's, Pfeiffer's und Bartsch's Untersuchungen hält ein bedeutender Theil der Forscher im Wesentlichen an Lachmann's Aufstellungen fest. Die kleine Schrift von Julius Zupitza gegen Pfeiffer (1867), die Abhandlung von K. Meyer „Zur deutschen Heldensage“ [1]) legen hievon nicht bloß für ihre Verfasser, sondern auch für deren Meister Zeugniß ab. Wir erkennen dies um so sicherer, wenn wir auch 1866 noch W. Wackernagel, obwohl er bei Beurtheilung der einzelnen Lieder dem höfischen Element einen weiter gehenden Einfluß zuspricht als Lachmann, doch wesentlich dessen Standpunkt vertreten sehen [2]). Wir sind nun weit entfernt, dieses durchgreifenden Zwiespalts wegen die Bedeutung der Untersuchungen über den Ursprung des Epos zu verkennen. Wir ehren den darauf verwandten Scharfsinn und hoffen, daß wir der Lösung des überaus schwierigen Problems immer näher rücken werden. Aber für die Praxis ergibt sich uns aus dem Verlauf der Untersuchungen

lich auch auf alle Einzelfragen Rücksicht zu nehmen. So auf die Untersuchungen der Historiker über das Geschichtliche, wie die von E. L. Dümmler über Pilgrim von Passau (1851), von G. Waitz über den Kampf der Burgunder und Hunen (1860). Ebenso können wir die Schriften über den dichterischen Werth des Nibelungenliedes, wie die von L. Bauer (1850), von Dr. Timm (1852), von Hugo Wislicenus (1867) hier nur berühren. Vgl. die bibliographische Zusammenstellung in Zarncke's Ausgabe des Nibelungenlieds, 3. Aufl., 1868, Einleitung S. XXI — LII. — 1) Deutsche Vierteljahrsschrift 1869, S. 26—49. Vgl. bes. S. 35. — Vgl. auch W. Scherer's Abhandlung „Ueber das Nibelungenlied“ in den Preuß. Jahrbüchern, Bd. XVI (1865), S. 253 fg., bes. S. 253. 263, und desselben Schrift über Spervogel (Wien 1870) S. 22 fg. — 2) Sechs Bruchstücke einer Nibelungenhandschrift, her. von W. Wackernagel. Basel 1866.

über die Entstehung des Nibelungenlieds die Lehre, daß wir das Werk vor allen Dingen so lesen müssen, wie es in der Blütezeit der mittelhochdeutschen Dichtung, in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gelesen worden ist. Mögen wir uns dann immerhin, ein Jeder in seiner Weise, den uns unzugänglichen Zustand unsrer Heldendichtung so vollkommen denken, als es uns gefällt. Verderben wir uns aber die Freude an dem, was wir wirklich haben, dadurch, daß wir es herabwürdigen gegenüber dem, was wir nicht mehr haben, so gleichen wir dem Hund in der Fabel, der das Stück Fleisch, das er im Maule trug in den Fluß fallen ließ, um nach dem zu schnappen, das er im Wasserspiegel erblickte.

Gehen wir zu den anderen Theilen unsrer Heldendichtung über [1]), so sind vor allen der Gudrun vielfache Bemühungen zugewandt worden. Ausgaben des Textes veranstalteten Adolf Ziemann (1835), J. Vollmer (1845), Karl Bartsch (1865), L. Ettmüller (1841), Karl Müllenhoff (1845) und W. von Ploennies (1853), die drei letzten mit dem Versuch, echte und unechte Theile nachzuweisen. Kritische und erläuternde Bemerkungen zur Gudrun lieferten außer den eben genannten Herausgebern Konrad Hofmann (1867) und Ernst Martin (1867). Um die übrigen Dichtungen der deutschen Heldensage machten sich verdient Moriz Haupt [2]), Karl Müllenhoff [3]), Ernst Martin [4]), Oskar Jänicke [5]), Adolf Holtzmann [6]), Th. von Karajan [7]), K. Goedeke [8]), Adelbert von Keller [9]), K. Frommann [10]), Fr. Zarncke [11]), Franz Stark [12]), Oskar

1) Auch hier ist zurückzuverweisen auf das, was oben über W. Grimm, F. H. von der Hagen, Uhland u. A. gesagt worden ist. — 2) Veröffentlichungen und Bemerkungen in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum. — 3) Ebend., und Antheil an Martin's, Jänicke's und Zupitza's Heldenbuch. — 4) Deutsches Heldenbuch II (Alpharts tod u. A.) Berlin 1866. 5) Deutsches Heldenbuch I (Biterolf u. A.). Berlin 1866. — 6) Der grosse Wolfdieterich. Heidelberg 1866. — 7) Frühlingsgabe. Wien 1839 (Bruchstücke des Walther von Spanien). — 8) Koninc Ermenrîkes dôt, Hanov. 1851. — 9) Das deutsche Heldenbuch nach dem muthmasslich ältesten Drucke. Stuttgart 1867. — 10) Haugdieterich und Wolfdieterich. (In Haupt's Zeitschr. IV, 1844, S. 401—462).

Schade[1], Julius Zupitza[2]. Beiträge zur Untersuchung der deutschen Heldensage gaben K. Müllenhoff[3], W. Müller, Emil Sommer, Max Rieger, A. Raßmann, K. Meyer u. A.

Wir haben absichtlich die deutsche Heldendichtung etwas eingehender behandelt. Die übrigen Gebiete fassen wir kürzer zusammen. Unter den Herausgebern mittelhochdeutscher Werke, — wir nehmen den Ausdruck mittelhochdeutsch hier noch im weitesten Sinn — ist vor allen zu nennen Franz Pfeiffer[4]. Talent und Fleiß vereinigten sich, um ihn zu einem musterhaften Herausgeber zu machen. Wir können hier bloß seine Hauptarbeiten anführen: Barlaam und Josaphat 1843, Boner's Edelstein 1844, Marienlegenden 1846, Wigalois 1847, Mai und Beaflor 1848, Heinzelein von Konstanz 1852, Jeroschin 1854, Walther von der Vogelweide 1864. Zu diesen kritisch und zum Theil auch exegetisch behandelten Werken kommt dann noch der sorgfältige Abdruck der Weingartner (1843) und Heidelberger (1844) Liederhandschrift. Aber trotz dieser höchst bedeutenden Thätigkeit für die Dichter liegt doch das größte und eigenthümlichste Verdienst Pfeiffer's darin, daß er sich mit gleichem Erfolg auch den Prosaitern zuwendete. Seine deutschen Mystiker des 14. Jahrhunderts (I. 1845. II. Meister Eckhart 1857), seine Ausgabe der „Theologia deutsch" 1851, des Berthold von Regensburg 1862, des Konrad von Megenberg 1861, brechen für die deutsche Prosa des 13. und 14. Jahrhunderts

— 11) Kaspar von der Roen (in Pfeiffer's Germania I, 1856, S. 53 fg.). — 12) Dietrichs erste Ausfahrt. Stuttgart 1860. — 1) Sigenot, Hanov. 1854. Laurin, Leipz. 1854. — 2) Deutsches Heldenbuch. Fünfter Teil. Dietrichs Abenteuer von Albr. v. Kemenaten u. s. w. Berl. 1870. — 3) Haupt's Zeitschr. X, 116 fg. XII, 253 fg. 413 fg. — 4) Geb. 1815 zu Bettlach bei Solothurn, beginnt 1834 zu München das Studium der Medicin, vertauscht dies aber unter Maßmann's Leitung mit dem der deutschen Philologie; dann längere Zeit auf Reisen mit der Sammlung handschriftlichen Materials unermüdlich beschäftigt; 1846 Bibliothekar in Stuttgart; 1857 Prof. der deutschen Sprache und Lit. an der Univers. Wien; gest. 29. Mai 1868. (Pfeiffer's Biographie von K. Bartsch, vor dem Briefwechsel zwischen Laßberg und Uhland. Wien 1870.)

eine neue Bahn. — Nächst Pfeiffer nennen wir Karl Bartsch[1]) als einen der gewandtesten und bestausgerüsteten Herausgeber mittelhochdeutscher Werke. Unter seinen hierhergehörigen Arbeiten erwähnen wir seine Ausgaben von des Stricker's Karl (1857) der Erlösung (1858), der mitteldeutschen Gedichte (1860), des Meleranz (1861), des Albrecht von Halberstadt (1861), der Liederdichter des XII. bis XIV. Jahrhunderts (1864), des Herzog Ernst (1869). Weiter sind als Herausgeber mittelhochdeutscher (und mitteldeutscher) Werke zu nennen K. Frommann (Herbort 1837), Adelb. von Keller (Walther von Rheinau 1855. Martina 1856. Konrad's von Würzb. Troj. Krieg 1858); Theod. von Karajan[2]) (Ulr. von Lichtenst. 1841. Helbling 1844 u. A.); K. A. Hahn[3]) (Lanzelet. Otte mit dem Barte. Kleinere Gedichte des Stricker. Gedichte des 12. u. 13. Jahrhunderts. Passional. Jüngere Titurel, K. Köpke (Passional), Emil Sommer[4]) (Gute Frau 1842. Flore 1846), H. Rückert (Wälsche Gast 1852. Philipp's Marienleben 1853. Lohengrin 1858), Feodor Bech (Hartmann von Aue 1867 fg.), L. Ettmüller (Hadlaub 1840. Frauenlob 1843), F. Keinz (Meier Helmbrecht 1865), W. Wilmanns (Walther 1869), G. H. F. Scholl (Türlin, Crone), Fr. Lisch, Jos. Bergmann, Franz Roth, K. Roth, H. Weismann, J. Feifalik, W. Müller, Max Rieger, Ernst Strehlke, Ign.

---

1) Geb. 1832 zu Sprottau, stud. zu Breslau und Berlin Philologie, insbesondere german. und roman. Sprachen; 1855 am german. Museum in Nürnberg angestellt; 1858 ord. Prof. der deutschen und roman. Philologie in Rostock; ebenso thätig auf dem Gebiet der romanischen, namentlich provenzalischen und altfranzös. Philologie, wie auf dem der germanischen [Brockhaus (11)]. — 2) Geb. 1810 zu Wien, 1850 Prof. der deutschen Sprache und Lit. an der Univ. Wien, 1848 Mitglied, 1866 Präsident der Akademie der Wissenschaften zu Wien (Brockhaus, Real-Encykl. (11) VIII, 636). — 3) Geb. zu Heidelberg 1807, stud. daselbst, 1839 Privatdocent, 1847 außerord. Professor an der dortigen Universität, 1848 Prof. in Prag, 1852 in Wien, † 1857 (Constant von Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Thl. VII (Wien 1861), S. 201). — 4) Geb. zu Oppeln 1819, stud. in Breslau und Berlin deutsche Philologie, 1841 Privatdoc. in Halle. † 1846 (Neuer Nekrol. der Deutschen, Jahrg. 1846, I. 456 fg.

Zingerle, Reinhold Bechstein, Elard Hugo Meyer, Jul. Zupitza, K. Schädel u. A.

Die Erforschung der Sprache des 12.—15. Jahrhunderts warf sich mehr und mehr auf die Untersuchung der einzelnen Mundarten. Namentlich war Franz Pfeiffer in dieser Richtung thätig. Dies führte ihn nicht nur (1862) zur erneuten Anregung der noch nicht abgeschlossenen Frage nach der Entstehung der höfischen Sprache, sondern es veranlaßte ihn auch (1845) zur Nachweisung der vom Mittelhochdeutschen unterschiedenen mitteldeutschen Mundart, welcher eine Reihe von Werken des 12.—14. Jahrhunderts, wie die des Herbort von Fritslar, des Frauenlob und anderer Schriftsteller des mittleren Deutschlands angehören. Dieser Nachweis war um so wichtiger, als mit jener mitteldeutschen Mundart das Neuhochdeutsche in naher Beziehung steht. Ueberhaupt aber war die Untersuchung der alten Mundarten von besonderem Werth für die Uebergangszeit des 14. und 15. Jahrhunderts. Zur Kenntniß der Sprache des 14. Jahrhunderts hatte schon früher (1829 fg.) August Koberstein einen gründlichen Beitrag geliefert in seinen Untersuchungen über die Sprache des Suchenwirt. Für die Literatur jener Jahrhunderte ist in neuerer Zeit sehr viel geschehen. Es treten darin hervor das weltliche und geistliche Lied, das Drama, die Didaktik und vor allen die Prosa. Die bedeutendsten Leistungen für das Lied greifen wesentlich in die entschieden neuhochdeutsche Zeit hinüber, und wir wollen sie deswegen dort anführen. Für das Drama sind bei weitem die wichtigste Veröffentlichung Adelbert von Keller's[1]) Fastnachtspiele aus dem 15. Jahrhundert (1853 fg.). Außerdem waren auf diesem Gebiet (neben Mone) thätig F. Stephan, L. und Reinhold Bechstein, Adf. Pichler, K. Bartsch, A. F. C. Vilmar, Max Riezer, H. Werner, Ben. Greiff u. A. Für

1) Geb. 1812 zu Pleidelsheim in Würtemberg, stud. 1830—31 in Tübingen Theologie, widmet sich zugleich unter Uhland's Leitung dem Studium der mittelalterl. Liter., 1835 Privatdocent, 1844 ord. Prof. der deutschen Lit. in Tübingen, sehr thätig für Herausgabe altdeutscher und altromanischer Dichtungen (Brockhaus (11) VIII. 751 fg.).

die didaktische und erzählende Poesie des 14. Jahrh. erwähnen wir Theod. v. Karajan's Abhandlung über den Teichner (1854) und K. J. Schröer's über Heinrich von Mügeln (1867), für die des 15. Jahrh. A. W. Strobel's (1839) und vor allem Friedrich Zarncke's in sprachlicher und sachlicher Hinsicht gleich wichtige Ausgabe von Brant's Narrenschiff (1854). Außerdem machten sich um Herausgabe hieher gehöriger Dichtungen verdient Adelb. von Keller, W. Holland, K. A. Barack, Th. Merzdorf u. A. Was die Prosa betrifft, so haben wir Pfeiffer's Verdienste schon erwähnt. Wir nennen hier noch als Herausgeber deutscher Predigten und anderer geistlicher Schriften des 12.—15. Jahrhunderts K. Roth (1839), Herm. Leyser (1838), Frz. K. Griesbaber (1842 fg.), Joh. Kelle, Karl Schmidt, Herm. Palm, W. Preger, Reinhold Bechstein (Beheim's Evangelienbuch 1867), Joseph Haupt (1864). Um die weltliche didaktische und erzählende Prosa machten sich verdient Adelb. von Keller (Gesta Rom. deutsch 1841. Niclas von Wyle 1860. Steinhöwel 1860) und W. L. Holland (Buch der Beispiele 1860), K. D. Haßler u. A. Von besonderer Wichtigkeit war im 13.—15. Jahrh. die Rechtsprosa, zuerst noch mittelhochdeutsch im Schwabenspiegel, den W. Wackernagel (1840), F. L. A. von Laßberg, ein Sohn Josephs von Laßberg (1840) und H. G. Gengler (1851) herausgaben; dann immer mehr mundartlich auseinandergehend. In letzterer Hinsicht sind auch für die Sprachforschung namentlich die zahlreichen Weisthümer sehr wichtig, für deren Sammlung und Herausgabe J. Grimm's großes Werk eine weit verbreitete Thätigkeit anregte. Ebenso die seit dem 13. und 14. Jahrh. immer überwiegender deutsch abgefaßten und in neuerer Zeit mit großem Fleiß herausgegebenen Urkunden und Staatsakten. Wir dürfen auf alle diese Schriften, deren Inhalt einem anderen Gebiet angehört, nicht näher eingehen und erwähnen nur beispielsweise L. Frz. Höfer's Auswahl der ältesten Urkunden deutscher Sprache im Archiv zu Berlin (1835), indem wir zugleich auf die ungemeine Wichtigkeit hinweisen, welche die durch Jul. Weizsäcker (1867) begonnene urkundlich treue Herausgabe der Reichstagsakten auch für die Sprachforschung hat.

Ebenso müssen wir die nähere Darstellung dessen, was für die Herausgabe der deutschen Geschichtsquellen gethan worden ist, der Geschichte der Geschichtsforschung überlassen und uns begnügen, das bedeutendste hierher gehörige Unternehmen zu erwähnen: Die Sammlung der deutschen Städtechroniken durch K. Hegel (1862 fg.), wobei für die sprachliche Seite auf hochdeutschem Gebiet Matthias Lexer thätig war.

Neuhochdeutsch.

Wir knüpfen hier an das an, was wir bei Gelegenheit des Grimm'schen Wörterbuchs gesagt haben, und erwähnen zuerst, daß jenes großartige Unternehmen nach dem Tode seiner berühmten Gründer an Karl Weigand, Rudolf Hildebrand und Moriz Heyne Fortsetzer gefunden hat, die es mit deutschem Fleiß und deutscher Gründlichkeit im Geiste seiner Urheber weiterführen. Unter den kleineren Wörterbüchern der neuhochdeutschen Sprache zeichnet sich das von Karl Weigand (1857 fg.) durch wissenschaftliche Zuverlässigkeit aus [1]. Von den zahlreichen für praktische Zwecke bestimmten Wörterbüchern nennen wir nur beispielsweise die von Daniel Sanders (1860 fg.), J. H. Kaltschmidt, F. A. Weber u. s. w. In Betreff der Synonymik betrat K. Weigand in gründlicher Weise (1840. 1852) den geschichtlichen Weg. Ein praktisches Hülfsmittel bietet Christ. F. Meyer's Handwörterbuch deutscher sinnverwandter Ausdrücke (1849). Reiches Material für die Anfänge des Neuhochdeutschen gewähren die Arbeiten von Lorenz Diefenbach (1857. 1867) [2].

Die Grammatik des Neuhochdeutschen wurde weniger zu wissenschaftlichen als zu praktischen Zwecken bearbeitet. In wissenschaftlicher Beziehung haben wir hier zu nennen außer der ganz ungenügenden Grammatik der deutschen Sprache des 15. bis 17. Jahrh. von Jos. Kehrein (1854 fg.) die Neuhochdeutsche Grammatik (Buchstaben und Endungen) von K. A. Hahn (1848), die

1) Der Heyse'schen Wörterbücher haben wir schon früher (S. 629) Erwähnung gethan. — 2) Glossarium Latino-Germ. mediae et infimae aetatis 1857, und Novum Glossar. 1867.

deutsche Syntax von Theodor Vernaleken (1861 fg.), F. Zinnow, die abgestorbenen Wortformen der deutschen Sprache (1843), Adalb. Jeitteles über die neuhochdeutsche Wortbildung (1865) und Aehnliches. Doch gehören die meisten derartigen Schriften nicht sowohl der Wissenschaft ausschließlich, als vielmehr einer gewissen Vermittelung zwischen Wissenschaft und Praxis an[1]. (Die Arbeiten über die Sprache einzelner deutscher Schriftsteller erwähnen wir zum Theil an anderen Orten. Hier führen wir nur an die Schrift von J. A. O. L. Lehmann über Goethe's Sprache (1852) und die von K. Gustaf Andresen über die Sprache J. Grimm's (1869)). Um so zahlreicher sind die ganz der Praxis bestimmten Bearbeitungen der neuhochdeutschen Sprache: die bald größeren, bald kleineren und kleinsten deutschen Schulgrammatiken. Wir haben natürlich in einer Geschichte der Wissenschaft nicht die Aufgabe, diese zum Theil recht verdienstlichen Bücher vollständig aufzuzählen, da es in der Regel nicht in ihrer Absicht liegt, die Wissenschaft zu bereichern. Wir benügen uns, nur einige davon beispielsweise anzuführen. So die von Otto Schulz, K. A. Jul. Hoffmann, F. Koch, F. Bauer, A. Engelien, Lor. Englmann, O. Lange, H. Bohm und W. Steinert, u. s. w. Ich habe absichtlich auch einige der kleinsten, für den allgemeinsten Elementarunterricht bestimmten Grammatiken mitgenannt, ohne doch in das weite Gebiet der eigentlich pädagogischen Literatur hinüberzugreifen. Der Werth der einzelnen Bücher ist natürlich hier, wie überall, ein sehr verschiedener. Aber die ganze Erscheinung, daß trotz Grimm's Verdammungsurtheil sich nicht nur die älteren Schulgrammatiken, wie die von Heyse, im ausgedehntesten Gebrauch erhalten haben, sondern auch noch eine große Menge neuer und stark begehrter „Grammatiken der einheimischen Sprache für Schulen und Hausbedarf" hinzugekommen ist, beweist zur Genüge, daß der große Forscher sich in der Auffassung unsrer neuhochdeutschen Schriftsprache geirrt hat. Er hat ganz Recht gegenüber dem thörichten Gedanken, als könne die Gram-

---

1) In diese Gattung gehört auch das Buch von L. Eoler: Die deutsche Sprachbildung (I. 1847. II. 1849).

matik die Sprache erzeugen, aber die Aufgabe der praktischen Grammatik, regelnd in die Sprache des Schülers einzugreifen, wird von ihm verkannt, weil er das Wesen der seit vielen Menschenaltern schulmäßig behandelten Schriftsprache und das der rein naturwüchsigen Volksmundart nicht unterscheidet. Zu dieser Verirrung kam dann die weitere, in den lautlichen Veränderungen der Sprache nur das physiologisch gesetzmäßige, nicht aber das historisch freie Element in Anschlag zu bringen, so daß man zuletzt bei dem destruierenden Umsturz unsrer zu Recht bestehenden Schriftsprache anlangte, der sich in der sogenannten historischen Schreibweise geltend machen wollte. Einer unsrer vorzüglichsten Sprachforscher, K. Weinhold, führte die bei Grimm zu keiner völligen Klarheit gediehene Ansicht consequent durch (1852)[1]), und gab so den Anlaß, die Grundlagen derselben zu untersuchen und ihre Unhaltbarkeit sowohl aus dem Wesen der sprachlichen Ueberlieferung überhaupt, als aus der Geschichte unsrer Schriftsprache zu erweisen. Wir dürfen uns hier in die Einzelheiten dieses Streites nicht näher einlassen und begnügen uns, einige der bedeutenderen auf ihn bezüglichen Schriften und Abhandlungen in der Anmerkung[2]) anzuführen.

1) Weinhold selbst ist übrigens später von seiner damaligen Ansicht zurückgekommen. S. die Verhandlungen der fünfundzwanzigsten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Halle 1867. Leipzig 1868, S. 135. — 2) Wir nennen hier die Schriften und Abhandlungen von G. Michaelis (1854 fg.), G. Andresen (1855 fg.), F. S. Feldbausch (1856), L. Ruprecht (1854 fg.), K. A. J. Hoffmann (1855 fg.), Gottl. Stier (1856 fg.), R. Klaunig (1857), W. Scherer (1868), K. J. Schröer (1868 fg.), Jul. Zacher (1861 fg.), H. Kratz (1858 fg.), H. B. Rumpelt (1869), Franz Linnig (1869), W. Wilmanns (1869), A. Egger (1869). Ich mußte mich bei meinen Angaben nothwendig beschränken und verweise deshalb auf die zuletzt angeführten Abhandlungen von W. Wilmanns in der Berliner Zeitschr. für das Gymnasialwesen XXIII. 1, und von A. Egger in der Zeitschr. für die österr. Gymn. 1869, IX u. X. Natürlich habe ich nur solche Schriften angeführt, welche die orthographische Frage zum Gegenstand ihrer Erörterung machen, nicht aber die Anleitungen zur deutschen Orthographie, wie die von G. H. Hägg, Ferd. Scholl, Jos. Englmann, K. A. Becker, F. List u. A.

Für die Herausgabe neuhochdeutscher Texte sind vortreffliche Leistungen zu verzeichnen, so ungemein viel auch andrerseits noch zu thun übrig bleibt. Wir beginnen mit der Liederdichtung, welche den Ausgang des Mittelalters und den Beginn der neueren Zeit miteinander verknüpft. Für das weltliche Volkslied sind hier (neben Uhland)[1] vor allen hervorzuheben „Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrh. gesammelt und erläutert von R. v. Liliencron" (1865–69). Unter den Anderen, die sich um das Volkslied verdient gemacht haben, nennen wir F. Leon. von Soltau (1836), R. Hildebrand (1856), Ph. Max Körner (1840), L. Erk (1856), F. L. Mittler (1855), G. Scherer (1851 fg.), Em. Weller (Lieder des 30jähr. Krieg 1855), Jul. Opel und Adf. Cohn (der dreißigjähr. Krieg, 1862), A. F. C. Vilmar (1867), K. Goedeke und Jul. Tittmann (1867)[2], und als Herausgeber älterer Liederbücher K. Haltaus (Häzlerin 1840), Jos. Bergmann (Ambraser Liederbuch 1845), Oskar Schade (Bergreien 1854). Wie zeitlich, so scheiden sich auch räumlich die Volkslieder in verschiedene Gruppen, und hier berührt sich ihre Sammlung öfters mit der mundartlichen Forschung, obwohl der größte Theil der Volkslieder sich der deutschen Gemeinsprache bedient[3]. Wie Hoffmann von Fallersleben die schlesischen, so sammelte Franz W. von Ditfurth fränkische (1855), E. Meier schwäbische (1855), Ed. Fiedler anhalt-dessauische (1847), Franz Tschischka und Jul. Max Schottky (1844), Ant. von Spaun (1845) östreichische Volkslieder u. s. f.[4]. Eine besondere Gattung des Volkslieds bildet das Kinderlied. Wir führen hier vor allen an E. L. Rochholz alemannisches Kinderlied und Kinderspiel (1857), dann E. Meier's deutsche Kinderreime (1851) u. A.

---

1) S. o. S. 577 fg. Vgl. auch Hoffmann von Fallersleben S. 589 fg. — 2) Der Zeit vor 1840 gehören an die Sammlungen von O. L. B. Wolff (1830), F. K. von Erlach (1834 fg.), A. Kretzschmer, Maßmann und Zuccalmaglio (1838 fg.), L. Ett und W. Zimmer (1838). — 3) Vgl. Schlesische Volkslieder, hg. von Hoffmann von Fallersleben, S. IV. — 4) Schon 1817 hatte Jos. G. Meinert Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens (im oberen Oderthal) herausgegeben.

Für das geistliche Lied ist ein musterhaft grundlegendes Werk „Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts“ von Philipp Wackernagel (1864 fg.), eine Lebensarbeit, die der Verfasser seinem kleineren Werk vom J. 1841 folgen ließ. Katholische Kirchenlieder gab gesammelt heraus Jos. Kehrein (1859 fg.). Mit dem geistlichen Lied in naher Beziehung steht das geistliche Schauspiel. Wir erwähnen hier die Weihnachtspiele, die K. Weinhold (1853), K. J. Schröer (1858) herausgegeben haben, und das von P. Gall Morel (1863) veröffentlichte Spiel von S. Meinrad[1]).

Von einer anderen Seite steht mit dem Volkslied das Sprichwort in Verwandtschaft. Die Untersuchung desselben greift einerseits tief in die früheren Perioden unserer Sprache und Literatur zurück, andrerseits verzweigt sie sich in die mundartliche Forschung. In ersterer Beziehung erinnern wir an W. Grimm's Ausgabe des Freidank und erwähnen zugleich Ign. Zingerle's Schrift über die deutschen Sprichwörter im Mittelalter (1864). In letzterer verweisen wir auf unseren späteren Abschnitt über die Erforschung der Mundarten, indem ein großer Theil der dort aufgeführten Schriften auch mundartliche Sprichwörter mitzutheilen pflegt. Wir wollen hier nur beispielsweise G. Schambach's plattdeutsche Sprichwörter der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen (1851. 1863) und H. Frischbier's preußische Sprichwörter (1865) anführen. Sammlungen, die sich über den ganzen deutschen Sprichwörterschatz verbreiten, unternahmen W. Körte (1837), Jos. Eiselein (1840), K. Simrock, K. F. W. Wander (1836. 1867). Zur Erforschung der älteren deutschen Sprichwörtersammlungen lieferten (neben Hoffmann von Fallersleben) Beiträge Jul. Zacher, F. Latendorf, J. Franck u. A. Die biblischen Sprichwörter der deutschen Sprache behandelte (1860) K. Schulze, die deutschen Rechtssprichwörter J. H. Hillebrand (1858), Ed. Graf und Mathias Dietherr (1864). An das Sprichwort schließt sich an die

1) Vgl. o. S. 672 u. S. 709. Die Gränzen der älteren und neueren Zeit laufen hier oft sehr in einander.

sprichwörtliche Redensart, wie sie viele Sprichwörtersammlungen mitbehandeln [1]). Dem Sprichwort verwandt sind die zum Gemeingut gewordenen Aussprüche bekannter Urheber, wie sie G. Büchmann in seiner Schrift „Geflügelte Worte, der Citatenschatz des deutschen Volkes" (1864 fg.) zusammenstellt.

Eine eigenthümliche Stellung nimmt das Meisterlied ein. Unsre Kenntnis desselben vermehrten K. Bartsch (Kolmarer Handschrift 1862), Adelb. von Keller (Spangenberg 1861), Ign. Zingerle, Adf. Holtzmann u. A.

Unter den Ausgaben neuhochdeutscher Schriftsteller fallen natürlich nur solche in unseren Bereich, an denen sich die philologische Behandlungsweise bethätigt hat. Dahin gehören aus der Literatur des 16. Jahrhunderts die von H. E. Bindseil kritisch bearbeitete Ausgabe von Luther's Bibelübersetzung (1850) und K. Frommann's auf den gründlichsten Studien ruhende Volksausgabe desselben Buches (1867 fg.). Unter den Schriften über Luther's Sprache heben wir hervor nächst den einzelnen Mittheilungen Frommann's (1862) das Wörterbuch zu Luther's Schriften von Ph. Dietz (1870), und die Schrift von E. Opitz über die Sprache Luther's (1869 [2]). Demnächst nennen wir E. Böcking's treffliche Ausgabe von Hutten's Werken (1859 fg.). Außerdem machten sich um die Literatur des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts verdient K. Goedeke (Gengenbach 1856, Hans Sachs 1870), Heinr. Kurz (Murner 1848, Waldis 1862, Wickram 1865, Fischart 1866 u. A.), Osk. Schade (Satiren und Pasquille 1856 fg.), H. M. Kottinger (Ruff 1847 fg.), K. Haltaus (Teuerdank 1836),

---

1) Die fließende Gränze zwischen beiden erkennt man in Edmund Höfer's „Wie das Volk spricht" (1855 fg.). An die sprichwörtlichen Redensarten gränzen dann wieder gewisse stehende Ausdrucksweisen wie sie z. B. O. von Reinsberg-Düringsfeld und C. von Wurzbach gesammelt haben. — 2) Eine den philologischen Forderungen entsprechende Ausgabe von Luther's Werken besitzen wir noch nicht. Die Erlanger Ausgabe (1826 fg.) hat sich im weiteren Verlauf immer mehr verbessert. Insbesondere unterscheidet sich die von E. L. Enders besorgte zweite Ausgabe der ersten Abtheilung (1862 fg.) zu ihrem Vortheil von der ersten.

Herm. Palm (Rebhun 1859), Herm. Oesterley (Schimpf und Ernst 1866. Wendunmuth 1869), Dav. Strauß (Frischlin 1857), Adelb. v. Keller (Amadis 1857. Ayrer 1865), L. Holland (Heinr. Jul. von Braunschweig 1855), J. M. Lappenberg (Murner's Ulenspiegel 1854), Reinhold Köhler (Hans Sachs 1858), A. F. C. Vilmar (Fischart 1846. 65), G. v. Below und Jul. Zacher (Fischart 1849), Emil Weller (Fischart 1854), Aug. Kühne (Faustbuch 1868), Jul. Tittmann (Schauspiele 1868), W. Hopf (Hans Sachs 1856) u. A. Schließlich wollen wir hier noch des Buchhändlers J. Scheible gedenken, dessen zahlreiche Veröffentlichungen (Faustbücher, Fischart, Fliegende Blätter u. s. w.) zwar den Anforderungen der Wissenschaft nicht genügen, aber doch so manches seltene Buch vorläufig wieder zugänglich machten.

Als Herausgeber von Werken des 17. und beginnenden 18. Jahrh. nennen wir J. M. Lappenberg (Fleming 1863 fg.), Adelb. v. Keller (Simplicissimus 1854 fg.), Herm. Palm (Gryphius, Dornrose 1855), Heinr. Kurz (Simplicissimus 1862 fg.), G. E. Guhrauer (Leibniz deutsche Schriften 1838), Reinhold Köhler (Kunst über alle Künste 1864), E. C. G. Langbecker (Paul Gerhardt 1841), Phil. Wackernagel (Paul Gerhardt 1855. Joh. Heermann 1856), J. F. Bachmann (Paul Gerhardt 1866). Der letzten großen Periode unserer Literatur im 18. und 19. Jahrh. ist erst seit Lachmann's Lessing (1838) eine streng philologische Behandlung zu Theil geworden. Eine musterhafte Arbeit der Art ist die von Karl Goedeke im Verein mit A. Ellissen, R. Köhler, W. Müldener, H. Oesterley, H. Sauppe und W. Vollmer unternommene historisch kritische Ausgabe von Schiller's Werken (1867 fg.). Sehr verdienstliche Beiträge zur Kritik des Schiller'schen Textes hatte (1855 fg.) Joachim Meyer[1]) geliefert. Für Goethe's Text gibt es einige sehr gute Einzelarbeiten, so die über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes von Mich. Bernays (1866) und Herm. Sauppe's Goethiana (1870). Von Lach

1) Geb. zu Nürnberg 1803, stud. 1820 bis 1824 zu Erlangen Theologie und Philologie, von 1824 bis 1859 Lehrer am Gymnasium zu Nürnberg, gest. daselbst am 23. Jan. 1865.

mann's Lessing besorgte (1853 fg.) W. v. Maltzahn eine neue bereicherte Ausgabe. Unter den übrigen kritisch-philologischen Textbehandlungen führen wir noch an Ed. Böcking's Ausgabe von A. W. von Schlegel's Werken (1846 fg.), Reinhold Köhler's Lesarten zu H. von Kleist (1862), und Karl Halm's Ausgabe von Hölty's Gedichten (1869).

Die germanischen Eigennamen.

Wir haben gesehen, wie die deutschen Eigennamen gleich von den ersten Anfängen unsrer Wissenschaft an das Interesse der Menschen auf sich gezogen haben. Aber ebenso zeigte sich, daß es ein Irrthum war, wenn man glaubte, in dies dunkle und schwierige Gebiet eindringen zu können, ohne vorher feste Grundlagen für die gesammte germanische Sprachforschung gelegt zu haben. Dieser Irrthum hat sich bis in die neuere Zeit fortgepflanzt und findet sich selbst heute noch bisweilen bei kenntnißlosen Dilettanten. Eine neue Epoche begründet auch in dieser Beziehung das Erscheinen von Grimm's Grammatik. Außer J. Grimm selbst machte sich unter dem älteren Geschlecht namentlich W. Wackernagel (1837 fg.) um die Erforschung der germanischen Eigennamen verdient. Zur Erklärung der altgermanischen Völkernamen lieferte Kasp. Zeuß (1837 fg.) treffliche Beiträge. Worauf es nach gründlicher grammatisch- und lexikalisch-historischer Durchforschung des ganzen germanischen Sprachgebiets vor allem ankam, war die Sammlung der Eigennamen in ihren ältesten uns zugänglichen Formen aus den Quellen. Die Berliner Akademie der Wissenschaften stellte deshalb, auf J. Grimm's Anregung, im J. 1846 die Preisaufgabe, die bis zum J. 1100 vorkommenden germanischen Eigennamen zu sammeln, jedoch mit Ausschluß der angelsächsischen und altnordischen. E. Förstemann, der seine Thätigkeit schon seit längerer Zeit dem Studium der Eigennamen gewidmet hatte, bewarb sich um diesen Preis, und aus der von ihm eingereichten und von der Akademie belobten Arbeit erwuchs dann (1856. 1859) sein Altdeutsches Namenbuch, dessen erster Band die Personennamen und dessen zweiter die Ortsnamen in dem von der Berliner Akademie verlangten Umfang, jedoch mit einigen

erweiternden Zugaben enthält. Eine vorzügliche Behandlung erfuhren (1866. 1868) die Kosenamen der Germanen durch Franz Stark. Zunächst erwähnen wir dann noch K. Müllenhoff's scharfe Bemerkungen über germanische Eigennamen. Außerdem haben Beiträge zur Erforschung der germanischen Eigennamen geliefert Mor. Heyne (altniederd. Eigennamen 1867), W. Crecelius (altsächs. und altfries. Eigennamen 1864), Theod. v. Karajan (1852) u. A.[1]; zu den Ortsnamen F. L. K. Weigand (Oberhessen 1852), Paul. Cassel (Thüringen 1854 fg.), J. Petters (Deutsch-Böhmen 1868), A. Gatschet (Schweiz 1865 fg.), Jos. Bender (1846), K. Roth (1850 fg.), Adolf Bacmeister (1867) u. A.; zu den deutschen Familiennamen Hoffmann von Fallersleben (1845 fg.), A. F. C. Vilmar (1855 fg.), K. G. Andresen (1862), L. Kurrecht (1864), L. Steub (1869. 1870)[2]. Schließlich erwähnen wir noch A. F. Pott's umfassendes Werk über die Personennamen (1853), insofern es sich auch auf die germanischen Eigennamen bezieht.

Die deutsche Metrik.

Die alt- und mittelhochdeutsche Metrik gründet sich auf die Arbeiten Lachmann's[3]. Es kam deshalb vor allem darauf an, daß die Ansichten Lachmann's in weiteren Kreisen bekannt wurden. Dies geschah einerseits, indem Max Rieger (1853)[4] und Oskar Schade (1854)[5] die bereits gedruckten, aber in verschiedenen Werken zerstreuten Beobachtungen Lachmann's übersichtlich zusam-

1) Auch einige zunächst für ein größeres Publikum bestimmte Schriften über die Eigennamen haben die Ergebnisse der Sprachforschung in verdienstlicher Weise verwerthet. So Otto Abel, die deutschen Personen-Namen (1853); G. Michaelis, Wörterb. der gebräuchlichsten Taufnamen (1856) u. A. — 2) Was L. Steub als gewandter Schriftsteller für unsre Wissenschaft geleistet hat, dürfen wir hier nicht übergehen. Männer von Geist und Wissen, wie Steub, Freytag, Riehl, Bacmeister, bilden ein wichtiges Bindeglied zwischen der Literatur und der Wissenschaft. — 3) S. o. S. 547 fg. — 4) In W. von Plönnies Ausg. der Kudrun, Leipz. 1853, S. [illegible]. — 5) Weimar. Jahrb. für deutsche Sprache . . . von Hoffmann v. Fallersleben und Osk. Schade I. (Hannover 1854) S. 1—57.

menstellten, andrerseits durch die Veröffentlichung eines Lachmann'schen Manuskripts über altdeutsche Metrik in Pfeiffers Germania (1857) [1]. Auch die Darstellungen der mittelhochdeutschen Metrik von F. Zarncke (1856) [2] und Franz Pfeiffer (1864) [3] schließen sich in den Hauptsachen an Lachmann an, indem sie zugleich dessen Lehre weiter zu bilden suchen. Zur althochdeutschen Metrik lieferte einen Beitrag Rich. Hügel's Abhandlung über Otfrid's Versbetonung (1869). Zu neuen Beobachtungen auf dem Gebiet der mittelhochdeutschen Metrik gab insbesondere die Herausgabe mittelhochdeutscher Dichtungen Anlaß. — In die älteste Metrik der indogermanischen Völker sucht R. Westphal („Zur vergleichenden Metrik der indogermanischen Völker" 1860) [4] einzudringen. Den saturnischen Vers und die altdeutsche Langzeile untersucht (1867) K. Bartsch. Beiträge zur alliterierenden germanischen Metrik lieferten Franz Dietrich u. A. — Die neuhochdeutsche Metrik hat zahlreiche Behandlungen erfahren, ohne doch bis jetzt zu einer allgemein anerkannten wissenschaftlichen Grundlage zu gelangen. Unter den antikisierenden Darstellungen nennen wir das Lehrbuch der deutschen Verskunst von Joh. Minckwitz (1843 fg.). Worauf es vor allem ankam, war die Untersuchung des wirklich vorhandenen neuhochdeutschen Versbaus und seiner geschichtlichen Entstehung. Wertvolle Beiträge hiezu lieferten O. F. Gruppe (1858 fg.) [5] und Ernst Höpfner (1866) [6]. Zur genauen inductiven Untersuchung des Versbaus unsrer größten Dichter macht F. Zarncke's

1) Germania, her. von Pfeiffer 1857, S. 105—108. — 2) Das Nibelungenlied her. v. F. Zarncke. Leipz. 1856, Einl. S. XLI fg. — 3) Walther von der Vogelweide, her. v. Franz Pfeiffer. Leipz. 1864, S. XXXVI fg. — 4) In Kuhn's Zeitschr. IX. (1860) S. 437 fg. — 5) Deutsche Uebersetzerkunst. Mit besonderer Rücksicht auf die Nachbildung antiker Maaße, nebst einer historisch begründeten Lehre von deutscher Silbenmessung. Hann. 1859. 2. Ausg. 1866. — 6) Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Dichtung des XVI. und XVII. Jahrh., Berlin 1866. Höpfner weist insbesondere auch nach, wie unter den deutschen Grammatikern des 16. Jahrh. Laurentius Albertus und weit mehr noch Johannes Clajus die Lehre des Martin Opitz vorweggenommen haben

Schrift „über den fünffüßigen Jambus mit besonderer Rücksicht auf seine Behandlung durch Lessing, Schiller und Goethe" (1865) einen trefflichen Anfang. Auch Rudolf Westphal's „Theorie der neuhochdeutschen Metrik" (1870) gründet sich, bei eindringender Kenntniß der griechischen Metrik, auf die Erforschung des eigentlich deutschen Versbaues, wie er sich vor allen bei Goethe und Schiller findet. Einen Versuch, die deutsche Verskunst systematisch und geschichtlich darzustellen, machte (1861) J. Imm. Schneider. „Die deutsche Verskunst nach ihrer geschichtlichen Entwickelung" bearbeitete mit Benutzung von A. F. C. Vilmar's Nachlaß C. W. M. Grein (1870).

Die Erforschung der deutschen Volksmundarten.

Wir haben früher das Interesse für die Volksmundarten Schritt halten sehen mit der Ausbildung und Festsetzung der deutschen Schriftsprache [1]). Dieselbe Erscheinung setzt sich fort im 19. Jahrhundert. Auf die großartige Entfaltung unsrer Literatur am Ende des 18. und im Beginn des 19. Jahrh. folgen neben der Fortbildung der schriftsprachlichen Dichtung unzählige Versuche, die Volksmundart in die Literatur einzuführen. Darunter einige, wie Hebel's allemannische Gedichte und Fritz Reuter's plattdeutsche Erzählungen, von solcher Vortrefflichkeit, daß man an den altgriechischen Gebrauch bestimmter Mundarten für gewisse Zweige der Dichtung denken könnte, wenn nicht unsre mundartliche Dichtung der alten Wurzeln, aus denen die griechische erwuchs, entbehrte, und wenn nicht ihre Vertreter durchweg schriftsprachlich gebildete Männer wären [2]). Wie die literarische Verwendung, so gewinnt die wissenschaftliche Erforschung der Volksmundarten in unsrem Jahrhundert einen Umfang und eine Tiefe, wie nie zuvor. Als das Muster dieser mundartlichen Forschung haben wir Schmeller kennen lernen [3]). An Schmeller's Vorgang schließt sich an, was die neuere Zeit auf dem Felde der wissenschaftlichen Erforsch-

1) S. o. S. 212 fg. — 2) Am ersten könnte man noch an Theokrit und ähnliche Dichter des alexandrinischen Zeitalters denken, und doch würde auch hier die Vergleichung nur sehr theilweise zutreffen. — 3) S. o. S. 555 fg.

ung der deutschen Volksmundarten geleistet hat. Vor allen sind hier zwei Gelehrte zu nennen: G. Karl Frommann[1]) und Karl Weinhold. Der erstere machte sich vorzüglich verdient durch seine Zeitschrift: „Die deutschen Mundarten" (1854—1859), worin er die Forscher und Freunde dieses Gebiets unter trefflicher Leitung vereinigte[2]), und durch seine neue Ausgabe von Schmeller's Bayerischem Wörterbuch (1869 fg.). Karl Weinhold[3]) legte die Grundsätze seiner mundartlichen Forschung zuerst (1853) dar in seiner Schrift „Ueber deutsche Dialectforschung. Die Laut- und Wortbildung und die Formen der schlesischen Mundart", welcher er (1855) „Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuch" und (1863) seine „Grammatik der deutschen Mundarten" folgen ließ. Der erste der beiden bis jetzt erschienenen Theile dieses grundlegenden Werks umfaßt das alemannische (1863), der zweite (1867) das bayrische Gebiet. Was die neuere mundartliche Forschung (seit Schmeller's Auftreten) vor der früheren auszeichnet, ist die wissenschaftliche Verknüpfung des Mundartlichen mit der geschichtlichen Entwickelung der deutschen Sprache. Für diese Art der Forschung sind deshalb Untersuchungen über den früheren Zustand der deutschen Dialekte, wie sie namentlich Franz Pfeiffer gepflegt hat, von besonderem Werth. Unter den neueren dahin einschlagenden Arbeiten nennen wir als Beispiel Heinrich Rückert's

---

1) Geb. 1814 zu Koburg, stud. 1835 fg. zu Heidelberg und Göttingen Philologie, bereist 1840—42 Deutschland, Italien und die Schweiz zu wissenschaftlichen Zwecken, wird 1853 Bibliothekar, 1865 zweiter Vorstand des Germanischen Museums zu Nürnberg. — 2) Gegründet wurde diese Zeitschrift durch Joh. Anselm Pangkofer, aber schon nach Erscheinen des ersten Doppelheftes starb dieser (1854), und nun übernahm Frommann die Zeitschrift und gab ihr durch seine treffliche Leitung und seine fortlaufenden Zugaben die hervorragende wissenschaftliche Bedeutung. (Vgl. die deutschen Mundarten. Erst. Jahrg. S. 99 fg. u. S. 93 fg.). — 3) Geb. 1823 zu Reichenbach in Schlesien, stud. 1842—46 zu Breslau und Berlin Philologie, habilitiert sich 1847 in Halle für deutsche Sprache u. Lit., wird 1849 außerord. Prof. in Berlin, 1850 ord. Prof. in Krakau, 1851 in Graz, 1861 in Kiel (Brockhaus, Real-Encykl. (11), XV. 358).

eindringende Darstellung der schlesischen Mundart im Mittelalter (1866 fg.) [1]). Ebendahin gehören manche von den Glossaren zu älteren deutschen Texten, so namentlich die schon früher erwähnten zu den Chroniken der deutschen Städte [2]). Es liegt in der Natur der Sache, daß sich hier die Forschungen über die älteren geschriebenen Sprachen und die neueren Volksmundarten berühren. Fast in allen wissenschaftlichen Leistungen über Volksmundarten ist dies der Fall. So in den trefflichen lexikalischen Arbeiten von A. F. C. Vilmar über die kurhessischen (1868) und von Matthias Lexer über die kärntischen Mundarten (1862). Vor allem kann die wissenschaftliche Darstellung der mundartlichen Grammatik des Zurückgehens auf die ältere, schriftlich überlieferte Sprache nicht entbehren. Wie in Weinhold's umfassendem Werk, so sehen wir daher auch in den wahrhaft wissenschaftlichen Arbeiten über die Grammatik einzelner Mundarten diesen Weg eingeschlagen. So in K. Nerger's Grammatik des meklenburgischen Dialektes (1869). — Neben der wissenschaftlichen Erforschung der Mundarten setzt sich auch in neuerer Zeit die bloße Aufzeichnung mundartlicher Proben mit Hinzufügung populärer Erklärungen fort. Ein umfangreiches und als Stoffsammlung dankenswerthes Unternehmen der Art sind „Germaniens Völkerstimmen" von J. Matthias Firmenich (1843 fg.). Wir dürfen hier natürlich keine Aufzählung der überreichen mundartlichen Literatur geben, verweisen vielmehr in dieser Beziehung auf die bibliographischen Zusammenstellungen Hoffmann's von Fallersleben (1836) [3]) und Paul Trömel's (1854) [4]), sowie auf deren Fortsetzungen von Frommann [5]), Jos. Max. Wagner [6]), Bartsch [7]) u. A. [8]). Wir erwähnen nur

1) Zeitschr. des Vereins für Gesch. Schlesiens Bd. VII fg. Vgl. auch H. Rückert in der Zeitschr. f. deutsche Philol. I. (1869), 199 fg. — 2) S. o. S. 691. 711. — 3) Die deutsche Philol., 1836, S. 171 fg. — 4) Anzeiger für Bibliographie — her. von Jul. Petzholdt, Jahrg. 1854. — 5) In Frommann's Deutschen Mundarten 1854 fg. — 6) Ebend. 1859, 380 fg. — 7) In Pfeiffer's Germania Bd. VIII. (1863) fg. — 8) Um einen Begriff von der ausgebreiteten Thätigkeit auf diesem Gebiet zu geben, wollen wir außer den bereits früher erwähn-

noch die Versuche, die Verbreitung der deutschen Mundarten cartographisch darzustellen von K. Bernhardi (1844), W. Stricker

---

ten wenigstens noch einige der Männer namhaft machen, die unsre Kenntniß deutscher Mundarten vermehrt haben. Um die niederdeutschen Mundarten machten sich verdient G. Schambach (Göttingen und Grubenhagen 1858), K. Müllenhoff (Holstein 1854), J. Fr. Danneil (Altmark 1859); für Mecklenburg J. Mussäus (1829), J. G. C. Ritter (1832), Jul. Wiggers (1856. 1858), K. Schiller (1862 fg.); ferner Ed. Kruger (Emden 1843), Alb. Höfer (Pommern), J. A. Lehmann (Provinz Preußen), F. Woeste (Westfalen), F. C. Honcamp (Westfalen), Joh. Müller (Hildesheim 1855), Tiling und A. (Bremisch niedersächs. Wörterb., VI. Theil 1868 fg.); um das Niederrheinische Joh. Müller und W. Weitz (Aachen 1836. 58), J. Gering (Kleve 1843). Für die friesischen Mundarten waren thätig Cirk H. Stürenburg (Ostfries. 1857), Enno Hektor (Ostfries.), Chrn. Johansen (Nordfries. 1862). Beiträge zur Kenntniß der schwäbischen und alemannischen Mundarten lieferten J. Chrb. Schmid (Schwäb. 1831), Adelb. von Keller (Schwäb. 1855), Mor. Rapp (Schwab. 1855), Ant. Birlinger, (Augsburg 1862 fg., Alemann. 1868), Aug. Stöber (Elsaß), Vonbun (Vorarlberg), Alb. Schott (Monte Rosa 1840. 42). Insbesondere sind hier noch hervorzuheben die Verdienste der Schweizer um die Erforschung ihrer Mundarten. Wir erwähnen vor allen Tit. Tobler (Appenzell 1837), dann F. Zyro (Bern) J. C. Mörikofer (1861), L. Tobler (Saanen) u. A. Eine über das ganze Land verbreitete Gesellschaft sammelt dort systematisch für die Darstellung der Mundarten und hat (durch Fritz Staub) eine anziehende Probe ihrer Thätigkeit gegeben in der Schrift: Das Brot im Spiegel schweizerdeutscher Volkssprache und Sitte (1868). Im Uebrigen verweisen wir auf den „Rechenschaftsbericht des Schweizerischen Idiotikons an die Mitarbeiter abgestattet von der Central Commission im Herbst 1868.“ Für die bayerisch-östreichischen Mundarten waren thätig J. B. Schöpf und Ant. J. Hofer (Tirol 1862—66), K. Loritza (Wien 1847), Ign. Frz. Castelli (niederöstr. 1847), Hugo Mareta (östr. 1861 fg.), Ign. Petters (Deutsch Böhmen), F. v. Schönwerth (Oberpfalz 1869). Beiträge zur Kenntniß der Mundarten des mittleren Deutschlands lieferten K. Regel (Ruhla 1868), G. Brückner (Henneberg 1843), F. Sterzing (Henneberg), A. Schleicher (Sonneberg 1858), G. K. Frommann (Nürnberg 1857), P. Klein (Luxemburg 1855), Gangeler (Luxemburg), K. Gottl. Anton (Lausitz 1825—39), Gottl. Stier (Sächs. Kurkreis 1862), J. B. Sartorius (Würzburg 1862), Jos. Kehrein (Nassau 1862), Schwalb (Saar 1833 fg.), J. Wegeler (Coblenz 1869), C. Wilcker (zum Hess. u. Thüring. 1868). — Die Mundarten der

(1849), Berghaus (1847 fg.) und Kiepert (1848 fg.) und Rich. Böckh's treffliche Untersuchungen über „der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten" (1869).

Die deutsche Mythologie.

Wir haben gesehen, wie durch Grimm's deutsche Mythologie diese Wissenschaft eigentlich erst geschaffen wurde, und wie dann Simrock auf der Grundlage von Grimm's Forschungen die deutsche Mythologie in Verbindung mit der nordischen darstellte. Durch Grimm's Schriften wurde eine ausgebreitete Thätigkeit auf dem Gebiet der germanischen Mythologie hervorgerufen, indem man einerseits der Mythologie selbst erneute Untersuchungen widmete, andrerseits die Sagen und Märchen des deutschen Volkes sammelte.

Von unberechenbarem Einfluß auf die Erforschung der germanischen Mythologie war der wichtigste Fortschritt, den die indische Philologie im letzten Menschenalter gemacht hat. Während diese sich früherhin fast nur mit den epischen oder noch jüngeren Dichtungen beschäftigte, wandte sie nun ihre Thätigkeit der Herausgabe und Untersuchung der Vedas zu. Durch Max Müller, Albrecht Weber, Theod. Aufrecht, Theod. Benfey, R. Roth u. A. wurde ein großer Theil jener ursprünglichsten Religionsurkunden des indischen Volkes veröffentlicht. In ihnen lagen nun die ältesten Schöpfungen des indogermanischen Geistes vor, und wenn sie auch zunächst nur dem indischen Volke angehören, so stehen sie doch der Urzeit des noch vereinigten indogermanischen Stammes bedeutend näher, als die Aufzeichnungen irgend eines anderen Volkes [1]. Auf sie gestützt

---

Deutschen in Ungarn behandelte K. J. Schröer (1858 fg.); die der siebenbürgischen J. K. Schuller (1840 fg.), Jos. Haltrich, J. Mätz, die der Sette Commune (außer Schmeller): Jos. Bergmann (1848 fg.); die der Gottscheewer, K. J. Schröer (1868); die der Luserner Ign. Zingerle (1869); das Deutsche im Großherzogthum Posen Theodor Bernd (1820); das Deutsche in Livland W. von Gutzeit (1864). — 1) Welche Bedeutung die religiösen Schriften der alten Eranier, wie sie uns durch die Arbeiten Burnouf's, Justus Olshausen's, Spiegel's, Jos. Müller's, Westergaard's, Theod. Benfey's,

konnte man daher den Versuch einer vergleichenden Mythologie der indogermanischen Völker wagen, und zwar mit günstigeren Aussichten, als dies früherhin von William Jones und Anderen bei noch ganz unzureichenden Mitteln geschehen war. Die hauptsächlichsten Vertreter dieser Wissenschaft sind Adalbert Kuhn in Berlin und Max Müller in Oxford. Nachdem der erstere in einer Reihe von Abhandlungen, die theils in seiner eigenen, theils in Haupt's Zeitschrift erschienen, einzelne indogermanische Mythen vergleichend besprochen hatte, veröffentlichte er 1859 seine scharfsinnige Schrift über die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks. Max Müller legte seine geistvollen und aus der umfassendsten Kenntniß der Vedas geschöpften Ansichten theils in einer Reihe später (1867) gesammelter Abhandlungen, theils (1864) in der zweiten Folge seiner Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache nieder.

Eine ausgebreitete und sehr verdienstliche Thätigkeit wandte sich dem Sammeln der Sagen und Märchen des Volkes zu. Nach dem Vorbild der Brüder Grimm suchte man, mit möglichster Treue und mit Ausschluß jeder eigenmächtigen Zuthat in den verschiedenen Gegenden Deutschlands zu sammeln, was sich an Sagen, Märchen und alten Gebrauchen unter dem Volke erhalten hat. Man konnte aber dabei, je nach der Absicht des Sammlers, einen doppelten Zweck im Auge haben, erstens nämlich den, durch diese einfache und echte Poesie alle die zu erfreuen, die sich den Sinn dafür bewahrt haben, und zweitens den, Material für die mythologische Forschung zu bieten. Wird nur das erste Erforderniß: Treue der Wiedergabe, gewahrt, so werden sich zwar beide Absichten immer in die Hände arbeiten. Aber doch wird es nicht gleichgültig sein, von welcher Anschauung man ausgeht. Als ein Muster der Gattung, welche im Geist der Brüder Grimm Poesie des Volkes sucht und zugleich reichen Stoff für die Mythologie findet, nennen wir die „Sagen,

Ferd. Justi's, M. Haug's u. A. auszeichnen werden und, mittelbar oder unmittelbar auf die Religion der Germanen haben, wird die weitere Forschung lehren.

Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig Holstein und Lauenburg" von Karl Müllenhoff (1845). Dagegen gehen Adalbert Kuhn in den „Märkischen Sagen und Märchen" (1843) und in den „Westfälischen Sagen, Gebräuchen und Märchen" (1859) und Kuhn und W. Schwartz in den „Norddeutschen Sagen, Märchen und Gebräuchen" (1848) vorzugsweise darauf aus, Spuren des alten Glaubens in den Ueberlieferungen des Volkes zu finden. — Um die Verbreitung und die verschiedenen Spielarten eines Volksglaubens kennen zu lernen, ist die möglichste Vollständigkeit der Sammlungen von großem Werth. Einen sehr verdienstlichen Versuch der Art macht W. Mannhardt in seinem Roggenwolf (1866)[1].

Wenn Märchen und Sagen für die Erforschung des vorchristlichen Volksglaubens verwendet werden sollen, so ist natürlich die erste Vorfrage, ob dieselben wirklich uraltes Eigenthum des Volkes oder ob sie nicht etwa erst in späterer Zeit aus der Fremde eingeführt sind. Im letzteren Fall ist die Annahme, daß sie Reste der einheimischen Mythe seien, selbstverständlich ausgeschlossen. Von

---

1) In Bezug auf die Literatur der deutschen Sagen und Märchen verweise ich auf Simrock's Handbuch der deutschen Mythol. (3) Bonn 1869, S. 8 fg. Um einen Begriff von der ausgebreiteten Thätigkeit auf diesem Gebiet zu geben, füge ich aus Simrock zu den schon oben genannten auch die Namen der übrigen Männer bei, die sich um dies Gebiet verdient gemacht haben. J. W. Wolf (niederländ. Sagen 1843 u. A.), Bernh. Baader (Baden), F. Panzer (Bayern), K. v. Leoprechting (Lechrain), F. Schönwerth (Oberpfalz), W. Börner (Orlagau), Reusch (Preuß. Samland), J. F. L. Woeste (Grafsch. Mark), Herm. Harrys (Niedersachs.), J. F. Vonbun (Vorarlberg), Emil Sommer (Thüringen), L. Bechstein (Thüringen, Franken, Oestr.), Adalb. v. Herrlein (Spessart), Ign. Zingerle (Tirol), J. N. v. Alpenburg (Tirol), Th. Vernaleken (Alpen. Oestr.), E. L. Rochholz (Schweiz), L. Curtze (Waldeck), J. H. Schmitz (Eifel), Jos. Haltrich (Siebenbürgen), E. Meier (Schwaben), F. Müller (Siebenbürgen), Ant. Birlinger (Schwaben), H. Pröhle (Harz), E. Deecke (Lübeck), A. Stöber (Elsaß), J. V. Grohmann (Böhmen und Mähren), K. Haupt (Lausitz), A. Witzschel (Thüringen), A. Lütolf (Schweiz).

epochemachender Bedeutung waren in dieser Beziehung Theodor Benfey's Untersuchungen über die Verbreitung der indischen Märchen, die er in den Zugaben zu seiner Uebersetzung des Pantschatantra (1859) niederlegte und in denen er nachwies, daß ein sehr großer Theil unsrer Märchen und Novellen erst während des Mittelalters durch Uebertragung aus Indien nach Europa gelangt ist. Seitdem ist die Frage nach dem Ursprung und der geschichtlichen Verbreitung dieser Erzählungen in den Vordergrund getreten und die größte Vorsicht bei Benutzung derselben für mythologische Zwecke als oberstes Gebot anerkannt worden. Doch wird dabei zweierlei nicht außer Acht zu lassen sein. Erstens, daß neben jenem fremdländischen Zufluß sich die einheimische Sage aus uralter Zeit erhalten hat; und zweitens, daß zwar nicht für die Mythenforschung, wohl aber für die Geschichte der Poesie eine sehr wesentliche Frage die ist, in wie weit auch jene aus der Fremde eingeführten Erzählungen durch die dichtende Kraft des deutschen Volkes zu deutschen Erzeugnissen umgebildet worden sind [1].

Wir sehen, das Gebiet der deutschen Mythenforschung ist ein nach den verschiedensten Seiten hin noch lange nicht erschöpftes. Fragen von unabsehbarer Tragweite harren noch ihrer Lösung. Aber dies hindert nicht, die sehr verdienstlichen Leistungen, die wir auf diesem Gebiet bereits besitzen, gebührend anzuerkennen. Wir heben hier nur die Arbeiten von K. Weinhold, K. Müllenhoff, W. Müller, W. Schwartz, W. Mannhardt [2]) hervor.

---

1) Hier schließen sich die Untersuchungen über die Literatur der Novellen u. s. f. an die über die Märchen und Sagen an. Ein Gebiet, um dessen Erforschung sich die Brüder Grimm, Uhland, F. H. von der Hagen, Valentin Schmidt, K. Simrock, Maßmann, Fel. Liebrecht, Reinhold Köhler und Andere verdient gemacht haben. — 2) Die Zahl der Männer, die sich auf Grimm's Spur in der germanischen Mythenforschung versucht haben, ist eine sehr große. Nicht wenige von den Sammlern deutscher Sagen und Märchen, die in einer früheren Anmerkung (S. 727) aufgeführt worden sind, haben es zugleich auf Beiträge zur deutschen Mythologie abgesehen, und neben ihnen haben so manche Andere dies Gebiet an-

Die germanische Philologie in den Niederlanden, in England und in Skandinavien.

Wir müssen uns hier vor allem dessen erinnern, was wir gleich am Beginn unsres Werkes gesagt haben, daß wir nämlich nicht die Geschichte der germanischen Philologie bei den Niederländern, Engländern und Skandinaviern schreiben wollen, sondern daß wir jene Völker nur insofern in unseren Bereich ziehen, als ihre Leistungen einen wesentlichen Einfluß auf die Entwickelung unsrer Wissenschaft in Deutschland gehabt haben. Wir haben gesehen, in welchem Maß die deutsche Wissenschaft im 17. und 18. Jahrhundert, ja bis in den Beginn unsres Jahrhunderts hinein von den Arbeiten der niederländischen, englischen und skandinavischen Forscher bestimmt worden ist. Trotz der sehr verdienstlichen Leistungen unsrer Gelehrten und ihres theilweisen Einflusses auf die außerdeutschen Arbeiten konnten wir doch nicht verkennen, daß bald Niederländer oder Engländer, bald Schweden oder Dänen uns in der Erforschung der altgermanischen Sprachen voraus waren. In unserem Jahrhundert hat sich dies Verhältniß umgekehrt. Durch J. Grimm's bahnbrechende Arbeiten ist Deutschland auf dem Gebiet unsrer Wissenschaft an die Spitze getreten. Nicht als wenn die anderen Völker nicht gleichfalls sehr bedeutende Leistungen aufzuweisen hätten. Im Gegentheil, gerade das ist das Erfreuliche an dem gegenwärtigen Zustand unsrer Wissenschaft, daß die verschiedenen germanischen Völker in edelem Wetteifer an dem gemeinsamen Ausbau derselben arbeiten. Aber so werthvoll auch die Bereicherungen sind, die wir von den Skandinaviern, Engländern und Niederländern erhalten, so werden wir doch ohne Selbsttäuschung sagen können, daß der Einfluß, den die deutsche Wissen-

---

gebaut. Wir nennen nur beispielsweise F. Panzer, E. L. Rochholz, Hugo Wislicenus, Wolfg. Menzel, Theophil Rupp, Anton Quitzmann.

schaft gegenwärtig auf die übrigen Völker übt, größer ist, als der entgegengesetzte.

In den Niederlanden erhielt die Erforschung der alten einheimischen Sprache und Literatur durch die deutsche Wissenschaft einen neuen Aufschwung. Hier, wie überall, waren es vor allem J. Grimm's Arbeiten, die für die neue Forschung die Grundlage boten. Außer seiner Grammatik regte noch insbesondere seine Ausgabe des Reinaert (1834) den Eifer für die mittelniederländische Dichtung an. Neben Grimm hatten vorzüglich zwei deutsche Gelehrte einen unmittelbaren Einfluß auf die niederländische Forschung: Hoffmann von Fallersleben und Mone [1]). In den südlichen Niederlanden, wo die Theilnahme an der einheimischen Forschung seit lange geschlummert hatte, verband sich jetzt das Interesse an der älteren niederländischen Dichtung mit dem Kampf für die lebende vlaemische Volkssprache. Dieselben Männer, welche in Flandern und Brabant das Recht der einheimischen vlaemischen Sprache gegen die Uebergriffe des Französischen vertheidigten, förderten auch die Herausgabe und das Verständniß der alten mittelniederländischen Dichtungen. An ihrer Spitze stand der treffliche J. F. Willems († 1846), neben welchem Ph. Blommaert, C. P. Serrure, J. H. Bormans, F. A. Snellaert, J. David († 1866) u. A. für die Herausgabe mittelniederländischer Quellen thätig waren. — Wie in den südlichen Niederlanden, so erwachte auch in den nördlichen ein neuer Eifer für das Studium der einheimischen Sprache und Literatur, und zwar hier in streng wissenschaftlicher Weise und im ausgesprochenen Anschluß an die deutsche Forschung [2]). Vor allen ist hier zu nennen M. de Vries. Durch seine gelehrten Arbeiten und als Lehrer der niederländischen Sprache und Literatur an der Universität Leiden gründete er eine neue Epoche der einheimischen Wissenschaft. Unter den ersteren nennen wir seine Ausgabe von Jacob's van

1) Vgl. die Inleiding zu Jacob van Maerlant's Spiegel historiael, uitg. door M. de Vries en E. Verwijs, S. 1. — 2) Vgl. E. Martin in der Zeitschr. f. deutsche Philol. 1, 158.

Maerlant Spiegel historiael, die er (1863) in Verbindung mit E. Verwijs besorgte, sein mittelniederländisches Wörterbuch (1864 fg.) und das von ihm und L. A. te Winkel († 1868) herausgegebene (neu)niederländische Wörterbuch 1864) fg. Neben de Vries nimmt W. J. A. Jonckbloet, namentlich auf dem Gebiet der mittelniederländischen Literaturgeschichte eine hervorragende Stelle ein. Außer ihnen können wir noch eine Reihe anderer Mitarbeiter nennen, wie A. C. Oudemans, P. J. Harrebomée, den trefflichen Sammler der niederländischen Sprichwörter, u. A. Zugleich erwähnen wir hier die fortdauernde Thätigkeit der Friesen auf dem Felde ihrer Sprache und Geschichte.

In England macht sich auf dem Gebiet der germanischen Philologie ein doppelter Einfluß geltend: der skandinavische und der deutsche. Der skandinavische durch Rask, der deutsche durch Grimm. Im J. 1830 übersetzt Benj. Thorpe Rask's angelsächsische Grammatik in's Englische, und noch im J. 1865 läßt er eine verbesserte Ausgabe dieses Werks erscheinen. Ebenso findet Rask's isländische Grammatik (1843) einen Uebersetzer in G. Webbe Dasent, und noch mehrere andere englische Arbeiten schließen sich unmittelbar an Rask an. Andrerseits ist der bedeutendste englische Forscher auf diesem Gebiet, J. Mitchell Kemble († 1857) nicht nur ein Verehrer, sondern auch ein persönlicher Schüler J. Grimm's, und Kemble's Ausgaben des Beovulf (1833. 1835) sind für die germanische Philologie in England epochemachend. Jedenfalls ist es erfreulich, daß die von Skandinavien und von Deutschland ausgegangene Anregung in Verbindung mit dem alten Trieb, sich mit dem einheimischen Alterthum antiquarisch zu beschäftigen, unsrer Wissenschaft bereits reiche Früchte getragen hat. Eine Reihe von angelsächsischen Denkmälern ist von J. Mitchell Kemble, Benj. Thorpe, J. S. Cardale und Anderen theils zum erstenmal, theils in verbesserter Gestalt herausgegeben worden. Was die grammatische und lexikalische Bearbeitung der angelsächsischen Sprache betrifft, so können J. Bosworth's Leistungen jetzt nicht mehr genügen. Mit besonderem Eifer hat sich die Thätigkeit der englischen Gelehrten den mittleren Zeiträumen ihrer Sprache und

Literatur zugewendet, und es wären hier die Arbeiten von J. O. Halliwell, Thomas Wright, Al. J. Ellis und Anderen zu erwähnen. Eine Entwickelungsgeschichte der englischen Sprache auf Grundlage der neueren Forschungen schrieb (1841) Rob. Gordon Latham. — Neben der einheimischen Sprache und Literatur hat sich die englische Forschung mit Vorliebe dem Skandinavischen zugewandt und auf diesem Gebiet Bedeutendes geleistet. Wir heben hervor die Schriften von G. Webbe Dasent, G. Stephens und insbesondere Richard Cleasby's († 1847) umfassende Vorarbeiten zu einem Wörterbuch der altnordischen Prosasprache.

Unter den Skandinaviern treten in unsrer Periode neben den Isländern, Dänen und Schweden die Norweger mit trefflichen Leistungen auf dem Gebiet unsrer Wissenschaft hervor. Nach der Lostrennung Norwegens von Dänemark (1814) entwickelt sich dort ein starkes und edles Nationalgefühl und in dessen Gefolge ein hoher Aufschwung der einheimischen Sprach- und Alterthumsforschung. An der Spitze stand P. Andr. Munch († 1863); vereint mit ihm sind Rudolf Keyser und K. Unger thätig, denen sich in neuerer Zeit Sophus Bugge würdig anschließt. Einerseits durch gründliche Erforschung der nordischen Sprache, Literatur und Geschichte, andrerseits durch vorzügliche Ausgaben altnordischer Quellen stehen diese norwegischen Gelehrten unter den Germanisten unsrer Zeit mit in erster Reihe. Ohne Vorurtheil nehmen sie an, was ihnen die deutsche Forschung, namentlich J. Grimm bietet. Dabei aber gehen sie ihren selbständigen Weg. Insbesondere bringt Munch ein helleres Licht in die alten skandinavischen Sprachzustände, indem er nachweist, daß das s. g. Altnordische (die Sprache der Edden u. s. w.) nicht die gemeinsame Stammsprache des ganzen skandinavischen Nordens, sondern nur die Sprache der Norweger und Isländer war, während das Altschwedische und Altdänische zwar jenem Altnorwegischen nah verwandt, aber doch davon verschieden war [1]). — Ein sehr brauch-

1) Bei der nahen Verwandtschaft der altskandinavischen Sprachen hatte trotzdem das Isländische den dänischen Sprachforschern einen ähnlichen Dienst

bares Wörterbuch des Altnordischen lieferte Joh. Fritzner. Um die Untersuchung der wichtigen norwegischen Volksmundarten machte sich Ivar Aasen verdient [1]).

Die isländischen Gelehrten stehen auch in unsrer Periode, wie von Anbeginn, in nächster Beziehung zu den dänischen. Kopenhagen bildet den Mittelpunkt für Beide. Man hält hier, den Fortschritten der anderen Völker gegenüber, noch lange an Rask fest. Aber auf der von Rask gelegten Grundlage entwickelt sich eine höchst verdienstliche Thätigkeit für Erforschung der altnordischen und älteren dänischen Sprache und Literatur. Wir nennen hier nur als Herausgeber altnordischer und älterer dänischer Quellen die Isländer Finn Magnusson († 1847), Jon Sigurdsson, Sveinbjörn Egilsson († 1852), Konr. Gislason und Gudbrandr Vigfusson, und die Dänen C. C. Rafn, Svend Grundtvig und P. G. Thorsen. Um genaue Erforschung der altnordischen Grammatik, namentlich der Lautlehre machte sich unter den schon genannten Konr. Gislason, und neben ihm K. J. Lyngby, verdient. Epochemachend für den Sprachschatz der Dichter waren die Leistungen Sveinbjörn Egilsson's, für den der Prosa die Gudbrandr Vigfusson's. Sowohl die sprachliche als die sachliche Seite des skandinavischen Alterthums machte der Däne Niels Matth. Petersen zum Gegenstand seiner Forschung. Der dänischen Sprache widmete Christian Molbech seine Bemühungen.

In Schweden ist es weniger das Altnordische (im engeren Sinne), als das Altschwedische und die Runeninschriften, was die Gelehrten beschäftigt. Als höchst verdienstlich sind hier in ersterer Beziehung zu nennen die Leistungen von J. Er. Rydqvist, K. Säve, Schlyter und Gust. Edv. Klemming; in letz-

---

geleistet, als wenn sie in ihm eine ältere Niederlegung ihrer eigenen Sprache besäßen. S. e. S. 101. — 1) Ueber die irrige Auffassung des deutschen Keyser, als gehöre die altnordische Literatur mehr den Norwegern als den Isländern an, vgl. Konr. Maurer in der Zeitschr. für deutsche Philol. I, 25 fg.

terer die von J. G. Liljegren, Rich. Dybeck, K. Säve und Andr. Uppström[1]). Die grundlegenden Arbeiten des zuletzt genannten auf dem Gebiet der gothischen Textkritik haben wir schon in einem früheren Abschnitt rühmend erwähnt.

Schluß.

Werfen wir noch einen Blick auf die Stellung, welche die germanische Philologie gegenwärtig im Kreise der verwandten Wissenschaften und im Leben einnimmt. Als Theil der gesammten Sprach- und Literaturforschung steht sie in reger Wechselwirkung mit allen philologischen Studien. Vor allen ist es die ihr verschwisterte romanische Philologie, welche die bedeutendsten Anregungen von der germanischen empfangen und ihrerseits wieder manigfach fördernd auf die germanische zurückgewirkt hat. Aber auch mit den anderen Zweigen der indogermanischen Philologie steht die germanische in engster Beziehung. Wie alle philologische Wissenschaft, hat sie sich geschult an der strengen und ausgebildeten Methode der klassischen Philologie. Die Erforschung des Sanskrit und des Zend ist ihr, wie allen indoeuropäischen Studien, gewinnbringend gewesen. Die wissenschaftliche Untersuchung einerseits des Litauischen und der slavischen Sprachen, andrerseits des Keltischen hat auch der germanischen Philologie gedient. Andrerseits haben alle diese Wissensgebiete die unverkennbarsten Einwirkungen von Seite der germanischen Philologie erfahren.

Aber nicht darin allein liegt der Werth der germanischen Philologie, daß sie ein Glied bildet in der Kette der gesammten Sprach- und Literaturforschung. Ihre wesentlichste Bedeutung in unserem Vater-

1) Vgl. Thd. Möbius, Ueber die altnord. Philologie im skandinav. Norden. Lpz. 1864.

land gibt ihr die Stellung, welche sie im Kreise der Wissenschaften einnimmt, deren Gegenstand das deutsche Volk ist. Sie steht in der engsten Beziehung zu dem großartigen Aufschwung, den die Erforschung der deutschen Geschichte nach allen Seiten hin genommen hat. Die Thaten und Schicksale des deutschen Volkes, sein Recht, seine Kunst, seine gesammte Kultur werden in unsrer Zeit mit einer Gründlichkeit erforscht, einer Wärme und Lebendigkeit dargestellt, von der frühere Jahrhunderte kaum eine Ahnung hatten. In diesem Kreise nimmt die Erforschung der deutschen Sprache und Literatur eine der wichtigsten Stellen ein. Nach langen Wanderungen in der Fremde sind wir endlich wieder in unsrer eignen Heimath eingekehrt. Nicht als sollten wir uns abschließen gegen alle übrigen Völker. Ein solches Verfahren könnte nur zu Verkümmerung und Barbarei führen, und Nichts würde so sehr dem Geist und Bildungsgang unseres Volkes widersprechen. Ein Kulturvolk steht im lebendigen Zusammenhang mit den Völkern der Vergangenheit und Gegenwart, auf denen die Entwickelung der Menschheit ruht. Es lernt von ihnen allen und nimmt die überkommenen Elemente in seine Bildung auf.

Bei alle dem aber behauptet ein edles und lebensfähiges Volk seine Eigenart. Auch ihm ist seine Aufgabe in der Geschichte der Menschheit zugewiesen, und um sie zu lösen, muß es die aufgenommenen Bildungselemente in seiner eigenen Weise verarbeiten und mit den ihm eingepflanzten Kräften verschmelzen. Nirgends zeigt sich jene Aufrechthaltung der eigenen Art trotz der manigfaltigsten und tiefsten Einwirkung des Fremden so entscheidend, wie in der Sprache. Auf ihr ruht die Erhaltung des Volkes, und dies um so vorwiegender, wo nicht mehr physische Verwandtschaft und nationale Religion die Gränzen eines Volkes umschreiben. So aber ist es mit den Kulturvölkern unseres Zeitalters. In dem unschätzbaren Werth unsrer Sprache liegt zugleich die hohe Bedeutung, welche die Wissenschaft von dieser Sprache und ihrer Literatur hat. Von den höchsten Spitzen des geistigen Lebens bis in die weitesten Kreise der allgemeinen Volksbildung erstreckt sie ihre Wirksamkeit.

Wer möchte die Wissenschaften, die uns das Wesen und die Entwickelung unseres Volkes aufschließen, gegen einander abwägen, oder der einen den Vorzug vor der anderen ertheilen? Aber wie die Sprache der tiefste Ausdruck unseres Volkes ist, so ist die Wissenschaft von dieser Sprache und den in ihr niedergelegten Geisteswerken gleichsam das Herz der Wissenschaften, die sich die Erforschung unseres Volkes zur Aufgabe gesetzt haben.

Register.

Die sehr zahlreichen Namen der beiden letzten Kapitel, die sich leicht an Ort und Stelle auffinden lassen, sind nur theilweise in das alphabetische Register aufgenommen.

Druck von E. Th. Jacob in Erlangen.

